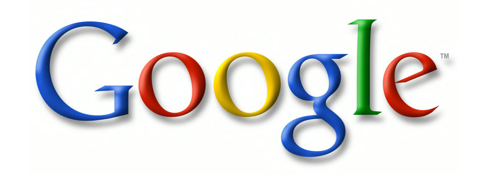
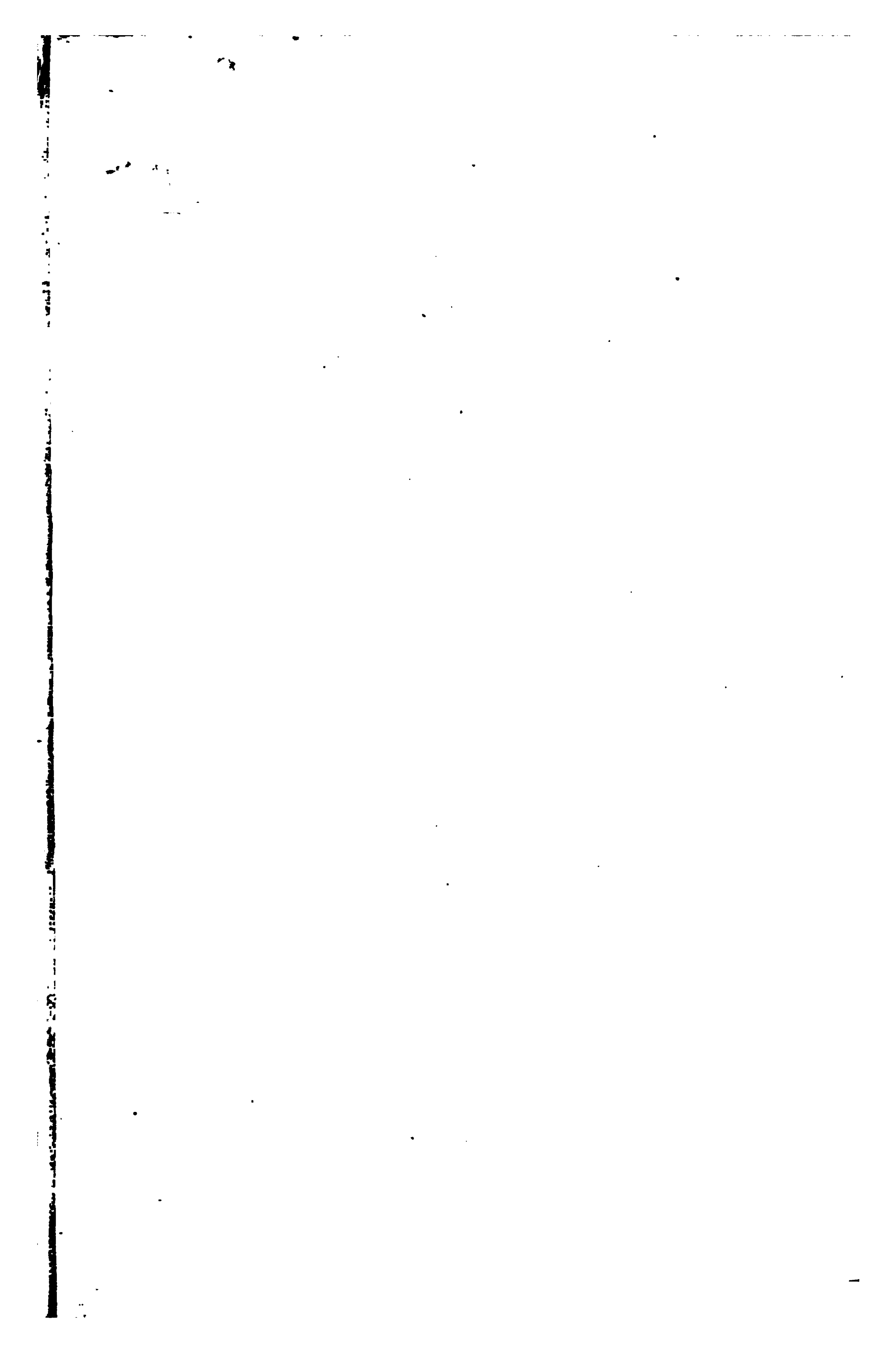






Geschichte der Kriegskunst

im Rahmen der politischen Geschichte.

Von

Hans Delbrück.

Dritter Teil.

Das Mittelalter.



Berlin 1907.

Verlag von Georg Stilke.

Inhalt.

Dritter Teil.

Das Mittelalter.

Erstes Buch.

Karl der Große und seine Nachkommen.

Zweites Buch.

Der vollendete Feudalstaat.

Drittes Buch.

Das hohe Mittelalter.

Viertes Buch.

Das späte Mittelalter.

Fünftes Buch.

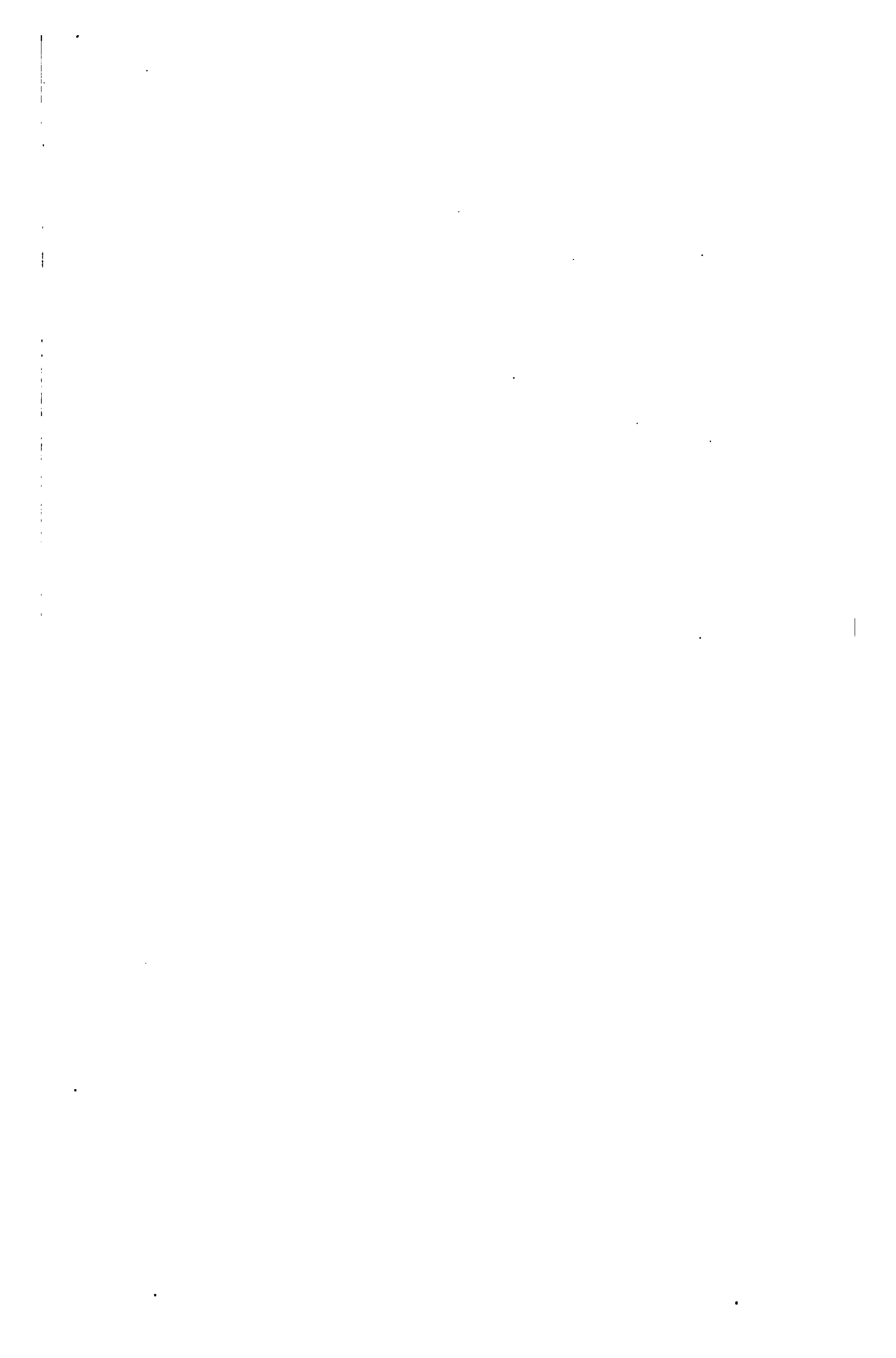
Die Schweizer.

Berichtigung.

Seite 432 Zeile 18 muß das Wort Konroots fortfallen.

Erstes Buch.

Karl der Große und seine Nachkommen.



Erstes Kapitel.

Karl der Große.

Als Kriegerstand hatten sich einst die Germanen in die Provinzen des römischen Weltreichs eingelagert, sie endlich wie eine dünne Schicht, so zu sagen als neue Haut unter ungeheuren Zerstörungen und Schmerzen ganz überzogen und dadurch neue römisch-germanische Staatswesen begründet.

Im fränkischen Reich war in der mit der Gutsleihe verbundenen Vasallität, dem Lehnssystem, die Form gefunden worden, den Kriegerstand dauernd brauchbar zu erhalten, und das karolingische Geschlecht hatte mit dieser Kriegsmannschaft den Staat vor den Muslim gerettet und darauf in einer Arbeit von Generationen neu aufgebaut.

Diese Krieger waren ganz vorwiegend beritten und hatten ihre Verpflegung mitzubringen. Die Ausrüstung auch nur eines einzigen solchen Kriegers ist daher eine sehr schwere Last. In einem der altfränkischen Voksrechte[1]) ist uns der Wert von Waffen und Vieh im einzelnen angegeben; wenn wir diese Zahlen combinieren und danach den Wert einer Kriegerrüstung in Kühen ausdrücken, so ergibt sich folgende Liste:[2])

---

[1]) Lex Ribuaria XXXVI, 11. M. G. LL. V S. 231.

[2]) Eine Kuh ist auf einen Solidus angesetzt. Die Lesart „drei Solidi“, die eine der Handschriften bietet, ist offenbar falsch, da der Ochse mit zwei und die Stute mit drei Solidi berechnet ist. In einem Capitular Ludwigs des Frommen v. Jahre 829 wird einmal eine Kuh gleich zwei Solidi angesetzt.

Der Helm	6	Kühe
die Brünne	12	„
das Schwert mit Scheide	7	„
die Beinschienen	6	„
Lanze mit Schild	2	„
das Streitroß	12	„

Allein die Ausrüstung eines einzigen Kriegers hatte also den Wert von 45 Kühen oder, da drei Kühe gleich einer Stute gerechnet wurden, 15 Stuten, dem Großvieh eines ganzen Dorfes.

Hierzu kam die Verpflegung, der Karren mit dem Zugtier oder das Saumtier, das sie fortschaffte, und der Knecht zu diesem Tier.

Der fränkische Krieger, der von der Loire gegen die Sachsen ins Feld zog, oder vom Main an die Pyrenäen, ist also etwas ganz anderes, als der Krieger der germanischen Urzeit, der es nicht als Last ansah, sondern als Gewinn, sich Waffen zu verschaffen und nur in seiner Nachbarschaft Krieg führte. Der seßhafte Krieger, der wieder in sein Heim zurückkehren will, ist auch ein anderer, als der Krieger der Völkerwanderung, der nicht mehr zurücksah, sondern nur vorwärts. Das karolingische Kriegertum ist ein Stand, der einen kleinen, einen sehr kleinen Bruchteil der gesamten Volksmenge ausmacht, und nur in der Form der Vasallität und des Lehnsbesitzes konnte dieser Stand bestehen und sich erhalten.

Der Uebergang aus dem alten Aufgebot seines Volkes durch den König als Volkshaupt in das Aufgebot von Vasallen mit ihren Untervasallen durch den König als Oberlehnsherrn vollzog sich sehr langsam und wohl auch nicht in allen Gegenden und Reichsteilen gleichmäßig. Die Anfänge der Vasallität sind schon im ersten Jahrhundert des merowingischen Königthums sichtbar, noch unter Karl dem Großen aber ist das Volksaufgebot staatsrechtlich und der Form nach vorhanden, erst unter seinen Enkeln ist es völlig abgestorben und das Kriegswesen beruht ausschließlich auf der Vasallität. Nur im Landsturm, dem Aufgebot zur Verteidigung bei feindlichem Einfall, lebt die alte allgemeine Wehrpflicht dauernd fort.

In den romanischen Gebieten des fränkischen Reiches muß sich diese soziale Schichtung leichter und deutlicher vollzogen haben als

in den germanischen. Die große Masse der Bevölkerung besteht dort noch ganz ebenso wie einst im römischen Reich aus den Kolonen, den hörigen Bauern. Auch die städtische Bevölkerung, die plebs urbana, wird nicht als vollfrei angesehen, und die Handwerker und Krämer waren so wenig Krieger wie die Bauern.[1])

Freie Männer liberi, ingenui, oft auch nobiles genannt, sind allein die Krieger, vorwiegend germanischer Abkunft, die äußerst gering an Zahl,[2]) auf einem Gau von 100 □Meilen nicht mehr als einige hundert, teils auf Kleinbesitz, teils auf Großbesitz, teils auf Eigenem, teils auf Lehen, teils ohne Grundbesitz als Vasallen im Dienste und am Hofe eines Größeren leben.

Daß der freie Mann der Krieger ist und der Krieger der freie Mann, beherrscht den Vorstellungs-Kreis der Zeit so vollständig, daß die Schriftsteller schon des 5. und 6. Jahrhunderts miles schlechtweg für den Laien setzen, dessen Stand sie mit dem des Geistlichen contrastieren wollen,[3]) und wenn wir noch im späten Mittelalter hören, daß in den Rechtsaufzeichnungen der Grafschaft Anjou „franchir" „anoblir" bedeutet, nicht etwa „affranchir" so mutet uns das an, wie eine sprachliche Versteinerung, die noch von einer längst vergangenen Zeit Kunde gibt.[4])

Rein germanisches Gebiet gehörte zum Frankenreiche vor der Incorporation der Sachsen nicht viel. Am Rhein wie in Schwaben und Bayern sind ganz erhebliche Reste der Romanen unter den germanischen Eroberern sitzen geblieben und in demselben sozialen Verhältnis, wie jenseits, im romanischen Gebiet. Aber auch bei

---

[1]) Die plebs urbana wurde in der merowingischen Zeit nicht als vollfrei angesehen. „Wie sich die Freiheitsminderung im rechtlichen Sinne äußerte, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen", sagt Brunner, D. Rechtsg. I, 253. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß es der Unterschied zwischen dem Krieger und Nicht-Krieger ist, um den es sich handelt. Bei Brunner wird das nicht deutlich, weil er in Roths Sinne an eine allgemeine Wehrpflicht glaubt. — Die Kolonen werden nach dem Capitular Mon. Germ., Capitularia Reg. Franc. ed. Boretius 1, 145 zu den Unfreien gerechnet.

[2]) God. Kurth, Les nationalités en Auvergne. Bulletin de la classe des lettres de l'Acad. Belgique 1899 No. 11 p. 769 und 1900 No. 4 S. 224 weist speziell von Auvergne nach, daß sich dort gar keine Franken niedergelassen haben. Auch die großen Familien, die das Grafenamt inne haben, sind dort Romanen. Fast von all' den wenigen Germanen, die in Auvergne auftreten, ist nachweisbar, daß sie nicht dort ansässig gewesen waren; vielleicht einige wenige Westgothen.

[3]) Vielfache Belege bei Guilhiermoz, Essai sur l'origine de la noblesse française p. 490.

[4]) Ancien Coutumier d'Anjou. Citiert Guilhiermoz p. 366.

den Germanen in diesen gemischten Gebieten, und namentlich auch bei den Germanen in den rein germanischen Gebieten, an der Rheinmündung, an der Schelde, in Hessen und am Main, haben sich ähnliche Verhältnisse entwickelt: ein großer Teil der Bevölkerung hat von seiner Vollfreiheit mehr oder weniger eingebüßt und ist aus dem Kriegerstande ausgeschieden. Direkte Beweise haben wir dafür nicht und sehen auch nicht, wann, wie stark und wie schnell sich diese Entwickelung vollzogen hat. Die Tatsache selber aber ist mit Sicherheit zu erschließen, zunächst aus der Einheitlichkeit in dem Charakter der Kriegsverfassung des Gesamtreichs. Aus den Vorschriften über das Heeresaufgebot, die uns urkundlich erhalten sind, ergibt sich, daß die Krieger jedes Gebiets stets ihre ganze Ausrüstung und Verpflegung mitzubringen hatten, und es ergibt sich ferner, daß nicht etwa aus jedem Gebiet nach Einwohnerzahl und Leistungsfähigkeit bestimmte Kontingente gefordert wurden, sondern daß umgekehrt entweder alle oder ein gewisser Teil der vorhandenen Pflichtigen verlangt wurden. Die Voraussetzung war also, daß die kriegspflichtigen Freien ziemlich gleichmäßig über das Land verteilt waren, denn anderenfalls wären ja ganz ungeheuerliche Ungerechtigkeiten entstanden, wenn z. B. ein Gau in Hessen seine erwachsenen Männer fast alle hätte marschieren lassen und ausrüsten sollen, während ein Gau im inneren Gallien, wo über den Kolonen und Städtern nur wenige Vollfreie saßen, nur diese wenigen hätte zu schicken brauchen. Da nun im inneren Gallien bei der Geringfügigkeit der germanischen Einwanderung sicherlich nur wenige Vollfreie in den einzelnen Gauen waren, so muß auch in den östlichen Reichsteilen schon damals die soziale Gliederung sich der westlichen sehr genähert haben.

Noch durch eine zweite indirekte Beweisführung können wir diese Erkenntnis stützen. Wir sehen, daß sogar bei den noch heidnischen Sachsen sich dieselbe Entwickelung vollzogen hatte. Es ist überliefert, daß bei ihnen ein Stand von Minderfreien eine wesentliche Rolle spielt, und unter Ludwig dem Frommen hören wir, daß diese Minderfreien (frilingi et lazzi) eine ungeheure Menge bildeten.[1]) Sie machten im Jahre 842 eine Verschwörung, um die

[1]) Nithard IV, cap. 2.

Rechte, die sie zur Heidenzeit besessen, wieder zu erlangen, den Stellingabund. Man könnte das so verstehen, daß erst die Herrschaft der Franken ihnen die Vollfreiheit genommen, und es ist wohl anzunehmen, daß eine Herabdrückung von Freien in den tieferen Stand durch die Franken tatsächlich stattgefunden — aber die Forderung der Leute geht nicht auf Wiederherstellung ihrer Freiheit, sondern auf Herstellung ihrer alten Standesrechte, die gemindert seien. Es kann also kein Zweifel sein, daß ein großer Stand solcher Minderfreien auch in heidnischer Zeit schon bestand; wir werden darauf bei der Untersuchung der Sachsenkriege noch zurückkommen.

Je geringer die Zahl der Vollfreien durch alle Gaue des Reiches hin war, desto leichter war es möglich, daß die beiden Prinzipien, das ältere, daß der König durch seine Grafen die freien Männer zum Kriege aufbietet, und das neuere, daß der König die Senioren mit ihren Vasallen zum Kriege aufbietet, neben einander hergehen und mit einander streiten. Die endliche und natürliche Lösung ist die, daß von dem alten Stande der Freien diejenigen, die Krieger geblieben, in die Vasallität eingetreten, diejenigen, die Bauern geworden, in einen Status der Minderfreiheit herabgesunken sind, daß also Krieger, die nicht Vasallen waren, nicht mehr existieren. Eine positive Vorschrift, daß jeder freie Mann einen Senior haben solle, ist uns erst von Karl dem Kahlen im Jahre 847 überliefert. Aber noch im Jahre 864 finden wir wieder Vorschriften[1]) und sogar noch im Jahre 884 eine Urkunde[2]), daß ein freier Mann (als solcher, nicht als Vasall) mit den anderen ins Feld ziehen soll. Die Wirklichkeit des Lebens war von solchen Forderungen bereits so weit entfernt, daß Schriftsteller für „kriegerisch" einfach „vasallitisch" sagten.[3])

---

[1]) Schon von Boretius, Beitr. z. Capitul. Kritik, S. 128, für eine bloße Reminiszenz erklärt.

[2]) Cit. Baldamus, Das Heerwesen unt. d. späteren Karolingern. S. 12.

[3]) Hinkmar v. Rheims in der Schrift gegen seinen Neffen, den Bischof von Laon, schreibt (870): „De hoc quippe vitio superbiae descendit quod multi te apud plurimos dicunt de fortitudine et agilitate tui corporis gloriari et de praeliis, atque, ut nostratum lingua dicitur, de vassaticis frequenter ac libenter sermonem habere, et qualiter ageres si laicus fuisses irreverenter referre." Ich entnehme dies interessante Citat der Schrift von Guilhiermoz, Essai sur l'origine de la noblesse française S. 438, wo noch mehr Beispiele für jenen Sprachgebrauch gegeben sind.

Zu Karls des Großen Zeit bestanden tatsächlich noch die beiden diametral einander entgegengesetzten Systeme der Kriegsverfassung nebeneinander. Während der Wortlaut einer Reihe von Bestimmungen keinen Zweifel zu lassen scheint, daß die Masse der freien Männer, wenn auch nicht alle zugleich, so doch abwechselnd den Kriegsdienst versah, bezeugen andere, daß schon damals ausschließlich Vasallen in den Krieg ziehen.

Selbst diejenigen Freien, die Vasallen geworden sind, werden von dem Grafen bei Strafe des Heerbannes aufgeboten, und die Quellen geben uns keinen direkten Aufschluß darüber, wie die beiden Prinzipien praktisch miteinander ausgeglichen worden sind. Da schon so bald nach des großen Kaisers Hinscheiden das Vasallitätswesen die Alleinherrschaft errungen hat, so müssen wir annehmen, daß der Kampf, dessen Beginn wir ja schon unter die ersten Nachfolger Chlodwigs setzen müssen, unter Karl bereits im Wesentlichen zu gunsten der Vasallität entschieden war und das Aufgebot der gesamten freien Männer nur noch als Form und in der Theorie, praktisch nur noch in einzelnen Fällen und bei größeren Besitzern bestand. Es war aber nicht bloß Zähigkeit der überlieferten Rechtsformen, die das allgemeine Aufgebot formell so lange am Leben erhielt, sondern auch ein positives, sehr starkes Motiv. Man hielt so lange daran fest, weil das Aufgebot die einzige Form war, in der sich ein freier Germane zu einer Staatsleistung, namentlich einer Steuerleistung (abgesehen vom Gerichtsdienst) heranziehen ließ. Hätte man das Aufgebot fallen lassen, während noch ein Teil der Untertanen weder in die Vasallität getreten, noch zu einem Status der Minderfreiheit herabgedrückt war, so wären diese Untertanen für die öffentlichen Leistungen gänzlich ausgefallen. Karl, und wahrscheinlich schon seine Vorgänger, erließen deshalb Vorschriften, daß die freien Männer, die nicht auszögen, sich je nach ihrem Vermögen zu Gruppen zusammentun und einen von ihnen ausrüsten sollten. Man hat diese Vorschriften bisher so aufgefaßt, daß, wenn z. B. drei Besitzer von je einer Hufe einen ausrüsten sollen, sich das auf die vollständige Versorgung, auch mit Proviant und Transportmitteln, beziehe. Man hat aber dabei übersehen, daß eine derartige Leistung viel zu groß ist, um von drei Bauerhufen getragen zu werden. Diese eigent-

liche Heeresversorgung mußte natürlich die ungeheure Masse der Minderfreien und Hörigen liefern, die dazu, sei es von ihren Herren, sei es von den Grafen, herangezogen wurden. Die freien Männer, deren Besitz nicht über ein oder zwei gewöhnliche Bauernhufen hinausging und die einen Standesgenossen unterstützen sollten, leisteten entweder nur eine Geldzahlung oder gaben ein Rüstungs- oder Kleidungsstück für seine persönliche Ausstattung. Auch das werden sie schon ungern genug getan haben, denn bei ihrem sehr niederen wirtschaftlichen Status war jedes Waffenstück, jedes Stück Lederzeug oder Tuch, jeder Schinken oder Käse, der ihnen abverlangt wurde, ein wesentliches Objekt. Das wesentlichste und kostbarste Stück der ganzen Ausrüstung aber war, da wir uns die eigentlichen Krieger ja als Reiter vorzustellen haben, das Pferd. Fast Jahr für Jahr ging man in den Krieg, und oft genug wird der heimkehrende Krieger sein treues Roß auf der weiten Fahrt haben drangeben müssen und es nicht mit zurückgebracht haben. Der Krieg kostet immer Pferde, noch viel, sehr viel mehr als Menschen. Ein Bauer ist aber nicht in der Lage, alle paar Jahre ein brauchbares Kriegsroß zu stellen. Die meisten Bauern besitzen überhaupt keine Pferde, am wenigsten brauchbare Kriegspferde, sondern arbeiten mit Ochsen oder Kühen.

Die Vorschriften der karolingischen Könige über die Gruppenbildung der freien Männer, die immer einen von sich in den Krieg schicken sollen, ist daher wesentlich als eine maskierte Steuerumlegung aufzufassen. Es ist in den meisten Fällen nicht ein wirkliches Aufgebot, sondern ein Rechtstitel für den König, von diesen freien Männern Leistungen zu fordern, und zugleich eine Einschränkung dieses Rechts gegen ganz willkürlichen Mißbrauch durch die Beamten. Wenn jene beispielsweise genannten drei Hufner einen von sich in der üblichen Weise ausgestattet, oder, was sie wohl meist vorzogen, die Ausrüstung geliefert hatten, die der Graf dann einem seiner Vasallen zuwandte, oder eine entsprechende Ablösung dafür, so hatten sie das Ihrige getan und der Graf konnte nichts weiter von ihnen verlangen.

Wir finden königliche Erlasse über diesen Gegenstand, die sehr genau zu sein scheinen. Im Jahre 807 wird für die Landschaft westlich der Seine einmal vorgeschrieben, daß, wer 5 oder 4 Hufen

im Eigentum habe, selbst ausziehen solle; zusammentun sollen sich je zwei, die 2 Hufen haben, oder einer zu zwei, einer zu einer Hufe; je drei, die eine Hufe haben; zwei zu einer Hufe zusammen mit einem noch kleineren Besitzer; Halbhufner sollen je 6 einen ausrüsten. Nicht-Grundbesitzer sollen sechs, die je fünf Pfund besitzen, einen ausrüsten und ihm 5 Solidi geben. So specialisiert das ist, so darf man sich doch nicht täuschen lassen, als ob mit solchen Vorschriften so sehr viel gesagt sei. Zunächst nach oben hin, den höheren Behörden gegenüber, so gut wie nichts. Man stelle sich eine Verwaltung vor, deren Spitzen sämtlich der Schriftsprache entbehren, die für jede Urkunde, jede Liste, jeden Bericht, jede Rechnung auf ihren Schreiber als Uebersetzer angewiesen sind. Es war für die Central-Regierung schlechterdings unmöglich, eine zuverlässige Vorstellung davon zu gewinnen, wie viel Männer und mit wie viel Besitz in jedem Gau vorhanden seien. Als unter König Eduard III. das englische Parlament einmal beschloß, eine Steuer nach einem neuen Modus auszuschreiben, ging es bei der Berechnung des zu erwartenden Betrages von der Annahme aus, daß das Königreich 40 000 Pfarreien habe; nachher stellte sich heraus, daß es noch nicht 9000 waren.[1]) Die Zahl der Ritterlehen schlug man auf 60 000, andere, auch königliche Minister, schlugen sie auf 32 000 an und in Wirklichkeit waren es keine 5000. Dabei hatte, wie wir noch sehen werden, England eine wirkliche Centralverwaltung, das Frankenreich hatte sie nicht, so daß aus ihm auch nicht einmal Schätzungen überliefert sind, die uns als Beispiel dienen könnten. Aehnliche Belege, wie wir sie aus der englischen Geschichte herausgegriffen haben, daß mittelalterliche Verwaltungen schlechterdings jeder Einsicht in die höheren Zahlen-Verhältnisse des Staatswesens entbehrten, werden uns im Laufe dieses Werkes noch viele begegnen.

Unter Ludwig dem Frommen scheint man im Jahre 829 einen Versuch gemacht zu haben, eine Art Stammrolle mit Vermögensangabe für das Reich anzulegen. In vier verschiedenen Ausfertigungen ist uns dieses Gesetz erhalten, aber charakteristischer Weise sind diese vier Ausfertigungen in allen ihren Einzelheiten ganz verschieden ausgefallen. In der einen fehlt der Fall, daß sich zwei,

[1]) Maitland, Domesday Book and beyond (1891) S. 511.

in der anderen der, daß sich sechs zusammentun sollen, in der dritten ist nur die Gruppenbildung zu dreien erwähnt, in der vierten ist über die Gruppenbildung überhaupt nichts vorgeschrieben.

Die Erklärung wird sein, daß bei der Einschätzung und Einteilung in Gruppen überhaupt dem discretionären Ermessen und der Willkür ein so großer Spielraum blieb, daß selbst solche Differenzen im Regulativ nichts ausmachten. Allenthalben werden gewisse Schablonen und Schätzungen überliefert gewesen sein, die nun fixiert wurden. Auch wenn man die Vorschrift — was zu bezweifeln — wirklich ausgeführt hat, wird man nicht weit damit gekommen sein, denn selbst wenn man ein so riesiges Werk einigermaßen zuverlässig zu stande brachte, so paßte es doch nur für den Augenblick: in wenigen Jahren war durch Todesfälle und Erbgänge wieder alles verschoben. Aber selbst im ersten Jahr nützte es sehr wenig, weil für den Auszug doch auch die persönlichen Verhältnisse, namentlich der Fall der Krankheit, sehr stark in Betracht kamen und von oben nicht zu controllieren waren. Endlich aber konnte es überhaupt nicht in der Absicht des Gesetzes und des Staatsoberhauptes liegen, den Grundsatz, „jeder Freie marschiert" oder „jede vorgeschriebene Gruppe von Freien schickt einen Mann" wörtlich zur Ausführung bringen zu lassen. Denn die Voraussetzung dafür wäre die wirklich gleichmäßige Verteilung der Freien über alle Gaue nach ihrer Leistungsfähigkeit gewesen. Schon eine geringe Ungleichmäßikeit in dieser Verteilung hätte bei der steten Wiederholung der Kriegszüge und der Kriegslast eine sehr schwere Prägravation der zufällig von mehr Freien bewohnten, also besonders der stärker germanischen Gaue ergeben. Im römischen Reich hatte einst die Centralbehörde, der Senat, die Kriegslast auf Grund sorgfältig geführter Censuslisten in den Gemeinden immer neu repartiert. Ueber einen solchen Verwaltungsapparat verfügte das Imperium Karls des Großen nicht. Hier mußte das Wesentliche zuletzt trotz gewisser regulativer Vorschriften von oben und trotz der Inspection durch die Waltboten (Missi) doch dem discretionären Ermessen der Grafen überlassen bleiben. Kam das Heer zusammen, so überschaute der Kaiser oder sein Feldherr die einzelnen Contingente und erkannte bei der geringen Zahl ohne Schwierigkeit, wer eine gut gerüstete Mannschaft in normaler Zahl und wer

etwa weniger oder weniger gut aussehende Gefolgsleute hinter sich hatte. Vorschriften über die Stellung einer bestimmten Zahl von Kriegern[1]) finden wir auch im ganzen späteren ritterlichen Mittelalter nur sehr selten und das ist ganz natürlich, da eben die Qualität, die man weder zählen noch messen kann, in diesem Kriegertum die Hauptsache ist. Die Form, in der der Monarch auf volle Contingente drückt, ist immer die, daß er verlangt, alle Pflichtigen sollen kommen. Auch hieraus glaube ich schließen zu können, daß man im Grunde an die freien Männer, die dem Wortlaute nach aufgeboten wurden, kaum dachte, denn trotz allem, was wir oben ausgeführt haben, müssen doch noch immer starke Ungleichheiten in der Verteilung der Freien über das Land bestehen geblieben sein. Dagegen läßt sich annehmen, daß die Vasallen tatsächlich ziemlich entsprechend der Leistungsfähigkeit in den verschiedenen Gauen vorhanden waren, und erst dann hatte die Vorschrift, daß alle Männer vom Kriegerstande auch wirklich ausrücken sollten, einen vernünftigen, ausführbaren Sinn.

Nach dem Wortlaut der oben angeführten Capitularien hätten wir anzunehmen, daß die sämtlichen Heerespflichtigen als militärisch gleichwertig angesehen werden und in einem gewissen Turnus abwechselnd ausziehen. Das war vielleicht noch möglich unter den ersten Merowingern, wo die Masse der Franken eben erst den Uebergang aus dem kriegerischen Urzustand in das bäuerliche Leben und den Bauern-Charakter vollzog. Damals mögen zuerst solche Vorschriften über den Auszug erlassen worden sein und sich mit dem wirklichen Leben auch gedeckt haben. In der Zeit aber, aus der uns die Vorschriften erhalten sind, als die Franken schon auf der einen Seite wirkliche Bauern geworden, auf der andern Seite sich die Vasallen als Kriegerstand ausgesondert hatten, da ist das Ausziehen von Bauern im Turnus eine vollständige Unmöglichkeit. Die Lust, Anlage und Fähigkeit zum Kriegertum ist in einer bürgerlich-bäuerlichen Gesellschaft sehr ungleichmäßig und ein tüch-

[1]) Wenn in den Ann. Bertin. z J. 869 berichtet wird, daß Karl der Kahle für die Besetzung eines neu errichteten Kastells von je 100 Hufen einen Gastalden (= Scaramannus, nicht belehnter Krieger) und von je 1000 Hufen einen Wagen mit zwei Ochsen verlangt, so ist ja auch damit keine bestimmte Zahl gegeben, da man am Hofe nicht weiß, wieviel Hufen in einer Grafschaft sind. Es ist also nur ein ganz ungefährer Anhalt, analog dem Gruppen-Aufgebot.

tiger Krieger aus bloßer Naturanlage sehr selten. Das vorgeschriebene Kontingent (von den Abweichungen in den einzelnen Bestimmungen dürfen wir absehen) ist noch erheblich geringer, als die dort erscheinenden Zahlen auf den ersten Blick ergeben. Die große Masse sind natürlich nicht die Mehr-Hufen-Besitzer, sondern die Hufner und Halbhufner; auf der Hufe oder Halbhufe sind aber sehr häufig mehr als ein Mann im kriegsfähigen Alter. Kriegspflichtig sind sie alle, aber die Lasten-Verteilung geht nach dem Besitz. Wenn z. B. auf Grund der Bestimmungen von 807 auch ganz streng ausgehoben wurde, so kommen doch schwerlich mehr als 10% der erwachsenen freien Männer und Jünglinge zusammen. Der Graf aber, der mit wechselnden Zehnteln oder auch Sechsteln oder Vierteln seiner Bauern beim Heere erschienen wäre, würde bei seinem kaiserlichen Herrn und seinen Amtsgenossen wohl einen sehr wunderlichen Eindruck hervorgerufen haben. Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß die kriegerische Brauchbarkeit sich besser bewährt hätte, als wenn später im 30jährigen Kriege in Brandenburg verordnet wurde, daß je ein Dorf oder einige Dörfer zusammen je einen Mann stellen und mit Proviant, Waffen und Munition ausgerüstet zum Sammelplatz schicken sollten: so wenig man im 17. Jahrhundert mit solchem Aufgebot hat etwas ausrichten können, so wenig konnte man es im neunten.[1])

Dem Modus, daß man dem Wortlaut einer Verordnung nach Bürger zum Kriege aufbot, in Wirlichkeit aber auf diesem Wege eine Steuer eintrieb, werden wir das ganze Mittelalter hindurch noch vielfältig und immer von neuem begegnen.

Im vorigen Bande haben wir nachgewiesen, daß bereits spätestens vom Ende des sechsten Jahrhunderts an nicht die allgemeinen Aufgebote, sondern die Vasallen die Entscheidung in den Kriegen der Merowinger gegeben haben; unter den Enkeln Karls des Großen sind auch die letzten Spuren des alten allgemeinen Aufgebots verschwunden. Da ist es sicher, daß nicht zwischendurch

[1]) Ernst Mayer, Deutsche und französische Verfassungsgesch. hat den Widerspruch in der Ueberlieferung wohl erkannt, aber die Lösung, die er Bd. I S. 123 gibt, ist unmöglich. Er will, daß am Rhein, in Bayern und dem gothischen Südfrankreich nur die Germanen ausgezogen seien, zwischen Seine und Loire aber die allgemeine Wehrpflicht auch der Römer bestanden habe. Wie eine solche römische Landwehr sich wohl zwischen den Franken und Gothen ansgenommen hätte!

die Kriegsverfassung wieder auf die Bauernschaft, die längst unkriegerisch geworden war, basiert worden ist.

Wir müssen also die Capitularien Karls des Großen dahin auslegen, daß die Hufenbesitzer oder Hufenbesitzer-Gruppen, falls nicht zufällig einer unter ihnen war, der Neigung hatte in den Krieg zu ziehen, die Ausstattung, die sie zu geben hatten, das adjutorium, einem gräflichen Vasallen zuwandten, der für sie die Kriegspflicht übernahm. Das war für beide Teile, die Bauern, die lieber zu Hause blieben, und den Grafen, der nicht bloß einen bewaffneten Mann, sondern einen tüchtigen, willigen und gehorsamen Krieger haben wollte, eine genehme Auslegung der kaiserlichen Vorschrift. Alle die Wendungen, die so bestimmt zu verlangen scheinen, daß einer der Pflichtigen selbst ins Feld ziehe, sind als bloße Kanzleifloskeln anzusehen, die sich durch die Generationen, vielleicht schon durch die Jahrhunderte so hinschleppten. In Wirklichkeit haben wir es in den Aufgebots-Capitularien mit der Ausschreibung von Kriegssteuern zu tun, die in den verschiedenen Jahren und auch nach den verschiedenen Landesteilen verschieden bemessen wurden. Es war ja naturgemäß, daß die Sachsen für einen Krieg gegen die Sorben oder auch die Böhmen stärker herangezogen wurden als für einen Krieg in Spanien.

Vollends den Ausschlag, daß die Capitularien, die von den Vasallen sprechen, die karolingische Wirklichkeit besser spiegeln, als die, die anscheinend das allgemeine Aufgebot bezeugen, geben die Feststellungen über die Heereszahlen. Je kleiner die Heere sind, desto sicherer ist es, daß sie aus Berufskriegern bestanden; ein Graf der überhaupt nur, sagen wir, 200 Krieger heranführt aus einem Gau, der vielleicht 50000 Einwohner hat, nimmt dazu nicht jedes Jahr 200 andere, sondern hat seinen festen Stamm, von dem er weiß, daß er damit Ehre einlegt.

Die sachlich und namentlich für unsere Erkenntnis wesentlichste Bestimmung des karolingischen Kriegswesens ist die Vorschrift, daß die einzelnen Kontingente ihre gesamten, für einen ganzen Feldzug nötigen Vorräte und Gebrauchsgegenstände von Hause mitbringen und bei sich führen sollen. In den alten römischen wie in modernen Heeren, liefert diese Bedürfnisse der Staat, der Kriegsherr legt dafür an passenden Stellen Magazine an, schreibt

Lieferungen aus, kauft Vorräte und schafft sie mit seinen Proviant-kolonnen in die Lagerstätten. Was verzehrt ist, wird durch fort-dauernde, regelmäßige Zufuhr ergänzt. Der karolingische Krieger soll das, was er für den ganzen Feldzug, Hin- und Rückmarsch gebraucht, von Hause mitschleppen. Die Berechnung, die wir über die Größe dieser Leistung bereits im vorigen Bande (S. 455) auf-gemacht haben, führt auf mehr als die ganze Last eines Saum-tieres, die volle Last eines Zugtieres für jeden einzelnen gemeinen Krieger; auch das reicht aber erst, wenn wir uns vorstellen, daß jedes Grafschafts-Kontingent noch eine Herde lebenden Schlacht-viehes mitbrachte. Machen wir uns nun klar, daß diese Krieger sich als einen bevorrechtigten Stand ansahen, in manchen Gegenden schon rundweg die „Edlen" genannt wurden, daß sie aus den Er-oberern hervorgegangen und nicht durch eine strenge Disciplin, wie einst die Legionäre durch ihre Centurionen gezügelt waren, so wer-den wir uns diese Scharen auch in ihren Bedürfnissen als an-spruchsvoll vorzustellen haben. Sie waren nicht zufrieden mit dem bloßen Notdürftigsten und wollten, wenn sie in Wind und Wetter draußen lagen, obgleich gewiß nicht reichlich, doch mit Lagerbedürf-nissen aller Art und auch mit einem guten Trunk versehen sein. Karl der Große verbot durch ein eigenes Edikt (811) das gegen-seitige Zutrinken (ut in hoste nemo parem suum vel quemlibet alterum hominem bibere roget), und wer im Heere betrunken gefunden wird, dem wird zudiktiert, daß er nur Wasser trinken dürfe, bis er sich bessere (quousque male fecisse cognoscat). Wein- und Bierfässer müssen also den karolingischen Kriegern nicht wenige nach-gefahren worden sein; mochten sie sie selbst mitbringen, mochten Kauf-leute das Heer begleiten, die Train-Kolonnen, die solcher Art Heeren folgen, müssen unabsehbar sein. Die Zahl der Begleitmannschaften und Tiere ist um das Mehrfache größer als die Zahl der Krieger, und nimmt mit den Karren und Säumern einen viel größeren Raum auf der Marschstraße ein, als die Gefechtstruppen selber. Diese urkundlich bezeugte Tatsache, daß die karolingischen Heere ihre ganzen Vorräte aus der Heimat für die ganze Dauer des Feldzuges mitbrachten und mitschleppten, ist ein zwingender Be-weis, daß die Heere nur sehr klein gewesen sind. Große Heere mit solchen Kolonnen hätten sich weder bewegen, noch ihre Pferde

und Zugtiere ernähren können. Wir werden annehmen dürfen, daß Karl der Große selten mehr als 5000 oder 6000 Krieger auf einer Stelle beisammen gehabt hat, da diese mit ihrer Bagage bereits die Länge eines vollen Tagemarsches von drei Meilen einnahmen. Zehntausend Kombattanten werden wir als das Alleräußerste eines karolingischen Heeres anzunehmen haben. Dabei aber ist zu beachten, daß die Grenze des Begriffs der Krieger keine scharfe ist. Jene 5000—6000 Mann haben wir uns vorwiegend als Berittene vorzustellen; die Masse der persönlichen Diener aber, die die Führer, die Grafen, Bischöfe und großen Vasallen umgaben, nicht weniger aber der Troßknechte, die die Maultiere führten und die Wageu lenkten, war bewaffnet[1]) und mehr oder weniger kriegerisch, brauchbar zum mindesten für die kriegerischen Nebenzwecke, die Fouragierung und die Verwüstung des feindlichen Landes. Auch die älteren griechischen und römischen Leichtbewaffneten haben wir uns ja als ein Mittleres zwischen Knecht und Krieger vorgestellt.

Die Dürftigkeit der Quellen der karolingischen Zeit, die immer nur den Zug der Dinge im Großen angeben, täuscht uns gar zu leicht über die Bedeutung und die Tragweite der Einzelerscheinung und der Einzeltatsache, so auch über die Last, die die jährlichen Kriegsaufgebote für das Land auferlegten. Man wird aber z. B. das Bild ohne weiteres auf eine fränkische Grafschaft unter Kaiser Karl übertragen dürfen, wenn wir hören, wie im Jahre 1240 Kaiser Friedrich II. von seinem Justiziar in Ferre Idronti verlangte, daß er die Lehnsleute seines Bezirks nach ihrer Leistungsfähigkeit aufbiete, dieser aber die größten Schwierigkeiten damit hatte: 18 Belehnte (feudatorii) täten bereits Dienst; der Rest aber sei so reduziert, daß er so bald nicht ausgerüstet werden könne (adeo imminuta erat, quod tam cito non poterat praepari). Achtzehn (nicht mehr als 18!) wurden schließlich, indem man ihnen Subsidien

---

[1]) Eine Handschrift des Capit. Theod. von 805, cap. 5, hat einen Satz, „et ut servi lanceas non portent, et qui inventus fuerit post bannum hasta frangatur in dorso ejus“, Waitz, Verf. IV, 454 (1. Aufl.) legt das so aus, daß den Knechten, die ihren Herren in den Krieg folgten, das Tragen der Lanze, als der eigentlichen Kriegswaffe, unbedingt verboten gewesen sei. Diese Auslegung ist nicht zulässig. Das Kapitel handelt vom Waffentragen im Frieden (in patria) und von der Unterdrückung der Fehden. Den Freien wird das Waffentragen im Frieden (Schild, Lanze und Panzer) verboten, aber keine Strafbestimmung hinzugefügt; für die Knechte wird das Verbot durch die Strafandrohung verschärft.

gab, ausgerüstet aus einem Bezirk so groß, daß der Kaiser in direkter Korrespondenz mit seinem Vorsteher stand.

Die Erkenntnis, daß wir uns die karolingischen Heere nicht, wie man es bisher getan hat, als bäuerliche Massenheere, sondern als sehr kleine Qualitätsheere vorzustellen haben, wird bestätigt durch eine Reihe von Einzelnachrichten über ihre Zusammensetzung. Es zeigt sich nämlich, daß die Contingente aus den entferntesten Gegenden zu einem Heer vereinigt wurden.

Im Jahre 763 wurden Bayern in Aquitanien verwandt. Im Jahre 778 waren die Bayern, Allemannen und Ostfranken auf dem Feldzuge in Spanien; i. J. 791 die Sachsen, Thüringer, Friesen und Ripuarier auf dem Zuge gegen die Avaren; 793 Aquitanier in Unteritalien; i. J. 806 die Burgunder auf dem Heereszuge nach Böhmen; 818 die Allemannen, Sachsen und Thüringer gegen die Bretagne. Mehrfach zogen die Aquitanier ins Feld nach Sachsen; 815 kam König Bernhard mit dem longobardischen Heer (cum exercitu) nach Paderborn zum Reichstag; 832 kam Lothar mit den Longobarden, Ludwig mit den Bayern nach Orleans.[1])

Stellen wir uns jedes einzelne dieser Contingente als einen noch so sehr beschränkten Volksauszug vor, so wären Riesenheere zusammengekommen. Das ist bei dem Modus der Verpflegung, den wir kennen gelernt haben, ausgeschlossen. Wiederum, um mittelstarke Heere zusammenzubringen, hätte man nicht die Bayern nach Spanien, die Ripuarier an die Theiß, die Burgunder nach Böhmen, die Aquitanier nach Sachsen, die Sachsen in die Bretagne marschieren zu lassen brauchen, wenn noch im Volke etwas, was sich der allgemeinen Wehrpflicht auch nur annäherte, bestanden hätte. Denn Männer mit gesunden Knochen gab es in jedem einzelnen dieser Gebiete 100 000 und mehr. Das Zusammenfassen so verschiedener Contingente, das Hin- und Herschieben, die ungeheuren Märsche mit ihrem Aufwand von Kräften und Mitteln sind nur dann verständlich, wenn der Kriegsherr Wert darauf legte, statt der Bürger- und Bauernscharen Berufskrieger um sich zu versammeln.

1) Die Belegstellen bei Prenzel, Beitr. z. Gesch. d. Kriegswes. unter den Karolingern (Leipz. Dissert. 1887) S. 34; und Waitz, Deutsche Verfassungsgesch. Bd. IV, S. 455.

Auch die Nachrichten über die einzelnen kriegerischen Ereignisse bestätigen diese Auffassung.

Im Jahre 778 erhoben sich die Sachsen, während Karl in Spanien war, und kamen mordend und brennend bis an den Rhein. Karl erhielt die Nachricht, als er bereits auf dem Rückmarsch war, in Auxerre und sandte sofort die Ostfranken und die Allemannen, die er bei sich hatte, gegen sie ab (Cujus rei nuntium, cum rex apud Antesiodorum civitatem accepisset, extemplo Francos orientales atque Alemannos ad propulsandum hostem festinare jussit. Ipse ceteris copiis dimissis etc. Ann. Lauresh.) Obgleich die einbrechenden Sachsen unmöglich so sehr zahlreich gewesen sein können, und obgleich das ostfränkische Contingent, das Karl bis über die Pyrenäen führte, an Zahl nur ziemlich gering gewesen sein kann, so waren die Rheinlande dadurch doch schon so sehr von brauchbaren Kriegern entblößt, daß sie sich der Sachsen nicht zu erwehren vermochten, und erst das aus Spanien zurückkehrende Heer brachte die Streitkräfte der Franken so hoch, daß sie ihnen zu Leibe gehen konnten.

Die Scara und die Domänenhöfe.

Eine Kriegsverfassung, die darauf beruht, daß der Kriegerstand über das ganze weite Reichsgebiet zerstreut auf seinen Höfen lebt und für jeden Kriegszug erst aufgeboten, ausgerüstet, gesammelt und in wochenlangen Märschen herangeführt werden muß, eine solche Kriegsverfassung ist von einer sehr großen Schwerfälligkeit und für kleinere Kriegsaufgaben, Grenzschutz und Nachbarfehden unbrauchbar. War auch in Grenzgebieten der angesiedelte Kriegerstand vielleicht zahlreicher, als im Innern des Landes und erstreckte sich das Kriegertum, die Kriegsfähigkeit, Kriegslust und Bewaffnung hier noch über erheblich weitere Kreise, so war und blieb ein Aufgebot bloß aus einem Grenzstrich und seinen Nachbarlandschaften doch immer sehr klein und war, namentlich offensiv, da diese Leute ungern ihre eigenen Höfe ungeschützt ließen, wenig zu gebrauchen. Wir finden daher, daß unter Karl dem Großen das Aufgebot der Lehnsleute ergänzt wird durch eine Truppe, die „scara", die „Schar" genannt wird. Wir könnten es vielleicht am besten mit „Wache" übersetzen. Es ist eine kleine so zu sagen

stehende Truppe, Mannschaft, die nicht angesiedelt ist, sondern am Hofe oder in einem Lager verpflegt wird, eine Leibwache des Kaisers, die groß genug ist, kleinere kriegerische Expeditionen selbständig, ohne die Verstärkung und Unterstützung durch das Lehnsaufgebot zu machen. Da sie meist junge Leute waren, so werden sie von den Schriftstellern auch „tirones“ und „juvenes“ genannt[1]); die deutsche Bezeichnung ist Haistalden oder Austalden, woher unser heutiges Wort „Hagestolz“ kommt, da sie keine Familie haben konnten. Auch für die dauernde Besetzung von Burgen in erobertem Gebiet bedarf man ihrer, da die belehnten Vasallen immer nur gewisse Zeit von ihrer Hufe fortgerufen werden können.

Nicht nur zu kriegerischen Zwecken nach außen, sondern auch im Innern, gegen Räuber, zu polizeilichen Diensten wurden diese stets bereiten Scharen verwendet; die Worte „Scharwache“ und „Scherge“ sind daher entstanden. Auch zu allerhand technischen Zwecken, z. B. der damals sehr wichtigen Grenzabsteckung wurden sie verwandt oder, wie man wohl besser sagt, für dergleichen Dienste waren geeignete und ausgebildete Leute unter ihnen. Bei König Knut von Dänemark-England finden wir später die „Hauskerle“ als analoge Institution, und milites aulici, palatini, die uns in späteren Jahrhunderten begegnen,[2]) sind dem Wesen nach abermals dasselbe.

Die Scharen oder Leibwachen wurden als zur Person des Königs und zum Hofe gehörig auch vom Hofe und in der Art des Hofes verpflegt. Die fränkischen wie die deutschen Könige hatten keine eigentliche Residenz, sondern waren fast fortwährend in Bewegung durch ihr großes Reich,[3]) um der Natur des Staates gemäß persönlich das königliche Amt auszuüben. Dies Umherziehen wäre von unerträglicher Schwierigkeit gewesen, wenn für den großen Regierungs-Apparat und Hofhalt immer die ganze Verpflegung hätte mitgeschleppt werden müssen. Das geschah nicht

---

[1]) Vielfach belegt bei Guilhiermoz S. 245.

[2]) Ann. Fuldens. z. J. 894; Annal. Altah. z. J. 1044; Thietmar VI, 16.

[3]) Peez, Die Reisen Karls d. Gr., Schmollers Jahrb. f. Gesetzgb. 1891, 2. H. S. 16 stellt alle überlieferten Reisen Karls zusammen und berechnet, daß er im Durchschnitt seiner Regierung jedes Jahr 235 Meilen zurückgelegt hat. Im Jahre 776 401 Meilen; i. J. 800 427 Meilen.

nur nicht, sondern umgekehrt, es war noch ein besonderes Motiv für die Beweglichkeit des Königtums, daß es seine Verpflegung allenthalben fand, daß die königlichen Domänen, statt ihre Erträge an entfernte Centralpunkte zu schicken, sie nur an Ort und Stelle für die Verpflegung des königlichen Hofes bereit zu halten brauchten. Nicht die Verpflegung wurde zu Hofe geschafft, sondern der Hof zog von einer Verpflegungsstelle zur anderen. Konr. Plath hat nachgewiesen, daß schon die Merowinger-Könige sich zahllose Paläste (Pfalzen) gebaut haben, oft nur eine Tagereise von einander entfernt, offenbar zu dem Zweck, dem reisenden Hof als Unterkunftsstätte zu dienen. Es war wirthschaftlicher, diese zahlreichen großen Bauten aufzuführen, als Jahr für Jahr die Domänen-Erzeugnisse auf weite Entfernungen zu transportieren, und viele solcher Erzeugnisse, Fettvieh, Wild, Fische, Eier waren überhaupt nicht weit transportierbar. Man kann wohl nicht gradezu sagen, das Reise-Königtum sei ein Product der Natural-Wirtschaft; es ist tiefer in der Natur des germanischen Königtums begründet: aber jedenfalls hängt es eng mit der Naturalwirtschaft zusammen und hat sich wegen dieses Zusammenhanges so tief eingebürgert und so lange behauptet.

Ganz neuerdings hat nun Carl Rübel[1]) nachgewiesen, daß in der Karolingerzeit auf den Wegen, die mit den Sachsenkriegen zusammenhängen, von Etappe zu Etappe Reichshöfe gegründet worden sind, große Domänenhöfe, die die Sammelstellen für die Abgaben der umliegenden Bauernschaften bildeten. Diese Reichshöfe also waren im Stande, nicht nur den Hof, sondern auch die ihn begleitende, oder auch eine selbständig marschierende scara auf einen oder einige Tage zu verpflegen, und gaben ihr eine Beweglichkeit, wie sie ein eigentliches Lehnsheer niemals erreichen konnte. Für dieses mußte das Mitbringen und Mitschleppen der Verpflegung beibehalten werden, da für mehrere Tausende die Vorräte der Reichshöfe natürlich nicht ausreichten. Einige Heerstraßen- und Grenzgebiete konnten nicht die Kriegslast für das ganze Reich tragen und das eigentliche Heer mußte also seine Vorräte selbst mitbringen und mitschleppen.

[1]) Reichshöfe im Lippe-, Ruhr- und Diemelgebiet. 1901. Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedelungssystem im deutschen Volkslande. 1904.

Der Treu-Eid.

Ein getreues Spiegelbild der Geschichte des germanischen Kriegertums giebt uns die Geschichte des germanischen Treueides, die wir, wenn sie auch nicht in jedem Moment urkundlich zu belegen ist, doch mit genügender Sicherheit verfolgen können.[1]) Die Urgermanen hatten keinen allgemeinen Treueid, sondern kannten nur den Eid, den die Gefolgsmänner ihrem Herrn schwuren. Unter den nächsten Nachfolgern Chlodwigs finden wir den allgemeinen Treueid gegen den König. Die Untertanen schwören ihm „fidelitas et leudesamio“; diese Formel läßt erkennen, daß der Eid dem alten Gefolgschaftseide nachgebildet ist: die ganzen Völkerschaften haben sich einem Kriegsherrn untergeordnet. Es ist wohl möglich, daß die erste Veranlassung, die gesamte Masse der Krieger dem Führer einen Eid leisten zu lassen, gegeben worden ist durch den römischen Dienst, in den ja nicht bloß einzelne Scharen, sondern die ganzen Völkerschaften als solche eintraten. Wir finden den Untertaneneid, den die Germanen ihrem Könige leisten, nicht bloß bei den Franken, sondern auch bei den Ost- und Westgothen und den Longobarden; bei den Angelsachsen aber, die nicht in römischem Dienst gestanden haben, finden wir ihn erst in Anlehnung an fränkische Muster viel später, im zehnten Jahrhundert.

Dieser allgemeine fränkische Untertaneneid ist unter den späteren Merowingern obsolet geworden, und auch die ersten Karolinger, auch Pipin der König, verlangten noch keinen allgemeinen Treueid; er ist aufgesogen worden durch den mittlerweile entwickelten Vasalleneid. Auch den Untertaneneid unter den Merowingern haben ja nicht sämtliche Einwohner, sondern nur das eigentliche wahre Volk im Sinne der Zeit, die Krieger, geschworen,[2]) und diese Krieger sind in Vasallen verwandelt. Dem König schworen

[1]) Brunner, D. Rechtsgesch. II, 57 ff., wo auch alle Quellen-Stellen citiert sind.

[2]) Daß unmöglich unter den Merowingern die ganze Bevölkerung geschworen haben könne, hat schon Daniels „Handbuch der deutschen Reichs- und Staatenrechtsgeschichte“ I, S. 424, S. 463 richtig bemerkt. Wiederum richtig ist seine Begründung aus den Quellen zurückgewiesen worden von Waitz, D. Verf.-Gesch., Bd. III (2. Aufl.), S. 296. Der ganze Streit aber entsprang aus der falschen Auffassung des Grundbegriffs, nämlich des fränkischen Volkes. Daniels hatte darin völlig Recht, daß nur die Kriegerschaft geschworen habe, aber Unrecht darin, daß diese Kriegerschaft

also jetzt nur seine direkten Vasallen, und deren Untervasallen waren ihm nur verpflichtet durch das Mittelglied ihrer Herren. Die Gefährlichkeit dieser Einrichtung erkannte Karl der Große, als bei einer Empörung, wahrscheinlich die des Thüringers Hardrad im Jahre 786, die Verbrecher sich darauf beriefen, daß sie ja dem Könige keinen Eid geleistet hätten. In Veranlassung dieses Falles, wie ausdrücklich in der Einleitung der uns erhaltenen Verordnung gesagt ist, verfügt nunmehr der König, daß alle Untertanen über 12 Jahre ihm direkt einen Eid zu leisten hätten, einen Eid, den er dann noch mehrfach, namentlich als er den Kaisertitel annahm und als er die Nachfolge-Bestimmungen traf, wiederholen ließ.[1]) Die Untertanen, die diesen Eid schwören sollen, werden im Einzelnen aufgezählt: es sollen schwören die Bischöfe und Aebte, die Grafen, die königlichen Vasallen, die Vicedomini, Archidiaconen, Kanoniker, Kleriker (ausgenommen die Mönche, die ihr Gelübde abgelegt haben), die Vögte, Hunni und das gesamte Volk, alle die über 12 Jahre sind bis in das Alter, wo sie noch rüstig genug sind, daß

---

schon damals eine Vasallenschaft gewesen sei. Waitz hatte Recht darin, daß das ganze Volk geschworen habe, aber Unrecht darin, daß er dieses Volk mit der Bevölkerung identifizirte. Durch unsere Feststellung, daß die Quellen der Zeit unter dem „Volk“ das „Kriegsvolk“ verstehen, ist der ganze Streit gegenstandslos geworden. Formell, juristisch und quellenmäßig hat Waitz recht behalten; sachlich aber, insofern das Kriegsvolk der merowingischen Zeit der Vorfahr der Vasallenschaft der karolingischen Zeit ist, hat Daniels recht behalten.

[1]) Der Eid im Capitulare missorum (M. G. Capit. I, S. 66) lautet mit den verbesserten Lesarten: „Quomodo illum sacramentum juratum esse debeat ab episcopis et abbatis, sive comitibus vel bassis regalibus, necon vicedomini, archidiaconibus adque cononicis.

3. Clerici, qui monachorum nomine non pleniter conversare videntur; et ubi regula s. Benedicti secundum ordinem tenent, ipsi in verbum tantum et in veritate promittant, de quibus specialiter abbates adducant domno nostro.

4. Deinde advocatis et vicariis, centenariis, sive fore censiti presbiteri, atque cunctas generalitas populi, tam puerilitate annorum XII quamque de senili, qui ad placita venissent et jussionem adimplere seniorum et conservare possunt, sive pagenses sive episcoporum et abbatissuarum vel cómitum homines et reliquorum homines, fiscilini quoque et coloni et ecclesiasticis adque servi, qui honorati beneficia et ministeria tenent vel in bassallatico honorati sunt cum domini sui et caballos, arma et scuto et lancea, spata et senespasio habere possunt, omnes jurent. Et nomina vel numerum de ipsis qui juraverunt ipsi missi in brebem secum adportent, et comites similiter de singulis centinis semoti, tam de illos qui infra pago nati sunt et pagensales fuerint quamque et de illis qui aliunde in basallitico commendati sunt.“

Schließlich Drohungen gegen solche, die sich dem Eide entziehen wollen.

sie die Gerichtstage besuchen und die Befehle ihrer Senioren ausführen können, auch dann, wenn sie nicht direkte Untertanen des Königs, sondern als Eingesessene oder Knechte von Grafen oder Bischöfen oder Aebten von diesen Lehen haben und mit Roß und Waffen, Schild, Lanze, Schwert und Dolch ausgerüstet sind.

Diese Aufzählung darf uns als ein neuer Beweis gelten, daß die Kriegs-Verfassung schon damals völlig feudalisiert ist. Zwar haben diejenigen Forscher, die auch unter Karl dem Großen noch die allgemeine Wehrpflicht aller freien Männer annehmen, sich daran gehalten, daß nach dieser Eidesformel das gesamte Volk (cuncta generalitas populi) den Eid zu leisten habe. Aber wenn damit wirklich sämtliche Untertanen gemeint wären, so wäre ja die ausführliche und spezielle Aufzählung aller verschiedenen Kategorien der zu Verpflichtenden überflüssig gewesen. Was gemeint ist, ist die Gesamtheit der Kriegerschaft und daneben die Geistlichkeit; wer nicht Krieger ist, ist nicht im vollen, wahren Sinne ein freier Mann und rechnet nicht zum Volk im politischen Sinne, während umgekehrt auch Unfreie, die in den Kriegerstand eingetreten sind, zur Eidesleistung herangezogen werden. Erst hierdurch werden auch die Wendungen der Chroniken verständlich, wenn sie berichten, daß alle Aquitanier[1]) oder alle Longobarden[2]) zum König gekommen wären, sich ihm unterworfen und ihm Treue gelobt hätten. Diese „Alle" sind nicht die Millionen der Bürger und Bauern, sondern die, auf die es ankommt, nämlich die Krieger, die sich tatsächlich annähernd auf einem Fleck versammeln lassen, und die Karl der Große nicht bloß mittelbar, sondern direkt in Pflicht nehmen lassen wollte. Die Formel der Eidesleistung, die nach der Kaiserkrönung festgestellt wurde, lautet dahin, daß der Schwörende verspricht, so treu zu sein, wie von Rechts wegen der Mann dem Herrn sein soll (sicut per drictum debet esse homo domino suo). Es kann nichts Charakteristischeres für den Geist der Zeit geben, als diese Formel: nicht die Treue gegen den König ist das Ursprüngliche, das, was der Mann versteht, woran das Staatsrecht anknüpft, sondern umgekehrt: das, was dem gemeinen Mann

[1]) Contin. Fred. cap. 135.

[2]) Ann. Lauresh. z. J. 774. Auch der Herzog von Benevent und alle Beneventaner werden durch Gesandte in Pflicht genommen. Waitz III, 255.

das Natürliche und Verständliche ist, das ist die Treue, die der Vasall seinem Herrn schuldet; diese Treue verlangt nun auch der Kaiser von ihnen, damit nicht etwa der Herr, gestützt auf die Treue seiner Leute, sich gegen den Kaiser wenden kann.

In der Folgezeit aber ist diese Ueberbauung des Vasalleneides durch den Untertaneneid schnell wieder gefallen und mit ihr die Einheit, Geschlossenheit und Autorität der Monarchie.

Bei der erneuten Eidesleistung im Jahre 802 für den nunmehrigen Kaiser ließ Karl eine besondere Belehrung über die aus diesem Eide entspringenden Pflichten verbreiten. Dabei wird besonders hervorgehoben, daß der Eid nicht bloß für die Lebenszeit des Kaisers binde — auch daran erkennt man wieder, daß der Vasallen-Eid die herrschende Vorstellung ist, aus dem jetzt der Untertanen-Eid neu herausgebildet wird. Denn der Vasallen-Eid ist seinem Begriffe nach rein persönlich, schafft keine Verbindung mit den Erben, der Familie, die vielmehr einen neuen zweiseitigen Akt erfordert. Der Untertanen-Eid aber gilt mit dem Monarchen zugleich seiner Dynastie, und das mußte besonders gesagt werden.

Eben jene Belehrung führt auch noch die besondere Pflicht auf, nicht kaiserliche Lehen in Eigengut zu verwandeln, was abermals auf die Vasallen-Eigenschaft der Schwörenden hinweist.

Schließlich sei noch bemerkt, daß zur Ausrüstung des Unfreien, der vereidigt werden soll, neben den Waffen auch das Roß gehört. Unmöglich kann gemeint sein, daß Krieger zu Fuß nicht zu schwören brauchten; auch können sie schwerlich bloß vergessen sein, vielmehr ist die Annahme, daß der Krieger der Krieger zu Roß ist. Andere giebt es nicht, oder sie kommen nicht in Betracht.

Bewaffnung und Taktik.

Ueber die Bewaffnung der fränkischen Krieger unter Karl widersprechen sich unsere Quellen so sehr, daß man daran ein rechtes Beispiel hat, wie wenig auf derlei Einzelheiten überhaupt zu geben ist. In dem Aufgebotsbrief an den Abt Fulrad (Bd. II S. 470) wird vorgeschrieben, daß jeder Reiter (caballarius) ausgerüstet sein solle mit Schild, Lanze, Schwert, Halbschwert (Dolch), Bogen und Köcher mit Pfeilen. Es ist nicht genannt Helm und Panzer: wir hätten uns die karolingischen Reiter also als leicht-

gerüstete berittene Bogenschützen vorzustellen; dabei ist aber auffällig die Combination des Schildes mit dem Bogen. Ein Schild ist störend bei der Handhabung des Bogens und giebt während des Spannens und Schießens nur eine sehr ungenügende Deckung; ein Panzerhemd oder ein fester Lederkoller ist für einen Bogner eine viel natürlichere Schutzwaffe.

Auch sonst ist in den Capitularien noch öfter die Ausrüstung mit dem Bogen gefordert[1]). In den erzählenden Quellen kommt er aber nur selten vor[2]).

Die Krieger der karolingischen sowohl wie der späteren Epoche erscheinen, wie schon die älteren Germanen, als Nahkämpfer mit Schwert und Lanze und gebrauchen auch als Wurfwaffe die Lanze. Als Schutzwaffe wird zwar fast immer nur der Schild erwähnt, wenn aber Einhard einmal die Schwere der fränkischen Bewaffnung hervorhebt und der Mönch von St. Gallen in der berühmten Schilderung Karls des Großen und seines Heeres[3]) sie als ganz eisern erscheinen läßt, so müssen wir doch wohl auf Panzerhemden schließen. Die Capitularien verlangen eine Brünne einmal nur von Besitzern von mehr als 12 Hufen[4]), ein andermal in ganz unbestimmter Art.[5])

---

1) Waitz IV, 437.

2) Baltzer S. 48 meint, als Kriegswaffe werde der Bogen in Deutschland vor dem 12. Jahrh. überhaupt nicht genannt. Das ist aber nicht richtig. Bei Waitz, Verf.-Gesch. IV, 123 sind die entgegenstehenden Zeugnisse gesammelt. Widukind III, 28 erzählt von zwei vornehmen Kriegern, die i. Jahre 953 durch Pfeilschüsse dahingerafft wurden. III, 54 läßt Otto die Slaven mit Pfeilen beschießen. Bruno cap. 61 erwähnt sagittarii, Contin. Reginonis z. Jahre 962 läßt die Deutschen bei der Belagerung einer italienischen Burg Schützen (sagittarii et fundibularii) verwenden.

3) Die Citate bei Waitz IV, 458.

4) Capit. v. Diedenhofen v. J. 805. M. G. I, 123. De armatura in exercitu sicut iam antea in alio capitulare commendavimus, ita servetur, et insuper omnis homo de duodecim mansis bruneam habeat; qui vero bruniam habens et eam secum non tullerit, omne beneficium cum brunia pariter perdat.

5) Capit. v. Aachen M. G. I, 171. cap. 9. De hoste pergendi, ut comiti in suo comitatu per bannum unumquemque hominem per sexaginta solidos in hostem pergere bannire studeat, ut ad placitum denuntiatum ad illum locum ubi iubetur veniant. Et ipse comis praevideat quomodo sint parati, id est lanceam, scutum et arcum cum duas cordas, sagittas duodecim. De his uterque habeant. Et episcopi, comites, abbates hos homines habeant qui hoc bene praevideant et ad diem denuntiati placiti veniant et ibi ostendant quomodo sint parati. Habeant loricas vel galeas et temporalem hostem, id est aestivo tempore.

cap. 17. Quod nullus in hoste baculum habeat, sed arcum.

Vielleicht vereinigen sich diese auseinanderstrebenden Nachrichten dahin, daß Schild, Lanze und Schwert die aus Urzeiten überlieferte Forderung für die Krieger-Bewaffnung war, die man formelhaft wiederholte. Die Forderung von Pfeil und Bogen wurde hinzugefügt, weil gerade diese Waffen bei den Germanen nicht eigentlich volkstümlich waren, die Heeresleitung aber Wert darauf legte, daß sie vorhanden seien. Helm und Panzerhemd dagegen wurden nicht erwähnt, da ohnehin Alle, die dazu in der Lage waren, sich diese kostbaren Stücke anzuschaffen, sich gern damit versahen. Wurde einmal, wie bei der Abfassung des Capitulars von 805 daran gedacht, die Brünne besonders zu erwähnen, so wurde die Forderung einerseits auf die Wohlhabenderen eingeschränkt, für diese aber durch die besondere Strafandrohung, daß, wer eine Brünne habe, sie aber nicht einbringe, sein ganzes Lehen zusammen mit der Brünne verlieren solle, verschärft.

Daß Bogen und Pfeil wirklich auf dem Wege dieser Verordnungen zu allgemeinem Gebrauch gebracht werden sein sollten, ist nicht anzunehmen. Ein Bogen ist zwar leicht hergestellt, ein wirklich guter Bogen aber schwer, und auch ein guter Bogenschütze, namentlich aber ein Bogenschütze zu Pferd, kann nur durch sehr fleißige Uebung gebildet werden.

Wie auch die einzelnen Quellenstellen zu erklären seien, so viel ist gewiß, daß wir uns die Krieger Karls des Großen in der Mehrzahl vorzustellen haben angetan mit einem mäßig schweren Panzerhemd und einem konischen Helm, ohne Visir, am linken Arm den Schild, kämpfend mit Schwert und Lanze; Pfeil und Bogen werden nur als Hilfswaffe verwandt.

Ueber die Taktik der karolingischen Zeit, also hauptsächlich über die Verteilung und das Zusammenwirken der Waffen, Reiter, Bogner, Spießer, haben wir in den Quellen keine Nachrichten und könnten darüber nur aus späteren Nachrichten und Ereignissen Rückschlüsse machen. Exerciert wurde nicht, und eigentliche Schlachten waren so selten, daß sich traditonelle feste Formen für eine Schlachtordnung und eine wirkliche Kunst des Schlachten-Schlagens nicht wohl bilden konnten. Schon Karls Biograph, Einhard (cap. 8), hebt hervor, daß in dem Kriege mit den Sachsen, der 33 Jahre dauerte, doch nur zwei wirkliche Feldschlachten vorfielen, bei Det-

mold und an der Hase, beide binnen fünf Wochen im Jahre 783. Weder der Longobardenkönig Desiderius, noch Thassilo, der Bayernherzog, haben es auf eine Schlacht ankommen lassen. Eine Untersuchung über die Taktik ist also an dieser Stelle und für diese Epoche weder geboten, noch unmittelbar durchführbar.

Die karolingischen Wehrpflichts-Capitularien.

Unsere Untersuchung hat dahin geführt, daß der Träger der Wehrkraft im fränkischen Reich von der Völkerwanderung an ein numerisch sehr beschränkter Kriegerstand war. Damit sind alle Vorstellungen, daß noch Karl der Große mit einem „Bauernheer"[1]) ins Feld gezogen sei, sei es nun, daß die Kriegspflicht auf dem Grundbesitz, sei es, daß sie auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhte, beseitigt. Die vieluntersuchte Reform des Kriegswesens unter Karl, die den Uebergang aus dem Volksheer in das Vasallenheer gebildet haben soll, hat nicht nur, wie schon Boretius dargetan hat, nicht stattgefunden, sondern die allmähliche Wandlung des altgermanischen Volksheeres in ein Vasallenheer ist schon unter Karl bis auf gewisse Reste vollendet gewesen. Diesen in dem vorstehenden Kapitel durchgeführten Satz haben wir noch an dem Wortlaut der Urkunden zu prüfen. Boretius hat im Anhang zu seinen „Beiträgen z. Capitularienkritik" die sämtlichen Capitularien über das Heerwesen zusammengestellt. Die für uns wesentlichen Stücke seien hier wiederholt, aber statt in chronologischer Reihenfolge sachlich zusammengestellt. Der Text ist gegeben nach der zweiten Auflage der Capitularien in dem Monumenta Germaniae, Capitula regum Francorum denuo ediderunt Alfred Boretius et Victor Krause.

Aus dem allgemeinen Capitulare missorum des Jahres 802. M. G. I, 93.

7. Ut ostile bannum domni imperatori nemo pretermittere presumat nullusque comis tam presumtiosum sit, ut ullum de his qui hostem facere debiti sunt exinde vel aliqua propinquitatis defensionem vel cuius muneris adolationem dimittere audeant.

Daß „hi qui hostem facere debiti sunt" prinzipiell nicht weniger als alle freien Männer sind, ist heute allgemein anerkannt. Keinen von diesen soll, nach dem Wortlaut des vorliegenden Capitulars, der Graf zu Hause lassen.

Es ist klar, daß wir hier nur eine Kanzleiformel ohne jeden realen Inhalt vor uns haben. Denn in Wahrheit kann immer nur ein Bruchteil, aus einer vorwiegend germanischen Grafschaft sogar nur ein geringer Bruchteil der freien Männer wirklich ausziehen.

---

[1]) Roth, Feudalität und Untertanenverband, S. 33. Baltzer, Z. Gesch. d. deutschen Kriegswesens, S. 2. Boretius, Beiträge z. Capitularienkritik, S. 123.

Eine Möglichkeit praktischer Durchführung scheinen die Capitularien zu bieten, die die Verpflichteten in Gruppen zusammenfassen.

Aus einem Capitular für die Gebiete westlich der Seine. 807. M. G. I, 134.

Memoratorium qualiter ordinavimus propter famis inopiam, ut de ultra Sequane omnes exercitare debeant.

In primis quicunque beneficia habere videntur omnes in hostem veniant.

Quicumque liber mansos quinque de proprietate habere videtur, similiter in hostem veniat, et qui quattuor mansos habeat similiter faciat. Qui tres habere videtur similiter agat. Ubicumque autem inventi fuerint duo, quorum unusquisque duos mansos habere videtur, unus alium praeparare faciat; et qui melius ex ipsis potuerit, in hostem veniat. Et ubi inventi fuerint duo, quorum unus habeat duos mansos, et alter habeat unum mansum, similiter se sociare faciant et unus alterum praeparet; et qui melius potuerit in hostem veniat. Ubicumque autem tres fuerint inventi, quorum unusquisque mansum unum habeat, duo tercium praeparare faciant; [et ubi duo, tercium de illis qui parvulas possessiones de terra habere videntur;][1] ex quibus qui melius potest in hostem veniat. Illi vero qui dimidium mansum habent, quinque sextum praeparare faciant. Et qui sic pauper inventus fuerit, qui nec mancipia nec propriam possessionem terrarum habeat, tamen in praecio valente [? quinque libras?], quinque sextum praeparent. Et unicuique ex ipsis qui in hoste pergunt, fiant conjectati solidi quinque a suprascriptis pauperioribus qui nullam possessionem habere videntur in terra. Et pro hac consideratione nullus suum seniorem dimittat.

Dieses Capitular gibt zunächst ein Rätsel auf durch die Einleitung: „propter famis inopiam“ sollen jenseits (westlich) der Seine Alle ausziehen! Boretius (Beitr., S. 118) hat das so auslegen wollen, daß bei einer allgemeinen Hungersnot die Gebiete westlich der Seine am besten dran gewesen wären und deshalb auf diese die Kriegslast des Jahrs gelegt worden sei. Das scheint mir denn doch ganz unmöglich, besonders da nun unmittelbar die speziellen Vorschriften folgen, wonach gerade nicht alle, sondern nur gewisse Quoten ausziehen sollen. Ich möchte annehmen, daß in der Ueberschrift einfach ein „non“ vor omnes ausgefallen ist.

Die Inhaber von Lehen sollen alle ausziehen, ebenso alle Freien, die mehr als fünf oder vier oder drei Hufen im Eigentum haben. Zwei mit je zwei Hufen sollen einen ausrüsten; es kann auch einer mit zwei und einer mit einer Hufe zusammengestellt werden. Von drei Hufenbesitzern sollen immer je zwei den dritten ausrüsten, von sechs Halbhufenbesitzern

[1]) Die eingeklammerten Worte stehen in den Handschriften an einer späteren Stelle, wo sie gar keinen Sinn geben. Boretius hat sie hierher gesetzt, wo sie einigermaßen erträglich, aber zum wenigsten überflüssig sind. Die handschriftliche Ueberlieferung des Capitulars ist auf jeden Fall wenig zuverlässig.

fünf den sechsten. Von den Nicht-Grundbesitzern sollen ebenfalls Gruppen von sechs gebildet werden und Einen ausrüsten. Das Vermögen, das dabei zu Grunde gelegt wird, ist nicht sicher überliefert, vermutlich fünf Pfund oder 100 Solidi; der Ausziehende soll fünf Solidi mitbekommen.

Capitulare missorum von 808.
M. G. I, 136.

1. Ut omnis liber homo qui quattuor mansos vestitos de proprio suo sive de alicuius beneficio habet, ipse se praeparet et per se in hostem pergat, sive cum seniore suo si senior eius perrexerit, sive cum comite suo. Qui vero tres mansos de proprio habuerit, huic adiungatur qui unum mansum habeat et det illi adjutorium ut ille pro ambobus possit. Qui autem duos habet de proprio tantum, iungatur illi alter qui similiter duos mansos habeat, et unus ex eis altero illum adjuvante, pergat in hostem. Qui etiam tantum unum mansum de proprio habet, adjungatur ei tres qui similiter habeant et dent ei adjutorium et ille pergat tantum; tres vero qui ille adjutorium dederunt, domi remaneant.

Dieses Capitular ist dem vorigen zwar ähnlich, weicht aber in allen Einzelheiten auffällig von ihm ab. In dem vorigen ist eine Einheit von drei Hufen zu Grunde gelegt, in diesem vier; im vorigen sind auch die Nicht-Grundbesitzer herangezogen, in diesem nicht; im vorigen sollen die Lehnsleute alle ausziehen, in diesem je nach Besitz.

Capitular ungewissen Ursprungs, wohl 807 oder 808.
M. G. I, S. 135.

2. Si partibus Hispaniae sive Avariae solatium ferre fuerit necesse praebendi, tunc de Saxonibus quinque sextum praeparare faciant. Et si partibus Beheim fuerit necesse solatium ferre, duo tercium praeparent. Si vero circa Surabis patria defendenda necessitas fuerit, tunc omnes generaliter veniant.

3. De Frisionibus volumus, ut comites et vasalli nostri, qui beneficia habere videntur, et caballarii, omnes generaliter ad placitum nostrum veniant bene praeparati. Reliqui vero pauperiores; sex septimum praeparare faciant, et sic ad condictum placitum bene praeparati hostiliter veniant.

Die Stammrollen-Vorschriften aus dem Jahre 829 in vier Fassungen.
M. G. II, 7. bis 19.

Volumus atque jubemus, ut missi nostri diligenter inquirant, quanti homines liberi in singulis comitatibus maneant, qui per se possint expeditionem facere vel quanti de his, quibus unus alium adiuvet, quanti etiam de his, qui a duobus tertius adiuvetur et praeparetur, necnon de his, qui a tribus quartus adiuvetur et praeparetur sive de his, qui a quattuor quintus adiuvetur et praeparetur eandem expeditionem exercitalem facere possint, et eorum summam ad nostram notititiam deferant.

Volumus atque jubemus, ut missi nostri diligenter inquirant, quanti homines liberi in singulis comitatibus maneant, qui possint expeditionem exercitalem per se facere vel quant de his qui a duobus tertius adiutus et praeparatus, et de his qui a tribus quartus adiutus et praeparatus, et de his qui a quattuor quintus vel sextus adiutus et praeparatus ad expeditionem exercitalem facere, nobisper brevem eorum summam deferant.

Volumus atque jubemus, ut missi nostri diligenter inquirant, quanti liberi homines in singulis comitatibus maneant. Hinc vero ea diligentia et haec ratio examinetur per singulas centenas, ut veraciter sciant illos atque describant, qui in exercit alem ire possunt expeditionem; ac deinde videlicet secundum ordinem de his qui per se ire non possunt ut duo tertio adiutorium praeparent. Et qui necdum nobis fidelitatem promiserunt cum sacramento nobis fidelitatem promittere faciant.

[1]) Volumus atque iubemus, ut missi nostri diligenter inquirant quanti liberi homines in singulis comitatibus maneant, qui possint expeditionem exercitalem facere nobisque per brevem eorum summam deferant. Et qui nondum fidelitatem promiserunt cum sacramento nobis fidelitatem promittere faciant.

Die vorstehenden Capitularien sind seit Boretius so aufgefaßt worden, daß es sich zunächst um singuläre Bestimmungen handelt, die Jahr für Jahr in ähnlicher Weise erlassen und annähernd so auch ausgeführt wurden, bis dann in der „Stammrolle" von 829 eine allgemeine Ordnung versucht wurde, die freilich keinen Erfolg hatte, da ja sehr bald das direkte Aufgebot der Freien überhaupt verschwand. Noch Karl der Kahle wiederholte aber im Jahre 864 (Capitulare Pistense M. G. II, 321) die Bestimmungen über die Stammrolle (nach der ersten Fassung).

Von den für die Sachsen und Friesen erlassenen Bestimmungen muß es dahingestellt bleiben, in welchem Zusammenhang sie erlassen wurden, ob es sich um eine singuläre Bestimmung handelt, oder ob eine dauernde Vorschrift beabsichtigt wird.

Daß die anderen Capitularien nicht als Gesetze, sondern als singuläre Bestimmungen aufzufassen sind, unterliegt keinem Zweifel, aber der Vorstellung, daß sie ihrem Wortlaut entsprechend ausgeführt worden seien, stehen andere Capitularien entgegen.

Schon in dem oben (S. 29) abgedruckten Capitular von 808 haben wir gefunden, daß von dem Mann, der ausrückt, vorausgesetzt wird, daß er einen Senior habe. Ebenso heißt es im Capitulare von Boulogne von 811 cap. 9 (M. G. I, 167), quicumque liber homo inventus fuerit anno praesente cum seniore in hoste non fuisse, plenum heribannum persolvere cogatur. Hiernach gibt es keinen freien Krieger, der nicht

[1]) Diese vierte Fassung ist in der Ausgabe der Monumenta, wohl nicht ganz mit Recht, als eine bloße Lesarten-Variante zur zweiten Fassung wiedergegeben.

seinen Senior habe, also Vasall sei. Wenn das Capitular fortfährt „Et si senior vel comis illius eum domi dimiserit, ipse pro eo bannum persolvat“, so heißt das offenbar nicht, daß der Mann entweder unter seinem Senior oder unter dem Grafen stehe, sondern nur, daß sowohl Jener als Dieser die Durchstecherei gemacht haben kann. Dasselbe ist zu entnehmen aus dem Capitulare von 819 § 27 (M. G. I, 291; unten S. 40 Boretius, Beitr. als Capitulare von 817 bezeichnet), wo von Heerversäumnissen freier Männer garnicht, sondern nur von den Bußen der Vasallen die Rede ist, und auf dem Tage in Meersen i. J. 847 verfügte Karl der Kahle:

„Volumus etiam, ut unus quisque liber homo in nostro regno seniorem, qualem voluerit in nobis et in nostris fidelibus accipiat.

„Mandamus etiam, ut nullus homo seniorem suum sine justa ratione dimittat nec aliquis eum recipiat nisi sicut tempore antecessorum nostrorum consuetudo fuit.“

Der Wortlaut unserer Urkunden ergibt also auf der einen Seite im Turnus abwechselnde Bauernaufgebote, auf der anderen ausschließlich ein Vasallenaufgebot. Das sind Institutionen, die sich gegenseitig ausschließen. Man könnte sich zur Not ein Vasallenheer vorstellen, ergänzt durch ein Bauernaufgebot. Ein Heer aber, von dem vorausgesetzt wird, daß jeder Krieger in ihm seinen Senior habe und die Krieger doch freie Männer genannt werden, enthält überhaupt keine Bauern, denn der Bauer, der einen Senior hat, ist nicht mehr frei; wer einen Senior hat und zugleich frei ist, ist Krieger. Wie ist der Widerspruch zu heben?

Am handgreiflichsten ist der Widerspruch der urkundlichen Aussagen untereinander in den Edicten Karls des Kahlen. Hier finden wir deshalb auch die Lösung: es ist klar, daß, wenn das Edictum Pistense von 864 eine alte Vorschrift über Gruppenbildung wiederholt, das eine bloße Reminiscenz ist. Derselbe König, der dieses Edict erließ, hatte ja schon lange vorher, 847, zu Meersen angeordnet, daß jeder freie Mann seinen Senior haben solle, und dasselbe Pistense, das in dem einen Kapitel die Gruppenbildung verlangt, schreibt in einem anderen (cap. 26) vor, daß alle Franken, die Pferde haben oder haben können, mit ihren Grafen ins Feld ziehen sollen. Die eine Vorschrift ist so sehr wie die andere ein bloßes Worte-machen, uns nur lehrreich als Beispiel, wie unsicher der Schluß von Gesetzen auf wirkliche Zustände ist. Ich erinnere an die im vorigen Bande erörterten ebenso hohlen Kriegsgesetze der Westgothen.

Was nun unter Karl dem Kahlen als Tatsache erscheint, daß nämlich Capitularien zuweilen nur alte Kanzlei-Schemata darstellen, die mit dem Leben in vollem Widerspruch stehen, das wird auch schon für Karl den Großen angenommen werden können und müssen. Schon unter ihm und jedenfalls auch schon vor ihm müssen die persönlichen Aufgebote wesentlich nur auf dem Papier bestanden haben; auch die „famis inopia“, auf die sich das Capitular von 807 beruft, ist vielleicht nichts als eine versteinerte Kanzlei-Floskel.

Ich füge hier an den Wortlaut eines Berichts in den Annal. Bertiniani zum Jahre 869, wo von Neuem der Versuch einer so zu sagen statistischen Aufnahme des Landes gemacht wird, diesmal aber schon auf feudaler Grundlage.[1])

Et antequam ad Conadam pergeret, per omne regnum suum litteras misit, ut episcopi, abbates et abbatissae breves de honoribus suis, quanta mansa quisque haberet, ad futuras Kalendas Mai deferre curarent, vassalli autem dominici comitum beneficia et comites vassallorum beneficia inbreviarent et praedicto placito aedium breves inde deferrent, et de centum mansis unum haistaldum et de mille mansis unum carrum cum duobus bobus praedicto placito cum aliis exeniis, quae regnum illius admodum gravant, ad Pista smitti praecepit, quatenus ipsi haistaldi castellum, quod ibidem ex ligno et lapide fieri praecepit, excolerent et custodirent.

Der Unterschied der hier vorgetragenen Auffassung von der herrschenden liegt in der früheren Datierung und der Motivierung. Brunner, D. Rechtsgesch. II, 206 sagt: „Von dem genossenschaftlichen Heeresdienst blieb schließlich nichts übrig, als eine Kriegssteuer derjenigen, die den persönlichen Heerdienst nicht leisten konnten". Ich sehe den Grund der Abwandlung nicht bloß in dem wirtschaftlichen „Nicht-leisten-können", sondern ebenso sehr in der kriegerischen Qualität. Brunner sagt weiter: „Der Zug der tatsächlichen Verhältnisse führte dahin, daß der Graf einen tauglichen Mann stellte und ihn mittelst der Beisteuer ausrüstete, welche er den Daheimbleibenden auferlegte. Dabei war es ihm sicherlich nicht verwehrt, den Wehrmann aus seinen abhängigen Leuten zu nehmen." Das ist vollkommen richtig, aber die Motive der Abwandlung waren schon von Chlodwig an wirksam, schon unter Karl dem Großen war sie so gut wie vollendet und nur eine alte Form fristete noch mühsam das Leben.

Die Consequenz dieser anderen Datierung und Motivierung ist die Herstellung des Zusammenhanges der mittelalterlichen Kriegsverfassung, des Rittertums mit der Völkerwanderung und der Ueberwindung der Römer durch die Germanen, welcher Zusammenhang durch die Einschiebung eines bäuerlichen Miliz-Heeres und allgemeiner Wehrpflicht in der Merowinger-Zeit aufgehoben war.

Wir werden unten auf die Evolution der Heerespflicht zu einer Steuerpflicht noch einmal zurückzukommen haben. Daß sie sich unter Karl dem Großen bereits praktisch durchgesetzt hatte, während die alten Formeln, die das persönliche Aufgebot verfügten, noch immer fortgebraucht wurden, wird bewiesen durch die zu gleicher Zeit gebrauchten Formeln, die das Heer als ein rein vasallitisches erscheinen lassen. Wie weit diese Divergenz zwischen der Verordnungssprache und der Praxis zurückgeht, ist nicht mit Sicherheit zu erkennen.

---

[1]) SS. I S. 481.

Als Beispiel, wie wenig unmittelbar aus dem Wortlaut einer Verordnung zu schließen ist, mag auch ein Brief dienen, durch den i. J. 817 der Erzbischof von Trier als kaiserlicher Missus dem Bischof von Toul die Mobilmachung für einen Zug nach Italien gegen den aufständischen König Bernhard befahl. Cit. bei Waitz, V.-Gesch. IV, 465, und Prenzel, Beitr. z. Gesch. d. Kriegsverf. u. d. Karolingern (Leipzig 1887), S. 23 aus Bouquet VI, 395. Er ordnet auf kaiserlichen Befehl an: „quatinus universi se praeparent, qualiter proficisci valeant ad bellum in Italiam . . . . . ut solerti sagacitate studeas cum summa festinatione omnibus abbatibus, abatissis, comitibus, vassis dominicis vel cuncto populo parrochiae tuae, quibus convenit militiam regiae potestati exhibere, indicare, quatenus omnes praeparati sint, ut si vespere eis adnuntiatum fuerit, mane, et si mane, vesperi absque ulla tarditate proficiscantur in partes Italiae." Es kann keiner Frage unterliegen, daß für einen Feldzug über die Alpen nach Italien jeder Gau nur eine ganz kleine Anzahl Krieger stellte; „ex tota Gallia atque Germania" wurde nach den Ann. Laurish. das Heer zusammengebracht — nichtsdestoweniger spricht der Brief pomphaft von „cuncto populo, quibus convenit militiam regiae potestati exhibere."

Memorial von 811.
M. G. I, 165.

3. Dicunt etiam, quod quicumque proprium suum episcopo, abbati vel comiti aut iudici vel centenario dare noluerit, occasiones quaerunt super illum pauperem, quomodo eum condempnare possint et illum semper in hostem faciant ire, usque dum pauper factus volens nolens suum proprium tradat aut vendat; alii vero qui traditum habent absque ullius inquietudine domi resideant.

5. Dicunt etiam alii, quod illos pauperiores constringant et in hostem ire faciant, et illos qui habent quod dare possint ad propria dimittunt.

Die auf Vasallität und Lehen basierte Kriegsverfassung mußte mit Naturnotwendigkeit zu einer Herabdrückung der aus dem Kriegerstand ausscheidenden Freien führen, und die Grafen suchten durch Ausnutzung ihrer diskretionären Gewalt diesen Prozeß zu beschleunigen und die Heruntersinkenden in ihre persönliche Abhängigkeit zu bringen. In dem Leben Ludwigs des Frommen von Thegan (cap. 13)[1]) wird erzählt, daß der Kaiser gleich nach seinem Regierungsantritt Kommissare durch's Reich geschickt habe, den Unterdrückten, denen das väterliche Erbe oder die Freiheit genommen war, wieder zu ihrem Recht zu verhelfen. Heusler in seiner Verfassungsgeschichte bezieht das gemäß der herrschenden Vorstellung auf Bauern; ich bemerke deshalb ausdrücklich, daß im Text Thegans von Bauern nicht die Rede ist, sondern ganz allgemein von Unterdrückten.

1) S. S. II, 593.

Wie der Entwickelungsprozeß auslief, erkennen wir aus einem italienischen Capitular von 898 (Mon. Germ. Capit. Reg. Franc. II, 109), das vorschreibt, „ut nullus comitum arimannos in beneficia suis hominibus tribuat." Die ehemaligen freien Krieger waren in den Stand der Steuerpflichtigen allmählich so weit herabgedrückt, daß die Grafen es wagen konnten, sie ganz als Kolonen zu behandeln und mit ihren Höfen zu Lehen wegzugeben. Das Verbot, mit dem der König dem entgegentritt, wird wenig Wirkung gehabt haben.

Strafvorschriften.

Capitul. v. 802.
M. G. I. 96.

29. De pauperinis vero qui [quibus] in sua elymosyna domnus imperator concedit qui [quod] pro banno suo solvere debent, ut eos judices, comites vel missi nostri pro concesso non habeant constringere parte sua.

34. Ut omnes pleniter bene parati sint, quandocunque iussio nostra vel annuntiatio advenerit. [Aehnlich in einem besonderen Kapitular des Jahres 802 M. G, I, 100]. Si quis autem tunc se inparatum esse dixerit et praeterierit mandatum, ad palatium perducatur; et non solum ille, sed etiam omnes qui bannum vel praeceptum nostrum transgredere praesumunt.

Capitulare von 805.
M. G. I, 125.

19. De heribanno volumus ut missi nostri hoc anno fideliter exactare debeant absque ullius personae gratia, blanditia seu terrore secundum iussionem nostram; id est ut de homine habente libras sex in auro, in argento, bruneis, aeramento, pannis integris, caballis, boves, vaccis vel alio peculio (et uxores vel infantes non fiant dispoliati pro hac re de eorum vestimentis) accipiant legitimum heribannum, id est libras tres. Qui vero non habuerint amplius in suprascripto praecio valente nisi libras tres, solidi triginta ab eo exigantur (id est libra et dimidia.) Qui autem non habuerit amplius nisi duas libras, solidi decem. Si vero una habuerit, solidi quinque, ita ut iterum se valeat praeparare ad Dei servitium et nostram utilitatem. Et nostri missi caveant et diligenter inquirant, ne per aliquod malum ingenium subtrahant nostram iustitiam, alteri tradendo aut commendando.

Capitulare von 808.
M. G. I, 137.

2. Volumus atque jubemus, ut idem missi nostri diligenter inquirant, qui anno praeterito de hoste bannito remansissent super illam ordinationem quam modo superius comprehenso de liberis et pauperioribus hominibus fieri iussimus; et quicumque fuerit inventus qui nec parem suum ad hostem suum faciendum secundum nostram iussionem

adjuvit neque perrexit, haribannum nostrum pleniter rewadiet et de solvendo illo secundum legem fidem faciat.

3. Quod si forte talis homo inventus fuerit qui dicat, quod iussione comitis vel vicarii aut centenarii sui hoc quo ipse semetipsum praeparare debeat eidem comiti vel vicario aut centenario vel quibuslibet hominibus eorum dedisset et propter hoc illud demisisset iter et missi nostri hoc ita verum esse investigare potuerint, is per cuius iussionem ille remansit bannum nostrum rewadiet atque persolvat, sive sit comes sive vicarius sive advocatus episcopi atque abbatis.

Capitulare von 810.
M. G. I, 153.

12. De heribanno, ut diligenter inquirant missi. Qui hostem facere potuit et non fecit, ipsum bannum componat si habet unde componere possit; et si non habuerit unde componere valeat, rewadiatum fiat et inbreviatum et nihil pro hoc exhactatum fiat usque dum ad notitiam domni imperatoris veniat.

Capitulare von Boulogne. 811.
M. G. I, 166.

1. Quicunque liber homo in hostem bannitus fuerit et venire contempserit, plenum heribannum id est solidos sexaginta persolvat aut si non habuerit unde illam summam persolvat semetipsum pro wadio in servitium principis tradat donec pes tempora ipse bannus ab eo fiat persolutus; et tunc iterum ad statum libertatis suae revertatur. Et si ille homo qui se propter heribannum in servitium tradidit in illo servitio defunctus fuerit, heredes eius hereditatem quae ad eos pertinet non perdant nec libertatem nec de ipso heribanno obnoxii fiant.

2. Ut non per aliquam occasionem nec de wacta nec de scara nec de warda nec pro heribergare neque pro alio banno heribannum comis exactare praesumat, nisi missus noster prius heribannum ad partem nostram recipiat et ei suam tertiam partem exinde per iussionem nostram donet. Ipse vero heribannus non exactetur neque in terris neque in mancipiis, sed in auro et argento, pannis atque armis et animalibus atque pecoribus sive talibus speciebus quae ad utilitatem pertinent.

Memorial von 811.
M. G. I, 165.

6. Dicunt ipsi comites, quod alii eorum pagenses non illis obediant nec bannum domni imperatoris adimplere volunt, dicentes quod contra missos domni imperatoris pro heribanno debeant rationem reddere, nam non contra comitem; etiam etsi comes suam domum illi in bannum miserit, nullam exinde habeat reverentiam, nisi intret in domum suam et faciat quaecumque ei libitum fuerit.

Ueberblicken wir diese Strafbestimmungen, so erkennen wir, daß das alte

Aufgebotssystem bei Heerbann zwar staatsrechtlich bestand, aber durchaus schlecht oder vielmehr garnicht funktionierte. Bald an dieser, bald an jener Stelle suchte man die Maschine in Gang zu bringen, umzuformen, die Einzelstücke durch andere zu ersetzen, je nachdem grade eine Klage vorgebracht wurde.

Das überlieferte Recht ist, daß der Graf bei Königsbann, d. h. 60 Solidi zum Heer aufbietet. Es ist nicht leicht, sich vorzustellen, was eine Summe von 60 Solidi im damaligen Wirtschaftsleben bedeutete.[1]) Der Satz ist uralt, aber der Wert des Geldes mag von Chlodwig bis zu den Nachfolgern Karls des Großen sehr gewechselt haben, auch der Solidus selber ist nicht unverändert geblieben und unter Karl dem Großen fand eine Münzreform statt. Der ursprüngliche Solidus war einer Goldmünze gleich etwa 12 Mark heutiger Währung. Die lex Ripuaria (XXXVI, 11) giebt den Wert einer guten gesunden Kuh auf einen Solidus, eines Ochsen auf 2, einer Stute auf 3, eines Hengstes auf 12, eines Schwertes mit Scheide auf 7 Solidi an. In einem Zusatz zur lex Salica ist ein Knecht auf 25—35, eine Magd auf 15—25, an anderer Stelle der Wert eines gewöhnlichen Sklaven auf 12 Solidi geschätzt. Hiernach wäre eine Strafe von 60 Solidi für einen gewöhnlichen Bauern schlechthin unerschwinglich gewesen. Ein Bauer ist nicht nur ruiniert, wenn er einen Wert von 60 Kühen oder 30 Ochsen, oder 20 Stuten bezahlen soll, sondern er kann es überhaupt nicht. Bei Androhung einer Strafe von 60 Solidi kann, wenn anders sie je wirklich eingetrieben werden sollte, an einen einfachen Hufenbesitzer garnicht gedacht worden sein. Ein etwas anderes Bild erhalten wir, wenn wir in Betracht ziehen, daß in einem Aufgebots-Capitular[2]) ein Hufenbesitzer einem Besitzer von 200 Solidi gleichgesetzt wird. Da der eigentliche Grund und Boden kaum gewertet wird, so sind die 200 Solidi gleich dem Hause, der Hofwehr, den Waffen und sonstigen Mobilien des Bauern zu setzen. Eine Strafe von fast einem Drittel dieses Wertes wäre zwar immer noch exorbitant, aber nicht physisch unmöglich. Bei den chamavischen Franken hatte die Heerbannbuße ursprünglich nur 4, bei den Langobarden 20 Solidi betragen, unter den Karolingern aber wurde allenthalben der gleichmäßige Satz von 60 eingeführt.[3]) Ist der Heerbann von 60 für einen Bauern unerschwinglich, so ist er für einen reichen Mann viel weniger, als ihm die Teilnahme an einem mehrmonatlichen Feldzug kostete. Er war also in der Lage, sich durch eine mäßige Geldzahlung loszukaufen. Die Strafe durch die Missi oder gar durch die Grafen beliebig erhöhen zu lassen, ging nicht an. Das wird der Ursprung des Capitulars 802 § 34 sein, in dem befohlen wird, die Säumigen vor den Hof zu bringen. Der Heerbann ist garnicht erwähnt. Hätte diese Vorschrift das allgemeine Aufgebot aller freien Männer im Auge gehabt, so hätte sie ganze Völkerwanderungen an den jedesmaligen Regierungssitz des Kaisers geführt.

[1]) Soetbeer, Forsch. z. deutschen Geschichte, Bd. I u. II. Peschel, Ueb. die Schwankungen der Werthrelation 2c. Deutsche Vierteljahresschrift Jahrg. 1853. Heft 4 S. 1 ff.

[2]) Cap. v. 807. Oben S. 28 u. 29. Waitz IV, 473.

[3]) Boretius, Beiträge, S. 145.

Umgekehrt war der Heerbann von 60 Solidi für den kleinen Mann schlechthin unerschwinglich. Man wußte sich zuweilen nicht anders zu helfen, als daß der Kaiser ihn niederschlug (Cap. von 802 § 29), was dann freilich die Wirksamkeit der Strafe für die Zukunft aufhob, oder daß der Kaiser die Entscheidung im einzelnen Fall sich selber vorbehielt (Cap. v. 810), was für den kleinen Mann auf dasselbe hinauskam. Dann versuchte man es mit einer Abstufung nach dem Vermögen. Auch diese Methode versagte, da Vermögenseinschätzung ein überaus schwieriger, jeder Willkür ausgesetzter Akt ist. Man versuchte es deshalb mit der vorübergehenden Verknechtung, einer Vorschrift, die vermutlich viel dazu beigetragen hat, die sich ohnehin vollziehende Entwickelung, daß die kleinen Gemeinfreien ihre Freiheit aufgaben und in irgend eine Abhängigkeit traten, zu beschleunigen. Denn wenn auch den Kindern der nach dem Capitular von 811 Verknechteten die Freiheit gewahrt bleiben sollte, so haben sie vermutlich selber darauf verzichtet. Eine Schuld von 60 Solidi in der Knechtschaft abzuverdienen, war so viel, daß der Verknechtete wohl meist sein Lebenlang zu arbeiten hatte. In dieser Zeit waren etwaige kriegerische Neigungen und Traditionen in der Familie abgestorben, und die Nachkommen, vor die Wahl gestellt, wieder zum Kriege aufgeboten zu werden oder als Kolonen zu Hause sitzen zu dürfen und bloß gewisse Dienste und Lasten zu tragen, unter der Gewalt, aber auch unter dem Schutze eines Herrn, werden diese Alternative oft vorgezogen haben.

So streng die Heerbann-Vorschrift zu sein scheint, so nimmt sie doch wieder ein ganz anderes Gesicht an, wenn wir in Betracht ziehen, daß nicht der Graf, sondern nur der Missus befugt ist, ihn einzuziehen. Die Missi sind sehr vornehme Herren, die eine Reihe von Grafschaften als königliche Kommissare und Inspicienten bereisen; es ist ausgeschlossen, daß sie in jeder Grafschaft mehr als einige wenige Fälle der versäumten Heerespflicht untersucht, das Vermögen und die Strafe abgeschätzt und die verfallenen Gegenstände an Vieh, Waffen, Tuch u. s. w. eingezogen haben.

Zuweilen erscheinen eigene Beamte, „Heerbannatoren“, als Steuereintreiber, aber wenn schon Karl der Große einmal verordnet (802), daß nur Reiche zu Missi ernannt werden sollen, weil Arme ihr Amt zur Bedrückung des Volkes mißbrauchten, so müssen subalterne Steuerexecutoren mit ihren willkürlichen Abschätzungen vollends Blutsauger gewesen sein.

Es scheint deshalb, daß zeitweilig auch den Grafen direct das Recht der Einziehung des Bannes übertragen worden ist, was aber wiederum die Untertanen als rechtmäßig nicht anerkennen wollten — ganz natürlich, denn damit waren sie ja in jeder Beziehung der Willkür der Grafen vollständig preisgegeben.

Der Graf benutzt (Mem. v. 811) seine Aufgebotsgewalt, die Leute zu chicanieren und zu ruinieren, damit sie sich bereit finden lassen, ihm ihr Eigentum nachzutragen und seine Hörigen zu werden. Die Central-Regierung hatte dagegen nichts als Verbote und fromme Wünsche. Denn

eine wirkliche Untersuchung und Controlle, ob der Einzelne beim Aufgebot überlastet oder bevorzugt sei, ob die von ihm gelieferten oder eingezogenen Naturalien, Vieh, Kleider,. Waffenstücke richtig abgeschätzt seien, waren schlechterdings unmöglich.

Nur einmal (Cap. v. 808) finden wir in allen Straf-Androhungen einen Hinweis auf die Tatsache, daß ja bei weitem die meisten Heerespflichtigen überhaupt nicht wirklich aufgeboten, sondern nur zu einem Adjutorium herangezogen wurden. Die Leistung der Adjutorien erzwang jedenfalls der Graf durch directe Execution. Die Heerbann-Strafen haben also von vornherein, worauf ja auch die meisten Vorschriften hindeuten, vorwiegend die größeren Besitzer im Auge. Auch bei diesen aber leuchtet durch, daß keineswegs die Strafe als solche und die Versäumnis der Heerespflicht der einzige Gesichtspunkt ist, sondern ebenso sehr der fiscalische: tapfere und willige Kriegsgesellen gab es im karolingischen Reiche genug; eine ordentliche Steuerleistung war dem Kaiser viel wertvoller, als ein nur halbwillig oder widerwillig dem Aufgebot folgender Grundbesitzer. Nicht also etwa bloß aus Schonung, sondern damit dem Kaiser sein Anteil nicht entgehe, soll der Heerbann nicht vom Grafen direct, sondern durch die Missi eingezogen werden. Schließlich ist der Heerbann kurzweg zu einer Steuer geworden. Wenn die Annales Bertiniani z. J. 866 berichten „heribanni de omnibus Francis accipiuntur", so ist es nicht mehr eine Versäumnis-Strafe, sondern eine Steuer, die erhoben wird, und da alle Franken angehalten worden sind, sie zu zahlen, so kann diese Steuer auch mit dem alten Satz von 60 Solidi gleich 60 Kühen nichts mehr zu tun gehabt haben. Wir finden später Heerbannsteuern von 2 und 3 Solidi.[1])

Die Vorschrift im Capitular von 808 § 3, daß der Beamte, der ein Adjutorium einzieht und dafür den Zahler zu Hause läßt, 60 Solidi büßen soll, kann natürlich nicht dahin verstanden werden, daß dies Verfahren schlechthin verboten worden ist, sondern nur dahin, daß der Beamte bestraft werden soll, der das Adjutorium eingezogen, aber unterschlagen und niemand dafür ausgerüstet hat. Daß das Letztere garnicht erwähnt wird, dürfte ein neuer Beleg dafür sein, daß es als selbstverständlich angesehen wurde.

[1]) Polyptychon Irminonis Bd. II, S. 274 (XXV, 20) zahlen zwei zusammen zwei Solidi als Heerbann. Solvunt de airbanno sol. II. Polypt. de St. Maur des Fossés c. 6 (Guérard Polypt. Irmin. II p. 284) Solvunt vestiti mansi hairbannum pro homine redimendo de hoste sol 3. Vergl. Waitz IV, 485 Anm. 5 (1. Aufl.) und Flach Les origines de l'ancienne France I, 321. Ferner zu vergleichen Waitz VIII, 147 Anm. 5 und S. 148 Anm. 1. Waitz meint, es handle sich in den dort angeführten Urkunden um „die alte gesetzliche Buße", „die geistlichen Stiftern erlassen oder überlassen ward". Mir scheint es zweifellos, daß unter Otto III., Heinrich II. und Heinrich V. vom „Heerbann" im Sinne der „alten gesetzlichen Buße" nicht mehr die Rede sein kann, sondern daß es sich einfach um eine Steuer handelt. Kötzschke „Heeressteuern in karolingischer Zeit" (Histor. Viert. J.-Schrift Bd. 10, S. 231, 1899) weist den Zusammenhang einer späteren sächsischen Steuer mit dem in karolingischer Zeit eingeführten Adjutorium nach.

Capitul. v. Boulogne 811.
M. G. I, 166.

3. Quicumque homo nostros honores habens in ostem bannitus fuerit et ad condictum placitum non venerit, quot diebus post placitum cóndictum venisse conprobatus fuerit, tot diebus abstineat a carne et vino.

In einem gewissen inneren Widerspruch mit der Strenge des Königsbannes für denjenigen, der ausbleibt, steht diese Strafdrohung für denjenigen, der zu spät kommt; ihm steht nichts anderes bevor, als daß er sich für soviel Tage, als er zu spät gekommen ist, des Fleisches und des Weines enthalten solle — eine Vorschrift, die umsoweniger schrecken konnte, als die Ausführung sich doch schließlich nicht controllieren ließ. Wenn wir in diesen Gesetzesvorschriften und Verordnungen tatsächlich einen Ausdruck und Niederschlag der Wirklichkeit hätten, so müßten wir sagen: es gab für einen Franken nichts bequemeres, als bei einem Heereszug erst anzukommen, wenn die Hauptsache vorbei war; dann konnte ihm nichts weiter geschehen, als daß ihm für einige Wochen oder Monate vegetarische Lebensweise zudictiert wurde, und wie er sich nachher abfand mit dieser gnädigen Strafe, darüber wachte Niemand anders als sein eigenes Gewissen.

Dispensationen.
Capit. v. 808. M. G. I, 137.

4. De hominibus comitum casatis isti sunt excipiendi et bannum rewadiare non iubeantur: duo qui dimissi fuerunt cum uxore illius et alii duo qui propter ministerium eius custodiendum et servitium nostrum faciendum remanere iussi sunt. In qua causa modo praecipimus, ut quanta ministeria unusquisque comes habuerit, totiens duos homines ad ea custodienda domi dimittat praeter illos duos quos cum uxore sua. Ceteros vero omnes secum pleniter habeat vel si ipse domi remanserit cum illo qui pro eo in hostem proficiscitur dirigat. Episcopus vero vel abbas duo tantum de casatis et laicis hominibus suis domi dimittant.

Capitulare von Boulogne. 811.
M. G. I, 167.

9. Quicumque liber homo inventus fuerit anno praesente cum seniore suo in hoste non fuisse, plenum heribannum persolvere cogatur. Et si senior vel comis illius eum domi dimiserit, ipse pro eo eundem bannum persolvat; et tot heribanni ab eo exigantur quot homines domi dimisit. Et quia nos anno praesente unicuique seniori duo homines quos domi dimitteret concessimus, illos volumus ut missis nostris ostendant, quia hisque tantummodo heribannum concedimus.

Capitulare missorum von 819.[1])
M. G. I, 291, cap. 27.

Ut vassi nostri et vassi episcoporum, abbatum, abbatissarum et comitum qui anno praesente in hoste non fuerunt heribannum rewadient; exceptis his qui propter necessarias causas et a domno ac genitore nostro Karolo constitutas domi dimissi fuerunt, id est qui a comite propter pacem conservandam et propter conjugem ac domum eius custodiendam et ab episcopo vel abbate vel abbatissa similiter propter pacem conservandam et propter fruges colligendas et familiam constringendam et missos recipiendos dimissi fuerunt.

Vergleicht man die Dispensationen, die in diesen Capitularien gestattet sind, so scheint es, als ob sie in den verschiedenen Jahren verschieden bestimmt seien: das eine Mal kann der Graf nur zwei, das andere Mal vier Männer zurücklassen. Ob das wirklich so gemeint ist, verschwindet aber gegen die Frage, von welcher Kategorie denn diese zwei oder vier Mann abgehen? Von allen wehrfähigen Kriegspflichtigen? Während sonst mehrere Hufen zusammen nur einen Mann stellten, sollen in diesem Jahre alle samt und sonders aufgeboten worden sein? Boretius (S. 118, S. 123) drückt sich darüber nicht ganz klar aus. Mir scheint es unverkennbar, daß die Verordnungen nur dann einen vernünftigen Sinn geben, wenn sie sich auf einen ganz kleinen Kreis beziehen, wo zwei oder vier Mann weniger wirklich in Betracht kommen, mit anderen Worten, daß auch hier nicht an das allgemeine Aufgebot, sondern nur an Vasallen oder Lehnsmannen gedacht wird.

In einem Capitular a. d. J. 801—13 (M. G. I, 170), cap. 8, wird bestimmt, daß jeder Vicarius (Hunno) zwei Wolfsjäger halten soll, die vom Kriegsdienst dispensiert sind.

Das Aufgebot.

Nach dem Capit. v. Aachen 801—813, cap. 9, M. G. I, 171: „de hoste pergendi, ut comiti in suo comitatu per bannum unumquemque hominem per sexaginta solidos in hostem pergere bannire studeat“, bietet der Graf alle Krieger, auch die Vasallen anderer Senioren, auf.

Nach dem Brief des Erzbischofs Hatti an den Bischof von Toul (s. ob. S. 33) erging das Aufgebot in der Art, daß der Missus an den Bischof schrieb und dieser das Aufgebot, „omnibus abbatibus, abbatissis, comitibus, vassis dominicis vel cuncto populo parrochiae tuae, quibus convenit militiam regiae potestati exhibere“, kundmachte.

Wiederum der Abt Fulrad erhielt sein Aufgebot direkt vom Kaiser (vgl. den Brief Bd. II, S. 470).

[1]) Bei Boretius, Beiträge, noch als Capitul. v. 817 bezeichnet.

Das sind offenbare Widersprüche, die Waitz (Bd. IV, S. 513, Anm. 1. Aufl.) dahin geführt haben, zu zweifeln, wie weit man den Begriff des „unumquemque hominem“ in dem erstgenannten Capitular ausdehnen solle.

Ich habe keinen Zweifel, daß damit alle Krieger, auch die Vasallen anderer Krieger gemeint sind. Der Widerspruch ist derselbe und ist nicht größer als der, der sich durch die ganze Kriegsverfassung noch unter Karl dem Großen hinzieht. Es ist noch nicht so ganz vergessen, daß der freie Mann auch als Vasall eines Anderen Untertan des Königs ist, und deshalb bietet ihn gesetzmäßig der Graf bei Königsbann auf; praktisch freilich erscheint er nur im Gefolge eines Seniors, und deshalb ergehen an die großen Senioren direkte Aufgebote.

Die Uebermittelung des Aufgebots durch den Missus an einen Bischof und durch diesen an die Grafen und die großen Senioren seiner Diöcese bedeutet für das Aufgebot selbst nichts anderes, als die direkte Zustellung.

Ausrüstung.

Capitulare de villis a. d. J. 800 oder früher.
M. G. I, 82.

64. Ut carra nostra quae in hostem pergunt basternae bene factae sint, et operculi bene sint cum coriis cooperti, et ita sint consuti, ut, si necessitas evenerit aquas ad natandum, cum ipsa expensa quae intus fuerit transire flumina possint, ut nequaquam aqua intus intrare valeat et bene salva causa nostra, sicut diximus, transire possit. Et hoc volumus, ut farina in unoquoque carro ad spensam nostram missa fiat, hoc est duodecim modia de farina; et in quibus vinum ducunt, modia XII ad nostrum modium mittant; et ad unumquodque carrum scutum et lanceam, cucurum et arcum habeant.

Capitulare Aquisgranense. 801—813.
M. G. I, 170.

10. Ut regis spensa (Bedürfnisse) in carra ducatur, simul episcoporum, comitum, abbatum et optimatum regis: farinam, vinum, baccones (Schinken) et victum abundanter, molas, dolatorias (Aexte oder Hobelmesser), secures, taretros (Bohrer), fundibulas (Schleudern), et illos homines qui exinde bene sciant iactare. Et marscalci regis adducant eis petras (Steine), in saumas viginti, si opus est. Et unusquisque hostiliter sit paratus, et omnia utensilia sufficienter habeant. Et unusquisque comis duas partes de herba in suo comitatu defendat ad opus illius hostis, et habeat pontes bonos, naves bonas.

Capitulare missorum für die Gebiete westlich der Seine. 807.
M. G. I, 134.

3. Omnes itaque fideles nostri capitanei cum eorum hominibus et carra sive dona, quantum melius praeparare potuerint, ad condictum placitum veniant. Et unusquisque missorum nostrorum per singula ministeria considerare faciat unum de vasallis nostris et praecipiat de verbo nostro, ut cum illa minore manu et carra de singulis comitatibus veniat et eos post nos pacifice adducat ita, ut nihil exinde remaneat et mediante mense Augusto ad Renum sint.

Die basternae sind eine bestimmte Art von Karren, von zwei Tieren gezogen. Sie sollen mit wasserdichten Lederdecken versehen sein. Auf jedem Karren sollen 12 Modii Mehl oder 12 Modii Wein verladen sein. Der Modius wird zu etwa 52 Liter angenommen; eine Liter Mehl wiegt nur etwa 660 Gramm, ein Liter Wein 1000 Gramm. Ein Mehlwagen wäre demnach nur mit acht, ein Weinwagen mit reichlich 12 Centnern beladen gewesen. Man sieht, wie solche Vorschriften nur sehr im Allgemeinen genommen werden. Eine Netto-Last von 12 Centnern für ein Zweigespann ist für damalige Verhältnisse sehr hoch (vgl. Bd. II, 465); wenn man überhaupt solche Vorschriften nicht bloß als ungefähre Norm, sondern als reale Forderung angesehen hat, so hat man wohl damit gerechnet, daß ja die 12 Centner nur eine Anfangslast seien, die sich von Tag zu Tag verringerte. Andererseits gilt das auch für die Mehlwagen und es ist nicht zu übersehen, daß eine Zusammenstellung von gleichartigen Fuhrwerken in einem Zuge, die so ganz ungleich beladen sind, eine unpraktische Organisation ist.

Die italienischen Capitularien.

Die Capitularien, die uns aus dem Longobardenreiche über das Kriegswesen erhalten sind (ebenfalls zusammengestellt bei Boretius, Beitr. z. Capitularienkritik), weichen im Einzelnen mannigfach von den fränkischen ab, in den Grundzügen jedoch stimmen sie mit ihnen überein und bestätigen in glücklicher Weise unsere Auslegung.[1])

Noch viel deutlicher als im Frankenreiche ersehen wir aus ihnen, wie hier seit den Tagen der Völkerwanderung ein Kriegerstand inmitten einer unkriegerischen Bevölkerung lebte und sich fortpflanzte. Von einem solchen Kriegerstand, der kein geschlossenes Volk ist, keine große Gefolgschaft bildet und auch nicht auf Landleihe aufgebaut ist, hat man sich bisher keine Vorstellung machen können, und so ist es gekommen, daß in dem grundlegenden Buche für die mittelalterliche italienische Rechtsgeschichte, der „Geschichte der Städteverfassung von Italien" von Carl Hegel das Richtige eigentlich mit runden Worten dasteht, weil die Urkunden völlig deutlich

[1]) Die Strafe für Heeresversäumnis ist analog dem fränkischen Heerbann, aber im einzelnen anders geordnet. Man unterschied den ersten, zweiten und dritten Fall. Brunner, D. Rechtsgesch. II, 213.

sind, und dann doch wieder durch falsche Wendungen verdrängt wird, weil es dem Verfasser praktisch so unmöglich erscheint.

Die Zeugnisse beziehen sich ebensowohl auf die longobardischen, wie auf die nicht von den Longobarden unterworfenen Gebiete.

Gregor I. (590—604) schreibt einmal an die Ravennaten, zählt alle einzelnen Stände auf und darunter auch die „Krieger" (milites). Ganz ähnlich in einem anderen Brief an die Einwohner von Zara oder Jadera.[1])

Um die Mitte des 7. Jahrhunderts, als der griechische Kaiser den Papst Martin gefangen nehmen lassen wollte, empfiehlt er seinem Statthalter, erst die Stimmung des römischen „Heeres" auszuforschen und sich still zu verhalten, wenn sie feindlich sein sollte.[2])

Könnte man sich noch vorstellen, daß es sich hier nur um eine zufällig vorhandene Söldnerbande handelt, so wird man diese Auslegung nicht mehr für nötig halten, wenn man sieht, daß in den Urkunden des folgenden Jahrhunderts fortwährend von dem Stande der Krieger (milites) und den Optimates militiae die Rede ist. Auch bei den Papstwahlen haben sie (primates exercitus) ihr Recht und sind berufen, das Wahldecret am Schlusse zu unterschreiben. Hegel sagt selbst (I 258), dieses Heer könne weder ein Heer von Soldtruppen, noch ein ganzes Volksheer gewesen sein, und will deshalb einen „angesehenen Kriegerstand aus dem Kern der Bürgerschaft" darin sehen. „Die Römer waren wieder wehrhaft, das Volk ein Heer geworden". (S. 250). Es sind die durch Grundbesitz und Waffentüchtigkeit vollberechtigten Mitglieder der römischen Gemeinde, hauptsächlich die ehemaligen Possessoren (S. 254).

Woher sollen aber grade die Hausbesitzer in Rom und Ravenna wieder kriegstüchtig geworden sein, die übrigen „cives honesti", wie die ehrsamen Stadtbürger im Gegensatz zu ihnen genannt werden, nicht? Sie sind nicht nur plötzlich kriegstüchtig geworden, sie haben sogar eine militärische Organisation von ehrwürdigem Alter, die „scholas militiae", wie sie einst der große Constantin genannt und die noch Papst Hadrian dem Frankenkönig Carol entgegenschickte (Hegel S. 259), und in Ravenna waren sie von solcher Wildheit, daß sie Sonntags vor den Toren blutige Waffenspiele aufführten, wobei die verschiedenen Stadtquartiere gegeneinander fochten. (Hegel, S. 263).

Für die Nachkommen der Bürger, für deren Dienste in der Schlacht Belisar einst trotz Anerkennung des guten Willens freundlich gedankt hatte, scheint das doch eine gar zu merkwürdige Verwandlung, besonders unter der Obhut griechischer Statthalter oder geistlicher Regenten. Hier muß

[1]) Mariniano Episcopo Ravennati cum ceteris fratribus et coepiscopis sacerdotibus, levitis, clero, nobilibus, populo, militibus Ravenna consistentibus. Ep. VI, 31. Nobilibus, militibus ac populo Jaderae Ep. VI, 27. Cit. Hegel, Gesch. d. Städteverf. v. Italien I, 196.

[2]) „Si inveneritis contrarium in tali causa exercitum, tacitum habitote" Hegel, Städteverf. I, 239.

offenbar ein ganz anderes Moment im Spiel sein und es ist auch nicht schwer zu finden.

Dieser neue kriegerische Stand ist nicht ein plötzlich kriegerisch gewordener Hausbesitzer-Stand, sondern umgekehrt, es sind die barbarischen Krieger, die sich allmählich romanisiert und eingebürgert, vielfach auch Haus- und sonst Besitzer geworden sein mögen, dabei aber ihren kriegerischen Charakter noch Generationen hindurch bewahren und durch Uebung erhalten. Man bedurfte ihrer ja fortwährend und wäre ohne sie völlig schutzlos gewesen.

Noch als Otto der Große im Jahre 963 in der Peterskirche seine große Synode abhielt, war dabei „omnis Romanorum militia“ zugegen.[1])

Von den Langobarden habe ich im vorigen Band (S. 346) beiläufig die Bemerkung gemacht, daß sie bei der Besitznahme des Landes vielleicht ähnlich verfahren seien, wie ihre Vorgänger, die Ostgothen. Ich möchte diese Bemerkung nicht mehr so aufrecht erhalten. Was ich dabei im Sinne hatte, war, daß, wie die Ostgothen ein Drittel des Landes für sich verlangt haben sollen, so auch die Langobarden ein Drittel des Ertrages (nicht zwei Drittel wie die Burgunder und Westgothen) beanspruchten. Aber nicht nur ist die Nachricht sehr unsicher, sondern selbst, wenn einmal eine solche Bestimmung getroffen sein sollte, so ist doch die Hauptsache der praktische Unterschied, daß bei den Gothen eine königliche Autorität waltete, die den Römern für die Durchführung einer solchen Vorschrift eine Bürgschaft bot und selber ein Interesse daran nahm, sie in dem Rest ihres Besitzes zu schützen. Die Langobarden aber waren von vornherein kein geschlossener Volksstamm, sondern ein Kriegsbund, zu dem sich mit dem Hauptstamm Gepiden, Sachsen, Pannonier, Noricer und sogar Bulgaren zusammengeschlossen hatten; sie lösten sich gleich nach der Eroberung des Landes in Kleinherrschaften unter 35 Herzogen auf und hatten auch später immer ein schwaches Wahl-Königtum. Die Zeit der Herzogtümer haben wir uns so vorzustellen, daß in jeder größeren Stadt sich ein Bandenführer (Geschlechtshaupt, Hunno) niederließ und die Herrschaft ergriff, für sich nahm, was ihm gefiel, und seinen Leuten anwies, was ihm gutdünkte. Die Ueberlieferung,[2]) daß damals viele vornehme Römer aus Habgier umgebracht oder ausgetrieben worden seien, wird wohl richtig sein. Es dürften römische Großbesitzer überhaupt wenig übrig geblieben sein. Die gesamte römische Bevölkerung trat in den Stand der Halbfreiheit; die Römer wurden Aldien (oder Liten), die Langobarden waren der allein vollfreie Stand der Krieger, der Arimannen (Exercitalen). So war es ja auch bei den Franken, nur mit dem Unterschied, daß es hier vermöge des starken Königtums von Anfang an vornehmen römischen Familien möglich war, Schutz für Leben und Eigentum zu gewinnen und durch Eintritt in den

[1]) Liudprand Hist. Ottonis, cap. 9.

[2]) Paulus, II cap. 32.

königlichen Dienst und in die Kriegerschaft selber Mitglieder des herrschenden vollfreien Standes zu werden (vgl. Bd. II, 414), was bei den Langobarden kaum der Fall gewesen sein wird.

Daß jeder Langobarde Grundbesitzer geworden sei und ein so bedeutender Besitzer, daß er davon als Reiter zu Felde ziehen konnte, wie Hartmann, Gesch. Italiens im Mittelalt. II, 1, 42 u. II, 2, 50 annimmt, ist sicherlich unrichtig. In der Hauptsache sind die neuen Grundbesitzer der König, die Herzoge und eine Anzahl Gefolgsleute und Beamte. Die gemeinen langobardischen Krieger wurden aus den Band II S. 336 entwickelten Gründen entweder garnicht angesiedelt, sondern lebten im Gefolge des Königs, der Herzoge und Gastalden, oder sie lebten wohl auf, aber nicht von einem Kolonenhofe, sondern hatten hier nur eine Heimstätte und ein Existenzminimum, rechneten aber daneben und vor Allem auf den Ertrag des Dienstes, des Krieges und der Beute. Hartmann a. a. O. II, 1, 52 stellt eine größere Zahl von italienischen Ortsnamen zusammen, die mit „fara" (Geschlecht) gebildet sind. Das läßt darauf schließen, daß hier größere Gruppen von Langobarden sich zusammen niedergelassen haben, d. h. also nicht als Groß-, sondern als Klein-Grundbesitzer. Ein Klein-Grundbesitzer aber kann nicht aus eigenen Mitteln zu Rosse in den Krieg ziehen.

Falsch ist der Ausdruck, den Hartmann II, 2, 52 gebraucht „Der wehrhafte langobardische Stamm war ausgezogen, um arbeitslose Rente zu genießen, seine Ausbreitung in Italien war die Eroberung arbeitsloser Rente". Zwar ist dieser Satz der Wahrheit immer noch näher, als jener andere, die Germanen seien ins römische Reich gekommen, um sich Land zuteilen zu lassen und darauf als Bauern zu leben, aber es fehlt ihm die Hauptsache, daß die Eroberer nicht bloß Rente aus dem Lande zogen, sondern daß sie es beherrschten und die Leistung des Kriegerstandes übernahmen. Die Einzöglinge kamen zunächst als die reinen Räuber und Plünderer, wie später die Wikinger; als sie sich aber dauernd niedergelassen und die Herrschaft ergriffen hatten, da boten sie auch ihre Gegenleistung an, und man kann der Hartmann'schen, nicht aus der Geschichte geschöpften, sondern aus einer modernen Doctrin in die Geschichte übertragenen Floskel zutreffend entgegenhalten, daß ja die Rittersprache den Krieg selber mit dem Worte „Arbeit" bezeichnet.

In der Schilderung, die Hartmann II, 1, 132 von der Umbildung des Kriegswesens in dem römisch gebliebenen Italien im 6. und 7. Jahrh. entwirft, heißt es: „Man könnte sagen, daß in Folge der Lokalisierung des Militärwesens die Militärwirtschaft aus einer Geld- in eine Naturalwirtschaft umgewandelt wurde." Die Substanz dieses Satzes ist richtig, nur muß das Causalitäts-Verhältnis umgekehrt werden: weil (schon seit dem 3. Jahrh.) die Geldwirtschaft in Naturalwirtschaft übergegangen war, mußte das „Militärwesen lokalisirt werden", d. h. die Truppen statt auf Sold auf Lieferungen und schließlich auf Grundbesitz angewiesen werden.

Edictum Liutprandi a. d. Jahre 726.
M. Germ. Leg. IV, 140.

cap. 83. De omnibus iudicibus, quando in exercito ambolare necessitas fuerit, non dimittant alios homenis nisi tantummodo, qui unum cavallo habent, hoc est homines sex et tollant ad saumas suas ipsos cavallos sex; et de minimis hominibus qui nec casas nec terras suas habent, dimittant homenis decem, et ipsi homenis ad ipsum iudicem faciant per ebdomata una operas tres usque dum ipse iudex de exercito revertitur. Sculdahis vero dimittat homenis tres, qui cavallus habent, ut tollant ad saumas suas cavallos tres; et de minoribus hominibus dimittant homenis quinque qui faciant ei operas, dum ipse reversus fuerit, sicut ad iudicem discemus, per ebdomata una operas tres. Saltarius quidem tollat cavallo uno et de minoribus qui ei operas faciat tollat homine uno et faciat si operas, sicut supra legitur. Et si amplius iudex vel sculdahis aut saltarius dimittere presumpserit homines sine regis permisso aut iussione, qui in exercito ambolare devit, conponat wirgild suo in sagro palatio.

Ganz wie die fränkischen geht auch diese Vorschrift von der altgermanischen Vorstellung aus, daß grundsätzlich, wenn zum Kriege aufgeboten wird, alle Männer ausziehen; unausgesprochen aber selbstverständlich ist dabei, daß es sich nur um die Krieger, die Langobarden und die etwa in deren Kriegsgenossenschaft eingetretenen Romanen oder Halbromanen handelt.) Dieser Grundsatz kann aber nicht mehr vollständig durchgeführt werden. Um zu einer Auswahl zu gelangen, hat man bei den Franken das Gruppensystem erfunden; die Langobarden haben eine andere Technik angewendet: den Richtern wird freigegeben, in ihrem Bezirk 6 Männer, die im Besitz eines Rosses sind, und 10 Nichtbesitzer; den Schultheißen je drei Roßbesitzer und fünf Nicht-Besitzer; den Saltariern (Dekanen, Amtsvorstehern) einen Roß-Besitzer zu dispensieren und zu Hause zu lassen. Diese Dispensierten haben dafür, ev. mit ihren Pferden für ihre Vorgesetzten, so lange der Feldzug dauert, je drei Tage die Woche zu arbeiten. Stellen wir uns vor, daß sie diese Arbeit durch irgend welche Abgaben ablösten, so haben wir ein ganz ähnliches Ergebnis, wie bei der fränkischen Gruppenbildung.

Wichtig ist, daß die langobardische Vorschrift aus dem Jahre 726 stammt, also viel älter ist, als die erhaltenen fränkischen Capitularien. Das darf uns das als Beleg dienen, daß das Bedürfnis, das allgemeine Aufgebot durch Dispense einzuschränken und zu regeln, auch bei den Franken viel höher hinaufgegangen ist, als die zufällig erhaltenen Capitularien es direct bezeugen.

Hegel, Ital. Städteverf. I, 480 hat gemeint, aus diesem Edict ersehe man, daß es damals im Langobardenreiche auf die nationale Abstammung nicht mehr ankam, denn das Edict wende sich an alle Freien, auch die Römer. Hegel selber hat aber mit Recht die Ansicht durchgeführt, daß

ursprünglich alle Römer zu Aldien gemacht wurden. Es giebt also keine freien Römer und diejenigen, die es im 8. Jahrhundert gab, waren Freigelassene und ihre Nachkommen oder Eingewanderte. Das können nicht so gar viele gewesen sein. Von ihnen aber mögen tatsächlich Viele in den Kriegerstand eingetreten sein.

Capitular Aistulfs von 750.
Mon. Germ. Leg. IV, 196.

cap. 2. De illos homines qui possunt loricam habere et minime habent, vel minores homines qui possunt habere cavallum et scutum et lanceam et minime habent, vel illi homines qui non possunt habere nec habent unde congregare, debeant habere scutum et coccura. Et stetit ut ille homo qui habet septem casas massarias habeat loricam suam cum reliqua conciatura sua, debeat habere et cavallos; et si super habuerit per isto numero debeat habere caballos et reliqua armatura. Item placuit, ut illi homines, qui non habent casas massarias et habent quadraginta jugis terrae, habeant cavallum et scutum et lanceam, item de minoribus hominibus principi placuit, ut si possunt habere scutum, habeant coccora cum sagittas et arcum,[1]) item di illis hominibus qui negotiantes sunt et pecunias non habent. Qui sunt majores et potentes, habeant loricam et cavallos, scutum et lanceam; qui sunt sequentes, habeant caballos, scutum et lanceam; et qui sunt minores, habeant coccoras cum sagittas et arcum.

cap. 7. De iudicis et sculdahis vel aactores, qui homines potentes dimittunt ad casa seu de exercitu: qui hoc faciunt conponant sicut edictus continet pagina.

Das Capitular hat die Form eines nur andeutenden Protokolls über in mündlicher Verhandlung gefaßte Beschlüsse und mündliche Willenskundgebungen. Der König verlangt, daß gewisse Leute eine volle Rüstung mit Panzer haben sollen, andere Roß, Schild und Lanze, die Aermsten bloß Schild und Köcher, d. h. Bogen und Pfeile, Ob und was für Strafen denen angedroht werden, die nicht richtig bewaffnet erscheinen, ist nicht gesagt, es scheint, daß der Schreiber es bloß ausgelassen hat. Wer sieben Hufen hat, soll vollgepanzert zu Roß erscheinen, und wer mehr hat, für je

[1]) In den Monumenten und bei Boretius schließt an dieser Stelle, mit dem Worte „arcum" das zweite Capitel, das dritte beginnt mit „Item" und zwischen „habent" und „qui" steht statt des Punktes ein Doppelpunkt. Der Gedankengang des dritten Capitels wäre also: bezüglich der Kaufleute, welche kein Geld haben, bestimmen wir: die majores et potentes sollen Panzer und Roß haben u. s. w. Das ist offenbar unmöglich und Boretius, Beitr. S. 132, hat deshalb „pecunias" als Grundbesitz aufgefaßt. Aber „pecunias" heißt nicht Grundbesitz. Ich wandte mich wegen der Auslegung der Stelle an meinen Collegen Heinr. Brunner und hatte auf seinen Rat die Veränderung der Einteilung und der Interpunktion vorgenommen, wodurch alle Schwierigkeiten in der glücklichsten Weise beseitigt erscheinen.

sieben Hufen einen solchen bewaffneten Mann stellen. Wer nur vierzig Joch Land hat, soll zu Roß mit Schild und Lanze erscheinen, die kleinen Leute womöglich mit einem Schilde, jedenfalls aber mit Köcher, Pfeil und Bogen;[1]) ebenso die negotiantes (Kaufleute, Gewerbetreibende, Handwerker), die keinen Besitz haben. Die größeren und wohlhabenderen unter ihnen sollen ebenfalls dem Panzer, die mittleren zu Roß mit Schild und Lanze erscheinen.

Von Dispensen ist hier nicht die Rede. Entweder der König hat diesmal — es handelte sich darum, den Griechen Ravenna zu entreißen — wirklich den ganzen Heerbann ins Feld führen wollen oder er hat in der Erkenntnis, daß die Regulative darüber doch keinen praktischen Wert hätten, die Ausführung gänzlich den Beamten anheimgestellt. Auch die wenigen Vorschriften, die tatsächlich gegeben werden, sind ja sehr lückenhaft; namentlich ist nicht zu ersehen, wie diejenigen, die zwischen 40 Joch und 7 Hufen besitzen, bewaffnet sein sollten. Auch ist fraglich, was denn das für Leute sein sollen, die die Großbesitzer für je 7 Hufen schwergerüstet zu stellen haben.

Am interessantesten ist die Einreihung der negotiantes. Wir erkennen daraus, wie der alte Kriegerstand sich nicht nur eingebauert, sondern auch eingebürgert hat. Schon bei den Burgundern haben wir eine Spur gefunden (Bd. II, 348), daß keineswegs die Einwandernden sich alle auf dem Lande festsetzten, und es liegt ja auf der Hand, daß die Grafen, die in Städten residierten, eine nicht ganz unbedeutende Schar unmittelbar bei sich behalten und in der Stadt untergebracht haben müssen. Von den Langobarden hat schon Hegel hervorgehoben, daß sie sich bei der Eroberung vorwiegend nicht auf dem Lande, sondern grade in den Städten niederließen.[2]) Fortwährend werden Arimannen als die maßgebenden Bewohner von Städten genannt.[3]) In den Friedensperioden, die eintraten, begannen sie sich irgend einem bürgerlichen Beruf zuzuwenden, ohne deshalb ebenso wie die Hufenbesitzer auf dem Lande gleich ihr Kriegertum völlig dranzugeben und zu verlieren. Als Analogie aus einer späteren Zeit mag herangezogen werden ein Privileg, das Erzbischof Gebhard von Bremen i. J. 1233 den Bürgern ausstellte;[4]); er verheißt darin, daß er die mercatores nicht gegen

---

[1]) So glaube ich den Text auslegen zu dürfen. Die Conjectur „ut si non possunt habere scutum" ist von Boretius p. 133 mit Recht zurückgewiesen. Man muß den Satz so lesen: „ut si possunt habere scutum, habeant [scutum] cocorra cum sagittas et arcum; si non possunt habere scutum, habeant, cocorra cum sagittas et arcum". Ich meine nicht etwa, daß die eingeklammerten Worte in den Text einzufügen seien; es entspricht vielmehr der abrupten, unvollständigen Ausdrucksweise des ganzen Schriftstücks, daß sie fehlen; man muß sie aber ungefähr so mitdenken.

[2]) I, 345, 368.

[3]) Hegel II, 27.

[4]) Bremer Urkundenbuch, herausg. v. Ehmk u. Bippen, Bd. I Nr. 172.

ihren Willen zum Krieg aufbieten werde „exceptis illis mercatoribus, qui vel tamquam ministeriales, vel tamquam homines ecclesiae ab ecclesia sunt feodati“. Es gab also belehnte Leute im Kriegerstand, die zugleich mercatores waren, in Bremen.

Aus einem italienischen Capitulare missorum Karls des Großen.
M. G. I, 206.

7. De liberorum hominum possibilitate: ut iuxta qualitatem proprietatis exercitare debeant.

13. Ut haribannum aut aliquod conjectum pro exercitali causa comites de liberis hominibus recipere aut requirere non persumant, excepto si de palacio nostro aut filii nostri missus veniat qui illum haribannum requirat.

Aufgebot Lothars für einen Feldzug gegen Corsica. Februar 825.
M. G. I, 324.

Volumus ut singuli comites hanc districtionem teneant inter eos qui cum eis introeant in Corsica vel remanere debeant.

1. Ut domnici vassalli qui austaldi sunt et in nostro palatio frequenter serviunt, volumus ut remaneant; eorum homines quos antea habuerunt, qui propter hanc occassionem eis se commendaverunt cum eorem senioribus remaneant. Qui autem in eorum proprietate manent, volumus scire qui sint et adhuc considerare volumus, quis eant aut quis remaneant. Illi vero qui beneficia nostra habent et foris manent, volumus ut eant.

2. Homines vero episcoporum seu abbatum qui foris manent, volumus ut cum comitibus eorum vadant, exceptis duobus quos ipse elegerit; et eorum austaldi liberi, exceptis quattuor, volumus ut pleniter distringantur.

3. Ceteri vero liberi homines quos vocant bharigildi, volumus ut singuli comites hunc modum teneant: videlicet ut qui tantam substantiae facultatem habent qui per se ire possint et ad hoc sanitas et viris utiles adprobaverit, vadant; illi vero qui substantiam habent et tamen ipsi ire non valent, adiuvet valentem et minus habentem. Secundi vero ordinis liberis, quis pro paupertate sua per se ire non possunt et tamen ex parte possunt, coniungantur duo vel tres aut quattuor (alii vero si necesse fuerit) qui iuxta considerationem comitis eunti adiutorium faciant quomodo ire possit; et in hunc modum ordo iste servetur usque ad alios qui pro nimia paupertate neque ipsi ire valent neque adiutorium eunti praestare. A comitibus habeatur excusatus post antiqua consuetudo eis fidelium comitibus observanda.

Aus dem Capitular Lothar's aus dem Mai 825.
M. G. I, 329.

1. Statuimus ut liberi homines qui tantum proprietatis habent unde hostem bene facere possunt et iussi facere nolunt, ut prima vice secundum legem illorum statuto damno subiaceant; si vero secundo inventus fuerit neglegens, bannum nostrum id est LX solidos persolvat; st vero tertio quis in eadem culpa fuerit implicatus, sciat se omnem substantiam suam amissurum aut in exilio esse mittendum. De mediocribus quippe liberis qui non possunt per se hostem facere, comitum fidelitati committimus, ut inter duos aut tres seu quattuor vel si necesse fuerit amplius uni qui melior esse videtur adiutorium praebeant ad nostrum servicium faciendum. De his quoque qui propter nimiam paupertatem neque per se hostem facere neque adiutorium prestare possunt, conserventur quousque valeant recuperare.

Daß die Longobarden den Franken, ohne auch nur eine Schlacht zu wagen, unterlegen sind, dürfte weniger in der größeren Masse des Frankenreichs seinen Grund haben — denn über die Alpen können die Karolinger doch immer nur mäßige Heere geführt haben — als in der Einbürgerung der Longobarden, der kein Lehnswesen entgegenwirkte. Aus den vorstehenden Capitularien erkennen wir nun, daß Karl der Große die fränkische Kriegsverfassung auf sein langobardisches Reich übertragen hat. Die entschiedene Betonung, daß bei der Gruppenbildung, die ganz diskretionär in die Hand der Grafen gelegt wird, der körperlich tüchtigste Mann ausziehen soll, legt den Gedanken nahe, daß die Maßregel eine Zeitlang auch wirklich ausgeführt worden ist, bis dann auch hier der rein vasallitische Kriegerstand an die Stelle getreten ist.

Nach dem folgenden Capitular Ludwigs II. vom Jahre 866 (M. G. II, 94) hat man freilich selbst damals noch eine Fort- und Umbildung des alten Systems versucht. Es lautet:

1. Quicumque de mobilibus widrigild suum habere potest, pergat in hoste; qui vero medium widrigild habet, duos iuncti in unum utiliorem instruant, ut bene ire possit. Pauperes vero personae ad custodiam maritimam vel patriae pergant, ita videlicet, ut qui plus, quam decem solidos habet de mobilibus, ad eandem custodiam vadant. Qui vero non plus, quam decem solidos habet de mobilibus, nil ei requiratur. Si pater quoque unum filium habuerit et ipse filius utilior patre est, instructus a patre pergat; nam si pater utilior est, ipse pergat. Si vero duos filios habuerit, quicumque ex eis utilior fuerit, ipse pergat; alius autem cum patre remaneat; quodsi plures filios habuerit, utiliores omnes pergant; tantum unus remaneat, qui inutilior fuerit. De fratribus indivisis, iuxta capitularem domini et genitoris nostri volumus, ut, si duos fuerint, ambo pergant; si tres fuerint,

unus, qui inutilior apparuerit, remaneat, ceteri pergant; si quoque plures omnes utiliores apparuerint, pergant, unus inutilior remaneat. De qua condicione volumus, ut neque per praeceptum neque per advocationem aut quamcumque occasionem excusatus sit, aut comes aut gastaldus vel ministri eorum ullum excusatum habeant, praeter quod comes in unoquoque comitatu unum relinquat, qui eundem locum custodiat et duos cum uxore sua; episcopi ergo nullum laicum relinquant.

2. Quicumque enim contra hanc institutionem remanere presumpserit, proprium eius a missis, quos subter ordinatum habemus, praesentaliter ad nostrum opus recipere iussimus et illum foras eicere. Omnibus enim notum esse volumus, quia iam a prioribus nostris iuxta hanc institutionem tultae fuerunt, sed pro misericordia recuperare meruerunt. Nunc autem certissime scitote, cuiuscumque proprietas tulta fuerit, vix a nobis promerebitur recuperatione.

3. (Eine Anzahl Namen und Gebiete.) Hi volumus, ut populum eiciant et custodiam praevideant et populum in castella residere faciant etiam et cum pace. Nam si missus aliquis ausus fuerit pretermittere, quin omnibus, [qui] remanserint, presentaliter proprium tollat et eum foris eiciat, et si inventus fuerit ipse missus, proprium suum derdat. Et si comes aliquem excusatum aut bassallum suum, preter quod superius diximus, dimiserit, honorem suum perdat; similiter eorum ministri, si aliquem dimiserint, et proprium et ministerium perdant.

4. Quodsi comes aut bassi nostri aliqua infirmitate [non] detenti remanserint, aut abbates vel abbatissae si plenissime homines suos non direxerint, ipsi suos honores perdant, et eorum bassalli et proprium et beneficium amittant. De episcopis autem cuiuscumque bassallus remanserit, et proprium et beneficium perdant. Si quoque episcopus absque manifesta infirmitate remanserit, pro tali neglegentia ita emendet, ut in ipsa marcha resideat, quousque alia vice exercitus illuc pergat, in quantum Dominus largire dignatus fuerit.

5. Et ut certissime sciatis, quia hanc expeditionem plenissime explere volumus, constituimus, ut episcopus, comes aut bassus noster, si in infirmitate incerta detentus fuerit, episcopus quippe per suum missum, quem meliorem habet, comes vero et bassi nostri per se ipsos hoc sub sacramentum affirment, quod pro nulla occasione remansissent, nisi quod pro certissima infirmitate hoc agere non potuissent.

6. Omnes enim volumus, ut omni hostili apparatu secum deferant, ut, cum nos hoc prospexerimus et inbreviare fecerimus, non neglegentes appareant, sed gratiam quoque nostram habere mereantur. Vestimenta autem habeant ad annum unum, victualia vero quousque novum fructum ipsa patria habere poterit.

Nach diesem Capitular sollen diejenigen zur Feldarmee gehören, die an Mobilien ihr Wehrgeld, d. i. 150 Solidi für den Gemeinfreien, be-

sitzen, und von denen, die an Mobilien das halbe Wehrgeld besitzen, sollen je zwei einen schicken. Einige Erleichterungen werden noch gewährt, wenn Vater und Sohn oder mehrere Brüder auf einem ungeteilten Erbe sitzen.

Die eigentliche Tragweite dieser Verordnung können wir nicht abmessen, da uns jeder Maßstab dafür fehlt, wie viel Männer ihr ganzes oder auch nur ihr halbes Wehrgeld an Mobilien zu besitzen abgeschätzt wurden. Es muß doch jedenfalls sehr viele gegeben haben, die weniger hatten, und daß diese bei der Feldarmee ganz ausfallen und bloß zum Wachdienst oder, wenn sie weniger als 10 Solidi besitzen, garnicht herangezogen werden, muß uns gegen die ganze Verordnung sehr vorsichtig stimmen. Auch unter den Leuten von geringerem Vermögen müssen doch militärisch recht Brauchbare und unter den Wohlhabenden viele recht Unbrauchbare gewesen sein. Bei einem Heer, wo nicht feste und gut disciplinirte taktische Körper die Schwächen des Einzelnen wettmachen, ist die Aushebung bloß nach dem Vermögensstande kein geeigneter Modus, kampflustige Truppen zu gewinnen. Der Verdacht ist daher kaum abzuweisen, daß wir es hier, ähnlich wie bei dem Edict Karls des Kahlen im Jahre 864, mit einer bloßen Theorie zu tun haben, Constructionen eines eifrigen Ratgebers am Hofe, die mit der Wirklichkeit des Lebens kaum irgend eine Berührung hatten. Die Strenge, mit der die Erfüllung gefordert wird und die Dispensationen auf das Geringste beschränkt werden, ist jedenfalls kein Beweis, daß das Edict auch so ausgeführt worden ist.

Scara.

Mit meiner Darstellung der Scara bin ich zu älteren, von Eichhorn, Stenzel, Lorentz, Barthold, Peucker vertretenen Anschauungen zurückgekehrt, die dann namentlich von Waitz (D. Verf. IV, 514) und Nitzsch bekämpft worden sind und seitdem, obgleich von Baldamus energisch wieder aufgenommen, allgemein aufgegeben waren. Waitz sagt: „daß es ganze Heerhaufen von königlichen Dienstmannschaften, wie man sagt, gegeben habe, manche Kriegszüge bloß mit solchen ausgeführt seien, ist eine Annahme, die sich nicht aufrecht erhalten läßt.“ Ich denke umgekehrt, es ist nicht eine Annahme sondern eine sachlich wie sprachlich sicher nachweisbare Tatsache.

Daß es Kriegsmannschaften in ziemlicher Anzahl an den Höfen stets gegeben hat, kann von vornherein keinem Zweifel unterliegen und ist quellenmäßig bezeugt. In der Hofordnung Adalhards (826), die uns in einem Auszuge Hinkmars erhalten ist,[1] wird dargelegt, wie für die Menschenmenge, die stets am Hofe vorhanden sei, gesorgt werde. Die Krieger, die keinen Dienst haben, werden abwechselnd von ihren Kapitänen verpflegt; die Knechte (Knappen) und Vasallen der Großen am Hofe werden von ihren Herren versorgt, so daß sie ohne Raub und Diebstahl leben können.

[1]) M. G. Capit. reg. Franc. II, 517.

27. Et ut illa multitudo quae in palatio semper esse debet, indeficienter persistere posset, his tribus ordinibus fovebatur. Uno videlicet, ut absque ministeriis expediti milites, anteposita dominorum benignitate et sollicitudine, qua nunc victu, nunc vestitu, nunc auro, nunc argento, modo equis vel caeteris ornamentis interdum specialiter, aliquando prout tempus, ratio et ordo condignam potestatem administrabat, saepius porrectis, in eo tamen indeficientem consolationem necnon ad regale obsequium inflammatum animum ardentius semper habebant: quod illos praefati capitanei ministeriales certatim de die in diem, nunc istos, nunc illos ad mansiones suas vocabant et non tam gulae voracitate, quam verae familiaritatis seu dilectionis amore, prout cuique possibile erat, impendere studebant; sicque fiebat, ut rarus quisque infra hebdomadam remaneret, qui non ab aliquo huiusmodi studio convocaretur.

28. Alter ordo per singula ministeria discipulis congruebat, qui magistro suo singuli adhaerentes et honorificabant et honorificabantur locisque singuli suis, prout opportunitas occurrebat, ut a domino videndo vel alloquendo consolarentur. Tertius ordo item erat tam maiorum quam minorum in pueris vel vasallis, quos unusquisque, prout gubernare et sustentare absque peccato, rapina videlicet vel furto, poterat, studiose habere procurabant. In quibus scilicet denominatis ordinibus absque his, qui semper eundo et redeundo palatium frequentabant, erat delectabile, quod interdum etnecessitati, si repente ingrueret, semper sufficerent; et tamen semper, ut dictum est, major pars illius propter superius commemoratas benignitates cum jucunditate et hilaritate promta et alacri mente persisterent.

Die am Hofe lebenden Kriegsmänner erscheinen auch in dem Aufgebot Kaiser Lothars gegen Corsica vom Jahre 825;[1]) hier wird unterschieden zwischen den «dominici vasalli qui austaldi sunt et in nostro palatio frequenter serviunt" und den „qui in eorum proprietate manent."

Für diese am Hofe verpflegten (nicht auf eigener Lehns-Hufe sitzenden) Krieger werden in den Quellen häufig die Namen scara, scarii, scariti gebraucht. Wenn der Frankenkönig seine „Scharen" als Besatzungen in Städte und Burgen legt, die er sichern will, so können das nicht Aufgebote von belehnten Vasallen sein, da solche Vasallen nach Ablauf einer gewissen Frist wieder nach Hause wollen. (Francos misit Aquitaniam continendo, similiter et in Bituricas Francorum scaram conlocavit und „perfecta supradicta castella et disposita per Francos scaras residentes et ipsa custodientes"[2])

---

[1]) M. G. Capit. I, 352.

[2]) Annal. regni Francorum, ed. Kurze p. 24 u. 48. In der Überarbeitung ist statt der obigen Worte gesagt „dispositoque ibi necnon et in Biturica civitate Francorum praesidio", und an der zweiten Stelle „in utroque (castello) non modico praesidio relicto."

In dem Kampfe zwischen Pippin und Waifar von Aquitanien unterscheidet der Fortsetzer Fredegars „rex Pippinus in quatuor partes comites suos, scaritos et leudibus suis ad persequendum Waiofarium transmisit». Wie man auch die Stelle auslegen mag, deutlich ist, daß zwischen den scariti und den leudes unterschieden wird.[1])

Ebensowenig kann es sich um Lehnsaufgebote handeln, wenn Karl d. Gr. 803 seine „Scharen" ausschickt in die Umgegend, wo es angebracht schien, ohne einen eigentlichen Krieg zu führen (sine hoste fecit eodem anno, excepto quod scaras suas transmisit in circuitu, ubi necesse fuit.)[2])

Als Karl der Große 804 die Sachsen aus dem Gau Wigmodia in eine andere Gegend verpflanzt, läßt er sie durch seine „Scharen" (misit scaras suas . . ut illam gentem foris patriam transduceret) geleiten.[3])

In einer Urkunde über Teilung des Herzogtums Benevent vom Jahre 851[4]) wird dem einen Contrahenten wie dem andern zugestanden, daß er mit seinem Heer und seiner Scara durch sein Land ziehen dürfe (vos vestrumque populum liceat per terram meam transire contra illos hostiliter et cum scara, ad vindicandum absque homicidio vel incendio et depraedatione seu zala de populo et terra mea et oppressione castellorum portionis meae, excepta erba et ligna et aqua, quos vobis non negabimus.)

Als Kaiser Arnulph im Jahre 894 Bergamo belagerte, erwähnen die Annalen von Fulda, daß die milites palatini unter den Augen ihres Herrn mit besonderer Anstrengung gekämpft hätten.[5])

Ein Bischof läßt einmal einen Mann verhaften durch einen „ostiarius vel scario",[6]) der im Fortgang der Erzählung „vasallus" genannt wird.

Karl der Kahle hatte (869) einen Conflict mit dem Bischof Hinkmar von Laon, der sich weigerte, einer Vorladung des Königs Folge zu leisten; da sandte dieser eine „Schar" aus, um ihn mit Gewalt vorzuführen (scaram ex quamplurimis comitibus regni sui confectam Laudanum misit, ut ipsum episcopum ad eum violenter perducerent).[7])

Einmal, 877, erscheinen die scariti kurzweg als die Umgebung, das Gefolge eines Pfalzgrafen, nicht bloß als gemeine Kriegsknechte. Es wird

[1]) M. G. SS. Rer. Meroving. II, 192. cap. 135 (52). Die natürlichste Auslegung würde mir scheinen, daß der Schriftsteller die Grafen mit ihrem Aufgebote, die eigenen Leute des Königs, die er im Lande angesiedelt hat, und die Hausknechte, die ständige militärische Begleitung und Leibwache aufzählt.

[2]) Ann. Lauresham. SS I, 39. Aehnlich ann. Guelferbytani z. J. 793 (SS. I, 45).

[3]) Chronik v. Moissac. SS. II, 257.

[4]) LL. IV, 221.

[5]) SS. I, 409.

[6]) Monach. Sangall. Gesta Caroli SS. II, 738.

[7]) Ann. Bertin. SS. I, 480.

vorgeschrieben, daß, falls der Pfalzgraf verhindert sei, an seiner Stelle „unus eorum, qui cum eo scarii sunt" die Gerichtssitzungen abhalte.[1])

Selbst wenn man meinen sollte, daß eine oder die andere dieser Stellen auch noch eine andere Auslegung zulasse, so bleiben doch immer genug, um zu beweisen, daß es in der karolingischen Zeit an den Höfen Bewaffnete gab, die sowohl für kriegerische wie für polizeiliche Zwecke verwendet wurden und neben anderem auch mit dem Worte „scara" und seinen Ableitungen bezeichnet wurden.

Diese Tatsache wird nicht dadurch wieder aufgehoben, daß nun das Wort scara mit seinen Ableitungen auch in anderen Bedeutungen, nämlich einfach als „Heerschar", „Heer",[2]) und dann wieder als „Dienst" oder „Leistung" vorkommt, die gewissen Bauerhöfen oder Familien als Last aufliegt.[3]) Im Gegenteil grade diese Verzweigung des Wortsinns ergibt einen neuen Beweis für die Wurzel.

Waitz hat sich damit begnügt, daß auf der einen Seite das Wort Scara überhaupt „Heerhaufen, kleinere oder größere, mitunter auch ganze Heere bezeichnete, ohne Rücksicht auf besondere Bildung oder Zusammensetzung", und auf der anderen „eine ganz andere Bedeutung" habe, nämlich „Leistung abhängiger Leute gegen ihren Herrn", im Besonderen Boten- und Geleitsdienst[4]) Wie ist es gekommen, daß dasselbe Wort einen so verschiedenen Sinn annehmen konnte? Unsere Auffassung gibt die Antwort auf die Frage: der Urbegriff ist der Dienst des Kriegsknechts, die starke bewaffnete Hand zu steter Verfügung im Hause des Herrn. Von hier aus kommt man auf der einen Seite zur „Kriegsschar" und endlich zu dem

---

[1]) Capitulare Carcacense cap 17. Cap. Reg. Franc. II, 359. Nicht anders dürfte das Fragment eines Capitulars, Bd. I, 213, auszulegen sein: „Ut missi nostri una cum sociis qui in eorum scara commanere videntur" etc.

[2]) Ann. regni Francorum ed. Kurze p. 40 „mittens quatuor scaras in Saxoniam" (774), in der Ueberarbeitung „tripertitum misit exercitum" und so öfter. Hinkmar spricht (SS. I, 515) von einer „scara de Nortmannis" Erchambert hist. Lang. cap. 35 „super Saracenorum scaram irruit" SS. III, 252. Weitere Stellen bei Waitz, D. V. IV, 611 (2. Aufl.). Die Meinung, daß der Nachweis, scara bedeute unter Umständen einfach „Heer" oder „Heerschar", wie z. B. in dem Brief Karls an seine Gemahlin Fastrada (M. G. Form. Merov. et Karol. p. 510) die andere Auslegung schon genügend widerlege, hat Waitz selbst in der zweiten Auflage fallen lassen (IV, 514, 2 Aufl. 610).

[3]) Diese Stellen sind so häufig, daß besondere Citate erübrigen. Cäsarius v. Heisterbach sagt: „Scaram facere est domino abbati, quando ipse jusserit, servire et nuncium ejus seu litteras ad locum sibi determinatum deferre".

Lothar überweist fünf Freie dem Kloster Murbach mit der Maßgabe, daß, was sie bisher dem Staate geleistet, sie jetzt dem Kloster leisten sollten. Dabei ist das „iter exercitale", also das Aufgebot zum Kriege, unterschieden von „scaras". Die Urkunde lautet (Bouquet VIII p. 866 No. 2 cit. Baldamus S. 71) „de itinere exercitali seu scaras vel quamcumque quis ire praesumat aut mansionaticos aut mallum custodire, aut navigia facere vel alias functiones vel freda exactare: et quidquid ad partem comitum ac juniorum eorum seu successorum exigere poterat."

[4]) D. Verf. Gesch Bd. IV, 23. (2. Aufl. S. 26.)

ganz allgemeinen Begriff „Heer"; denn da nicht nur am königlichen Hofe solche Kriegsknechte gehalten wurden, sondern auch jeder einzelne Graf, Bischof oder Abt über eine gewisse Anzahl verfügte, so bildeten sie in ihrer Gesamtheit einen wesentlichen Teil des Heeres-Aufgebots[1]) und es war möglich, daß kleinere Expeditionen von ihnen allein ausgeführt wurden, ohne daß man belehnte und angesessene Vasallen einberief.

An vielen anderen Stellen, wo die Scharmänner in kriegerischer Verwendung auftreten, ist es deshalb nicht ohne weiteres zu erkennen, ob es sich um vasallitische Aufgebote oder um die von uns ins Auge gefaßten Haus-Krieger oder, um den dänischen Ausdruck zu gebrauchen, Hauskerle handelt. Da diese Hauskerle aber auch Dienste als bewaffnetes Geleit, als Wachmänner, Kuriere, Türhüter, Polizisten taten, so übertrug sich die Bezeichnung auf alle diese Dienste, auch wenn sie nicht von solchen fest angestellten Bediensteten getan, sondern von ansässigen Leuten als Leistungen beansprucht und Familien oder Höfen als dauernde Lasten auferlegt wurden. Hält man die Leistung, den Botendienst oder sonst was für das Ursprüngliche, so ist nicht abzusehen, wie das Wort zu der Bedeutung „Heer" gekommen sein soll; hält man die Bedeutung „Heer" für das Ursprüngliche, so ist nicht abzusehen, wie etwa die Verpflichtung, mit einem Schiff zweimal im Jahr bis nach St. Goar oder Duisburg zu fahren, die einem Bauern des Klosters Prüm auferlegt wird,[2]) als „Scara" bezeichnet werden kann.

Am nächsten ist der richtigen Auffassung gekommen Baldamus „Das Heerwesen unter den späteren Karolingern", S. 69 ff., wo auch die einschlagenden Quellenstellen gesammelt sind. Nur insofern möchte ich ihm nicht zustimmen, als er den Schutz- und Polizeidienst als die Grundbedeutung der Scara ansehen will, von einer „Verquickung" des Polizei- und Heerwesens spricht und den Uebergang darin findet, daß die Polizeimannschaft als ein Teil des Heeres angesehen wurde. Es handelt sich nicht um eine Verquickung zweier verschiedener Funktionen: das Polizeiliche ist nicht das Ursprüngliche, an das sich das Kriegerische erst angesetzt hat, sondern es liegt ein ursprünglicher, durchaus einheitlicher Begriff zu Grunde, der Begriff der starken Hand, die ebensowohl innere wie äußere Gegner zu bezwingen hat. Das Gefolge, was der alte germanische Princeps um sich hatte, „in bello praesidium in pace decus", diente ihm natürlich auch im Frieden nicht bloß ideell zur Erhöhung des Ansehens, sondern auch praktisch zur Durchsetzung und Erhaltung seiner Autorität. Die Scharwache ist dasselbe, nur auf viel tieferer sozialer Stufe; die Gefolgsmänner sind die Bankgesellen ihres Herrn, die Scharwächter sind viel zahlreichere gemeine Kriegsknechte, zum großen Teil natürlich Unfreie, die Nachfolger

---

[1]) „servientes . . . quos scaremannos vocamus . . . cum ceteris nostrae familiae militibus servire debent." Mittelrhein. Urkundenb. 382. Bd. I, S. 439.

[2]) Baldamus S. 76.

der pueri in der Merowingerzeit und die Vorläufer der Ministerialen in den nachfolgenden Jahrhunderten, wobei man natürlich die Nachfolge nicht als Identität aufzufassen hat, denn zur Ministerialität gehört als wesentliches Merkmal zweifellos die Unfreiheit, was von der Scharmannschaft weder zu beweisen noch anzunehmen ist. Der Prozeß, den wir in der späteren Zeit beobachten, daß auf der einen Seite die Unfreiheit der Ministerialen immer lockerer und inhaltloser wird und auf der anderen Seite freiwillig freie Männer sich ihrer Freiheit begeben und in dieses Verhältnis eintreten, wird schon sehr viel früher begonnen haben, als wir in den Quellen direct feststellen können. Wenn Baldamus daher die Ableitung der Ministerialen aus den Scharmännern direct bestreitet, so hat er insofern gewiß recht, als die Scharmänner nicht begrifflich Unfreie waren. Aber das Moment der Freiheit und Unfreiheit ist in diesen Institutionen nicht das Einzige und nicht das Entscheidende. Dieses Entscheidende ist das Kriegshandwerk im unmittelbaren Dienste eines Herrn. Substantiell sagt Baldamus im Grunde dasselbe; die Differenz zwischen uns, die etwa noch bleibt, liegt nur in der Formulirung und im Ausdruck.

Zweites Kapitel.

Die Unterwerfung der Sachsen.

Nachdem wir uns überzeugt haben, wie klein die Heere Karls des Großen waren, drängt sich mit verdoppelter Stärke die Frage auf: wie konnte er es fertig bringen, jene germanischen Volksstämme zu unterwerfen, bei denen einst die Römer mit ihrem so viel größeren, so viel wirtschaftlich leistungsfähigerem Reich, ihren wohl zehnfach so großen, disciplinirten Heeren gescheitert sind? Denn es ist nicht nur äußerlich, auf demselben Boden, sondern auch einigermaßen innerlich noch immer derselbe Kampf, der sich einst zwischen Germanicus und Arminius, jetzt zwischen Karl und Wittekind abspielt. Karl hat nicht bloß den Titel Augustus angenommen, sondern will auch als Germane von Geblüt den Gedanken des römischen Imperiums aufnehmen und erneuen und das römische Wesen, wie es in der Form der Kirche fortlebt, über jene Völkerschaften an den Ufern der Weser ausdehnen, die sich 750 Jahre früher dieses Joches erwehrt haben. Obgleich unzweifelhaft sehr starke Schiebungen, Ausmerzungen und Abwanderungen stattgefunden haben, die Stämme westlich und östlich der Weser, die jetzt, man weiß nicht, wie es gekommen ist, den Namen Sachsen angenommen haben (Tacitus kennt diesen Namen noch nicht), sind im Grunde dieselben oder doch sehr nahe Verwandte derjenigen, die die Schlacht im Teutoburger Walde geschlagen, bei Idistaviso und am Angrivarierwall dem Germanicus widerstanden, ihre Freiheit und ihr eigentümliches Wesen so lange behauptet haben, um beides nun endlich doch aufgeben zu müssen.

Die erste große Verschiedenheit zwischen den Zeiten des Kaisers Augustus und des Königs und späteren Kaisers Karl ist

nun, daß das noch freie, heidnische Germanen-Gebiet in der zweiten Epoche sehr viel geringeren Umfang hat als in der ersten. Das unmittelbare rechte Rhein-Ufer, Hessen und Thüringen gehörten bereits zum fränkischen Reich. Wenn die Römer einst auf der Lippe-Straße vordringend, bis an die Weser gelangten, so waren sie mit einer einzigen Verbindung hinter sich, tief im feindlichen Lande, von allen Seiten bedroht. Die Grenze des Reiches, das Karl übernahm, lief einige Meilen südlich der Lippe und ging bis an die Saale, so daß das Frankenheer ebensowohl vom Süden, wie vom Westen in Sachsen eindringen und hierhin wie dahin den Rückzug nehmen konnte.

Als wesentlich wird auch anzusehen sein, daß das Gebiet der Sachsen im Osten an der Saale und Elbe bereits aufhörte; selbst westlich der Elbe saßen schon ihnen feindlich gesinnte slavische Stämme. Haben auch die Germanen östlich der Elbe einst in den Kampf mit den Römern nicht direct eingegriffen, so mag es doch immerhin auf die Entschlüsse hüben und drüben eingewirkt haben, daß hinter den Cheruskern immer noch weitere Germanen-Stämme sich zeigten, die in den Krieg eintreten konnten.

Ist so die Aufgabe des fränkisch-römischen Kaisers von vornherein eine viel kleinere, so entbehrt er doch des wesentlichsten Hülfsmittels, vermöge dessen die Römer ihre Kriege geführt hatten, der Flotte, die ihnen über die Nordsee, die Ems, Weser oder Elbe hinauf die Lebensmittel zuführte. Karl hätte so wenig wie Germanicus Heere von 60—70000 Mann im inneren Sachsen ohne Benutzung der Wasserstraße und die Hülfe einer großen Flotte ernähren können. Daß er mit viel kleineren Heeren operierte, ermöglichte ihm, die Flotte zu entbehren.

Unsere Frage spitzt sich also concreter dahin zu: wie kam es, daß Karl schließlich mit viel kleinerem Heer das Ziel erreichte, das den Römern versagt blieb, und die Antwort muß zuletzt weniger bei den Angreifern als bei den Verteidigern gesucht werden. Wären die Sachsen noch ganz dieselben Menschen gewesen, wie einst die Cherusker, Bructerer, Marsen, Angrivarier, so hätten Heere von einigen Tausend Reitern ihnen nicht viel anhaben können. Die Zeit aber war auch an diesen Natursöhnen nicht spurlos vorübergegangen; der Uebergang aus dem geschichtslosen Naturzustand

in die menschliche, historische Entwickelung hatte sich angebahnt und vollzogen. Die Kraft der Urgermanen beruhte auf der absoluten Barbarei, in der der Mann nur Krieger und nur der Krieger Mann ist. Dieser Zustand war im 8. Jahrhundert bereits überwunden. Es ist uns quellenmäßig überliefert,[1]) daß in Sachsen die Unfreien und Minderfreien sehr zahlreich gewesen seien. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß das von einer Unterwerfung von Germanen durch Germanen herrührt und daß die Ausbreitung des Sachsennamens damit zusammenhängt. Unfreie und Minderfreie sind nicht mehr im vollen Sinne, im Sinne der Zeit- und Volksgenossen Armins, Krieger. Die Sachsen waren noch nicht so weit, Städte zu bauen und Stadtleben auszubilden; abgesehen davon aber dürfen wir uns ihren Zustand doch schon ähnlich demjenigen vorstellen, in dem uns Cäsar die Gallier vorführt. Die Scheidung des Volkes in einen Krieger- oder Ritterstand auf der einen, nur noch wenig kriegerische Bauern und Bürger auf der anderen Seite, wie sie Cäsar einst in Gallien vorfand und wie sie im Frankenreiche sich von neuem durchgesetzt hatte, diese Scheidung muß auch unter den Sachsen bereits stark im Anzuge gewesen sein. Sonst hätten sich auch die sozialen Verhältnisse der Franken nicht nach der Eroberung so schnell und leicht bei ihnen eingelebt. War dem aber so, so fand Karl der Große eine ganz andere Aufgabe vor sich, als einst Tiberius und Germanicus. Die römischen Feldherrn hatten nur mit sehr großen Heeren in Germanien eindringen und nur sehr starke Detachements aussenden dürfen, weil sie ohne große Uebermacht in jedem Augenblick der Vernichtung ausgesetzt gewesen wären. So gefährlich waren bei aller Tapferkeit im einzelnen die Sachsen nicht mehr. Wir werden noch in den nächsten Kapiteln immer von neuem darauf geführt werden, welchen Unterschied in der kriegerischen Kraft einige Grade Abstand in der Civilisation machen. Die heidnischen Sachsen waren um einige, vielleicht noch garnicht viele Grade wirtschaftlicher, bürgerlicher, milder geworden, als einst die Cherusker: das ist der letzte Grund, weshalb sehr viel kleinere Heere als einst das des Varus es wagen durften, jetzt ihr Land zu durchziehen.

---

[1]) Nithard IV, 2. Annal. Bertin. z. J. 841.

Damit sind aber nicht nur die Zahlen, sondern auch die sonstigen strategischen Bedingungen der Kriegführung verändert.

Aus der Größe der römischen Heere ergab sich einst die unermeßliche Schwierigkeit der Verpflegung, die die Römer fast ganz an die Wasserstraßen band. Die kleineren karolingischen Heere konnten ihren Proviant zu Lande mitnehmen.

Auch der Anbau des Landes wird erhebliche Fortschritte gemacht haben, was abermals dem einfallenden Feind die Ernährung von Mann und Roß, Zugochsen und Schlachttieren erleichterte.

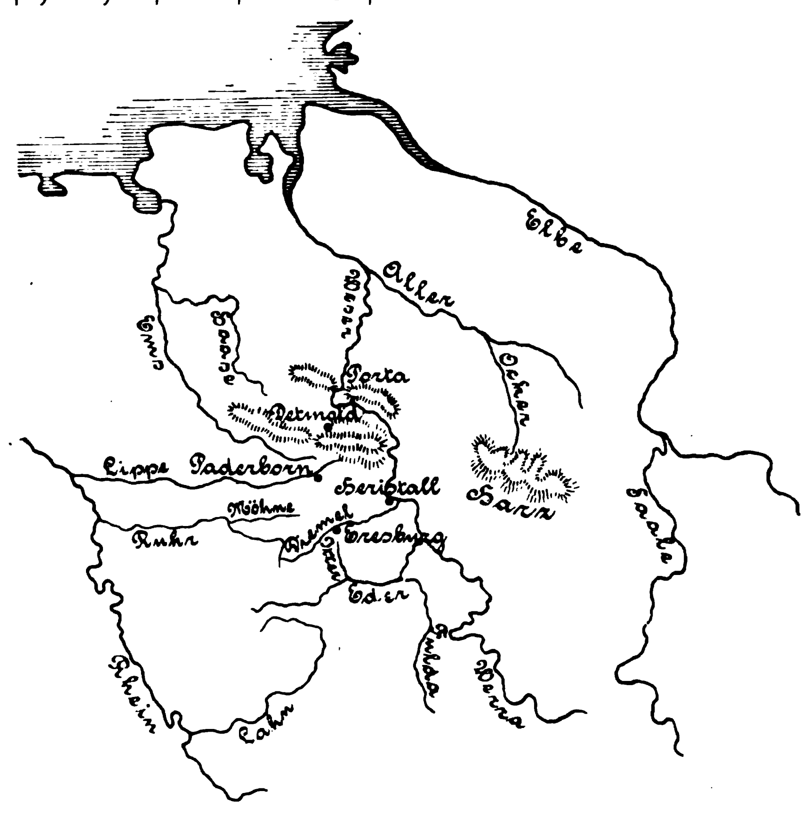
Trotzdem wurde nun den Franken ihre Aufgabe schwer genug. An eine Strategie, wie sie einst Cäsar in Gallien anwandte, daß nämlich große zusammengehaltene Heere sich mitten im Lande etablierten und jeden auftauchenden Widerstand sofort niederwuchteten, war nicht zu denken. Solche Heere standen ja Karl nicht zur Verfügung. Sehen wir, wie der Frankenkönig vorging.

Im Jahre 772 drang Karl von Hessen aus über Obermarsberg an der Diemel, wo die Eresburg lag und genommen wurde, in Sachsen ein, er gelangte bis an die Weser und schloß hier mit den Sachsen (oder nur mit den Engern) einen Vertrag. Obgleich kein eigentlicher Widerstand geleistet war, haben die Franken die Grenze nicht mehr als etwa zehn Meilen weit überschritten.

Nachdem 774 die Sachsen einen Einfall ins Fränkische gemacht, der sie bis nach Fritzlar führte, begannen die Franken das Jahr darauf (775), nachdem der König von der Unterwerfung der Longobarden aus Italien zurückgekehrt war, den systematischen Angriff, der zu völliger Unterjochung führen sollte. Das fränkische Heer nahm zunächst, ohne wesentlichen Widerstand, die beiden sächsischen Grenzfesten, Sigiburg (Hohensyburg) an der Ruhr und Eresburg, rückte an die Weser, wo ein sächsisches Heer vergeblich den Uebergang zu wehren suchte, und gelangte bis an die Ocker, nördlich des Harzes. Ein Corps, das auf dem linken Ufer der Weser über den Teutoburger Wald und das Wiehen-Gebirge vorging, ließ sich bei Lübbecke von den Sachsen überfallen und scheint auf freien Abzug capituliert zu haben.[1]) Mittlerweile hatten aber

[1]) Rübel, Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedelungssystem S. 400, glaubt, nach dem Vorgang von Oppermann, Atlas niederdeutscher Befestigungen, daß die große Befestigung Babilonie, deren Reste erhalten sind, mit der Schlacht bei Lübbecke i. J. 775 zusammenhänge. Die Anlage ist, wie alle fränkischen

die Ostphalen und Engern mit Karl bereits an der Ocker verhandelt und sich unterworfen, und als nun das fränkische Heer, über die Weser zurückkehrend, bei den Westphalen erschien, fügten sich auch diese und stellten Geiseln.



Diese Ereignisse werden keine andere Deutung zulassen, als daß bei den führenden Sachsen eine starke Partei existierte, die das

Domänenhöfe, geteilt in einen kleineren, besser verwahrten Teil, das palatium und einen größeren, das heribergum, den Biwackplatz des Heeres. Das Heribergum der Babilonie ist $7^1/_2$ Hektar groß. — Bei einer Ausgrabung im Herbst 1905 glaubt man aber auf Grund der Scherben-Funde festgestellt zu haben, daß die Burg doch nicht fränkisch, sondern eine sächsische Anlage ist.

Eintreten in den fränkischen Reichsverband nicht ungern sah, vielleicht gradezu wünschte. Schon von den cheruskischen Fürsten hatten ja einst vielleicht die Mehrzahl auf der Seite der Römer gestanden; man erinnere sich jenes, wenn es auch eine poetische Fiction ist, Gesprächs zwischen Armin und seinem Bruder Flavus. Trotz der vorhergegangenen Kämpfe, obgleich die Franken im Jahre 772 die heilige Irminsäule zerstört hatten, unterwarfen sich ihnen jetzt die Sachsen ohne Entscheidungsschlacht und ohne daß die Franken einen sehr wesentlichen Teil ihres Landes eingenommen hätten. Von der fränkischen Grenze bis zur Ocker mögen etwa 20 Meilen sein. Es wäre vielleicht nicht ausgeschlossen, daß die Sachsen sich nur scheinbar unterwarfen und die Franken durch glatte Worte haben täuschen wollen und daß Karl sich auf einen Vertrag eingelassen, weil seine Gespanne und sein Proviant für einen Feldzug tiefer ins Land nicht ausreichten. Aber der Fortgang der Dinge zeigt, daß er wirklich auf einen halbfreiwilligen Anschluß der Sachsen rechnete und rechnen durfte. Er unterließ es nicht nur, bis an die Unterweser oder Elbe vorzugehen, sondern besetzte auch als Stützpunkt für seine Herrschaft einzig die beiden Grenzfesten Sigiburg und Eresburg, und als im nächsten Jahr die freiheitlichen Sachsen sich wieder erhoben, Eresburg genommen, Sigiburg vergeblich berannt hatten, brauchte Karl bloß zu er-erscheinen, um sofort wieder einen Umschwung herbeizuführen und der fränkischen Partei die Oberhand zu geben.[1]) Schon an den Quellen der Lippe, also nachdem er erst gerade die Grenze überschritten, kamen ihm die Sachsen in Menge entgegen, um seine Gnade anzuflehen und sich von Neuem zu unterwerfen. Auch jetzt tat er für die Befestigung seiner Herrschaft nichts weiter, als daß er die Eresburg wiederherstellte und an der Lippe, also noch sehr nahe der Grenze, die Karlsburg erbaute, deren genaue Lage nicht bekannt ist. Im nächsten Jahr (777) hielt Karl in der Gegend, wo sich die Sachsen unterworfen hatten, nahe den Lippe-Quellen, in Paderborn einen allgemeinen Reichstag und eine Synode, wo-

[1]) Am nordwestlichen Ende des Deisters ist der Rest eines karolingischen Wachtturms zu sehen, die „Heisterburg“, deren Anlage man ebenfalls mit dem Feldzuge von 775 in Verbindung gebracht hat. Sie ist aber jedenfalls erst später angelegt. Die Chroniken erzählen bei der Erhebung der Sachsen i. J. 776 nur von der Eroberung von Eresburg und der Belagerung von Sigiburg. Vgl. Rübel, die Franken, S. 24 Anmkg.

zu die Führer der Sachsen erschienen, mit Ausnahme des Westphalen Widukind, der zu den Dänen geflohen war.

Als Karl im nächsten Jahre (778) jenseits der Pyrenäen war, brachte Widukind seine Landsleute von neuem in die Waffen; sie brachen über die Grenze, gelangten bis an den Rhein bei Deutz, gingen ein Stück rheinaufwärts und kehrten durch das Lahntal zurück. Aber von den drei fränkischen Festen auf Sachsenboden hatten sie nur die eine, Karlsburg, eingenommen, auf dem Rückweg wurden sie von fränkischen Kriegern, die aus Spanien zurückkehrten, an der Eder eingeholt und erlitten Verluste, und als im nächsten Jahre der König selber mit einem bedeutenden Heere erschien, war von einem ernstlichen Widerstand wieder nicht die Rede. Eine Befestigung, die die Sachsen an der westphälisch-fränkischen Grenze, nördlich der Lippe bei Bocholt errichtet hatten, wurde von den Franken genommen; Karl marschierte bis an die Weser und alles unterwarf sich (der Weg, den er nahm, und der Ort „Medofulli“, wo er die Weser erreichte und sein Lager aufschlug, ist nicht zu bestimmen). Im nächsten Jahr (780) zog er, ohne Widerstand zu finden, zum ersten Mal bis an die Elbe, die er nördlich von Magdeburg, beim Einfluß der Ohre erreichte.

Im Jahre 782 fand zu Paderborn, wo sich am leichtesten alle Sachsen mit den Franken vereinigten, ein neuer Reichstag statt, der die volle Eingliederung Sachsens in das fränkisch-christliche Reich verfügte. Die sächsischen Edlen, die noch in der Art der alten Fürsten (principes des Tacitus) an der Spitze des Volkes gestanden hatten, wurden in Beamte des Königs, Grafen, verwandelt und bei Todesstrafe der heidnische Götzendienst verboten, die Taufe befohlen; Priester sollten allenthalben eingesetzt, mit Land und Gesinde ausgestattet und den Kirchen der Zehnte gezahlt werden.

Das war den Sachsen zu viel.[1]) Widukind kehrte aus Dänemark zurück und brachte einem vereinzelten fränkischen Corps, das unvorsichtig gegen ihn vorging, am Berge Süntel eine schwere Niederlage bei (782). Ueber den Ort und die näheren Umstände

---

[1]) Rübel vermutet, daß auch die Methode der Franken, für die Gemeinden feste Flur-Grenzen abzustecken und dabei die Wüsten, die bisher die Grenzen gebildet hatten, als Königsland einzuziehen, den Zorn des sächsischen Volkes gereizt habe.

des Treffens sind die Berichte so im Widerspruch mit einander, daß nichts Sicheres darüber zu sagen ist. Trotz dieses Sieges aber wurde der Aufstand nicht allgemein. Als der König selbst mit einem Heer erschien, wagte Widukind keinen Widerstand, sondern floh zu den Dänen, und die anderen Großen erschienen vor Karl und warfen die Schuld allein auf jenen. Dabei kann Karl, wenn wir die Zeitfolge der Dinge betrachten, unmöglich ein so sehr großes Heer bei sich gehabt haben. Im Frühjahr, aber doch erst als es genügend Futter gab, war Karl nach Paderborn gezogen und hatte dort den Reichstag abgehalten. Als er über den Rhein zurückgekehrt war, also etwa Ende Juni, kam die Nachricht, daß die Sorben in Thüringen eingefallen seien; er sandte Truppen gegen sie aus. Diese erhielten unterwegs die Nachricht von dem sächsischen Aufstande, verbanden sich mit anderen Truppen, die ein Graf Theoderich auf eigene Hand aus Ripuarien heranführte, und erlitten die Niederlage am Süntel, die also schwerlich vor August oder September stattgefunden haben kann. Selbst wenn Karl, wie freilich anzunehmen, gleich auf die erste Nachricht von der sächsischen Erhebung ein Truppenaufgebot erlassen hat, so bedarf doch die Mobilmachung, die Versendung des Aufgebotes, das Zusammenrufen der Vasallen von ihren Höfen, die Ausrüstung und die Sammlung des Proviants von den Bauern immer einer gewissen Zeit[1]), so daß Kontingente aus den ferneren Gegenden in diesem Herbst unmöglich an der Weser gewesen sein können. Von Paris bis zur Porta Westphalica sind 600 Kilometer Luftlinie, was wir gleich 900 Kilometer Marsch, gleich zwei Monaten Marschzeit ansetzen dürfen. Weihnachten feierte Karl schon wieder in Diedenhofen.

Das bloße Erscheinen des Königs mit einem fränkischen Teilheer hatte also genügt, die Sachsen zu entwaffnen.

Karl marschierte bis in das Herz von Sachsen, an die untere Weser und ließ bei Verden eine große Anzahl von Schuldigen, vermutlich auch solchen, denen es zur Schuld gerechnet wurde, daß sie dem Aufstand nicht aktiv entgegengetreten waren, hinrichten (782, Herbst).

[1]) Die späteren deutschen Lehnrechtsbücher enthalten die Vorschrift, daß der Herr den Vasallen sogar 6 Wochen vor dem Beginn zur Heerfahrt aufbieten soll

Die Strenge verfehlte hier, wie so oft, ihren Zweck. Jetzt zum ersten Mal, von wildem Rachedurst entflammt, erhoben sich die Sachsen wirklich in Masse und stellten sich den Franken im nächsten Jahre (783) zu offener Feldschlacht.

Das erste Zusammentreffen fand statt am Teutoburger Walde bei Detmold, also in der Nähe der Dörenschlucht, wo einst die Germanen ihre Freiheit bewahrt und gerettet. Jetzt wurden die Sachsen geschlagen, aber trotz seines Sieges ging Karl bis Paderborn zurück, um Verstärkungen abzuwarten. Rein militärisch ist dies nicht zu erklären. Ein Rückzug nach einem Siege hebt den wichtigsten Teil des Erfolges, den moralischen, wieder auf. Wenn die Franken wirklich gesiegt hatten, so mußten sie doch unter allen Umständen stark genug sein, ihre Verstärkungen hier, zwei bis drei Tagemärsche vorwärts von Paderborn, abzuwarten, während der Rückzug den Schein einer Niederlage erwecken, zum wenigsten den Erfolg zweifelhaft erscheinen lassen, alle schwankenden Gemüter in Sachsen mit Zuversicht erfüllen und in Widukinds Lager führen mußte. Da bei Detmold jedenfalls ein Treffen vorgefallen ist und die Franken nicht wohl geschlagen worden sein können, da das stärkere Folgen gehabt haben würde, so ist der Zusammenhang wohl so zu erklären, daß Karl zunächst mit einem sehr kleinen Corps vorgegangen war, weil er darauf rechnete, daß wiederum der größere Teil der Sachsen sich ihm ohne weiteres unterwerfen, vielleicht direkt anschließen würde. Das Treffen bei Detmold wird nicht gerade bedeutend gewesen sein, aber es zeigte dem König, daß die Sachsen diesmal Widerstand leisten würden. Er erkannte, daß sein Vorgehen mit geringen Kräften ein Fehler gewesen und daß er trotz des Sieges nördlich des Gebirges in sehr gefährdeter Lage sei. Er nahm daher die moralischen Nachteile des Rückzuges in Kauf, weil er nicht anders konnte, um zunächst in einer gesicherteren Stellung die Ankunft der nachrückenden Truppenteile abzuwarten. Schon nach kurzer Zeit konnte er wieder vorgehen und errang nun an der Hase, vielleicht bei Osnabrück, aber man weiß es nicht näher, den entscheidenden Sieg, nur wenig über vier Wochen später als Detmold. Der Sieg wurde mit der größten Energie verfolgt; das Land verwüstend gelangte das fränkische Heer über die Weser bis zur Elbe. Im Herbst ging man zwar

wieder zurück — Karl war am 9. Oktober in Worms und feierte Weihnachten und Ostern in Heristall an der Maas —, ging aber im Frühjahr (784) von neuem vor, setzte beim Einfluß der Lippe über den Rhein und gelangte abwärts von Minden bei Huculbi (Petershagen) an die Weser. Hier teilte Karl das Heer, da ein geschlossener Widerstand der Sachsen offenbar nicht mehr zu erwarten war. Ein Corps unter seinem ältesten Sohn Karl wandte sich nach Westphalen zurück und hatte später ein Gefecht an der Lippe; der König selbst bog zunächst nach Süden, nach Thüringen aus und drang dann von hier aus wieder nördlich ins Ostphälische ein. Als Grund, daß er nicht von Huculbi aus weiter nach Norden oder direkt nach Osten vorging, werden in den Reichsannalen große Ueberschwemmungen angegeben. Wir werden vermuten dürfen, daß doch auch die Verpflegungsfrage mitspielte: indem der König erst in das alte Reichsland Thüringen ging, konnte er sich dort von neuem mit Vorräten versehen.

Obgleich die Ostphalen sich jetzt unterworfen zu haben scheinen, so mußte der Krieg doch noch fortgesetzt werden, und Karl beschloß, den Widerspenstigen auch den Winter nicht mehr zur Erholung zu lassen. Von Süden eindringend (der König feierte Weihnachten zu Lügde an der Emmer, 3½ Meilen östlich von Detmold, nicht weit von dem linken Ufer der Weser) gelangten die Franken bis an die Porta Westphalica (Rehme); weiter aber getrauten sie sich doch nicht vor, sondern gingen wieder zehn Meilen zurück bis an die Grenzfeste Eresburg (Obermarsberg), wo Karl selbst den ganzen Winter zubrachte und die Grenzgaue (was der fränkische Annalist mit starker Uebertreibung auf fast alle Gaue ausdehnt) fortwährend beunruhigen ließ. Den Proviant mußte er, wie der Annalist ausdrücklich bemerkt, aus dem fränkischen Lande heranschaffen lassen. Im Frühjahr aber ließ er so große Vorbereitungen treffen, daß er jetzt bis in den Bardengau an der unteren Elbe vorgehen konnte, und als er so weit war, war er Staatsmann genug, seinerseits, als der Sieger, mit dem über die Elbe geflüchteten Wittekind eine Verhandlung anzuknüpfen und ihm Frieden und Freundschaft anzubieten. Da Wittekind die Hoffnungslosigkeit seiner Sache erkannte, sich unterwarf, an Karls Hofe erschien und sich taufen ließ, so war damit (785) der Kampf, der mit der Erhebung im Sommer 782 begonnen hatte, nach dreijähriger Dauer beendet.

Die späteren wiederholten Bewegungen und Kämpfe, die sich von 793 bis 804 hinzogen, bieten, obgleich nicht unerheblich, doch kriegsgeschichtlich kein Interesse mehr. Der Krieg besteht in bloßen Verwüstungszügen. Nur die ostelbischen Sachsen in Holstein leisteten noch einmal Widerstand im freien Felde; gegen sie bediente sich Karl mehrfach der Hilfe der Slaven, der Obodriten und Wilzen. Massenhafte Wegführung der Sachsen, um sie auf fränkischem Boden anzusiedeln, ist in diesem Jahrzehnt das eingreifende Mittel, das der Kaiser zur Beruhigung des Landes anwendet. Als er auch einmal wieder einen Winter (797/98) auf Sachsen verwendet, schlägt er sein Lager nicht wieder bei der Eresburg, sondern weiter ostwärts, am Einfluß der Diemel in die Weser, bei Heristal (Herstelle) auf. Die Römer hatten, als sie von Aliso weiter vorgingen, sich halbnördlich gewandt, zur Porta Westphalica um der Verbindung mit ihrer zweiten Basis, der See willen; Karl hielt sich auch jetzt noch möglichst nah den Stammlanden.

Dieser Unterschied führt uns noch einmal zu einer Vergleichung der Erscheinungen dieser Kriegführung mit der römischen in denselben Gegenden. Die Römer stützten ihre Kriegführung auf die Wasserstraßen, namentlich die Lippe und den großen Magazinplatz an der oberen Lippe, Aliso. Auch in den karolingischen Feldzügen spielt ein Platz an der oberen Lippe, Paderborn, in dessen Nähe Aliso gelegen haben muß, eine große Rolle, aber es ist nur ein fast zufälliges Zusammentreffen. Die Gründe, die beide Mal in dieselbe Gegend führen, sind ganz verschiedene. Auch Karl hat wohl die Lippe-Straße das eine und andere Mal benutzt, aber seine Hauptangriffslinie führt vom Süden her, aus Hessen, an die Weser. Daß Hessen und Thüringen seinem Reiche bereits angehören, schafft ihm von vornherein eine ganz andere Position als den Römern; von hier kommend, ist er immer gleich

[1]) Rübel, Reichshöfe S. 97, geht darin zu weit, wenn er sagt: „im allgemeinen pflegte Karl bei seinen Heerzügen dem Laufe der Flüsse zu folgen und die Verproviantierung auf dem Wasserwege vorzunehmen". Direkt bezeugt ist uns das nur für den Feldzug gegen die Avaren i. J. 791, und für den Reichstag zu Paderborn im Juni 785 mag die Verpflegung vorher die Lippe hinaufgeschleppt worden sein. Im Jahre 790 fuhr Karl nach Einhards Erzählung von Worms zu Schiff nach Saltz an der fränkischen Saale, wo er einen Palast hatte und auf demselben Wege zurück, also beidemal ein großes Stück stromaufwärts. Viele Feldzüge aber, die wir verfolgen können, emanzipieren sich vollständig von den Wasserstraßen.

an der Weser und mitten im Lande. Daß er aber etwa die Fulda als Zufuhrstraße benutzt hätte, erfahren wir nicht. Wohl wußte er, was der Wasserweg für die Verpflegung bedeute und hat es ja deshalb sogar unternommen, den Main und die Donau durch einen Kanal zu verbinden, aber für die sächsischen Feldzüge spielte das keine Rolle. Große Magazine wurden nicht gebildet; die Kontingente, klein wie sie waren, mußten ihre Verpflegung selber mitbringen; die ersten Feldzüge, 772, 774 fanden im Herbst statt, wo die Lippe garnicht schiffbar ist.

Daß die Rücksicht auf die Verpflegung aber ein enscheidender Punkt auch in der karolingischen Kriegführung ist, ist unverkennbar. Mehrfach werden Vorstöße abgebrochen, wo eine energische Führung offenbar Fortsetzung verlangt hätte und ohne daß feindlicher Widerstand das Hindernis gebildet hätte. Das Motiv kann nicht wohl in etwas anderem als in der Verpflegung gesucht werden. Daß es schließlich gelungen ist, ohne die Mitwirkung einer aus der Nordsee entgegenkommenden Flotte bis an die untere Weser und untere Elbe zu gelangen, muß dem Frankenkönig als eine ganz gewaltige Leistung angerechnet werden, denn das Land selber bot sicherlich dem eindringenden Feind nur geringe Hilfsmittel dar.

Als im Frühjahr des Jahres 16 das Gros des römischen Heeres bei Aliso lagerte und auf die Einfahrt der Flotte in die Weser wartete, benutzte der Feldherr die Zwischenzeit, Wege nach dem Rhein bauen zu lassen (Vergl. Band II S. 118 u. S. 133). Als Karl im Winter 784—85 bei Eresburg lagerte und auf die Sachsen drückte, berichten die Reichs-Annalen von ihm dasselbe.[1]) Es ist nun interessant, sich klarzumachen, wie es kam, daß die Römer, indem sie in dieser Gegend und zum Zweck der Unterstützung ihrer militärischen Operationen Straßen anlegten, einen Platz an der oberen Lippe zum Mittelpunkt machten, Karl ganz dasselbe tat,

[1]) „et dum ibi resideret multotiens scaras misit, et per semet ipsum iter peregit; Saxones, qui rebelles fuerunt, depraedavit et castra coepit et loca eorum munita intervenit et vias mundavit.“ Das „vias mundavit“ ist bisher auch noch jüngst von Mühlbacher, „Deutsche Geschichte unter den Karolingern“ S. 134 übersetzt worden „reinigte die Wege“, was also zu verstehen wäre von Guerillabanden oder Räubern. Diese Auslegung scheint jedoch schwer annehmbar, da solche Banden gerade nicht auf den Wegen, sondern im Lande versteckt zu sein pflegen. Es unterliegt mir daher keinem Zweifel, daß Rübel, Reichshöfe“ S. 95 Recht hat, indem er es übersetzt „stellte gangbare Wege her“.

aber einen Platz an der oberen Diemel, etwa fünf Meilen südlich von jenem wählte.

Die Römer gebrauchten einen möglichst weit ins feindliche Gebiet vorgeschobenen Platz mit Wasserverbindung, um ein großes Magazin anzulegen. Diese Wasserverbindung bot ihnen die Lippe; wenn sie auch im Hochsommer versiegte (der Monat September hat den niedrigsten Wasserstand, vgl. Bd. II, S. 137), so bot sie im Frühjahr doch in unübertrefflicher Weise die Gelegenheit, alle Heeresbedürfnisse mit geringer Anstrengung fast bis an die Quelle hinaufzuschaffen, und das gewaltige stehende Heer war fähig und immer bereit, den vorgeschobenen Posten zu halten oder ihn im Notfall zu entsetzen.

Karl konnte mit seinen Lehnsmannschaften weder einen sehr weit vorgeschobenen Posten im feindlichen Lande behaupten, noch bedurfte er bei seinem kleineren Heer und dem System der Selbstverpflegung der Kontingente des großen Magazins und der Wasserverbindung. Dafür aber war er in der Lage, die Sachsen nicht nur vom Rhein, sondern auch von Hessen aus anzugreifen. Sein Hauptwaffenplatz in der ersten Periode des Kampfes mußte also da liegen, wo die beiden Operationslinien, vom Rhein und vom Main her zusammentreffen. Das ist an der oberen Diemel, bei Eresburg. Hätte Karl, etwa die Fulda als Operationslinie wählend, sich gleich an der Weser etabliert, so wäre der direkte Weg nach Westen, an den Rhein zu lang geworden. Hätte er sich sofort an der oberen Lippe etabliert, so wäre das schon zu tief im feindlichen Lande gewesen. Hätte er sich im Stromgebiet der Ruhr, etwa in der Gegend von Brilon oder Rüthen (an der Möhne), etabliert, so hätte er eine zu schlechte Verbindung mit Hessen gehabt.

Bei Eresburg aber trafen alle für ihn in Betracht kommenden Wege zusammen: von Süden durch das Edertal und Ittertal, vom Westen die Wege an der Ruhr und Möhne; östlich ging es die Diemel abwärts an die Weser und nordwärts über das Sintfeld an die oberen Lippe, nach Paderborn und zu den Pässen des Teutoburger Waldes.

Die Frage liegt nahe, weshalb Karl Paderborn nicht direkt am Zusammenfluß der Alme und Lippe, in welcher Gegend wir

Aliso suchen müssen, sondern eine gute halbe Meile davon, an dem Seitenbach Pader gegründet hat. Hiermit hängt die Frage des Hellweges zusammen, jener berühmten Straße, die sich nicht entlang einem der Rhein-Nebenflüsse, sondern parallel zwischen Ruhr und Lippe von Paderborn über Soest, Unna, Dortmund nach Duisburg zieht.

Dieses Problem ist jüngst und wie mir scheint, definitiv von Karl Rübel in den mehrfach zitierten Büchern gelöst worden. Der Hellweg ist eine Anlage Karls des Großen, eben aus der Zeit der Sachsenkriege. Er verbindet eine Reihe von neu angelegten Reichshöfen auf einem besonders fruchtbaren Gebiet, bildete also eine Marschstraße, auf der eine nicht zu große Masse von Etappe zu Etappe Verpflegung finden konnte. Der Name ist zu erklären als „Hallweg", der Weg auf dem bei feindlichem Einfall von Platz zu Platz Ruf-Signale gegeben werden. Diese Straße ersetzte dem fränkischen Herrscher das, was den Römern der Wasserweg der Lippe geboten hatte. Für Karl hatte der im Sommer und Herbst monatelang unbrauchbare Wasserweg keine wesentliche Bedeutung. Er gründete deshalb die Stadt, die in der Ebene den Hellweg abschloß, von wo es nach verschiedenen Seiten ins Gebirge ging, an einer Stelle, wo reiche Quellen mit sehr schönem Wasser zur Niederlassung einluden und ihre Kraft für den Mühlenbetrieb zur Verfügung stellten.

Die nach Art des Hellweges mit Reichshöfen besetzten Straßen ziehen sich durch das sächsisch-fränkische Grenzgebiet an der Ruhr, Lippe und Diemel, sowohl in der Richtung dieser Flüsse, als auch quer hinüber zur Verbindung des einen Flußgebiets mit dem anderen. Später hat Karl der Große sicherlich durch ganz Sachsen hindurch solche mit Reichshöfen besetzte Etappenstraßen angelegt. Schuchhardt hat jüngst wahrscheinlich gemacht, daß z. B. Hannover, an der Stelle, wo die Leine anfängt schiffbar zu werden, eine solche karolingische Gründung gewesen ist.[1])

Noch eine Frage möchte sich zum Schluß aufdrängen: wenn sowohl für die Römer wie für Karl den Großen die Gegend von Paderborn ein so wichtiger strategischer Punkt gewesen ist, wie kommt es, daß diese Stelle später niemals eine Rolle gespielt und

---

[1]) Ueber den Ursprung der Stadt Hannover. Zeitschr. d. histor. Vereins f. Niedersachsen. 1903.

Paderborn sich auch nicht 'zu einer bedeutenden Stadt entwickelt hat? Die Antwort ist, daß die strategische Bedeutung eines Platzes nichts Absolutes ist, sondern neben den dauernden geographischen auch von den jeweilig gegebenen historischen Bedingungen abhängt: Bibracte und Alesia sind heute Dörfer, und Paris spielt bei Cäsar noch keine Rolle. Daß Drusus und Karl der Große beide in der Nähe des Zusammenflusses von Alme und Lippe einen Platz anlegten, war ein zufälliges Zusammentreffen; die Motive waren nicht identisch. Später änderten sich sogar in etwas die Natur-Bedingungen. Um jeden Wasserweg kämpften im Mittelalter zwei große Interessen, die Schiffahrt und die Mühlen. Nachdem nun einmal der Hauptverkehr von der Lippe auf den Hellweg abgeleitet war, gewannen auf dem Fluß, der ja ohnehin knapp Zweidrittel des Jahres für die Schiffe brauchbar war, die Mühlen die Oberhand und drängten jene ganz zurück. Der Versuch der Stadt Soest im Jahre 1486, die Lippe-Wasserstraße zu gewinnen, ist zwar für uns sehr wichtig als Beweis, daß man die Wichtigkeit und Brauchbarkeit des Stromes wohl erkannte, mißglückte aber, wie das bei der politischen Zerrissenheit Westphalens in jener Zeit nicht anders zu erwarten.

Ohne Wasserstraße hat nun auch Paderborn sich nicht besonders entwickeln können..

Drittes Kapitel.

Das Karolingerreich, die Normannen und die Ungarn.

Das Reich Karls des Großen entbehrte jeder inneren Einheit und war das Werk der Dynastie, der Arnulfingischen Familie. Nach germanischem Erbrecht hatten die Söhne gleichen Anspruch an diesen Familienbesitz; ein Versuch, durch ein Thronfolgegesetz (817) die Reichseinheit mit diesem Erbrecht auszugleichen, führte nur zu Familien-Fehden, und der innere Zwist in der Dynastie verhalf nunmehr dem neuen politischen Prinzip, dem Lehnsrecht, zum völligen Durchbruch und löste das alte Prinzip, den Untertanenverband, der unter Karl wenigstens theoretisch noch immer geherrscht hatte, endgiltig auf. Die Söhne Ludwigs des Frommen, die mit ihrem Vater kämpften und sich untereinander schlugen, mußten Anhänger zu gewinnen suchen; was sie ihnen dafür preisgaben, war der bis dahin immer noch festgehaltene Begriff des Staatsamts: wenn der König jetzt Grafen ernannte, so waren sie nicht mehr widerruflich angestellte Beamte, sondern die Ernennung wurde angesehen als die Vergebung eines Lehns; der König konnte es nicht nach Befinden zurücknehmen, und wenn bei Ableben eines Grafen ein Sohn vorhanden war, so erhob dieser den Anspruch, an die Stelle des Vaters treten zu dürfen und mit der Grafschaft beliehen zu werden. Die Natur der Dinge führte mit Notwendigkeit darauf. Denn da eine wirkliche Kontrolle der gräflichen Verwaltung durch die Zentralregierung so gut wie ausgeschlossen war, so konnte nur eine enge Verbindung der Grafschaft mit den persönlichen und Familien-

Interessen des Grafen eine gewisse Bürgschaft für eine sachgemäße Behandlung und Hintanhaltung der gröbsten Mißbräuche geben. Im besonderen eine auf Vasallität und Lehen begründete Kriegsverfassung konnte nicht unter wechselnden Beamten stehen.

Indem nun aber die Grafschaften zu Lehen wurden, wurde die königliche Autorität verflüchtigt. Man verfiel von neuem in den Zustand wie unter den späteren Merowingern. König Pippin und Karl der Große hatten eine königliche Autorität wiederherstellen und erhalten können, indem sie das gewaltige Reich einheitlich beherrschten. Der Graf, der ihren Befehlen nicht pünktlich nachkam, hätte ihre Ungnade zu fürchten gehabt. Die Grafen Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen und noch mehr ihrer Nachfolger gehorchten einem königlichen Aufgebot nur, so weit sie wollten. Die Könige konnten auch nicht einmal gegen den Einzelnen Strenge walten lassen: das Standesgefühl seiner Genossen, auf deren Hilfe doch der König in den dynastischen Zwisten angewiesen gewesen war und angewiesen blieb, schützte ihn.

Dieselbe Lehnsverfassung, die dem karolingischen Staat ein brauchbares Kriegertum gegeben hatte, löste ihn jetzt auf.

In diesem Augenblick erschien ein neuer furchtbarer Feind in der abendländischen Welt, der letzte Rest des noch in der Urbarbarei verharrenden Germanentums, die heidnischen Normannen.

Man hat die verschiedensten Vermutungen aufgestellt, weshalb die bis dahin so kriegsgewaltigen Franken nicht imstande waren, ihr Land gegen die Normannen zu verteidigen, sogar von Entvölkerung hat man gesprochen infolge der vielen Kriege Karls des Großen. In Wirklichkeit werden wir annehmen dürfen, daß die Freiheit von Bürgerkriegen mehrere Generationen hindurch und darauf die fast vollständige Friedenszeit unter Ludwig dem Frommen bis 830 dem wirtschaftlichen Gedeihen des Landes und auch der Volksvermehrung sehr zu gute gekommen ist. Gerade aber die geringen Ansprüche, die Karl an die Kriegsaufstellung der einzelnen Gaue machte und die Ruhe unter Ludwig hatten Kriegstüchtigkeit und Kriegsübung auf sehr kleine Kreise beschränkt. So lange eine Zentralgewalt mit ungebrochener Autorität bestand, konnten immerhin erhebliche Heere zusammengebracht werden. Nachdem nun aber diese Zentral-Autorität geschwunden und der König auf den guten

Willen der Grafen, Bischöfe und Vasallen angewiesen war, da waren aus den ferneren Gegenden die Aufgebote nicht mehr heranzubringen.

Es wiederholen sich jetzt die Zustände im römischen Reich nach der Durchbrechung des Limes. Die Heere der Normannen waren gewiß nicht stärker, eher noch weniger stark, als einst die der Germanen, die im vierten und fünften Jahrhundert die römischen Provinzen plünderten. Alle diese Wikinger kamen aus Dänemark und Norwegen, Ländern, die wegen Kleinheit oder Unfruchtbarkeit unmöglich große Volksmassen ernähren können. Schweden mögen sich auch zuweilen beteiligt haben, in der Hauptsache aber waren ihre Blicke damals nach der entgegengesetzten Seite gerichtet: als Waräger unterwarfen sie sich Rußland und sind mit ihren Stammverwandten, die durch die Straße von Gibraltar und das mittelländische Meer angesegelt kamen, in Konstantinopel zusammengetroffen. Nicht durch die Zahl können diese Nordmänner Europa mit Schrecken erfüllt haben, sondern nur dadurch, daß in ihnen von neuem jenes germanische Urkriegertum erschien, vor dem schon das alte Rom erzittert war, als die Cimbern und Teutonen anrückten, und das dann ein halbes Jahrtausend später das Imperium in Stücke schlug.

Am deutlichsten erkennen wir den Gang der Entwickelung bei den Angelsachsen. Hier ist gerade durch König Ekbert (im Jahre 827) die Verschmelzung der angelsächsischen Staaten auf der brittischen Insel zu einem einheitlichen Reiche vollzogen, als die Angriffe der Wikinger beginnen. Man sollte meinen, das große germanische Reich müßte sich der Seeräuber-Scharen haben erwehren können. Aber die kriegerische Kraft, mit der 400 Jahre früher die Vorfahren die Insel erobert und die Kelten unterworfen haben, ist rein ausgelöscht. Wir werden den Gang dieser Entwickelung unten noch näher betrachten: wie schließlich hier das alte germanische Erobervolk ganz unter die Herrschaft der Dänen, dann der französierten Normannen geriet.

Nicht ganz so schlimm erging es den fränkischen Teilreichen, wo die Lehnsverfassung immerhin etwas mehr Kriegertum erhalten hatte, als bei den Angelsachsen. Aber auch die fränkischen Lehnsmannschaften genügten den Wikingern gegenüber nicht. Vor

allem hatte auch schon Karl dem Großen, nach Rankes Ausdruck, die Hälfte aller Macht, die Seemacht gefehlt. Er hatte schon den Mangel empfunden und Schiffe bauen lassen (i. J. 800), aber es kann nicht viel getan worden sein, denn als i. J. 810 die Normannen wieder erschienen mit 200 Schiffen, konnten sie Friesland ungestraft brandschatzen. Unter Ludwig dem Frommen, wo Zeit und Mittel reichlich vorhanden gewesen wären, eine Seemacht zu schaffen, war nichts geschehen, und in den Bürgerkriegen, die nachher ausbrachen, war eine so große Anstrengung, wie sie der Bau einer Flotte erfordert, nicht mehr zu machen. Der Besitz der Flotte und die Geschicklichkeit der Schiffsführung gab nun den Normannen die Möglichkeit, bald hier, bald dort unvermutet an der Küste zu erscheinen, und wenn es auch nur wenige tausend Mann waren, wie lange dauerte es, bis einige tausend Vasallen zusammengebracht und herangeführt waren! Ehe man kam, konnte der Feind längst mit seiner Beute abgezogen sein, und da lag für entferntere Grafen die Versuchung sehr nahe, sich gar nicht erst in die großen Unkosten eines Feldzuges zu stürzen, zu Hause zu bleiben und die Kräfte ihrer Grafschaften zu schonen.

Wohl bot man auch einmal die Bauern auf, um die entsetzlichen Feinde abzuwehren, aber obgleich eine unzählige Menge zum Kampf zusammenkam, erzählt uns der Chronist, so vernichteten die Normannen die, wennschon bewaffnete, doch des Kämpfens unkundige gemeine Menge und schlachteten sie ab wie das Vieh.[1]) Die Bauern, ripuarische Franken, müssen also beim Zusammenstoß sofort Kehrt gemacht haben.

So konnte es geschehen, daß die Normannen Köln und Aachen verbrannten, bis nach Koblenz und sogar bis nach Trier kamen und schließlich, während Kaiser Karl III. in Italien weilte, Paris belagerten. Gleichzeitig waren die Küsten des mittelländischen Meeres, besonders Italien, den Angriffen sarazenischer Seeräuber ausgesetzt, die Neapel plünderten und St. Peter in Rom.

Bis hierher mag man ohne besondere Mühe die Ereignisse

[1]) Regino z. J. 882 „innumera multitudo peditum ex agris et villis in unum agmen conglobata eos quasi pugnatura aggreditur. Sed Normanni cernentes ignobile vulgus non tantum inerme quantum disciplina militari nudatum tanta caede prosternunt, ut bruta animalia, non homines mactari viderentur.“

verstehen, indem man sich erinnert, wie hilflos einst das römische Reich den Einfällen der Germannenschwärme gegenüber war, von denen wir jetzt wissen, wie gering auch ihre Heereszahlen waren. Einer gewissen Anstrengung der Phantasie aber bedarf es, um es begreiflich zu finden, daß, selbst wenn einmal wieder die Kräfte des ganzen Reiches zusammengefaßt wurden und die Normannen, statt auf ihre Schiffe zurückzugehen, dem Angriff die Stirn boten, man sie dennoch nicht zu bewältigen vermochte.

Die früheren Angriffe und Verwüstungszüge der Nordmänner waren begünstigt worden entweder durch ihre Ueberlegenheit zur See, die allenthalben Ueberraschung ermöglichte, oder durch die Spaltungen innerhalb der Dynastie und Kämpfe der Franken untereinander. Endlich wurde das Reich noch einmal unter Karl III., dem Sohn Ludwigs des Deutschen, vereinigt. Jetzt durfte man erwarten, so große Heere zusammengebracht zu sehen, daß sie die Normannen, wo sie sie auch trafen, überwältigten. Aber es geschah nicht.

Schon einmal hatte Karl als König des ostfränkischen Reichs, Lothringens und Italiens ein großes Heer zusammengebracht und gegen die Normannen geführt, die bei Aschloo (Elsloo) an der Maas ein festes Lager geschlagen hatten. Da selbst Italiener Zuzug geleistet hatten, so dürfen wir annehmen, daß das fränkische Heer wirklich nicht unbedeutend war. Karl, statt die Normannen anzugreifen, schloß mit ihnen einen Vertrag, wonach ihr Führer, Gottfried, sich taufen ließ, eine karolingische Prinzessin heiratete und für sich und seine Scharen einen Teil von Friesland als Wohnsitz angewiesen erhielt; überdies mußten 2412 Pfund Gold und Silber gezahlt werden (882). Nach den Aussagen der Zeitgenossen wäre das Heer mit diesem Abkommen unzufrieden gewesen und hätte lieber gefochten. Immerhin läßt sich denken, daß der Kaiser und seine Ratgeber glaubten, durch die friedliche Aufnahme der Normannen in das Reich mehr zu gewinnen, als selbst durch einen doch immer zweifelhaften Sieg.

Auch diese politische Erklärung aber versagt bei den Ereignissen vor Paris. Karl erschien mit dem gesamten Reichsheer auf der Nordseite der Seine und besetzte den Montmartre. Die Normannen zogen sich auf das Südufer zurück; hier aber hielten

sie stand. Jetzt wäre der Augenblick für eine große Entscheidung gegeben gewesen. Karl wagte sie nicht, sondern schloß einen neuen Vertrag, worin er den Normannen 700 Pfund Silber als Lösegeld für Paris zusagte und ihnen Burgund, das sich unter einem Grafen Boso als König, vom Reiche loslösen wollte, als Winterquartier anwies.

Die Zeitgenossen warfen alle Schuld für diesen schmählichen Vertrag auf die Person des gänzlich unfähigen, feigen Königs und erklärten seine Vertrauten für Verräter. Die Empörung war so groß, daß man Karl III. bald darauf absetzte. Aber damit ist die Sache kriegsgeschichtlich noch nicht erledigt. Es wird keiner Frage unterliegen, daß dieser Karl durchaus nichts vom Helden an sich hatte, aber wenn in dem Heer und seinen Führern ein unbedingter Glaube an den Sieg geherrscht hätte, so wären unter den fränkischen Großen doch wohl Männer gewesen, die ihre Stimmen hätten geltend machen und den Kaiser zur Ernennung eines Herzogs hätten vermögen können, der sie zur Schlacht führte.

Wir müssen auch die Momente aufzusuchen uns bemühen, die den Entschluß des Kaisers, der doch wohl nicht ohne Erwägung im Kriegsrat gefaßt worden ist, sachlich begreiflich erscheinen lassen.

Wohl ist es zuweilen fränkischen Königen gelungen, die Normannen zu besiegen, namentlich König Ludwig dem Stammler einige Jahre vorher bei Saucourt (881) und König Arnulf, dem Nachfolger Karls III., bei Löwen, fünf Jahre später (891). Aber diese Siege können doch nicht sehr bedeutend gewesen sein, auch nicht die zweite vielgerühmte Schlacht, denn wenn auch die Meldung eines Annalisten, die Franken hätten überhaupt nur einen einzigen Mann verloren, als eine sehr deplacierte Renommage angesehen werden mag, so zeigt sie doch jedenfalls unmittelbar nur geringe Folgen. Schon nach wenigen Wochen setzten sich die Normannen an eben der Stelle, wo sie ihre Niederlage erlitten, wieder fest und machten von da einen Plünderungszug bis nach Bonn und von da in die Ardennen.

Wir dürfen aber auch das Verhalten König Heinrichs I. von Deutschland ein Menschenalter später gegen den anderen barbarischen Feind, die Ungarn, die damals die abendländische Welt be-

drängten, zum Vergleich heranziehen. Auch Heinrich, der doch den Ruf eines starken Königs hinterlassen hat, hat es für geraten gehalten, den Ungarn neun Jahre lang einen regelmäßigen Tribut zu bezahlen, und dadurch noch nicht einmal die Sicherheit seines ganzen Reiches, sondern nur die seines eigenen Herzogtums Sachsen erkauft. Es ist nicht anzunehmen, daß in der Kriegstüchtigkeit der Deutschen im Jahre 924 und der Franken im Jahre 886 ein wesentlicher Unterschied war: was wir uns also klarzumachen haben und was vorwärts wie rückwärts ein Richtpunkt für unser historisches Verständnis werden und bleiben muß, ist die Tatsache, daß die gesammelten Kräfte des ungeheuren karolingischen Staates und der immer noch ungeheuren aus ihnen hervorgehenden Teilstaaten doch nur gerade ausreichten, mit einem einbrechenden kleinen Barbarenvolk sich ungefähr ins Gleichgewicht zu setzen, sodaß es von den besonderen Umständen, namentlich der führenden Persönlichkeit abhing, wer im einzelnen Fall die Oberhand behielt. Die Ungarn sind schließlich von Otto dem Großen, der die Kräfte von ganz Deutschland mit starker Hand zusammenfaßte, in offener Feldschlacht überwunden worden. Die Normannen sind niemals wirklich besiegt worden. Ein Teil von ihnen hat sich auf der britischen Insel dauernd niedergelassen; ein Teil ist im Jahre 911 unter dem Herzog Rollo an der Mündung der Seine vertragsmäßig angesiedelt worden in der Art, wie es Karl III. schon mit dem Abkommen von Elsloo (abgesehen von einem noch früheren Versuch) beabsichtigt hatte. Indem nun im Laufe des 10. Jahrhunderts auch Dänemark und Norwegen das Christentum annahmen, traten auch die Reste dieser Völker in den Kreis der abendländischen Kulturwelt ein und verloren allmählich den gefährlichen reinen Krieger-Charakter.

Die Wikinger-Fahrten der Nordgermanen sind also nicht bloß in ihrem Ursprung und ihrem Charakter, sondern auch ihrem Ausgang und ihrem Ergebnis ganz analog den Zügen der Germanen in der Völkerwanderung verlaufen: ein Teil der Fahrenden hat sich in den ursprünglich ausgeplünderten und mutwillig zerstörten Landschaften zuletzt niedergelassen. Ein Unterschied ist aber, insofern das fränkische Reich doch nicht so völlig wehrlos war, wie einst das römische. Die Römer brachten aus sich kaum noch ein

brauchbares Kriegertum hervor, seitdem die festen Stämme der disziplinierten Legionen verloren gegangen waren; sie vermochten sich nicht anders zu verteidigen, als daß sie die einen Barbaren gegen die anderen ausspielten und ins Feld führten. Als Geiserich Karthago angriff, wurde es durch Goten (cum Gothorum foederatorum manu) verteidigt; mit Hilfe der Heruler, Langobarden und Hunnen besiegte Narses die Goten. Das fränkische, das angelsächsische und später das deutsche Reich schlug sich mit den Normannen und Ungarn, besiegt oder siegreich, doch wenigstens mit seinen eigenen Kräften und Landeskindern. Wäre, wie man früher annahm, das fränkische Heer noch unter Karl dem Großen ein Bauernheer gewesen, wäre also, mit anderen Worten, noch die große Masse der Bevölkerung kriegstüchtig und kriegsbrauchbar gewesen, so wäre es völlig unbegreiflich, daß schon ein Menschenalter nach dem Hinscheiden des Kaisers dies Volk von vielen Millionen die wilden Eindringlinge nicht hat abwehren können. Die Kriegstüchtigkeit auch der germanischen Stämme im Karolingerreich aber war längst beschränkt auf eine sehr dünne Schicht: schon die Heere Karls des Großen waren, wie wir das aus anderen Umständen oben erschlossen haben, sehr klein gewesen. Auch seine Urenkel konnten daher kriegsbrauchbare Massen nicht zusammenbringen, sondern nur mehr oder weniger zahlreiche Ritterscharen.

Kehren wir von hier aus noch einmal zu der Situation Karls III. beim Entsatz von Paris zurück. Seit fast einem Jahr (November 885) lagen die Normannen vor dieser Stadt, hatten sie heftig bestürmt und zeitweilig so fest eingeschlossen, daß man nur durchschleichend oder mit Gewalt heraus- und hineingelangen konnte. Paris war schon eine große Stadt.

Haben auch die Meldungen der Chroniken, daß die Normannen 30 000 oder gar 40 000 Mann stark gewesen seien, keinen Wert, so muß ihr Heer doch immerhin recht bedeutend gewesen sein, und als Karl nun mit dem Entsatzheer heranzog, stellte jenes sich nicht zur Schlacht im freien Felde, sondern zog sich in ein wohlbefestigtes Lager auf dem südlichen Seine-Ufer zurück. Die Franken standen also vor der Aufgabe, dieses Lager entweder zu stürmen oder es einzuschließen und auszuhungern. Ob ein Sturm Aussicht auf Erfolg hatte, muß doch wohl sehr fraglich erscheinen.

Stellen wir uns Cäsar in einer derartigen strategischen Situation vor, so ist es keine Frage, daß er das feindliche Heer durch Graben und Palissaden eingeschlossen und durch Hunger endlich zur Ergebung gezwungen hätte. Es gehörte dazu, daß das einschließende Heer sich selber lange genug verpflegen konnte; auf der schönen Wasserstraße der Seine und ihrer Zuflüsse, sollte man meinen, hätte auch der fränkische Kaiser das Nötige heranschaffen lassen können. Aber es fehlten die administrativen Voraussetzungen. Ein karolingisches Heeresaufgebot beruhte ja darauf, daß jedes Kontingent sich seine Lebensmittel selber mitbrachte. Schon seit dem August 886 war Karl ganz in der Nähe von Paris und der Abschluß erfolgte erst im November; vermutlich haben sich die Kontingente erst so langsam zusammengefunden. Als die letzten ankamen, hatten die ersten ihren dreimonatlichen Proviant schon verzehrt. Erfahrene und findige Lieferanten, die mit barem Gelde auch die kleinen verborgenen Vorräte herauszulocken und aus weiterer Ferne Zufuhren zu organisieren imstande sind, fehlten. Durch auszuschreibende Lieferungen war in der näheren Umgegend, die die Normannen vollständig ausgeplündert hatten, nichts zu gewinnen, und weiter weg vom Kriegsschauplatz war die königliche Autorität nicht groß genug, um mit Gewalt das etwa Vorhandene herauszuholen und heranzuschaffen.

Versetzt man sich zurück in die Zeit Karls des Großen, so waren die Verhältnisse in ihren Elementen dieselben; dennoch darf man nicht den Schluß machen, daß also auch unter einem so gewaltigen Herrscher Aehnliches hätte geschehen können. Die Abwandlung, die sich von ihm bis zu seinem Urenkel vollzogen hatte, ist zwar sozusagen kriegstechnisch sehr gering, politisch aber um so größer, und dieses politische Moment beherrscht auch die einzelnen Kriegshandlungen. Unter Karl dem Großen wäre es nicht zu einer Belagerung von Paris und zum Abkaufen des Feindes gekommen, weil von Anfang an ein anderer Widerstand geleistet worden wäre. Die Normannen verdanken ihre Kriegserfolge nicht bloß ihrer eigenen wilden Tapferkeit, sondern zunächst auch dem Zwiespalt der Franken untereinander, der Auflösung des Reiches, dem Bürgerkrieg. Die ersten Siege und Erfolge, die diese Verhältnisse ihnen ermöglichten, gaben ihnen eine moralische Zu-

versicht und Ueberlegenheit, die sich fortwährend steigerte und fortwirkte. Umgekehrt bei den Franken: nicht bloß, daß sich ihr Gemüt mit einem heillosen Respekt vor den Berserkern erfüllte, sondern vor allem war die königliche Autorität, auch nachdem die Reichseinheit wiederhergestellt war, dauernd gelähmt. Wie wir einst in dem Kriege Cäsars in Gallien festgestellt haben, daß ein ganz wesentliches Element des Sieges der Römer ihre administrative Ueberlegenheit ist, so ist vielleicht der letzte und entscheidende Grund für die elende Abkunft Kaiser Karls III. mit den Normannen vor Paris nichts als die administrative Unfähigkeit des durch die Feudalität eingeengten fränkischen Königtums, das Heer, das endlich mit Mühe und Not zusammengebracht ist, einen Winter hindurch zu ernähren. Karl der Große hätte wohl noch so viel Gewalt über seine Grafen gehabt, um das Heer zusammenzuhalten und die nötigen Lieferungen zu erzwingen.

Während der Belagerung hatte ein Teil der Belagerer unter dem Seekönig Siegfried sich bewegen lassen, gegen ein Geschenk von 60 Pfund Silber abzuziehen; unmittelbar nachdem Karl mit den Belagernden abgeschlossen hatte und abgezogen war, hören wir, daß der König Siegfried von neuem erschien und hinter dem Kaiser her die Oise herauffuhr. Die Annalen von Fulda berichten, daß das Herannahen dieses Entsatzheeres den Entschluß Karls zu dem Abkommen bewirkt habe. Aus der Sachlage folgt das nicht so unbedingt, und ob der Chronist authentisch unterrichtet gewesen ist, muß dahingestellt bleiben. Man könnte nämlich auch gerade umgekehrt argumentieren, daß ein neues heranziehendes Heer den Franken die Gelegenheit geboten hätte, ihm entgegenzugehen und zunächst gegen ein feindliches Teilheer eine Schlacht im offenen Felde zu schlagen. Hätten sie diese gewonnen, so hätte ihnen das eine moralische Ueberlegenheit gegeben und wäre auch auf einen etwaigen Entschluß, das befestigte Lager der Normannen bei Paris zu bekämpfen, von Einfluß gewesen.

Aber es hat keinen Zweck, solche Möglichkeiten zu erörtern, da wir über die tatsächlichen Vorgänge nicht genau genug unterrichtet sind. Das Ergebnis bleibt, daß der Herrscher des vereinigten Frankenreichs sich nicht getraut hat, ein bloßes Seeräubervolk mitten in seinem Lande anzugreifen, es niederzukämpfen und

zu bestrafen, daß also die kriegerische Kraft dieses Frankenreichs unsäglich gering war.

Die Belagerung von Paris.

Ueber diese Belagerung sind wir außer den kurzen Nachrichten der Chroniken und Annalen eingehender unterrichtet durch ein langes Heldengedicht des Mönches Abbo,[1]) der sie miterlebte. Die Hexameter sind so verkünstelt, geziert und schwülstig, daß der Sinn häufig kaum zu verstehen ist, und die Wunder des heiligen Germanus spielen leider in der Erzählung eine breitere Rolle als die eigentlichen Kriegshandlungen, so daß wir schließlich an konkretem Tatbestand für die Kriegsgeschichte kaum mehr entnehmen können, als daß auf beiden Seiten eine sehr starke Verwendung von Pfeil und Bogen stattfand.

Alle bisherigen Forscher, so viel ich sehe, sowohl Deutsche wie Franzosen[2]), haben angenommen, daß die Franken die Vorstädte rechts und links der Seine von vorn herein preisgegeben und nur die cité auf der Insel verteidigt hätten. Das scheint mir jedoch unmöglich.

Die Insel ist überhaupt so klein, daß sie nicht ein Jahr lang die Bevölkerung einer großen Stadt, als welche uns doch Paris geschildert wird, beherbergen konnte, und manche der Einzelheiten der Belagerung lassen sich mit jener Voraussetzung nicht vereinigen, die anscheinend entgegenstehenden Stellen können aber auch anders interpretiert werden. Die Frage hängt zusammen mit der Frage der Brücken. Die Normannen greifen zunächst einen Turm an, der auf dem nördlichen Ufer den Ausgang einer Brücke deckte. Als sie die tapferen Verteidiger nicht bezwingen konnten, ließen sie mit Ostwind drei Brander, die sie vom Ufer aus mit Stricken lenkten, gegen die Brücke treiben (Abbo I, 375 ff). Das scheint so, als ob die Belagerer das nördliche Ufer völlig beherrscht hätten. Auch dieser Angriff führte nicht zum Ziel, da die Brander gegen den steinernen Pfeiler der Brücke trieben und von den Franken gelöscht wurden. Wenige Tage darauf (6. Febr. 886) hatten aber die Belagerer das Glück, daß der Strom

[1]) Mon. Germaniae. SS. II, 806. Abbonis de bello Parisiaco libri III, in usum scholarum recudi fecit G. H. Pertz. Le siège de Paris par les Normands en 885 et 886, poëme d'Abbon avec la traduction etc. par N. R. Taranne. Paris 1834. Eine andere Uebersetzung bei Guizot, Coll. de mémoires rel. à l'hist. de France. t. VI.

[2]) Von den zahlreichen, mehr oder weniger ausführlichen Bearbeitern dieser Belagerung habe ich folgende verglichen. E. v. Kalckstein, Gesch. d. franz. Königtums unter den ersten Capetingern Bd. I. 1877. E. Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reichs, 2. Aufl., Bd. III. 1888. F. C. Dahlmann, Gesch. v. Dänemark. Bd. I. 1840. Bournon F, Paris, Histoire etc. Paris 1888. Ménorval, E, Paris depuis ses origines etc. Perrens, F. T. Hist. générale de Paris. Bonamy, Mém. de l'académie des Inscriptions Bd. 17. (1759). Henry Martin, Hist. de France Bd. II. Depping, Hist. des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au dixième siècle. Bruxelles 1844.

die Brücke zerriß. Nun konnte den Verteidigern kein Succurs gebracht werden; die Normannen griffen von allen Seiten zugleich an, setzten den Turm in Brand und nahmen ihn endlich ein. Die sämtlichen Verteidiger kamen um. Bezieht man das, wie es nach dem Zusammenhang nicht anders möglich ist, auf denselben Turm und dieselbe Brücke, die von Anfang an belagert waren, so hätten die Franken jetzt keine Verbindung mit dem Nordufer mehr gehabt, und es ist auch ausgeschlossen, daß sie während der Belagerung eine solche wiederhergestellt hätten. Wir hören aber nachher, daß Graf Odo sich von einer Exkursion im Norden (cacumina Montis Martis = Montmartre) bis zum Tore glücklich wieder durchschlug (Abbo II, 195—205), und als der Kaiser ankam, zog er von dieser Seite in die Stadt. Manche Forscher (Martin, Taranne, Dahlmann, Kalkstein) haben deshalb den verlorenen Brückenturm auf die Südverbindung der Insel beziehen wollen. Das ist nicht nur eine sehr gewaltsame Interpretation, sondern ihr ist auch generell entgegenzuhalten, daß die ganze Schilderung der Belagerung anders lauten müßte, wenn es sich mit Ausnahme der beiden Brückenköpfe um die Berennung der Insel-Befestigung handelte. Fortwährend ist von den Belagerungsmaschinen die Rede, die die Normannen heranbringen und den Geschossen, die sie in die Stadt schleudern, und einmal (Abbo II, 146—150) wird uns erzählt, wie bei einem Umzug mit Reliquien um die Mauer einer der Träger mit einem Stein von einem Heiden getroffen wurde, ein andermal (II, 321) von Kirchen nahe den Mauern, in die sich die Normannen flüchten.

Man kann also eine Einheit in die Erzählung nur bringen, wenn es gelingt, die Verteidigung des nördlichen Turmes und im besonderen jene Brander-Geschichte damit zu vereinigen, daß ein ganzer Stadtteil nördlich der Seine mitverteidigt wurde, und ich denke, das ist möglich.

Es existiert eine Urkunde,[1]) wonach Karl der Kahle im Jahre 861 oder 862 in Paris eine Brücke hat bauen lassen; ob sie eine Fälschung ist, kommt für uns nicht in Betracht. „Placuit nobis extra praedictam urbem supra terram monasterii sancti Germani suburbio commorantis, quod a priscis temporibus Antisiodorensis dicitur . . . opportunum majorem facere pontem". Diese Brücke außerhalb der Stadt auf dem Gebiet des Klosters St. Germain l'Auxerrois kann nur ganz am westlichen Ende der Insel gelegen haben, die sich damals noch nicht so weit erstreckt haben soll, wie heute. Die nördliche Vorstadt braucht erst ein Stück östlich davon begonnen zu haben. Es war also möglich, daß die Normannen ihre Brander noch zwischen der Vorstadt und der Brücke ins Wasser setzten und mit dem Ostwind gegen die Brücke trieben.

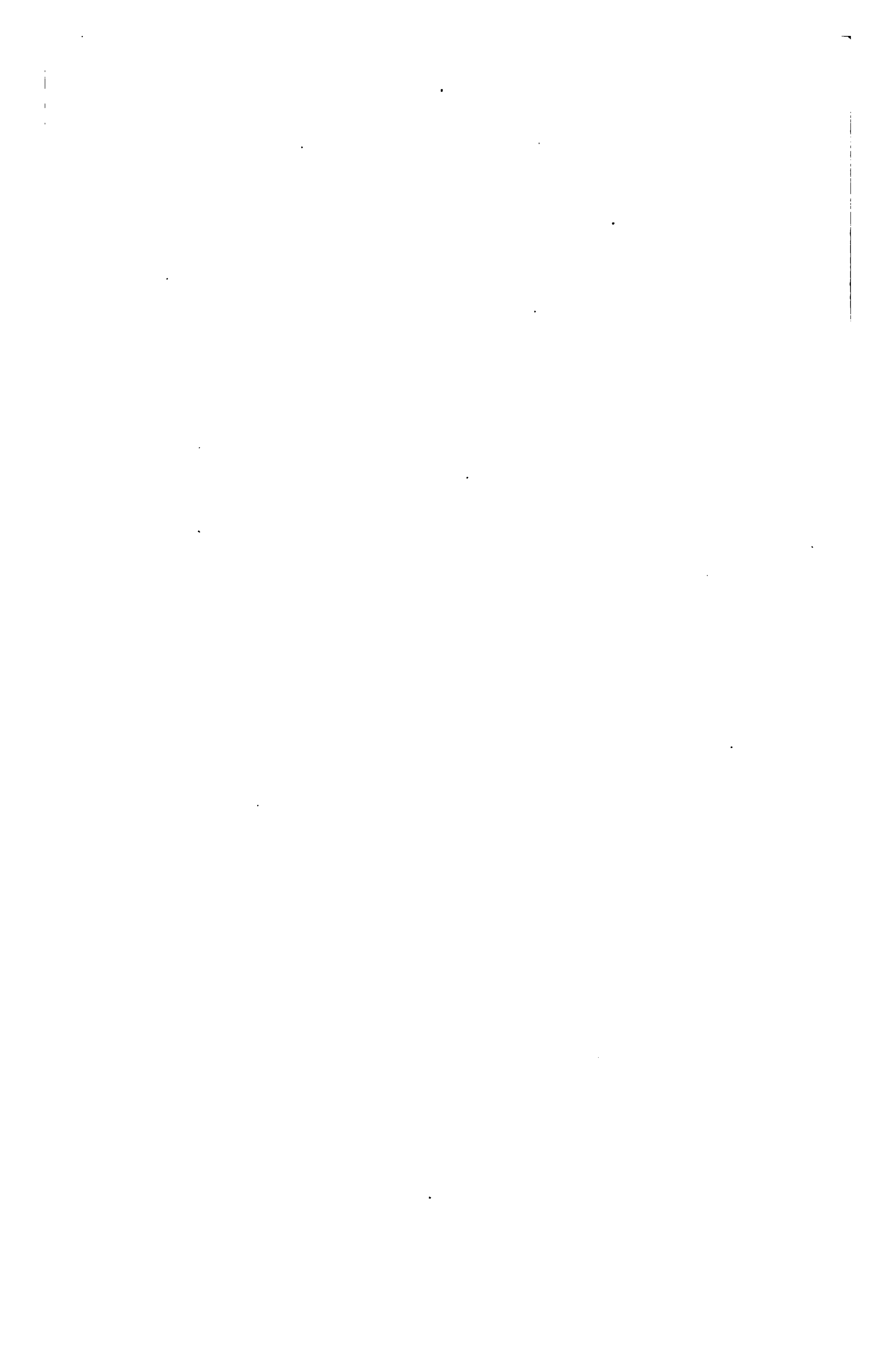
Diese Lokalisierung der Brücke scheint sogar nach dem Wortlaut der Urkunde die einzig zulässige, denn das „extra urbem" kann sich nicht auf

[1]) Collection des Cartulaires de France. T. IV. Cart. de l'église Notre dame de Paris. Ed. M. Guérard T. I (1850) S. 243. Auch gedr. Baluzius Capit. II col. 1491 und Bouquet VIII, 568.

die Stadt auf der Insel beziehen, sondern nur auf einen Stadtteil auf dem nördlichen Ufer. Daß eine Brücke außerhalb der Stadt auf der Insel ist, ist ja selbstverständlich; das Eigentümliche dieser Brücke war, daß sie nicht die Stadt auf der Insel mit der Stadt am Ufer verband, wo schon eine Brücke war, sondern daß sie von der Insel auf freies Feld, außerhalb (abwärts) der Stadt ging. Deshalb wurde sie auch mit einem festen Turm abgeschlossen.

Durch diese Auslegung werden alle Schwierigkeiten gehoben. Die Brücke schloß die Einfahrt in die Seine zwischen den Stadtteilen. Obgleich die Vorstädte natürlich auch nach der Wasserseite Mauern hatten, so war die Verteidigung doch sehr erleichtert, wenn den Angreifern die Möglichkeit, vom Wasser aus anzugreifen, von vornherein abgeschnitten war. Deshalb suchten die Franken mit Aufbietung aller Kraft die Brücke mit ihrem Turm zu halten. Aber auch als sie verloren gegangen waren, war darum noch nichts entschieden. Die heftigen Angriffe, die die Normannen bis dahin gemacht haben, sind gewiß nicht ausschließlich auf jenen Turm zu beziehen, sondern auf die ganze nördliche Vorstadt daneben. Den Turm nahmen sie so ganz besonders aufs Korn, weil er in seiner Isoliertheit am leichtesten zu bewältigen schien. Die Energie des Widerstandes aber, den sie fanden, schreckte sie ab, sodaß sie trotz ihres glücklichen Erfolges unmittelbar darauf die Belagerung in eine bloße Blockade verwandelten und von dem Standlager aus, das sie nun auf der Südseite schlugen, das Land ringsumher ausraubten.

Die Franken behielten also auch nach dem Verlust jener Brücke mit ihrem Turm, die für sie nur ein Außenwerk waren, Stadtteile rechts und links der Seine, die durch Brücken mit der Insel verbunden waren, und Abbo kann mit Recht noch später (II, 232) singen „bellabant muri, speculae, pontes quoque cuncti". Taranne, le siége de Paris par les Normands p. 258 will die Stelle Abbo II, 160, wo von dem Kampf der urbani gegen die suburbani die Rede ist, dahin auslegen, daß die Normannen, die suburbani, die Vorstädte inne gehabt haben müßten. Das ist natürlich nicht notwendig, ebensowenig, wie die Einleitung des Gedichts (I, 10 - 19) dahin ausgelegt werden darf, daß die Stadt ausschließlich auf der Insel gelegen habe. Auf jeden Fall waren ummauerte Vorstädte da (II, 322), und anzunehmen, daß diese von vornherein geräumt worden seien, liegt kein Grund vor. St. Germain l'Auxerrois im Norden, wie St. Germain des Prés im Süden lagen außerhalb der Mauerringe.



Zweites Buch.

Der vollendete Feudalstaat.

Erstes Kapitel.

Die Staatenbildung auf den Trümmern des Karolingerreichs.

Der strenge antike Staatsbegriff ist durch die Völkerwanderung aufgelöst. Indem barbarische Kriegsführer oder Heerkönige kraft eigener Gewalt die obrigkeitlichen Rechte in die Hand nehmen, sind sie doch nicht fähig, sofort neue, von einheitlichem Gedanken durchdrungene Staatswesen zu schaffen. Die stärkste von allen Neubildungen, die fränkische Monarchie, erhebt sich, wie die wiederholten Teilungen zeigen, nicht über den Begriff eines dynastischen Familienbesitzes, und dieser Besitz wird der ursprünglichen Inhaberin schließlich durch eine neu aufkommende Familie, die Karolingische, entrissen.

Vier aufeinanderfolgende große Herrscher aus diesem Geschlecht, Pipin der Hausmeier, Karl Martell, Pipin der König, Karl der Große, haben das Reich wieder hergestellt, ihm etwas von einem Staatsgedanken eingehaucht und es schließlich zum occidentalischen Kaisertum erweitert. Aber das karolingische Reich zerfiel noch viel schneller nach dem Tode Karls des Großen, als einst das merowingische.

Der Versuch, der unter seinem Sohn im Thronfolgegesetz von 817 gemacht wurde, den Staat zusammenzuhalten, mißlang; die centrifugalen Elemente in dem widerspruchsvoll zusammengesetzten Staatswesen waren zu stark.

Man hat die Frage, weshalb eigentlich die Nachkommen Karls sich weniger lange behaupteten als die Nachkommen Chlod-

wigs, da doch Karl einen weit mächtigeren und geistig höher stehenden Staat hinterließ als dieser, bisher nicht recht aufgeworfen, da es keine Antwort dafür gab. Ich denke, sie liegt nunmehr zutage. Die Ersetzung des Volksaufgebots durch das Vasallenheer, die sich unter den Merowingern erst anbahnte, ist unter Karl dem Großen schon vollendet. Die Vasallen aber, die ihrem direkten Lehnsherrn und Brotgeber anhängen, legen das Wesen der Macht, sobald die königliche Autorität einmal erschüttert ist, sofort in die Hände der großen Territorial-Familien, die die Grafen-Aemter innehaben, und diese lösen das Reich auf, sobald es unter den Söhnen und Enkeln Ludwigs des Frommen einmal geteilt und in inneren Zwiespalt geraten ist.

Aus den Trümmern entstand abermals ein neues Königtum, aber nicht mehr ein einheitliches, sondern mehrere verschiedene und verschiedenartige Reiche, Deutschland, Frankreich, Burgund und Italien, denen aber allen das Eine gemeinsam ist, daß die großen Familien[1]) und die partikularen landschaftlichen Bildungen, die das Karolingerreich auseinandergesprengt hatten, nicht mehr vollständig unterdrückt wurden zu Gunsten eines allmächtigen Königtums, sondern mit den neu emporkommenden Königsgeschlechtern zusammen das Staatswesen konstituierten. Der feudalistische Aufbau, bei dem der Staatsbegriff in über-, unter- und nebengeordnete obrigkeitliche Rechte zerlegt wird, setzte sich durch; die Könige üben nur be-

---

[1]) Poupardin, Les grandes familles comtales à l'époque carlovingienne. Rev. hist. 72 (1900) S. 72 hat nachgewiesen, daß die Zahl dieser Familien ziemlich klein war. Die meisten stammen aus Austrasien und sitzen in den verschiedensten Teilen des Reiches. Sie sind vielfach untereinander verwandt. Sie haben oft Besitztümer in ganz verschiedenen Gegenden. Das wird sehr wichtig bei den Teilungen, da ein in Ungnade Gefallener sich leicht in einen anderen Reichsteil zurückziehen kann. Deshalb wollen die Könige es eigentlich nicht leiden, daß jemand in verschiedenen Teilreichen zugleich Lehen habe.

Seeliger, Soziale und politische Bedeutung der Grundherrschaft im früheren Mittelalter (Abh. d. hist. phil. Kl. d. Sächs. Gesellsch. d. Wissensch. Bd. 22) hat meines Erachtens mit Erfolg dargelegt, daß die Bedeutung der Immunität für die Bildung der großen Herrschaften überschätzt worden ist. Das Wesentliche der öffentlichen Gewalt ist doch immer bei den Grafschaften geblieben und aus diesen, nicht aus Grundherrschaften, sind die späteren Landeshoheiten hervorgegangen.

Dadurch allein erklärt sich auch, daß zwischen dem romanischen und germanischen Gebiet so geringe Unterschiede sich zeigen, was Seeliger nicht hervorgehoben hat. Auch die fundamentale Tatsache, daß und warum das Grafenamt Lehen geworden ist, tritt bei ihm nicht hervor, läßt sich aber unschwer anfügen und rundet den Grundgedanken vollständig ab. Auf die Spezial-Kontroversen, die sich an Seeligers Untersuchung angeknüpft haben, ist hier nicht der Ort, einzugehen.

schränkte Rechte und würden ihrem Namen garnicht mehr entsprechen, wenn ihnen nicht zugleich eine herzogliche Hausmacht eignete. Vom Staatsbegriff entstehen oder halten sich nur schwache Schatten; nicht er, sondern die Vasallentreue baut den politischen Körper auf und hält ihn zusammen.

Im östlichen Teil des alten Frankenreichs bildeten sich zunächst im Anschluß an die alten Stämme eine Anzahl Herzogtümer, Sachsen, Bayern, Schwaben, Franken, Lothringen, und indem diese Herzoge einen von sich, den Herzog Heinrich von Sachsen, zum König wählten, oder dem Gewählten nachher huldigten, entstand das Deutsche Reich.

Das neue Königtum war insofern schwächer als das vorhergehende karolingische, als der König die Herzogtümer als selbständige Gebilde anerkannte. Selbst wenn er das alte Herzogsgeschlecht später beseitigte und einen neuen Herzog einsetzte, so mußte er doch das Herzogtum selber bestehen lassen, und er war nicht König kraft reinen Erbrechts, sondern nur kraft eines Erb-Anspruchs, der erst durch die Wahl eben jener Herzoge zu vervollständigen war. Die Beschränkung, die das für die königliche Gewalt mit sich brachte, kam aber der Wehrmacht des Staates zu gute. Die Nachfolger Karls des Großen hatten es nicht gern sehen können, wenn einer ihrer Grafen gar zu viele und tüchtige Krieger hielt, denn eben dadurch wurde er ihnen selber gefährlich. Das konnte auch jetzt eintreten und ist eingetreten, aber da das Königtum ohnehin auf das Zusammenwirken mit dem freien Willen der Großen basiert war und der König, durch diese Groß-Vasallen erhoben, mit ihrem Rate regierte, so lag es in der Natur der Dinge, daß jetzt auf jeder einzelnen Stufe des feudalen Aufbaus mit voller Anspannung an der Heranbildung einer tüchtigen Kriegerschaft gearbeitet wurde, vom König, von den Herzogen, von den Grafen und bald auch von den Bischöfen, jeder für sich und damit auch für das Ganze. Erst der stufenweise aufgebaute Feudalstaat, in dem jede Stufe mit einer gewissen politischen Selbständigkeit ausgestattet ist, bringt die kriegerische Kraft, zu der das Mittelalter befähigt ist, zu voller Geltung; dem Prinzip der Einzelkämpfer und Qualitätskrieger, wie es sich seit der Merowingerzeit allmählich ausgebildet hat, ist erst der Lehnsstaat vom zehnten Jahrhundert an politisch völlig homogen.

Man erkennt den Unterschied des neuen Königtums von dem karolingischen nicht auf den ersten Blick, weil tatsächlich die Nachkommen Heinrichs I. erst in männlicher, dann in weiblicher Linie (die Salier) in Deutschland zweihundert Jahre geherrscht haben, aber diese Herrschaft ist in ihrer Seele eine andere als die der voraufgehenden Dynastie, weil sie sich nicht kraft reinen Erbrechts, sondern durch Wahl fortpflanzte und deshalb gegenüberstehende, in sich berechtigte Gewalten voraussetzt und respektieren muß. Wie die Krone, so waren auch die großen Aemter, die Herzogtümer und Grafschaften, rechtlich nicht unbedingt erblich, sondern als Lehen nur lebenslänglich, gingen aber ebenso tatsächlich meist von dem Vater auf den Sohn über und näherten sich dem Prinzip der reinen Erblichkeit immer mehr. Man wird sagen dürfen, daß der Feudalstaat da am reinsten durchgeführt ist, wo an der Krone und im Lehen keines von den verschiedenen Prinzipien, Erbrecht, Wahl, Ernennung, die Alleinherrschaft hat, sondern sie sich praktisch das Gleichgewicht halten.

Die Kehrseite dieser stufenweise geordneten Gewalts-Verteilung, neben die noch als besonderer politischer Organismus die Kirche tritt, ist die politische Auflösung: alle die Halb- und Viertels-Souveränetäten, alle mit einer gewissen selbständigen militärischen Gewalt, rieben sich unausgesetzt aneinander. Das Mittelalter ist die Epoche der kaum je abreißenden Bürgerkriege. Aber eben in diesen unaufhörlichen Fehden erstarkte die kriegerische Kraft, wie einst die der kleinen griechischen Kantone, die, wie schon Herodot bemerkte, ihren Sieg über die Perser dem vorhergehenden Bürgerkriege zwischen Athen und Aegina verdankten, der den Anlaß gegeben, die große Flotte zu bauen: als es dann in der großen Not gelang, alles zusammenzufassen, da waren große und entscheidende kriegerische Taten und Leistungen möglich. Im deutschen Reich waren sie um so eher möglich, als über allen Kleingewalten doch ein Königtum errichtet war und bestand, das den natürlichen Mittelpunkt abgab und die natürliche Führung hatte.

Es gibt eine noch heute oft nacherzählte Ueberlieferung, der König, der die politischen Grundlagen für das deutsche Reich legte, Heinrich I., habe auch ein eigentümliches Wehrwesen geschaffen. Er habe die Sachsen zu Reitern ausgebildet und Burgen gebaut

und befohlen, daß von neun Kriegern immer acht säen und ernten, den dritten Teil ihrer Früchte aber in die Burg abliefern sollten, wo der neunte wohnte und für seine acht Genossen die Feste hütete und die Vorräte bewahrte. Die ganze Erzählung, der man im einzelnen die verschiedenste Deutung gegeben hat, ist in dieser Form als eine Fabel anzusehen und aus der kritischen Geschichtsschreibung zu streichen.

Die große Tat Heinrichs ist die politische, erst die Bildung oder wenigstens Durchbildung des Herzogtums Sachsen, dann das neue, beschränkte Königtum. Das Wehrwesen aber blieb in den längst vorgezeichneten Bahnen,[1]) und wenn unter seinem Sohne, dem großen Otto, sich die Vorstellung bildete, daß der Kriegerstand, dem man so Herrliches verdanke, mit den festen Burgen und den starken Städtemauern, die das Land schützten, von Ottos Vater, Heinrich, geschaffen worden seien, und Widukind, der treue Verehrer seines Fürstenhauses, das aufgezeichnet hat, so ist das nichts als eine Verkürzung der Perspektive, die in Volksüberlieferungen öfter vorkommt z. B. in den persischen Erzählungen über ihr Königshaus, die uns Herodot überliefert. Die Sachsen und Friesen haben schon zu Karls des Großen Zeit zu Pferde gefochten und in dem kriegerfüllten Jahrhundert seitdem diese Kunst gewiß nicht verlernt.[2]) Das Roß gehörte von je zum „Heergewäte" bei den Sachsen. Burgen haben sie schon in der Heidenzeit gebaut und Städte zum wenigsten, seit sie in die Kulturwelt des Frankenreichs eingetreten waren. Heinrich kann daher nichts anderes getan haben, als das überlieferte Kriegswesen nach der materiellen wie nach der personellen Seite fortzubilden und zu verstärken. Besonders deutlich zeigt sich der legendarische Charakter von Widukinds Aufzeichnung in der Wendung, daß es immer der neunte Mann

---

[1]) Rodenberg, Mitteil. d. österreich. Instit. XVII S. 165 (1896), bemerkt ganz richtig, daß Heinrich nichts völlig Neues verfügt habe, will aber trotzdem daran festhalten, daß er nicht einfach karolingische Einrichtungen erneuert habe. Daß er bloß „alte Einrichtungen erneuert habe", wäre auch eine falsche Auffassung. Erstens bringt auch eine „bloße Erneuerung" doch im einzelnen auch immer Aenderungen, und zweitens ist die Hauptsache die mit der Erneuerung verbundene große Verstärkung der Wehrkraft, die natürlich (wie etwa die Reorganisation der preußischen Armee durch Wilhelm I) mit sehr großen neuen Lasten verbunden war, und ihre Durchsetzung deshalb eine große politische Tat.

[2]) Vgl. darüber noch unten den Exkurs zum zweiten Kapitel des dritten Buches „Roßkampf und Fußkampf der Deutschen".

sein solle, der in die Burg ziehe. Wie stark die Besatzung einer Feste im Frieden ist, hängt von ihrer Größe und Lage, ob an der Grenze, ob im Innern, ab, kann aber nie danach bemessen werden, wieviel Krieger im Burgbezirk, der sehr verschieden groß und bevölkert sein kann, gerade vorhanden sind. Ueberdies kann unmöglich ein volles Drittel der Ernte jedes Jahr magaziniert worden sein, und am wenigsten sind es schließlich die draußen wohnenden Krieger, die säen und ernten und die Burg verproviantieren müssen, sondern die Nicht-Krieger, die Bauern. Niemals hat also König Heinrich eine auch nur ähnlich lautende Verordnung erlassen können, und ebenso ist es eine vergebliche Mühe, in seine Ausbildung der sächsischen Reiter etwas spezifisch Neues hineininterpretieren zu wollen, daß etwa Heinrich leichte Reiter[1]) oder umgekehrt schwere Reiter geschaffen, oder daß er sie gelehrt habe, geschlossene Bewegungen auszuführen.[2]) Widukinds Notiz, fast ein halbes Jahrhundert später aufgezeichnet, ist als historisches, direktes Zeugnis völlig zu streichen: es ist nichts als der Reflex der ohnehin erkennbaren großen Tatsache, daß durch die Neubildung und Zusammenfassung der politischen Macht auch das Kriegertum qualitativ wie namentlich quantitativ gepflegt und ausgebildet wurde. Neue Formen aber sind dabei nicht ins Leben getreten.

Das weltgeschichtlich maßgebende Ereignis auf dieser Grundlage ist der Sieg Ottos des Großes über die Ungarn auf dem Lechfelde, vermöge dessen sich die romanisch-germanische Welt des abermals heranflutenden Barbarentums erwehrte, ein deutsches Reich und mit ihm ein deutsches Volk zur Bildung gelangen konnte, welcher Schlacht wir deshalb noch ein eigenes Kapitel widmen werden.

Im westlichen Teil des Frankenreiches entwickelten sich die Dinge wesentlich anders. Zunächst behaupteten sich hier die Karolinger zwei Generationen länger und als schließlich die großen Territorial-Dynasten sich von ihnen lossagten und den Herzog von Francien, Hugo Capet, zum König wählten, war diese Dynastie nicht imstande, eine wirklich königliche Macht über ganz Westfranken zu begründen,

---

[1]) Waitz, Heinrich I., 3. Aufl., S. 101 und mehrfach.
[2]) Nitzsch, Gesch. d. deutsch. Volkes I, 306.

wie es Otto der Große in Deutschland tat. Jahrhunderte lang blieb die königliche Krone auf dem Haupte der Herzoge von Isle de France nicht viel mehr als ein Name und eine staatsrechtliche Fiktion. Die Kriegsverfassung aber ist darum keine wesentlich andere als in Deutschland. Auch in Italien ist sie dieselbe.

Das feudale Kriegs-Aufgebot.

Unter Karl dem Großen haben wir gefunden, daß der König die einzelnen Grafschaften nicht mit bestimmten Zahlen zum Heere aufbot, sondern entweder alle ihre Männer vom Kriegerstande oder eine gewisse Quote davon forderte. Für feste Zahlen fehlten die Grundlagen; die Grafschaften waren sehr verschieden groß und reich, und auch die Länge des Marsches bis zum Sammelplatz machte etwas aus, da die Entfernteren unterwegs, durch Krankheit, Desertion, Kämpfe mit Räuberbanden, Konflikte mit Einwohnern, immer schon eine größere oder kleinere Einbuße erleiden konnten. Der König, dem nicht einmal die nötige Statistik, wie viel jede Grafschaft leisten könne, zur Verfügung stand, konnte also bestimmte Zahlen nicht verlangen, und die Zahl der Krieger war auch garnicht einmal die Hauptsache und die eigentliche Last; Männer, auch brauchbare Männer werden meist nicht so schwer aufzutreiben gewesen sein:[1]) das Drückende war die kostspielige Ausrüstung und die mitzubringende Verpflegung.

In dem vollen Feudalstaat seit dem zehnten Jahrhundert gestaltete sich das nun anders, und zwar leichter als im Karolingerreich. Grade indem die Herzoge und Grafen und bald auch die Bischöfe und Aebte immer weniger Beamte und immer mehr Fürsten geworden waren, war die Leistung zur Heerfahrt eine Sache, die

[1]) Dem widerspricht nicht, daß der Lehnsherr an der Verpflichtung der Belehnten, dem Kriegsaufgebot zu folgen, strenge festhielt; noch die Rechtsbücher haben darüber die striktesten Vorschriften. Aber wir wissen schon aus der Karolingischen Zeit, daß die Strenge der Verpflichtung nicht meinte, daß sie stets persönlich geleistet werden müsse, vielmehr konnte sie in Geld umgesetzt werden, und eben deshalb, nicht weil er sonst keine Leute gehabt hätte, ließ der Herr nicht daran rütteln. Die späteren Zusätze zu den ronkalischen Bestimmungen Friedrichs I. besagen, daß der Lehnsmann einen geeigneten Ersatzmann stelle oder die Hälfte eines Jahresertrages seines Lehens zahle. Waitz VIII, 145. Nach dem Sachsenspiegel hat er nur ein Zehntel seines Jahres-Einkommens zu zahlen. Lehnr. 4, 3. Auct. vet. I, 13, Deutschenspiegel Lehnr. 11, Schwabenspiegel Lehnr. 8. Nach Rosenhagen, z. Geschichte der Reichsheerfahrt S. 59.

sie selbst anging und nicht kontrolliert zu werden brauchte. Mit dem Rate der Fürsten auf einem Reichstag beschloß der König den Heereszug und sagte ihn an, und es bildete sich die Sitte, daß jeder Fürst feierlich schwur, daß er kommen werde. Schon unter Heinrich I. scheint einmal so verfahren worden zu sein[1]) und bis unter Friedrich II. läßt es sich verfolgen.[2]) Wie viel Ritter und wie viel Knechte er dann mitbrachte, war seine Sache, und da seine Stimme im Rate des Königs genau so viel wog, wie sein Kontingent stark und tüchtig war, so war diese Bürgschaft besser als jede Kontrolle durch Zählen und Mustern.

In dem Heeresgesetz, das Friedrich Barbarossa auf den Roncalischen Feldern erließ und später wiederholte, war daher wohl das Ausbleiben vom Feldzuge mit einer Strafe, dem Verlust des Lehens, bedroht, der Fall aber, daß jemand mit einer zu geringen Anzahl komme, nicht vorgesehen. Nur ganz selten finden wir in den Erzählungen unserer Quellen einmal eine Spur, daß ein Heer überhaupt gezählt worden ist, wie etwa in der Kölner Königschronik, die in ihren Bericht, wie König Heinrich (VII.) den Herzog von Bayern mit Krieg überzog (1233), einflechten, daß das königliche Heer, das sich auf dem Lechfelde bei Augsburg sammelte, dort als etwa 6000 Mann stark erfunden worden sei.[3])

Statt fester Zahlen wog also jeder Fürst die Umstände jedes Feldzuges und auch seinen guten Willen ab, um danach sein Kontingent zu bemessen.[4])

---

1) Waitz VIII, 100.

2) Baltzer, S. 23. Rosenhagen, S. 18.

3) Ann. Col. max. SS. XVII, 843 jetzt Chron. reg. Colon. Cont. quarta p. 265. „In campis Lici secus Augustam fere 6 milia militum in exercitu regio sunt inventa". Das einzige weitere Beispiel für eine Zählung von Truppen, das ich mir notiert habe, ist schon aus dem 14. Jahrhundert. Christian Küchemeister, Neue Kasus Monst. St. Galli. Der Abt Berthold (1244–1272) zieht dem Grafen von Habsburg gegen den Bischof von Basel zu Hilfe mit geworbenen Rittern und Knechten „und bracht ym mê denn 300 rytter und knecht, die alle gezelt wurdent zu sekkyngen über die Brugg". Hist. Ver. v. St. Gallen. I S. 19. (1862).

4) Die vielbehandelte Kontroverse, ob nur Reichslehngut, oder auch Herren-Lehngut oder auch Allod zur Reichsheerfolge verpflichte und ob etwa in verschiedenem Verhältnis (Weiland, die Reichsheerfahrt, Forsch. z. d. Gesch., Bd VII; Baltzer, Z. Gesch. d. Deutsch. Kriegsv., Kap. 1, § 3; Rosenhagen, Z. Gesch. d. Reichsheerfahrt von Heinrich VI. bis Rudolf von Habsburg; Leipz. Diss. 1885) erweist sich hierdurch als gegenstandslos. Wer vom König als Fürst direkt belehnt war, hatte zu kommen mit einer Mannschaft, die er selbst abmaß und selbst aufbrachte; wie weit er dabei sein Lehns-Gebiet und seine Allodien heranzog, war seine

Welche Mühe haben sich noch die karolingischen Könige gegeben, irgend einen Maßstab aufzustellen, wonach sie das Kontingent jedes Grafen ansetzen und dieser selbst die Untertanen aufbieten und beschatzen sollte. Nichts war auf diesem Wege erreicht worden und in den neugebildeten Reichen war man dieser Mühe überhoben.

Ganz wie aber die Historiker des 19. Jahrhunderts wieder versucht haben, aus den karolingischen Kapitularien eine Wehrverfassung zu rekonstruieren, was ebenso fruchtlos bleiben mußte, wie einst das Bemühen des großen Karl selber, so hat man auch für das Zeitalter der Sachsen, Salier und Staufen sich abgemüht, objektive Maßstabe zu finden, nach denen die Heereslast damals umgelegt und ausgeschrieben worden sei: es war das Bedürfnis des modernen Staates, das man ohne genügende Empfindung für die Eigenart des mittelalterlichen Staats auf diesen übertrug. Der moderne Staat ist nicht denkbar ohne feste Sätze, Abstufungen und Vorschriften für Steuerverteilung und Dienstleistungen. Den mittelalterlichen Staat aber hat man dann recht verstanden, wenn man sich klar gemacht hat, daß er solcher Regulative nicht nur nicht bedurfte, sondern sie nicht einmal anwenden konnte. Feudalität bedeutet Zerlegung der höchsten, souveränen Gewalt in mehrere Stufen, die jede für sich eine gewisse Selbständigkeit haben und nach eigenem Ermessen, nicht nach vorgeschriebenem kontrollierbarem Maß für den Staatszweck zusammenwirken. Es ist der eigentliche Herzschlag der feudalen Epoche, den man an dieser Stelle fühlt; man kann nicht stark genug darauf verweisen.

Sache. An die After-Belehnten hatte der König selbstverständlich keine Ansprüche, aber auf Grund des königlichen Aufgebots befahl ihr Lehnsherr ihnen die Reise, oder sie lösten sich durch eine Abgabe nach Herkommen und Uebereinkunft. Allodialen Besitz in seiner Grafschaft — eine Frage, von der Heusler, D. Verfassungsgesch. S. 137 noch meint, sie werde immer ungelöst bleiben — besteuerte der Fürst auf Grund des königlichen Aufgebots ebenfalls nach Herkommen. Frei von der Heereslast war naturgemäß niemand, soweit nicht bestimmte Privilegien bestanden. Den Reichsministerialen befahl der König in derselben Weise wie die Fürsten den ihren. Die Verhältnisse der nichtfürstlichen Reichsfreien, die im 13. Jahrhundert entstanden, sind eine Spezialität, auf die wir hier nicht einzugehen brauchen.

Aus den Beiträgen, die die Städte zu den Heerfahrten leisteten, haben sich die Städte-Steuern entwickelt, die die Kaiser von den Reichsstädten später beanspruchten. Sie bilden den positiven Beweis dafür, was freilich ohnehin selbstverständlich war, daß für den Reichsdienst nicht bloß die vom Reich verlehnten Güter in Anspruch genommen wurden. Vgl. Rosenhagen S. 67 und Zeumer, Deutsche Städtesteuern im Mittelalter.

Wie aber der heutige Staat nicht ausschließlich mit Gesetz, Verordnung und Reglement auskommt, sondern daneben auch vielfach auf den guten Willen und die freiwillige Leistung rekurriert, so gibt es im Mittelalter umgekehrt Umstände und Verhältnisse, wo die zahlenmäßig fixierte Kriegsleistung einsetzt, und es ist wiederum so charakteristisch wie wertvoll, sich an den Quellen klarzumachen, was das für Stellen sind, an denen die Zahlen genannt werden.

Der einzige große Vasall des deutschen Königs, von dem ein ein für allemal feststehendes Kontingent, 300 Ritter, überliefert ist, ist der Herzog, später König von Böhmen — ganz natürlich, da er nicht zum deutschen Reich und zum deutschen Reichstag gehörte, sondern als Stammesfremder, Tscheche, dem deutschen Reich nur angegliedert war. Das feste Kontingent, falls es damals schon bestand, verhinderte natürlich nicht, daß der Böhme, wo er selbst aufs stärkste interessiert war, zur Schlacht auf dem Lechfelde, seinem Lehnsherrn mit 1000 Mann zuzog, und als einer der Allergetreusten Heinrichs IV. mag er auch diesen oft mit mehr als 300 Mann unterstützt haben.

Aehnlich legte Friedrich I. später italienischen Städten bestimmte Leistungen auf, z. B. bestimmte sein Freibrief für die Stadt Lucca, daß diese neben 400 Lire bar und Fodrum für Hof und Heer 20 Ritter (milites) zum Zuge nach Rom und Unteritalien zu stellen habe.[1])

Ein umfassendes Aufgebot nach Zahlen ist uns erhalten aus der Zeit Ottos II. Der Kaiser erließ (im Jahre 981), wahrscheinlich von Italien aus, zum Kampf gegen die Araber einen Stellungsbefehl. Die Bischöfe von Mainz, Köln, Straßburg, Augsburg sollten je 100 Mann, Trier, Salzburg, Regensburg je 70, Verdun, Lüttich, Würzburg, die Aebte von Fulda und Reichenau je 60, Lorsch und Weißenburg je 50, Konstanz, Chur, Worms, Freising, Prüm, Hersfeld, Ellwangen je 40, Kempen 30, Speyer, Toul, Seben, St. Gallen und Murbach je 20, Cambray 12, das Herzogtum Elsaß 70, der Herzog von Nieder-Lothringen 20, die Markgrafen Gottfried nud Arnulph, die Herzoge Otto und Cono und Graf Hetzel je 40, andere Grafen 30, 20, 12, einer 10 Mann

[1]) Hegel, Städteverf. II, 191.

schicken. Einigen wird befohlen, daß sie auch selber kommen sollen; bei dem Grafen Hetzel, der 40 Mann stellen soll, wird hinzugefügt, daß, wenn er selber komme, er nur 30 mitzubringen brauche. Der ganze Anschlag beträgt 2080 bis 2090 Mann. Aus dieser Urkunde hat man den Schluß gezogen, daß die Aufgebote immer nach dieser Art zahlenmäßig erfolgt und uns nur dies eine zufällig erhalten sei, oder daß auch eine ganz feste Reichs-Matrikel, wie viel von jedem Gebiet zu leisten sei, bestanden habe.[1]) Man kann aber umgekehrt feststellen, daß dieses Aufgebot Ottos II. ein Ausnahms-Verfahren gewesen ist. Hätte eine feste Matrikel zugrunde gelegen, so hätte man ja die einzelnen Zahlen garnicht schreiben, sondern nur mit einem Wort die Quote anzugeben brauchen, und die Zahlen selber zeigen deutlich den Ausnahmefall. Eine ganze Reihe von Fürsten, der Herzog von Ober-Lothringen, die sämtlichen Sachsen, der Bischof von Utrecht fehlen, und von der Gesamtsumme stellen die Geistlichen 1482, die Weltlichen nur 598 bis 608, also nicht viel mehr als ein Viertel. Es ist ganz unmöglich, daß die Kriegslast dauernd so ungleichmäßig über das Reich verteilt war, umsomehr, da die geistlichen Herrschaften damals bei weitem noch nicht den Umfang erreicht hatten, den sie in den nächsten Jahrhunderten einnahmen. Es handelt sich also um ein Aufgebot unter ganz besonderen Umständen und nach ganz besonderen Gesichtspunkten, in erster Linie nicht um die Heerfahrt selbst, sondern zweifellos nur um die Verstärkung von Truppen, die bereits in Italien standen, und das läßt uns auch den Grund erkennen, weshalb gerade diesmal bestimmte Zahlen vorgeschrieben wurden: man mußte denjenigen Fürsten, die heranbefohlen wurden, einen Anhalt geben, wieviel man unter den obwaltenden Umständen von ihnen erwartete; der allgemeine Grundsatz, mit den den Kräften des Gebietes entsprechenden Mannschaften zu erscheinen, konnte, wo es sich um einen Feldzug in Apulien und um eine bloße Verstärkung handelte, nicht genügen. Der Herzog von Nieder-Lothringen zum Beispiel mußte wissen, daß nur 20 Mann von ihm verlangt wurden und nicht mehr; die geistlichen Fürsten müssen aus besonderen Motiven so viel stärker belastet worden sein als die weltlichen, von denen ja wiederum viele garnicht herangezogen

[1]) Das letzte ist Waitz' Meinung. D. Verf. VIII, 133.

wurden. Gewiß ist anzunehmen, daß solche zahlenmäßigen Aufgebote nicht dies eine Mal, sondern auch sonst öfter erfolgt sind. Wenn sie aber die Regel gebildet hätten, so würden sie sich schließlich auch zu einem festen Schema, einer Matrikel, verdichtet haben. Davon findet sich aber aus guten Gründen, wie wir gesehen haben, nicht die geringste Spur.[1])

Eine interessante zahlenmäßige Abmachung bietet weiter ein Vertrag, den Friedrich Barbarossa gleich nach seiner Kaiserwahl mit dem Herzog Berthold VI. von Zähringen schloß[2]) (1. Juni 1152). Friedrich versprach darin dem Herzog, ihn in die Herrschaft von Burgund, worauf er Ansprüche hatte, einzusetzen, und dieser verpflichtete sich, mit 1000 Panzerreitern dem König, so lange er in jenem Lande sei, zu folgen, für Italien aber ihm 500 Panzerreiter und 50 Armbruster zu stellen; er verpfändet dafür sein Allod, die Burg Teck mit dazugehörigen Gütern. Man wird den Vertrag als ein Mittelding zwischen feudaler Heeresfolge und Bündnis bezeichnen dürfen, und so bietet er einen Uebergang zu den Soldverträgen, von denen wir noch zu handeln haben werden, und die natürlich auf feste Zahlen gestellt sein müssen.

Etwas anders als zwischen dem König und seinen unmittelbaren Vasallen stellt sich das Verhältnis auf der nächsten Stufe, zwischen den Fürsten und ihren Untervasallen. Hier treibt kein eigenes Interesse zu scharfer Anspannung der Leistung und daher sind wir hier abermals an einem Punkt, wo zahlenmäßige Verhältnisse einsetzen.

Die Fürsten boten nach ihrem diskretionären Ermessen von ihren belehnten oder nicht belehnten Vasallen und Ministerialen, Rittern und Knechten, deren Verhältnisse und Qualifikationen ihnen persönlich bekannt waren, eine Anzahl auf und legten die Lasten

[1]) Diese Verhältnisse sind schon richtig erkannt und überhaupt vortrefflich behandelt worden von Baltzer, Z. Gesch. d. deutschen Kriegswesens Kap. 1 § 5 „Die Stärke der Kontingente". Hierauf verweise ich für die Einzelheiten und die Zitate. Der einzige Punkt, in dem ich abweiche, ist, daß Baltzer den Zustand, wie ich ihn beschrieben habe, erst von Heinrich IV. an so darstellt und glaubt, daß früher nach Art des Befehls Ottos II. bestimmte Zahlen, verschieden, je nach der Lage der Sache, gefordert worden seien. Ich meinerseits datiere die Lehns-Verfassung, die solche Zahlen-Festsetzungen nur ausnahmsweise zuließ und nötig machte, schon von Heinrich I. an.

[2]) Jaffé, Bibl. I, 514.

der Ausstattung und Ausrüstung zugleich in ihrem Gebiete um. Dies diskretionäre Ermessen, sowohl in der Höhe der Gesamtleistung, die sie sich vorsetzten, wie in der Verteilung, öffnete der Willkür Tür und Tor, und da die Last sehr schwer war, so war auch diese Willkür sehr drückend. Schon früh, gewiß früher als uns die Ueberlieferung erkennen läßt, hat man deshalb gesucht, zu festen, aus der Praxis entnommenen Maßstäben zu gelangen. Von einigen Klöstern und Bistümern sind uns darüber urkundliche Nachrichten erhalten; auch über die Pflichten und Rechte der Ministerialität gegenüber ihrem Dienstherrn sind urkundliche Aufzeichnungen gemacht worden, die uns erhalten sind,[1]) besonders anschaulich z. B. aus dem Kloster Maurmünster im Elsaß, das unter dem Bischof v. Metz stand, wo festgestellt wird:

„Wenn eine Heerfahrt (profectio) des Königs dem Bischof angesagt ist, so wird der Bischof einen Beamten zu dem Abt schicken, der Abt wird seine Ministerialen zusammenrufen, wird ihnen die Heerfahrt bekannt machen, und die Ministerialen werden das folgende zusammenbringen und das Zusammengebrachte dem erwähnten Beamten an dem bestimmten Tage auf dem Platz vor dem Tor übergeben: einen Wagen mit 6 Rindern und Leuten, ein Saumroß mit Sattel und Zubehör, 2 Mann dazu, den Führer und den Treiber. Geht ein Rind oder das Saumroß zu Grunde, so soll der Beamte aus dem Vermögen des Bischofs Ersatz leisten. Alle Bauernhöfe sollen dazu, wenn der König die Fahrt nach Italien macht, ihre übliche Steuer [das heißt wohl einen ganzen Jahreszins als außerordentliche Steuer] geben. Wenn es aber gegen Sachsen, Flandern oder sonstwohin diesseits der Alpen geht, wird nur die Hälfte gegeben. Aus diesen Beisteuern sollen sowohl die

---

1) Literatur darüber bei Brunner, Grundz. d. deutschen Rechtsgesch. 2. Aufl. S. 111. Waitz, d. Verf. Bd. V, 2. Aufl. S. 342.

Besonders kommt in Betracht das sowohl lateinisch wie deutsch erhaltene „Recht der Dienstmannen des Erzbischofs von Köln (herausg. v. Frensdorff, 1883), sowie die „constitutio de expeditione Romana“, obgleich letztere als solche, nämlich als eine Verordnung Karls des Großen, wofür sie sich gibt, eine Fälschung ist. Sie ist nach Scheffer-Boichorst, Zeitschr. f. Gesch. d. Oberr. Bd. 42 (1888) S. 173, wiederholt in der Sammlung „Zur Geschichte des 12. u. 13. Jahrh.“ (1897), etwa 1154 im Kloster Reichenau in Schwaben angefertigt worden. Der Zweck war, im Interesse der Herrschaft die Pflichten und Rechte der Ministerialen des Klosters, die sehr anspruchsvoll waren, festzulegen. Abgedr. M. G. LL. II, 2. 2. Das Weißenburger Dienstrecht bei Giesebrecht, Gesch. d. d. Kaiserz. Bd. II, Anhang.

Wagen wie Saumtiere mit Lebensmitteln und dem sonst für die Reise Nötigen beladen werden."[1])

Wenn nun innerhalb der einzelnen Grafschaften die einzelnen Leistungen fixiert waren, so war damit auch die Gesamtleistung der Grafschaft in gewissem Sinne festgelegt. Das widerspricht aber nicht unserm Satz, daß von oben her dem einzelnen Fürsten eine bestimmte Leistung nicht auferlegt wurde, und auch wenn die lokalen festen Abmachungen dem Fürsten in seinem Gebiet gewisse Grenzen für seine Forderungen setzten, so schließt das nicht aus, daß er nicht nur unter Umständen unter dieser Grenze blieb, sondern die Grenze wird auch nicht allenthalben, sei es bei den Städten, sei es besonders bei den Bauernschaften, festgestellt gewesen sein. Der Fürst behielt also immer noch viel freie Hand, konnte auch aus seinem Schatz oder aus Anleihen besondere Aufwendungen machen, und brachte er nur aus seinem Gebiet die materiellen Mittel zusammen, Ritter und Knechte, die bereit waren, seinem Banner zu folgen,[2]) fand er bald. Wie die Fürsten dem Könige, so machten auch wohl die Vasallen und Ministerialen den Fürsten ein bestimmtes Versprechen über ihre Leistung.[3])

Diejenigen Ritter, die im Besitz eines so bedeutenden Lehen waren, daß sie sich selber für einen Feldzug ausrüsten konnten, mußten das auch tun. Noch im 13. Jahrhundert finden wir in Deutschland und Italien Spuren der Regel, die wir aus den karolingischen Capitularien kennen, daß der Dienst für drei Monate verlangt wird.[4]) In Frankreich wird viel erwähnt, daß der Vasall

[1]) Schöpflin, Alsatia diplomatica I, 226. Waitz, D. Verf.-Gesch. VIII, 156.

[2]) Als Wladislaw von Böhmen 1158 die Seinigen zum Zuge nach Italien aufbot, waren sie anfänglich sehr unzufrieden, als er aber erklärte, daß, wer nicht wolle, zu Hause bleiben dürfe, den Mitziehenden aber Lohn und Ehre in Aussicht stellte, da drängte sich alles zur Heeresfolge.

[3]) So heißt es in dem Dienstrecht von Vercelli v. Jahre 1154 (veröffentl. v. Scheffer-Boichorst, Z. Gesch. d. 12 u. 13. Jahrh. S. 21) „Illam securitatem, quam dominus fecerit regi secundum suum ordinem, illam securitatem debent facere vasalli super evangelio domino episcopo de expeditione Romana."

[4]) Papst Gregor IX. verlangt am 7. November 1234 von einer Anzahl deutscher Fürsten, daß sie ihm im nächsten März zuziehen sollten „te personaliter decenti mi itia comitatum, quae in expensis tuis per tres menses praeter tempus, quo veniet et recedet . . . . . commoratur" Huillard-Bréholles IV, 513. November 1247 verlangt Kaiser Friedrich, daß die tuscischen Städte den Rittern den dreimonatlichen Sold schicken. l. c. VI, 576. Eine zweifelhafte Urkunde

aus seinem Lehen nur zu einem Feldzug von 40 Tagen verpflichtet sei;[1]) diese Regel wird sogar so ausgelegt, daß er berechtigt sei, nach 40 Tagen wieder nach Hause zu gehen, was also jede wirkliche Kriegführung ausschloß, auf jeden Fall aber mußte der Herr für die weitere Zeit die Verpflegung im weitesten Sinne des Worts übernehmen. Wurden Lehen geteilt, so schuldete der Vasall für das halbe Lehen 20, für ein Viertel 10 Tage Dienst und noch kleinere Bruchteile kommen vor. Häufig ist auch der Dienst auf bloße Verteidigung oder auf die geographischen Grenzen der Herrschaft beschränkt.[2]) Mit solchen Einschränkungen hat die feudale Kriegspflicht nur noch dann einen Sinn, wenn sie nichts als die Grundlage und Einleitung für einen Sold-Kriegsdienst bildet.

Einige Bestimmungen aus den Dienstrechten deutscher Ritterschaften mögen noch helfen uns diese Verhältnisse zu veranschaulichen.

Die Ministerialen des Erzbischofs von Köln waren verpflichtet, innerhalb des Gebietes des Bistums und auch außerhalb zur Verteidigung von Besitztümern des Bischofs bewaffnet zu dienen, weiter aber brauchten sie nur auf Grund einer Vereinbarung zu folgen.

Zum Römerzuge müssen diejenigen Ministerialen, die über fünf Mark jährliche Einkünfte haben, persönlich folgen, mit Ausnahme des Vogts und des Kämmerers. Diejenigen von geringerem Einkommen haben die Wahl, ob sie mitziehen oder die Hälfte ihres Jahres-Einkommens aus dem Lehen als Heersteuer geben wollen. Die Romfahrt muß Jahr und Tag vor dem Auszug angesagt werden.

Jedem Ministerialen, der auszieht, hat der Erzbischof als Beihilfe zehn Mark (also das Doppelte eines höheren Jahres-

Friedrichs angeblich vom Mai 1243 bestätigt einem Ritter Matthäus Vulpilla, den seiner Familie von König Wilhelm verliehenen Besitz gegen Leistung „unius militis equitis armati per tres menses continuo infra regnum, cum necesu erit.“ l. c. VI, 939.

[1]) Guilhiermoz, Essai sur l'origine de la noblesse, S. 276 ist der Ansicht, daß der Dienst von 40 Tagen zuerst von Heinrich II. für die Normandie eingeführt und von da auf die anderen Besitzungen der Plantagenets übertragen worden sei. In anderen französischen Landschaften habe sich das Gewohnheitsrecht gebildet, daß der Dienst von Anfang an auf Kosten des Herrn geleistet wurde.

[2]) Ueber diese Verhältnisse Boutaric, Institutions militaires de la France avant les armées permanentes. p 126 ff. S. 233 erwähnt Boutaric eine coutume d'Albigeois (nach Martène Thesaur. nov. anecdot. I, 834, nach der ein Vasall, der zum Aufgebot nicht die vorgeschriebene Zahl von Begleitmannschaft mitbrachte, für jeden Fehlenden das Doppelte seines Soldes als Strafe zu zahlen hatte.

einkommens) und dazu 40 Ellen feines Tuch (Scharlot) zu geben, um seine Knechte damit einzukleiden, und für je zwei Ritter ein Saumtier mit allem Zubehör und vier Hufeisen mit 24 Nägeln.

Von den Alpen an erhält jeder Ritter vom Bischof monatlich eine Mark. Sollte diese Mark nicht gezahlt werden und Mahnung bei den Beamten des Bischofs fruchtlos bleiben, so legt der Ritter auf das Bett des Bischofs einen entrindeten Stock, den niemand wegnehmen darf. Wenn auch dann keine Zahlung erfolgt, so tritt der Ritter morgens an den Bischof heran, beugt seine Knie, küßt den Saum seines Gewandes und darf, ohne seiner Ehre und Pflicht zu nahe zu treten, nach Hause zurückkehren.

In anderen Dienstrechten sind die einzelnen Bestimmungen sowohl über die Pflicht zur Heerfahrt wie über die Aussteuer durch den Herrn durch die Gewohnheit anders ausgebildet worden.[1])

Statt des monatlichen Soldes finden sich Zahlungen für die ganze Fahrt von drei Pfund bis zu zehn Pfund. Auch soll der Herr Pferde, Maultiere mit Ausrüstung und Knechte stellen und die Verpflegung übernehmen.

Wer mitziehen muß, ist in Reichenau[2]) nicht nach dem Einkommen, sondern nach der Größe des Grundbesitzes bestimmt, für verschiedene Klassen verschieden und der Herr hat zu wählen, ob der Ministerial mitziehen oder zahlen soll. Dieses Dienstrecht enthält auch Bestimmungen, wie die etwaige Beute zwischen dem Herrn und den Ministerialen zu verteilen ist.

In Bamberg hat sich noch der alte Modus erhalten, den wir aus den karolingischen Kapitularien kennen, daß, statt eine feste Abgabe zu zahlen, die Ritter in Gruppen von dreien zusammengefaßt werden, von denen zwei, die zu Hause bleiben, den dritten, der auszieht, ausrüsten.

Auch aus diesen Bestimmungen ersieht man, daß es sich nach der Zahl um sehr kleine Aufgebote handelt, und möge danach von neuem ermessen, ob die Heere, mit denen Karl der Große von der Elbe bis über die Pyrenäen und von der Nordsee bis nach Rom marschierte, bäuerliche Massen-Aufgebote gewesen sein können.

---

1) Waitz, 8, 162.

2) Nach d. sog. constitut. de exped. Romana M. G. LL. II, 2, 2.

Vom 12. Jahrhundert an entwickelten sich die Verhältnisse in Deutschland und Frankreich verschieden. In Deutschland wurde die Monarchie schwächer: umsomehr war die Leistung jedes einzelnen Fürsten seinem eigenen diskretionären Ermessen anheimgegeben. In Frankreich im Gegenteil bildete sich eine stärkere, erbliche Monarchie: hier entstehen deshalb feste Lehns-Matrikeln, aber mit so geringen Leistungen und auch mit so komplizierten Bestimmungen, daß sehr wenig damit zu machen war.[1]) Feudalität und feste Zahlen sind eben ihrer Natur nach so gut wie inkommensurable Begriffe.

Bauern-Kriegsdienst.

Indem in einer langen, langsamen Entwickelung das Vasallen-Aufgebot an die Stelle des altgermanischen Volksaufgebots, auch in den rein-germanischen Teilen des Karolingerreichs, trat, ist doch der staatsrechtliche Begriff des allgemeinen Volksaufgebots als eines äußersten, letzten Notbehelfs, als Landsturm, nie ganz verloren gegangen, und in den Grenzgegenden, namentlich Sachsens, ist auch noch lange immer wieder von Zeit zu Zeit ein praktischer Gebrauch davon gemacht worden. Bei Widukind scheint zuweilen der Unterschied, der zwischen dem Berufskriegertum und dem Heerbann im alten Sinne gemacht wird, noch in den Ausdrücken erkennbar.

I, 21 sieht König Konrad, daß Herzog Heinrich sehr stark ist „suppeditante fortium militum manu, exercitus quoque innumera multitudine". Die Unterscheidung zwischen den milites und der Menge des exercitus scheint kaum anderes zu deuten, als zwischen Berufskriegern und Volksaufgebot. Ebenso I, 36, wo dem Bernhard „exercitus cum praesidio militari" gegen die Redarier übergeben wird, und I, 38, wo die „legio Thuringorum cum raro milite armato" (vgl. auch II, 3) gegen die Ungarn

[1]) Boutaric, Institutions militaires de la France, hat darüber S. 191 ff. Zusammenstellungen. Er sagt, vollständige Listen der feudalen Aufgebote existieren nicht, aber die vorhandenen zeigen, wie gering die Verpflichtungen der großen Vasallen waren. Unter Philipp August stellen der Herzog von Bretagne 40, Anjou 40, Flandern 42, Boulonnais 7, Ponthieu 16, St. Pol 8, Artois 18, Vermandois 24, Picardie 30 Parisis, Orléanais 89, Touraine 55 chevaliers.

Die Grafen von Champagne ließen seit Heinrich I. (1152—1181) Listen ihrer Vasallen führen, aus denen Auszüge erhalten sind. Gedr. bei D'Arbois de Iubainville, Hist des ducs et comtes de Champagne, Bd. II (1860).

Die erste dieser Listen ergibt die Gesamtsumme von 2030 Rittern (milites). Dem König stellten sie 12 bannerets.

Die Normandie hatte 581 Ritter im Dienste des Königs, 1500 im Dienste von Baronen.

Bretagne hatte im Jahre 1294 166 Ritter, die zum Auszug verpflichtet waren (chevaliers, écuyers et archers). Nach anderer Urkunde 166 Ritter und 17 Knappen (écuyers). Für den König war es nur zu 40 verpflichtet.

geschickt wird. Ganz sicher und absolut konstant ist Widukind in dieser Terminologie jedoch nicht, wie schon die merkwürdige Wendung zeigt, daß er an der letztzitierten Stelle die Thüringer Volkswehr nicht mit „exercitus", sondern mit „legio" bezeichnet, was doch gerade eine spezifisch militärische Begriffsbezeichnung ist. I, 17 gebraucht er die Wendung „exercitus et militia", stellt also beides nebeneinander, I, 21 aber erzählt er von der Entrüstung „ totius exercitus Saxonici" über König Konrad, wo zweifellos die Ritterschaft eingeschlossen ist, unmittelbar neben der Stelle, wo sie gesondert werden. Gar I, 38 wünscht Heinrich die Ungarn in den Bereich des exercitus zu locken, wo in erster Linie die Ritterschaft und höchstens daneben der Heerbann gemeint sein muß. Kurz vorher kommt das Wort „exercitus" noch zwei Mal in demselben, umfassenden Sinne vor.

Es scheint mir daher zu viel geschlossen, wenn Schäfer[1]) die Erzählung Widukinds (III, 17) Herzog Konrad hat „suppeditante fortium militum manu" unentschieden gekämpft mit dem „exercitus" der Lothringer, dahin auslegt, daß letzteres der Heerbann des Landes gewesen sei. Ein bloßes Bauernaufgebot würde Konrad der Rote mit seinen Rittern wohl auseinander gesprengt haben.

Baltzer S. 3 glaubt sogar, daß der Bauer zu Pferde gedient habe. Er glaubt aus Thietmar (975—1018) herauszulesen, daß diesem die Beteiligung von Fußvolk am Kriege als etwas Ungewöhnliches erschienen sei, und schließt daraus weiter, daß also auch die Bauern damals zu Pferde dienten — der richtige Schluß ist vielmehr, daß sie garnicht dienten.

Am wenigsten darf man schließen, wie Baltzer weiter tut, daß die Institution des bäuerlichen Reiterdienstes unter den Saliern wieder verfallen sei, weil wir in der Schlacht an der Unstrut von „vulgus pedestre" hören. Allerdings wurden in den inneren Kriegen Heinrichs IV. auch Bauern aufgeboten. In dem Gedicht über den Sachsenkrieg ist gesagt (II 130 ff.), daß aus allen Dörfern die Haufen zusammengekommen und der Bauer seinen Pflug verlassen habe, um gegen den König zu kämpfen, (vgl. darüber noch unter Kap. 3) und nachher bot wieder Heinrich in Süddeutschland die Bauern für sich auf. Geleistet aber haben diese Aufgebote hier so wenig, wie in den Generationen vorher gegen die Wikinger. Die Sachsen wurden in der Schlacht an der Unstrut von den Rittern Heinrichs niedergemetzelt, wie einst die fränkischen Bauern Aufgebote von den Normannen, und die Bauern, die im Elsaß und am Neckar 1078 für den König kämpften, wurden nicht nur völlig überwältigt, sondern auch von ihren ritterlichen Gegnern zur Strafe für die Anmaßung, Waffen führen zu wollen, kastriert.

Guilhiermoz S. 346 ff. stellt fest, daß vom 10. Jahrh. an das Volk in den Quellen als die waffenlose, unkriegerische Menge behandelt werde, meint aber, daß gerade um diese Zeit die Bestimmungen beginnen, die auch von den Bauern Kriegsdienst verlangen. Er erklärt das so, daß

[1]) Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. XXVII 1905, S. 6.

die Bauern das Fußvolk stellten, dessen Bewaffnung aber als etwas so Minderwertiges angesehen wurde, daß man die Leute doch als „inermes“ bezeichnete. Daß diese Lösung des Widerspruchs unmöglich ist, wird keines Beweises bedürfen. In Wirklichkeit ist gar kein Widerspruch vorhanden. Denn prüft man die Zeugnisse, die Guilhiermoz S. 387 aus dem 11., 12. und 13. Jahrh. für den Kriegsdienst der Bauern anführt, näher, so sprechen sie entweder nicht von Bauern (z. B. die „hommes de la vallée d'Andorre“, die von jedem Hause einen Mann stellen wollen) oder es handelt sich um den Landsturm. Auch bei den Zeugnissen, die Ernst Meyer, Deutsche und französisch. Verfass.-Gesch. I, 128 Anm. 46 anführt, schließt es gerade die Bestimmung, daß von jedem Hause nur ein Mann kommen soll, aus, daß von einem Bauern-Aufgebot die Rede ist: ein solches Massenaufgebot ist nur in der nächsten Nähe auf wenige Tage denkbar.

Otto v. Nordheim sagte im Jahre 1070 seinen Bauern, da sie nicht fechten könnten, möchten sie für ihn beten (pro se, quoniam arma ferre non possent, supplicita ad Deum vota facere flagitavit).[1]) Es fiel ihm nicht ein, sich durch sie zu verstärken, obgleich er unmittelbar darauf ein Gefecht hatte und den Kampf gegen den König noch den ganzen Winter fortsetzte. Wenn im Widerspruch mit diesem Bilde die neuen Historiker viel von den Leistungen der sächsischen Bauern in den Kämpfen gegen Heinrich IV. zu erzählen wissen, so werden wir unten bei Darstellung der einzelnen Schlachten sehen, wie wenig davon wirklich in den Quellen steht und übrig bleibt.

Sollen wir nun auf Grund jener Stellen bei Widukind annehmen, daß zwischen zwei Perioden der Nicht-Leistung doch noch wieder eine Generation der Kriegstüchtigkeit gelegen hat? Das ist offenbar unmöglich. Die angeführten Stellen sind wohl zum Teil nur rhetorischer Aufputz; man mag aber auch annehmen, daß, wie ja zur Zeit der stehenden Heere im 18. Jahrhundert auch Miliz-Bataillone vorkommen, König Heinrich I. und Andere die Scharen der Berufskrieger zuweilen durch Landsturm-Aufgebote verstärkten, daß aber auch das allmählich mehr und mehr abkam, vielleicht mit Ausnahme der Grenzdistrikte, wo sich ein gewisses Kriegertum in der Masse erhielt.

Nitzsch (in der Hist. Zeitschr. Bd. 45 p. 205) hat gemeint: „Noch im 12. und 13. Jahrh. erging bei allgemeiner Landesgefahr in den Gauen in dem Norden der Elbe das Landesaufgebot bei Strafe des Hausbrandes und des Zimmerbrechens; am Ende des 12. Jahrh. treffen wir eben dort als zu Recht bestehende Sitte, daß die Bevölkerung zur Belagerung einer angegriffenen Burg abwechselnd aufgeboten wird und sich ablöst.“

In einem Aufsatz „Das sächsische Heergewäte und die Holstein-Ditmarsische Bauernrüstung“ (Jahrbücher f. d. Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein, Lauenburg Bd. I S. 335 (1858) glaubt Nitzsch den

[1]) Lambert v. Hersfeld. SS. V, 178.

Nachweis zu führen, daß im 14. Jahrh. der Bauer im Norden noch zu Pferde diente und daß, wenn dies am Schluß des 15. Jahrh. nicht mehr der Fall war, darin eine bedeutende Veränderung lag. Die Stellen, auf die er sich beruft, sind jedoch zum Teil überhaupt ohne Beweiskraft z. B. die Erzählung des Presbyter Bremensis (Mitte des 15. Jahrh.) über die Reiter des Grafen Klaus (100 Jahre früher), oder sie beweisen nur, daß bei einem Landsturm-Aufgebot auch Leute zu Pferde dabei waren, was von vorn herein nicht zu bezweifeln ist. Nitzsch selbst zitiert S. 353 ein Aufgebot der Wilster Marsch a. d. J. 1342, das die Erzählung des Presbyter Bremensis direkt widerlegt, da nur Männer und Wagen, keine Reitpferde dabei gefordert werden.

Als besonderen Beweis, daß der Bauer einmal zu Pferde gefochten habe, glaubt Nitzsch ansehen zu dürfen, daß das Streitroß zum sächsischen Heergewäte gerechnet wurde und daß einige Spuren vorhanden sind, wonach auch bei den Bauern das Streitroß dazu gehörte. Nitzsch glaubt das auf die Zeit Heinrichs I. zurückführen zu dürfen, der „seinen ganzen Stamm den Reiterkrieg gelehrt haben soll". Aber die Spuren, daß das Streitroß auch bei den Bauern zum Heergewäte gehörte, sind jedenfalls nur sehr schwach und beweisen, wenn man sie als solche anerkennen will, jedenfalls nicht, daß das Roß einmal allgemein zum Heergewäte gehörte, und schließlich für die Beziehung auf die Zeit Heinrichs I. fehlt jeder Anhalt: man könnte dann ebensogut in noch viel frühere Zeiten hinaufgehen.

Am wahrscheinlichsten ist noch, daß sich in Preußen ein gewisses Kriegertum im Volke gehalten hat. Das Streitroß, das anderswo z. B. in Brandenburg, der Schulze stellen soll, bedeutet wohl bloß das Pferd, nicht, daß er selbst es reiten soll.

Daß, wie wir noch sehen werden, König Harold von England in seinem Kampf gegen die Normannen es mit einem Bauern-Aufgebot nicht versuchte, wird sich daraus erklären, daß der angelsächsische Bauer an dem Kampf zwischen Harold und Wilhelm überhaupt keinen inneren Anteil nahm; daß es sich um die Abwehr einer Fremdherrschaft handelte, wird ihm erst hinterher klar geworden sein. Die Erhebung der Sachsen gegen Heinrich IV. aber hatte zweifellos ein volkstümliches Element, und wiederum die Bauern, die Heinrich nachher aufbot, werden ebenfalls von dem Parteigeist der Epoche genug berührt gewesen sein, um einem Aufruf zu folgen, sodaß sich diese Aufgebote als Ausnahme-Erscheinungen sehr gut erklären.

In Landesnot soll auch der Markgraf von Oestreich einmal (1082) das ganze Land bis zu den Rinder- und Schweinehirten herab zur Verteidigung gegen einen Einfall der Böhmen aufgeboten haben.[1])

Der Landfriede von 1156 belegte es aber ausdrücklich mit Strafe „**si quis rusticus arma vel lanceam portaverit**" und gebot dem reisenden

[1]) Cosmas II, 35.

Kaufmann sein Schwert am Sattel zu befestigen,[1]) es also nicht wie der Ritter an einem Wehrgehenk zu tragen.

Wenn Otto I. nach dem Gedicht der Roswitha (Gesta Oddonis v. 194) neben seinen Rittern auch eine große Volksmasse aufbot

„Militibus suis summo conamine lectis
Necnon immodica tota de gente caterva",

so ist das nicht von einem Landsturm zu verstehen, sondern es bedeutet entweder, daß die eigentlichen Berufskrieger durch geworbenes Volk sehr verstärkt wurden, denn wenn auch der Bauer und Bürger als Stand weder waffenpflichtig noch waffenberechtigt war, so ergänzt sich das Kriegertum doch im einzelnen fortwährend aus Bauers- und Bürgerssöhnen —

Oder aber, was mir wahrscheinlicher ist,[2]) Roswitha meint mit den „milites sui" des Königs seine eigenen, direkt verpflichteten Krieger, Vasallen und Ministerialen, die scararii der karolingischen Zeit, palatini, wie sie unter Arnulf, aulici, wie sie später einmal unter Heinrich III. genannt werden,[3]) im Unterschied von den Aufgeboten aus dem ganzen Lande, die ihm alle die Grafen zuführten.

Der Witz Ottos I. bei Widukind III, 2, daß er soviel Strohhüte gegen Frankreich führen werde, wie weder Herzog Hugo noch sein Vater gesehen, ist uns unverständlich, daß er aber den Gegner mit einem Bauern-Heer habe schrecken wollen, völlig ausgeschlossen.

Die Reformen Heinrichs I.

Die berühmte Stelle bei Widukind I, 35 lautet: „ex agrariis militibus nonum quemque eligens in urbibus habitare fecit, ut caeteris confamiliaribus suis octo habitacula exstrueret, frugum omnium tertiam partem exciperet servaretque, ceteri vero octo seminarent et meterent frugesque colligerent nono et suis eas locis reconderent. Concilia et omnes conventus atque convivia in urbibus voluit celebrari." Ferner cap. 39: „cum jam militem haberet equestri proelio probatum."

Die erste Stelle über die agrarii milites und den Burgenbau hat jüngst Dietr. Schäfer in den Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. d. Wissensch. XXVII, 1905, 25. Mai behandelt. Während Nitzsch in der Deutschen Geschichte I, 306 rundweg erklärt, „was agrarii milites heißt, wissen wir nicht", Hegel „Umwohner des Landes", Keutgen „heerbannpflichtige Bauern", Rodenberg (Mitteil. d. Instituts f. östreich. Gesch. XVII, 162 (1896) alle Freien darunter verstehen will, sucht Schäfer die Ansicht, die ehedem Köpke, Waitz, Giesebrecht aufgestellt haben, zu rechtfertigen, daß nämlich die agrarii milites die auf dem Lande angesiedelten Berufskrieger des Königs, die

1) Waitz V, 403, Anmk. 1.

2) So faßt es auch Baltzer auf S. 29, und Waitz VIII, 126 (im Gegensatz zu S. 108) denkt wenigstens auch an diese Auslegung.

3) Ann. Altah. z. J. 1044. SS. XX, 799.

Ministerialen seien. Alles, was Schäfer für diese Ansicht anführt, scheint mir zutreffend, aber, abgesehen von der unrealisierbaren Neunerzahl, ist er auf das eigentliche Gegen-Argument, daß nämlich die acht draußenbleibenden milites säen und ernten sollen, nicht eingegangen.

Hier steckt aber erst die Schwierigkeit, und zwar die unlösbare. Die „agrarii milites“ waren Berufskrieger — Schäfer hat es schlagend nachgewiesen. Sie waren aber auch Bauern — Widukind beschreibt sie ausdrücklich als solche. Berufskrieger sind aber nicht zugleich Bauern.[1]) Folglich ist die Erzählung Widukinds überhaupt kein historischer Vorgang, sondern eine Legende. Sobald man sie unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, lösen sich alle ihre Rätsel. Denn bei einer Volksüberlieferung geschieht es sehr leicht und oft, daß mehrere Vorgänge, ohne daß man sich des Widerspruchs, der dabei entsteht, bewußt wird, untereinander verschmolzen werden. Man hat zu Widukinds Zeit den bestehenden Zustand, daß ein Teil des Kriegerstandes, die karolingische scara, auf den Burgen als stehende Besatzung, ein Teil auf dem Lande auf Lehnsgütern lebte, projiziert auf die Erinnerung, daß ehedem alle freien Volksgenossen zugleich Krieger und Bauern waren und sich die Abwandlung durch ein Gesetz Heinrichs I. zu erklären gesucht. Dabei flossen dann die agrarii milites der älteren Zeit (als sie noch Bauern waren) mit denen der neueren zusammen (als sie Berufskrieger waren) und so entstand der Widersinn, daß die Lieferungen und Abgaben, die auf den Burgen gesammelt und wodurch sie verproviantiert wurden, als Leistungen der angesiedelten Vasallen, statt der Bauerschaften erscheinen.

Eine interessante Parallel-Sage zu der Erzählung Widukinds von den militärischen Einrichtungen Heinrichs I. bildet die oben schon erwähnte Erzählung des Presbyter Bremensis, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts schrieb und berichtet: Rustici de parochiis Scenevelde, Hademersch, Westede, Nortorpe, Bornehovede, Bramstede, Koldenkerken, Kellinghusen cum inhabitantibus paludem Wilstriae, hi dicuntur veri Holsati. Et horum auxilio seniores comites Holsatie obtinuere triumphos. Ex his elegit comes Nicolaus (Mitte des 14. Jahrh.) certos viros, de magnis villis unum villanum, de parvis duabus villis unum. Hos, quando indiguit, habuit secum in armis. Nam dictus c. N. sic ordinavit, quod dicti rustici non offendebantur ab advocatis et quod equos valentes tenerent et arma haberent praesertim pileum ferreum, scutum et troyam sive diploidem, ferrea brachialia et chirothecas ferreas, circum amicti balteis latis et amplis. Rustici autem remanentes domi stabant expensas illorum, qui fuerant cum domino terre in campo usque ad reditum ipsorum in domos suos.“

---

[1]) Widukind II, 30 u. 31 erzählt „cum milites ad manum Geronis praesidis conscripti crebra expeditione attenuarentur et donativis vel tributariis praemiis minus adjuvari possent, eo quod tributa passim negarentur, seditioso odio in Geronem exacuuntur“.

Was den Roßdienst betrifft, so meint Waitz in seinem Heinrich I. S. 391, 3. Aufl. S. 101 (vgl. D. Verf.-Gesch. VIII, 112): „Es ist wahrscheinlich, daß Heinrich das allgemeine Aufgebot zu Roß dienen ließ oder wenigstens aus demselben eine leichte Reiterei bildete." Die Meinung Köpkes und Giesebrechts, es seien Vasallen gemeint, verwirft er ausdrücklich. Was hätten aber Bauern auf Bauernpferden wohl als leichte Reiterei gegen die Ungarn ausrichten sollen? Köpke und Giesebrecht sind natürlich der Wahrheit näher, nur daß es sich um nichts Neues, sondern um Pflege und Ausbau des Ueberlieferten handelte.

D. V.-G. VIII, S. 114 meint auch Waitz selbst, daß die „expediti equites", die öfter genannt werden, keine besondere Art der Reiterei gewesen seien, woran auch garnicht zu denken ist. Lambert in dem Citat bei Waitz gibt die richtige Erklärung: „qui rejectis sarcinis et ceteris bellorum impedimentis, itineri tantum et certamini se expedierant".

Zweites Kapitel.

Die Schlacht auf dem Lechfelde.
10. August 955.

Die Schlacht bei Augsburg oder auf dem Lechfelde ist die erste deutsche Nationalschlacht gegen einen auswärtigen Feind. Das Gefecht bei Andernach (876), in dem die Söhne Ludwigs des Deutschen ihren westfränkischen Oheim zurückschlugen, hatte doch wohl noch keinen anderen Charakter, als den einer dynastischen Fehde. Der wirkliche Gedanke eines deutschen Staatswesens entsteht erst mit der neuen Dynastie, die sich von dem Gesamt-Frankenreich emanzipierte, und die erste Schlacht, in der sich diese neue Staatseinheit bewährt, in der Krieger aller Stämme zusammenwirken, ist der Sieg über die Ungarn bei Augsburg. Wir haben darüber eine ausführlichere Erzählung in der sächsischen Geschichte des Mönches Widukind von Corvey,[1]) den Bericht eines Augsburger Augenzeugen von der Stadt aus[2]) und verschiedene Einzelnachrichten, sodaß sich wohl mit einiger Sicherheit ein Bild von dem Vorgang gewinnen läßt.

König Otto war nach endlicher Ueberwindung des großen Aufstandes seiner Söhne nach Sachsen zurückgekehrt, als ihn die Nachricht ereilte, daß die Ungarn, die schon während des Bürgerkrieges Deutschland wieder einmal durchzogen hatten, von neuem

[1]) Mon. Germ. SS. III, 408.

[2]) In dem Leben des Bischofs Ulrich, der die Stadt gegen die Ungarn verteidigte. Gerhardi Vita S. Oudalrici SS. IV, 377.

ins Land gefallen seien. Sie durchquerten, wie man demnächst weiter hörte, Bayern südlich der Donau und belagerten die Grenzstadt Schwabens, Augsburg am Lech, das der Bischof Ulrich mit einer Schar tapferer Krieger verteidigte. Sein Biograph Gerhard schildert uns, wie er den Mut der Seinen stärkt durch eine Predigt über den Psalm „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal" und bei einem Ausfall im bischöflichen Ornat ohne Helm und Panzer mitritt.

Mittlerweile sammelte der König ein großes Entsatzheer. In acht Scharen, Legionen, wie Widukind sich ausdrückt, war es gegliedert; eine davon bildeten die Böhmen (Tschechen), deren Stärke er auf 1000 Mann angibt. Die Zahl soll offenbar besagen, daß das Kontingent sehr stark war, wie denn auch nach einer anderen Quelle ihr Herzog Boleslaus persönlich sie führte;[1] am stärksten aber war die Schar des Königs Otto (legio regia), die aus dem gewöhnlichen kriegerischen Gefolge des Königs, das nicht so ganz klein gewesen sein kann, aus wenigen Sachsen und wohl denjenigen fränkischen Rittern bestand, die im unmittelbaren Dienst des Königs standen und während seines Anmarsches zu ihm gestoßen waren. Das Gros der sächsischen Lehnsleute hatte nicht mit ausziehen können, angeblich da Sachsen selbst durch einen Krieg mit den Slaven in Anspruch genommen war; wohl mehr, weil sie zu spät gekommen wären, da zwischen dem Eintreffen der ersten Nachricht in Magdeburg und der Schlacht noch nicht sechs Wochen lagen, was für die Verschickung des Aufgebots, die Mobilmachung und den Marsch bis Augsburg für alle nördlichen und westlichen Sachsen zu kurz war. Das ganze Heer darf hiernach auf 7000—8000 Mann veranschlagt werden, sämtlich Reiter. Etwa hierzu noch einen Zuschlag zu machen für Begleiter der Ritter zu Fuß oder zu Pferd, die als Krieger zu zählen wären, ist unrichtig. Gewiß hatten die meisten dieser Ritter einen und die vornehmeren mehrere Knechte bei sich, die unter Umständen auch kriegerische Funktion ausübten, aber für die Feldschlacht kamen sie nicht in Betracht; ein Heer von 7000—8000 Reitern, die alle durchgebildete Berufskrieger sind, ist schon eine ganz gewaltige Macht, und Karl der Große wird schwerlich öfter, wenn überhaupt je, eine solche Mannschaft auf einem Haufen zusammen gehabt haben.

[1]) Flodoard SS. III.

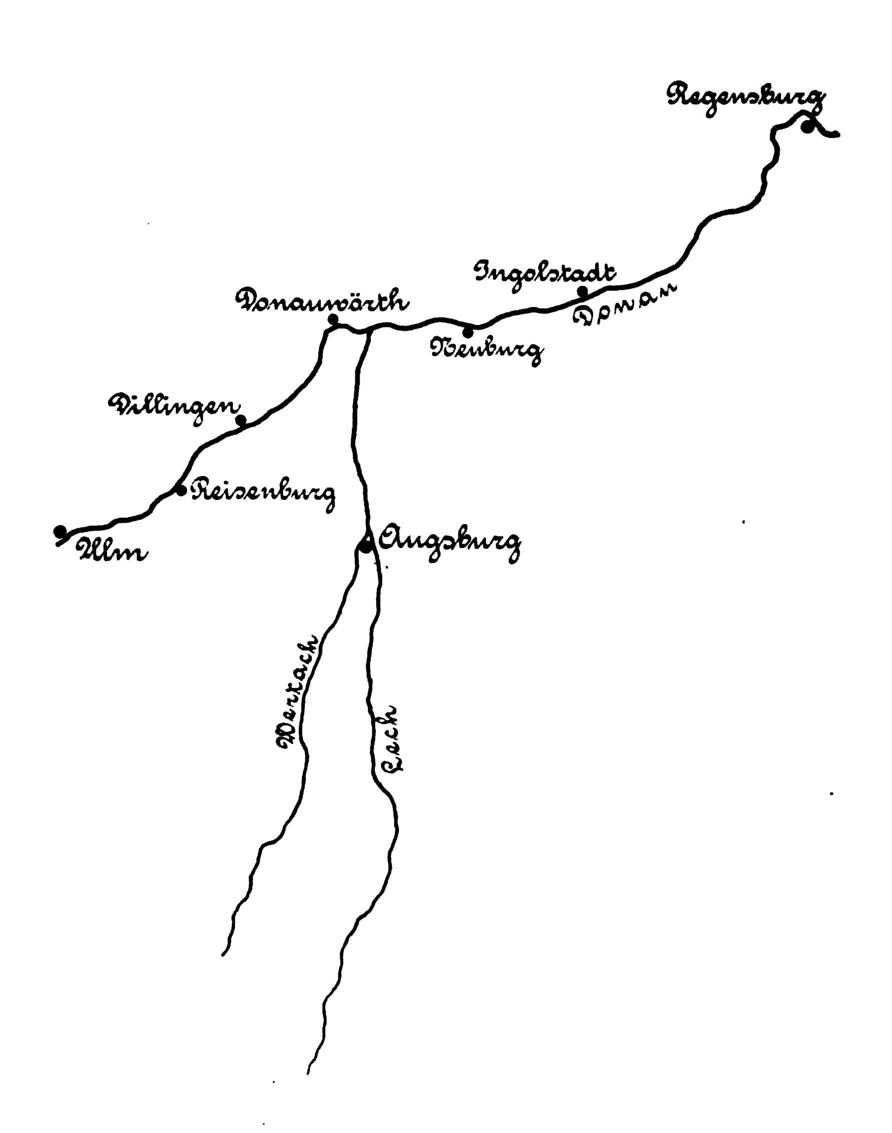
Ob die Zahl der Ungarn, die nach den deutschen Chronisten natürlich ins Ungeheuerliche geht, größer oder kleiner gewesen ist, müssen wir dahingestellt sein lassen, vermutlich war sie geringer.

Die Hauptfrage ist, wo die Schlacht stattgefunden hat, ob auf dem rechten oder linken Ufer des Flusses, denn hieraus ergibt sich der Anmarsch des deutschen Heeres und damit seine Strategie.

Mit dem Namen des Lechfeldes bezeichnet man heute die Gegend auf dem linken Ufer des Flusses, südlich von Augsburg, zwischen dem Lech und der Wertach, kurz vor deren Zusammenfluß die Stadt Augsburg gelegen ist. Die Schlacht deshalb hier anzusetzen, ist jedoch nicht tunlich, da der Name „Lechfeld" auch in weiterem Sinne, das rechte Ufer des Flußes mitumfassend gebraucht wird,[1]) und er vor allem erst mehr als 100 Jahre später, zuerst bei Lambert von Hersfeld, als Ort der Schlacht genannt wird, sodaß er als quellenmäßig bezeugt nicht gelten kann.

Einen Fingerzeig scheint die Nachricht zu geben, daß das Herannahen des deutschen Heeres den Ungarn durch Berthold von Reisenburg verraten worden sei. Reisenburg liegt an der Donau, drei Meilen abwärts von Ulm. Man dürfte also vermuten, daß Otto hier in der Nähe über den Strom gegangen ist und sich von west-nord-westlicher Richtung Augsburg genähert hat. Sieht man aber näher zu, so hat diese Nachricht nur eine sehr geringe Glaubwürdigkeit. Woher sollen die Deutschen gewußt haben, wer den Ungarn die Meldung von ihrem Anmarsch gebracht hat? Daß der Ungarn-König, den sie auf der Flucht gefangen nahmen und aufhängten, darüber erst vernommen worden ist, ist wohl recht unwahrscheinlich. Ohne Zweifel schwärmte ein Teil der ungarischen Reiter, während das Gros Augsburg belagerte, allenthalben durch das Land, und die Donau wurde von dem kriegserfahrenen Volke sicherlich systematisch beobachtet. Daß das große deutsche Heer diesen Strom hätte überschreiten können, ohne von den Ungarn bemerkt zu werden, ist ausgeschlossen; sie gebrauchten für diese Kunde nicht der Hilfe eines Deutschen. Der Verräter Berthold

[1]) Bei zwei Augsburger Lokal-Historikern, Steichele, Das Bistum Augsburg II, 491 (1864) und L. Brunner, Die Einfälle der Ungarn in Deutschland bis zur Schlacht auf dem Lechfelde (1855) S. XXXVIII wird ausdrücklich die Ebene auf beiden Ufern des Lech als „Lechfeld" bezeichnet.



Maßstab 1: 500000.

0 10 20 30 40 50 60 70 80 90 100 km.

dürfte daher nichts sein als der typische Verräter, der wohl in allen Schlachten der Weltgeschichte auftritt, mit denen sich die Volks-Phantasie beschäftigt: von dem Unbekannten an, der bei Marathon den Persern mit einem Schilde auf einem Berge ein Zeichen gab, bis zu dem Müller, der in der Schlacht bei Königgrätz Benedek durch die Bewegung seiner Mühlenflügel den Anmarsch des Kronprinzen verriet. Berthold von Reisenburg war der Sohn des Pfalzgrafen Arnulf aus dem alten, von Otto abgesetzten bayrischen Herzogsgeschlecht — ob er wirklich mit den Ungarn konspiriert hat, muß dahingestellt bleiben.

Mit der Glaubwürdigkeit dieser Meldung fällt auch das Zeugnis für den Anmarsch Ottos aus dieser Richtung. Man meine nicht, daß, wenn auch die Meldung selbst zu streichen ist, doch so viel bleibe, daß das deutsche Heer aus dieser Gegend gekommen sein müsse. So rationell arbeitet die Legende nicht. Die Deutschen können ganz wo anders her gekommen sein, und die Legende konnte dennoch den Reisenburger, auf den einmal ihre Aufmerksamkeit und ihr Argwohn gerichtet war, zu dem meldenden Verräter stempeln.

Fällt nun die Rücksicht auf die Lage von Reisenburg weg, so bleibt zur Bestimmung des Schlachtfeldes die Wendung Widukinds, die Ungarn seien, als ihnen das Nahen des Königs gemeldet wurde, unverweilt über den Lech gegangen ihm entgegen. Da wir aus der Biographie des Bischofs wissen, daß die Ungarn Augsburg belagerten und diese Stadt auf dem linken Ufer des Flusses, nicht einmal unmittelbar am Wasser lag, so müßten die Ungarn, um dem König zu begegnen, auf das rechte Ufer gegangen sein, der König wäre also von Osten, von Ingolstadt oder Neuburg her angerückt. Ganz sicher ist dieser Schluß aber nicht, da Widukind von der Belagerung Augsburgs nichts erzählt; diese Belagerung war auch nur ganz kurz, vielleicht nur zwei Tage; eben erst hatten die Ungarn, von Osten kommend, den Lech überschritten: es wäre also nicht unmöglich, daß Widukind die Ereignisse zusammenziehend, diese erste Ueberschreitung des Flusses meint und die Schlacht doch auf dem linken Ufer stattgefunden hat.[1])

[1]) Man hat die Notiz Widukinds, daß die Ungarn den Lech überschritten und die Tatsache, daß sie bereits auf dem linken Ufer waren, mit der Annahme, daß die

Auch daß Widukind die Schlacht in Bayern stattfinden läßt, (dum haec in Boioaria geruntur), ist zwar ein direktes Zeugnis für das rechte Ufer und fällt als solches stark ins Gewicht; um so mehr als Schwaben sogar gegenüber und aufwärts von Augsburg etwas über den Lech hinübergriff. Dennoch ist das Wort nicht entscheidend, da eine Unaufmerksamkeit oder Unklarheit des sächsischen Mönchs über die Geographie von Süddeutschland vorliegen mag.

Wichtiger als die direkten Aussagen Widukinds, so bestimmt sie auf das rechte Ufer des Lech als Schlachtfeld führen, scheinen mir gewisse unbewußte, indirekte Hinweise, die auf dieselbe Auffassung schließen lassen und sie erzwingen.

Widukind überliefert uns die Marschordnung der acht Scharen: die ersten drei bildeten die Bayern, die vierte die Franken unter Herzog Konrad, die fünfte die Königs-Schar, die sechste und siebente die Schwaben, die achte die Böhmen. Es wäre doch sehr auffallend, daß die Schwaben, die landeskundigen, nicht die Spitze gehabt hätten, wenn der Marsch durch ihr Land ging. Statt ihrer haben die Bayern die Spitze, sicherlich aus dem Grunde, weil sie dann wieder ihrerseits, ohne die natürlichen Verbände zu zerreißen, die besten Kenner der Gegend nach vorn nehmen konnten.

Ferner erzählt Widukind, daß der Entschluß zur Schlacht gefaßt wurde, als Herzog Konrad ankam: wäre der Sammelplatz des Heeres weiter im Westen, etwa zwischen Ulm und Dillingen gewesen, so wäre schwer zu verstehen, weshalb der Franke später ankam als die Böhmen. War aber der Sammelplatz etwa bei Ingolstadt, so ist es ganz natürlich, daß Konrad, dessen Familiengüter bei Speyer und Worms lagen, so spät erschien. Ist auch

---

Schlacht doch auf dem linken Ufer stattgefunden, so zu vereinigen gesucht, daß damit die Ungarn gemeint seien, die die Deutschen vor der eigentlichen Schlacht im Rücken angriffen, daß also nur ein Teil über den Fluß ging, um ihn dann nahe der Mündung zum zweitenmal zu überschreiten, und so den Feind von hinten anzufallen. So namentlich Wyneken in den Forsch. z. deutsch. Gesch. Bd. 21, der manche Fehler anderer treffend widerlegt, hier aber offenbar aus der Kritik in die bloße Harmonistik verfällt. Widukinds Meinung ist unzweifelhaft, daß das ganze Heer der Ungarn zur Schlacht und nicht bloß ein Teil zum Zweck einer Umgehung über den Fluß und wieder zurückging. Will man das Zeugnis Widukinds, daß die Ungarn vor der Schlacht den Lech überschritten (Ungarii nihil cunctantes Lech fluvium transierunt), um die Schlacht am linken Ufer ansetzen zu können, beseitigen, so ist das einzig Mögliche, daß man annimmt, wie ich oben getan, Widukind, der von der Belagerung nichts erzählt, habe die erste Ueberschreitung gemeint.

der Weg von Worms nach Ingolstadt ungefähr eben so weit wie von Prag, so muß der Böhmenherzog doch weit früher die Nachricht und den Befehl gehabt haben.

Schließlich erzählt uns Ruotger,[1]) der Biograph Brunos, des Erzbischofs von Köln und Statthalters von Lothringen, die Lothringer hätten an der Schlacht nicht teilgenommen, weil sie nicht rechtzeitig hätten zur Stelle sein können und Lothringen selbst gegen einen Einfall hätten decken müssen. Die letzte Wendung klingt zuerst sehr verdächtig nach Ausrede, denn die beste Deckung für Lothringen war doch immer, die Ungarn mit der gesammelten Macht des ganzen Reiches zu schlagen. Prüfen wir den Satz aber näher, so entdecken wir vielleicht gerade in ihm verborgen den strategischen Gedanken des Feldzuges.

Als König Otto zu Magdeburg, Anfang Juli, die Nachricht von dem Einfall der Ungarn erhielt, muß seine erste Ueberlegung gewesen sein, wo er den Sammelplatz des Reichsheeres bestimme: natürlich nördlich der Donau.[2]) Die Herzoge von Bayern und Schwaben werden schon aus eigenem Antrieb dem Aufgebot ihrer Ritter diese Direktive gegeben haben.

Man konnte nicht wissen, wie schnell und wie weit die Ungarn in den etwa fünf Wochen, die bis zur Sammlung des Heeres vergehen mußten,[3]) vordringen würden; immerhin war anzunehmen, daß sie sich zunächst südlich der Donau halten und die schwäbische Grenze, den Lech, nicht sehr erheblich überschritten haben, wenn nicht noch davor stehen würden. Legte der König den Sammelplatz tiefer nach Schwaben hinein, etwa nach Ulm oder noch weiter westlich, so konnte er sicher sein, daß er sich dem weiteren Vor-

---

[1]) Mon. Germ. SS. III.

[2]) Widukind sagt, der König habe das Lager „in confiniis Augustanae urbis" geschlagen und hier seien die anderen Kontingente zu ihm gestoßen. Das heißt natürlich nicht, daß der Sammelplatz im oder am Augsburger Stadtgebiet, sondern nur, daß er in der Gegend von Augsburg war, wo nachher die Schlacht stattfand. Die Sammlung mußte nördlich der Donau stattfinden, um keines der Kontingente vereinzelt einem Angriff der schnellen Ungarn auszusetzen. Erst als alles versammelt war, ging man schlachtbereit über den Strom.

[3]) „circa Kal. Julii" empfing nach Widukind Otto ungarische Gesandte in Sachsen, behielt sie einige Tage bei sich und entließ sie mit Geschenken. Darauf kam die Botschaft vom Herzog von Bayern, daß die Ungarn ins Land gefallen seien, also Anfang Juli. Die Schlacht, die unmittelbar an die vollständige Sammlung des Heeres anschließt, ist am 10. August.

dringen der Ungarn vorlegen konnte. Hätte er aber diese Idee gehabt, so wäre es nicht zu verstehen, weshalb er nicht auch die Lothringer heranzog. Daß die Entscheidungsschlacht bei Augsburg stattfinden würde, konnte man Anfang Juli in Magdeburg, als das Aufgebot erging, nicht voraussehen; vielleicht kam es erst in der Nähe des Neckar oder gar am Rhein zum Kampf. Bei solchen Möglichkeiten sollte der König die Böhmen, aber nicht die Lothringer aufgeboten haben? Bei Ruotger erscheint es zwar so, als ob der Erzbischof Bruno auf eigene Hand und nach eigener Einsicht seine Ritter zurückbehalten, aber bei den ausgezeichneten Beziehungen des Erzbischofs zu seinem Bruder, dem König, erscheint es völlig ausgeschlossen, daß das nicht mit dessen Zustimmung geschehen ist. Man denke: wenn der Statthalter des größten und reichsten aller Herzogtümer (auch Rheinland und die Niederlande umfassend) dem Aufgebot zum Reichsheer keine Folge geleistet hat, um Lothringen, das vom Kriegsschauplatz doch noch recht entfernt war, direkt zu decken, so wäre das nicht nur Ungehorsam, sondern direkter Landesverrat gewesen. Daß der König ihm überhaupt keine Instruktion geschickt, erscheint ebenso ausgeschlossen. Alles aber wird klar, sobald wir uns erinnern, daß nach den übereinstimmenden direkten wie indirekten Aussagen Widukinds die Schlacht in Bayern und auf dem rechten Lechufer stattfand, das heißt also, daß der Sammelplatz des deutschen Heeres nicht bei Ulm in Schwaben, sondern etwa bei Neuburg oder Ingolstadt in Bayern war, daß also der deutsche König die strategische Idee verfolgte, nicht sich den Ungarn vorzulegen, um sie aus Deutschland wieder zurückzutreiben, sondern sein Heer so zu sammeln, daß er sie von hinten angreifen, ihnen den Rückzug abschneiden, sie vernichten, ihnen das Wiederkommen für alle Zeit verleiden konnte.

Bei Ingolstadt konnte der von Magdeburg heranziehende König sich mit den Böhmen, Bayern, Schwaben und Franken leicht und am allerschnellsten treffen. Die Bayern werden sich etwa bei Regensburg gesammelt haben, die Schwaben möglichst weit vorwärts, etwa bei Augsburg selbst, von wo sie nach Norden auswichen, als der Feind nahte, oder bei Donauwörth. Zuletzt kamen ganz naturgemäß die Franken von jenseits des Rheins mit dem Herzog Konrad. Die Lothringer aber konnten zu einem so weit

östlich gelegenen Sammelplatz tatsächlich nicht rechtzeitig erscheinen: sie erhielten aber eine andere Aufgabe. Wenn die Ungarn bemerkten, daß ein großes deutsches Heer von hinten nahe, so war ja nicht unmöglich, daß sie nach Westen auswichen, um durch Lothringen und West-Franken hindurch über Italien heimzukehren, wie sie das wirklich in den Jahren 932 und 954 getan hatten. Das mußten und konnten die Lothringer verhindern: man wird annehmen dürfen, daß der Erzbischof Bruno seine Mannschaft bereitstellte, um ihnen im äußersten Falle den Uebergang über die schwere Barriere des Rheins so lange zu verwehren, bis König Otto mit dem Hauptheer zur Stelle war und sie von hinten faßte.

Ein Hindernis scheint dieser Auffassung bereitet zu werden durch eine Wendung in der Erzählung im Leben des Bischofs Ulrich. Der Biograph berichtet uns, wie die Ungarn die Belagerung von Augsburg aufgaben, um dem Entsatzheer, dessen Ankunft ihnen gemeldet ist, entgegenzuziehen. Die Richtung, in der sie abzogen, gibt er nicht an, aber er erzählt, wie man sie habe zurückkommen sehen; trotz des großen Verlustes, den sie in der Schlacht erlitten, sei ihre Masse noch so groß gewesen, daß, als man sie von den Stadtmauern sah, man zuerst geglaubt habe, es hätte noch gar keine Schlacht stattgefunden, bis man bemerkte, daß sie, an der Stadt vorbeigehend, eilig das jenseitige Gestade des Lechs zu erreichen suchten (donec praetereuntes ulteriora Lici fluminis litora festinando repetere cognoverunt.) Hätte man diesen Satz allein, so würde man unzweifelhaft schließen, daß die Schlacht westlich von Augsburg stattgefunden habe und daß die Ungarn südlich an der Stadt vorbeigeflohen seien; denn daß die Fliehenden erst an der Stadt vorbeigehen und dann den Fluß überschreiten, paßt bei der Wendung, die der Lech nördlich der Stadt etwas nach Westen nimmt, nur auf die Südseite. Nach allem, was wir dargelegt haben, würde jedoch die Ansetzung der Schlacht im Westen der Stadt mit den sonst überlieferten Einzelheiten sowohl bei Widukind wie bei Ruotger sich nicht vereinigen lassen: weder daß die Bayern auf dem Marsche die Spitze haben, noch daß die Ungarn, um zur Schlacht zu ziehen, den Lech überschritten, noch daß den Lothringern der Weg zu weit gewesen ist, während sogar die Böhmen zur Stelle waren, noch daß Herzog Konrad als

der letzte auf dem Sammelplatz erschien, noch endlich, daß Widukind die Schlacht in Bayern geschlagen sein läßt. Sehen wir nun näher zu, so ist auch die Aussage Gerhards, der als Augsburger von allen Zeugen der wichtigste ist, sehr wohl mit der Ansetzung des Schlachtfeldes auf dem rechten Ufer zu vereinigen. Die Deutschen kamen von der Donau, die Schlacht wird also nicht direkt im Osten, sondern nordöstlich von Augsburg geschlagen worden sein. Hätten die geschlagenen Ungarn sich nur möglichst schnell zu retten und in die Heimat zu entkommen gesucht, so wären sie freilich nicht erst noch einmal westwärts über den Lech gegangen, den sie dann sofort wieder überschreiten mußten, um auf einen Weg nach Hause zu kommen. Aber Widukind berichtet uns weiter, daß noch am Schlachttage das ungarische Lager genommen und alle Gefangenen befreit worden seien; dieses Lager kann nirgends anders als südlich von Augsburg gelegen haben, denn die Stadt liegt in einem von dem Lech und der Wertach, die sich dicht nördlich von ihr vereinigen, gebildeten Dreieck. Jeder ungarische Krieger hatte sicherlich wenigstens noch ein zweites Pferd, viele wohl sogar Karren mit sich, um die Beute fortzubringen und mitzuschleppen; Knechte und sicher auch zahlreiche Weiber begleiteten das Heer. Als man den Deutschen auf eine bis höchstens zwei Meilen Entfernung entgegenzog, ließ man das Lager mit einiger Bedeckung natürlich stehen. Die Flucht der Geschlagenen ging also nicht gleich süd- oder ostwärts, sondern zunächst in das Lager, um dort zwar nicht die Karren und Gefangenen, aber doch wenigstens die Packpferde mit den besten Kostbarkeiten und die Frauen mitzunehmen. Man sah also von der Stadtmauer von Augsburg, ganz wie es Gerhard beschreibt, die Menge zuerst an der Stadt vorbei zurückströmen (nämlich ins Lager) und dann schleunigst wieder über den Lech in südöstlicher Richtung abziehen. Daß Gerhard bei seiner Erzählung die Vorstellung einer zweimaligen Ueberschreitung des Flußes hatte, wird nicht gerade dadurch bewiesen, aber zeigt sich doch darin, daß er nicht „petere“ sondern „repetere litora“ sagt. Das wiederholte Ueberschreiten des Lech kann, da der Fluß im August wenig Wasser führte, keine Schwierigkeiten gemacht haben; immerhin können, wie Widukind uns erzählt, auch eine Anzahl Ungarn dabei ertrunken sein, indem die eilende Menge einzelne in Untiefen abdrängte.

Der König brachte, wie uns Gerhard weiter erzählt, die Nacht in Augsburg zu und sandte schleunigst Boten aus, daß allenthalben die Flußübergänge besetzt werden sollten, um die Ungarn auf der Flucht abzufangen. Auch diese Erzählung wird erst jetzt völlig verständlich. Hätte die Schlacht im Westen von Augsburg stattgefunden, so hätten die Ungarn einen erheblichen Vorsprung gehabt, und man sieht nicht, wie die Boten den flinken Reitern soweit hätten vorauskommen können, um Leute zur Besetzung der Furten und Brücken zusammenzubringen. Otto aber wird die Botschaft schon vom Schlachtfelde abgesandt und vermutlich einen Teil seiner siegreichen Ritterschaft selbst, namentlich die Bayern, sofort zu diesem Zweck detachiert haben. Da war es denn wohl möglich, den Flüchtigen vielleicht an der Isar oder noch am Inn den Weg zu verlegen und es erklärt sich, daß Anführer der Ungarn einige Tage nach der Schlacht in die Hände Herzog Heinrichs von Bayern fielen, der sie aufhängen ließ. Auch die Nachricht, daß die Böhmen den Ungarn noch ein eigenes Treffen geliefert, die Feinde vernichtet und ihren König Lele gefangen genommen hätten, die sich in der gleichzeitigen Chronik von St. Gallen findet,[1]) wird in diesen Zusammenhang gehören. Dies Gefecht könnte noch am Lech selber stattgefunden haben, in dem die Sieger erschienen, ehe die Ungarn vollkommen hinüber waren und diese sich entweder hier vergeblich durchzukämpfen suchten, oder zunächst abbogen, weiter oberhalb den Fluß überschreiten wollten und dort von den Böhmen gefaßt wurden.

Kehren wir jetzt noch einmal zu der Tradition zurück, die die Schlacht als die Schlacht auf dem Lechfelde bezeichnet. Wir haben gesehen, daß die Nachricht zu spät auftritt, um noch den Wert eines wirklichen Quellen-Zeugnisses zu haben. Noch später, aus dem 12. und 13. Jahrhundert, sind Nachrichten,[2]) die die

---

[1]) Ann. Sangallenses maj. Mon. Germ. SS. I, 79. Nach der kurzen Notiz in diesen Annalen wäre es nicht unmöglich, daß das Treffen zwischen den Ungarn und Böhmen und die Gefangennahme Leles in einen ganz anderen Feldzug, etwa an der böhmischen Grenze gehörte. Hier darf aber ergänzend eine Notiz aus dem Chronikon Eberspergense SS. XX, 12 herangezogen werden, die zwar 100 Jahre später ist und sehr verworren, aber gerade auch den Namen des ungarischen Herzogs Leli enthält, der von der Ebersperger Besatzung auf der Flucht gefangen worden sei.

[2]) Ann. Palidens. SS. XVI, 60 „ad clivum, qui dicitur Gunzenle“. Chron. Eberspergense SS. XXV, 869. „Locus autem certaminis usque in hodiernum diem super fluvium Licum, id est Lech, latino eloquio nominatur Conciolegis, vulgares vero dicunt Gunzenlen“.

Schlacht geschlagen werden lassen bei einem Hügel „Gunzenlê“; dieser Hügel wird oft genannt und lag etwa 10 Kilometer aufwärts von Augsburg auf dem rechten Ufer des Lech; heute ist er verschwunden, der Strom hat ihn fortgespült.[1]) An dieser Stelle kann die eigentliche Schlacht nicht stattgefunden haben. Zwar wäre es nicht völlig undenkbar, daß das deutsche Heer von der Donau im großen Bogen angerückt ist, um den Ungarn die Flucht umsomehr abzuschneiden, aber der Platz paßt nicht zu der Schilderung unseres besten Zeugen, des Augsburgers Gerhard, man habe, daß eine Schlacht stattgefunden, erst daran erkannt, daß die Ungarn, an der Stadt vorbeigehend, eiligst über den Fluß zu kommen suchten: kamen die Flüchtigen von Süden, so kamen sie überhaupt nicht an der Stadt vorbei. Wenn aber auch nicht die Schlacht, so ist doch sehr wohl möglich, daß am Gunzenlê noch denselben oder ganz früh den nächsten Tag ein Verfolgungs- oder Abschneide-Gefecht stattgefunden hat, eben das, welches hauptsächlich die Böhmen führten und wo sie den Herzog Lele gefangen nahmen, falls nicht dieser persönlich erst später auf der Flucht von Ebersbergern ergriffen worden ist.

So wäre denn die Bezeichnung der Schlacht nach dem Lechfelde doch nicht so ganz unrichtig, besonders wenn etwa mit dieser Bezeichnung im Mittelalter nicht bloß das beiderseitige Lechufer oberhalb, sondern auch noch ein Stück unterhalb Augsburgs gemeint sein sollte.

Als die geschlagenen Ungarn aus der Schlacht zurückströmten, waren es noch so viele, daß die Ausschauenden auf der Augsburger Stadtmauer, die ängstlich genug des Ausgangs geharrt haben mögen, zweifelten, ob schon die Schlacht stattgefunden: die Verfolgung aber, auf der die Deutschen ihnen allenthalben schon voraus waren, vernichtete sie.

Je mehr man sich in diese Einzelheiten vertieft, desto mehr erkennt man nicht nur, wie die Kristalle von allen Seiten zusammenschießen zu dem einen entscheidenden strategischen Punkt, dem Anrücken der Deutschen von Osten her, sondern wie sehr auch der durchschlagende Erfolg der Schlacht eben durch diese Strategie

[1]) Steichele, Das Bistum Augsburg II, 491.

bestimmt ist. Wie klein erscheint uns plötzlich der Gedanke einer Schlacht mit dem Anmarsch von Westen: eine Tat tapferer Ritterschaft, der noch der Makel anhaftete, daß ein ganzes Herzogtum sich selbstsüchtig und kurzsichtig der Mitwirkung entzogen. Nitzsch hat in seiner Deutschen Geschichte gemeint, Otto I. erscheine in den Quellen nicht eigentlich als ein großer Krieger, sondern als ein großer Beter. Waitz in seiner deutschen Verfassungsgeschichte (VIII, 174) erwähnt, daß von den Kaisern bedeutende Eigenschaften als Heerführer Arnulf, Heinrich I., Heinrich III. und Lothar zeigten: Otto I. nennt er in dieser Reihe nicht, und Breßlau in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ spricht dem Kaiser die Eigenschaften eines großen Feldherrn direkt ab. Ist die Schlacht auf dem Lechfelde auf dem linken Ufer des Flusses geschlagen, so hat diese Auffassung recht. Jetzt aber ist aus der Tat des tapferen Ritters die Tat eines großen Feldherrn geworden und die Lücke der Lothringer im Reichsaufgebot ein großartiges Stratagem. Zwei Menschenalter vorher vermochte Karl der Dicke mit dem Aufgebot des gesamten Frankenreiches nichts gegen die Normannen, als sie Paris belagerten, und noch Ottos Vater hatte den Ungarn Tribut bezahlt. Haben unsere geistlichen Berichterstatter auch selber den Zusammenhang nicht verstanden und hat man ihnen deshalb den Beinamen des „Großen“, den schon die Zeitgenossen dem Kaiser gegeben haben, mehr nur nachgesprochen als nachempfunden, jetzt dürfen wir sagen, daß Otto I. in der Tat nicht umsonst zu den wenigen Königen gehört, die die Weltgeschichte mit jenem Beinamen geschmückt hat. Man versetze sich in die Lage des Königs, als ihm zu Magdeburg gemeldet wurde, daß der Feind mitten im Frieden in Bayern eingebrochen sei. Es galt nicht nur zu handeln, sondern mit der äußersten Schnelligkeit und Entschlossenheit zu handeln. Wie schwer war es, ein Vasallenheer ohne längere Vorbereitung zusammenzubringen! Schwaben und Bayern südlich der Donau, vom Schwarzwald und von den Alpen galt es zu vereinigen mit Böhmen, Sachsen und Franken, während das feindliche Heer gerade mitten durch diese Landschaften hindurchzog. Wo war der gegebene Vereinigungspunkt? War es nicht das Natürlichste, daß man noch versuchte, sich dem Feinde vorzulegen? War es nicht das Sicherste, daß man auch die sämtlichen

Sachsen und die Lothringer heranzog und so die Kräfte des ganzen Reiches vereingte, wenn dadurch auch etwas mehr Zeit verloren ging? Wie entging man der Möglichkeit, daß etwa die Ungarn, wenn sie die Stärke der anrückenden Deutschen bemerkten, sich dem Kampfe entzogen und das ganze gewaltige Aufgebot umsonst gewesen war?

Alle diese Fragen müssen damals in Magdeburg aufgeworfen worden sein und wir erkennen, wie sie beantwortet worden sind. Auf die Heranziehung der entfernten Sachsen und Lothringer wurde verzichtet und als Sammelpunkt nicht etwa der untere Neckar, sondern das Nordufer des bayrischen Donaulaufes zwischen dem Einfluß des Lech und der Altmühl bestimmt, wohin die Bayern und Schwaben sich vor den Ungarn weg zu ziehen hatten. Den ausreitenden Boten wie den Herzogen wurde die äußerste Beschleunigung anbefohlen, etwa mit den Worten, wie es einst in einem karolingischen Ausschreiben hieß, wenn der Befehl am Morgen ankomme, noch am Abend, und wenn er am Abend ankomme, am nächsten Morgen aufzubrechen, und wehe dem, der ihn nicht so ausführe (terribile imperium).[1] Mit der Ritterschaft, die ihn umgab, und den nächsterreichbaren Sachsen setzte sich der König selbst sofort zum Sammelplatz in Marsch. Den Lothringern wurde befohlen, ihr eigenes Land zu decken, indem sie den Rhein besetzten.

Der Feldzug ist so angelegt, daß die Ungarn diesmal ihrem Schicksal nicht entgehen konnten, wenn anders sie nicht etwa schließlich in der Schlacht, auf die alles angelegt war, die Deutschen besiegten. Denn die Schlacht ist immer erst die Probe, die entscheidet, ob das Exempel in der Strategie richtig gerechnet ist. Wäre die Schlacht auf dem Lechfelde verloren gegangen, so wäre auch die Kritik schnell bei der Hand: weshalb wartete König Otto nicht, bis er wirklich die Ritter des ganzes Reiches zusammen hatte, und weshalb steigerte er selbst die Tapferkeit der Ungarn bis zur Verzweiflung, indem er ihnen den Rückzug verlegte und sie von hinten angriff? Soll man nicht dem Feinde goldene Brücken bauen?

---

[1] So lautet die Uebermittelung des kaiserlichen Befehls durch den Erzbischof Hatti von Trier an den Bischof von Toul 817. Vgl. ob. S. 33.

Nicht bloß, daß er seinen Plan so klug entwarf, mit solcher Schnelligkeit ausführte, solchen Gehorsam bei seinen großen Vasallen fand, sondern vor allem, daß er es wagte, die Schlacht unter diesen Bedingungen herauszufordern und zu schlagen, macht Otto I. zum großen Feldherrn.

Zur Kritik der Quellen.

Widukind sagt von der legio regia „princeps vallatus lectis ex omnibus militum milibus alacrique juventute". Das ist natürlich nicht so aufzufassen, als ob aus all den feudalen kleinen Kontingenten Einzelne zu einem Korps unter dem persönlichen Befehl des Königs zusammengestellt worden wären, sondern bloß rhetorische Verherrlichung der im persönlichen Dienst des Königs stehenden Ritter. Gleich nachher heißt es von den Franken, die unter dem Befehl Konrads den Rückenangriff der Ungarn abschlagen: „cunctantibus veteranis militibus gloria victoriae assuetis cum novo milite et et fere bellandi ignaro triumphum peregit". Auch das ist natürlich nichts als — verunglückte — Rhetorik. Die fränkischen Ritter werden nicht jünger und weniger kriegserfahren gewesen sein, als die Schwaben und Bayern.

Widukind berichtet am letzten Tage „ducitur exercitus per aspera et difficilia loca, ne daretur hostibus copia turbandi sagittis agmina, quibus utuntur acerrime, arbustis ea protegentibus". Das ist die taktische Weisheit eines, wie wir hoffen wollen, mehr tapferen als einsichtigen Mitstreiters, von dem guten Mönch andächtig aufgenommen und nacherzählt. Immerhin ist soviel daraus zu entnehmen, daß der Marsch nicht durch das Lechtal direkt von Norden nach Süden gegangen ist.

Widukind erzählt, man habe beim Vormarsch am letzten Tage den Troß des gesamten Heeres unter der Bedeckung der Böhmen nachmarschieren lassen, weil man ihn dort gesichert glaubte. Aber es sei anders gekommen; die Ungarn seien über den Lech gegangen, hätten das Heer umgangen, von hinten angegriffen und erst die Böhmen, dann auch die beiden Heerscharen der Schwaben geschlagen und das Gepäck genommen. Als der König bemerkte, daß er die Feinde sowohl vor wie hinter sich habe, habe er den Herzog Konrad mit den Franken abgesandt, der die Ungarn wieder verscheuchte und ihnen die ganze Beute wieder abnahm.

Diese Erzählung leidet an so schweren inneren Gebrechen, daß ich nicht wagen möchte, sie in eine historische Darstellung aufzunehmen. Da erst die Böhmen, „die achte Legion", dann die siebente und sechste geschlagen werden, so muß das Heer noch auf dem Marsche sein. Trotzdem schickt ihnen Otto nicht die nächste, die fünfte Schar zu Hilfe, sondern die vierte, die also erst an der fünften hätte vorbeireiten müssen, während doch jede Minute kostbar war. Auch ist es wenig wahrscheinlich, daß der

ungarische Umgehungstrupp, der doch immer nur mäßig stark gewesen sein kann, volle $^{3}/_{8}$ des Heeres hat in die Flucht schlagen können.

Vielleicht hängt die Sache so zusammen, daß das Heer bereits aufmarschiert war, die sieben „Legionen“ nebeneinander, die Böhmen die Nachhut bildend und das Gepäck hütend, dahinter, als der Ueberfall erfolgte. Dann war es natürlich, daß gerade die vierte „Legion“, die im Zentrum stand, umkehrte und die Böhmen degagierte. Daß auch die Schwaben bereits auf der Flucht waren, wäre dann bloße Konstruktion Widukinds, der sich die Scharen alle hintereinander vorstellte. Aber das ist natürlich nur Vermutung. Möglicherweise handelt es sich überhaupt nur um einen ganz unbedeutenden Zwischenfall, den Widukinds Gewährsmänner oder dieser selbst zur höheren Ehre des Schwiegersohns des Königs, der nachher in der Schlacht den Heldentod starb, sehr aufgebauscht haben.

Ob dieses Gefecht wirklich an demselben Tage wie die Schlacht, wie jetzt allgemein angenommen wird, oder am Tage vorher stattgefunden, möchte ich nicht so bestimmt sagen. Widukind selber mag sich darüber nicht so ganz klar gewesen sein.

Seine Behauptung, daß der König persönlich mit seiner Schar die Schlacht eröffnet, ist natürlich auch nicht als historische Tatsache, sondern als Mittel der Glorifizierung aufzufassen.

Beiläufig noch als Beispiel, wie wenig man sich auf Bearbeitungen zweiter Hand verlassen kann, die Anmerkung, daß in der Uebersetzung des Widukind in den „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit“ unter der Aegide von Pertz, Grimm, Lachmann, Ranke, Ritter, mit Vorrede von Wattenbach, ein ganzer Satz „similiter septimam ac sextam aggressi, plurimis ex eis fusis in fugam verterunt“ — vollständig ausgefallen ist.

Erst nachdem dieses Kapitel vollständig fertig gestellt war, erschien die Abhandlung von Dietr. Schäfer über die „Ungarnschlacht von 955“ in den Sitz.-Ber. d. Berl. Akad. 1905. XXVII. Ich entnehme ihr, daß in den Annal. Zwifaltenses (SS. X, 53) ein Ort „Kolital“ als Schlachtort angegeben ist (Ungari juxta Augustam apud Kolital ab Ottone rega bello vincuntur 4. idus augusti, ubi ex nostris Cownradus dux et Diepolt frater santi Oudalrici occubuerunt). Schäfer identifiziert dieses „Kolital“ mit Kühlental, das etwa 25 km nordwestlich von Augsburg auf dem linken Lechufer am Ostrande des Hügellandes über dem Schmutterbache liegt. Sprachlich ist das möglich, aber, abgesehen von der Himmelsrichtung ist die Entfernung, 25 km von Augsburg, auch offenbar schon zu groß, um hier die Schlacht anzusetzen.

Auf dem rechten Lechufer ist ein Name, der unmittelbar dem „Kolital“ entspricht, nicht zu finden, dagegen liegen zwei Meilen von Augsburg, südöstlich der Straße nach Ingolstadt zwischen Dasing und Aichach nahe beieinander der Ort Gallenbach und das Gehöft Gollenhof. Ob die zwei Namen aus derselben Wurzel stammen, mag bei der Verschiedenheit des Vokals zweifelhaft sein, aber wenigstens der eine „Gollenhof“ läßt sich auf

dieselbe Wurzel zurückführen, die in Kolital steckt. Zu unserer Ansetzung der Schlacht würde diese Gegend vortrefflich passen, nur daß man die Schlacht dann nicht mehr, exakt gesprochen, nach dem Lechfelde benennen dürfte. Die Annalen von Zwifalten sind erst aus dem 12. Jahrhundert; der Quellenwert ihrer Notiz ist daher sehr gering, immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß eine richtige Tradition darin steckt.

Schäfer stellt übrigens noch überzeugend fest, daß mit der „silva nigra“, bis zu der in diesem Feldzug die Ungarn alles verwüstet haben sollen (nach Gerhard) nicht der Schwarzwald, sondern das Gelände an den Alpen gemeint ist.

Hefner-Alteneck in seinem Prachtwerk „Waffen, Ein Beitrag zur historischen Waffenkunde“ bildet auf Tafel IV ein in seinem Besitz befindliches Schwert ab, das aus dem zehnten Jahrhundert stammt und auf dem Lechfelde gefunden sein soll, also aus der Ungarnschlacht stammen könnte. Es ist breit und lang, die Spitze abgerundet, sodaß es nur zum Hauen, nicht zum Stechen sich eignete. Die Parierstange ist größer als in der älteren Zeit, aber immer noch von mäßigem Umfang.

Frühere Ungarnschlacht.

Liudprand Antapodosis II, 4 erzählt einen Sieg der Ungarn über König Ludwig das Kind. Die Ungarn sollen eine Scheinflucht gemacht und einen Hinterhalt gelegt haben. Glaubwürdigkeit hat der Autor nicht und die Erzählung auch nicht.

Drittes Kapitel.

Schlachten unter Kaiser Heinrich IV.

Schlacht bei Homburg a. d. Unstrut.
9. Juni 1075.

Wir haben drei ausführlichere Schilderungen, von Lambert von Hersfeld, von Bruno[1]) und ein Heldengedicht,[2]) aber die beiden ersten sind tendenziös und widersprechen sich auch in wichtigen Punkten, das letzte ist rein rhetorisch. Lambert und Bruno wollen, daß das Heer Heinrichs IV. ganz unvermutet angerückt sei und die Sachsen überfallen habe, aber man weiß nicht, wie weit das bloß als Entschuldigung für die Niederlage gelten soll. Bloß auf rhetorische Ausmalung ist es unzweifelhaft zu setzen, wenn Lambert behauptet, in der Eile hätten überhaupt nur wenige von den Sachsen die Panzer angelegt und wären aus den „Toren" herausgestürmt, als ob sie ein befestigtes Lager gehabt hätten wie die Römer. Sehr viele sollen nördlich der Unstrut geblieben und eher von der Niederlage, als von der Schlacht gehört haben. Trotzdem soll die Schlacht vom Mittag bis zur neunten Stunde geschwankt haben und dann erst durch das Eingreifen neuer Heerhaufen Heinrichs entschieden worden sei. Richtiger wird in diesem Punkt Bruno erzählen, daß die Schlacht zwar grimmig, aber in sehr kurzer Zeit entschieden gewesen sei, da auf der sächsischen Seite doch nur drei, auf der königlichen (nach Bruno) acht Vor-

---

[1]) Beide M. G. SS. V. und Schulausgabe.
[2]) Carmen de bello Saxonico, M. G. SS. XV.

nehme gefallen sind. Die zahlreichen Edlen aus Schwaben und Bayern, die nach Lambert noch gefallen sein sollen, werden nicht mehr Wahrheit haben, als die wenigen, die unverwundet geblieben sind.

Sicher scheint, daß die Schlacht eine reine Ritter-Schlacht war, in der die vornehmsten Fürsten voranfochten. Der Markgraf Udo von der Nordmark soll seinem Vetter, dem Herzog Rudolf von Schwaben, dem späteren Gegenkönig, mit dem Schwert einen solchen Schlag über das Haupt gegeben haben, daß er nur durch die Festigkeit seines Helmes gerettet wurde. Auch sonst soll der Herzog voller Beulen gewesen sein. Der Markgraf Ernst von Bayern vom Heere des Königs wurde so schwer verwundet, daß er starb; auf sächsischer Seite blieb Graf Gebhard von Supplinburg, der Vater des späteren Kaisers Lothar. Auf der kaiserlichen Seite ersieht man nicht, ob überhaupt Fußvolk vorhanden war. Das sächsische Fußvolk war nach Lambert während der Schlacht im Lager: schwerlich mit der Absicht — denn wozu hätte man es denn mitgenommen, so weit es nicht aus bloßem Troß bestand? — sondern weil die Reiter voranstürmten und die Schlacht dann sofort entschieden war. Nach Bruno hat ein großer Teil der Sachsen schon vor Beginn der Schlacht die Flucht ergriffen.

Man hat dieses Fußvolk, das nun in Menge niedergemetzelt wurde, für ein Bauernaufgebot gehalten. Das carmen de bello Saxonico (M. G. SS. XV, 2, 1231) schildert ausführlich, wie die sächsischen Ritter mit Gewalt das Volk zum Kriegsdienst pressen, und wie dann die Kriegslust die Menge selber ergreift, die Ackerer und die Hirten in den Krieg ziehen, aus ihren Werkzeugen Waffen schmieden und das Land leer lassen, und im Kriegsrat des Königs werden nach Lambert die Sachsen als unkriegerisches Volk bezeichnet „vulgus ineptum, agriculturae pocius quam militiae assuetum, quod non animo militari sed principum terrore coactum, contra mores et instituta sua in aciem processisset“.

Trotz dieser Aussagen ist es ganz ausgeschlossen, daß die sächsischen Fürsten den bäuerlichen Landsturm haben in die Feldschlacht führen wollen. Das carmen ist ein Gedicht, das mit freier Phantasie ausmalt. Das zeigt sich besonders am Schluß, wo es schildert, wie der König nach dem Siege ganz Sachsen, Städte und

Burgen nehmend, verwüstet habe; wenige Sachsen hätten irgend etwas übrig behalten „domus aut pecus aut res". In Wahrheit ist der König mit dem Heer nur, östlich um den Harz ziehend, bis nach Halberstadt gekommen, persönlich mit geringer Begleitung noch nach Goslar gegangen und schon 1. Juli umgekehrt.[1]) Reduzieren wir analog jene Schilderung des allgemeinen Aufgebots, so werden wir sie dahin auslegen, daß die sächsischen Fürsten neben ihren Rittern noch manchen anderen brauchbaren Mann aufs Roß gesetzt, besonders aber sich durch eine ungewöhnliche Zahl von Fußknechten verstärkt und dazu natürlich viele noch nicht Erprobte ausgesucht oder angeworben, ausgerüstet und mitgenommen hatten.

Die Behauptung Lamberts, daß das Gelände nicht erlaubt habe, das ganze königliche Heer zugleich angreifen zu lassen und deshalb die Heerhaufen hintereinander aufgestellt gewesen seien, im fünften der König, zuletzt die Böhmen, ist ohne Zweifel zu verwerfen, da das Gelände südlich der Unstrut eine breitere Entwickelung von Reitermassen keineswegs verhindert. Vielleicht liegt ein Bericht über die Marschordnung zugrunde.

Die Nachricht des Mönches Berthold von Reichenau (M. G. SS. V.), in dieser Schlacht seien 8000 Sachsen getötet worden, hat natürlich keinerlei Wert.

Der Krieg zwischen Heinrich IV. und dem Gegenkönig Rudolf.

Als Heinrich IV. in Italien weilte, seine Aussöhnung mit Gregor VII. suchte und in Canossa Kirchenbuße tat, versammelten sich die gegnerischen deutschen Fürsten zu Forchheim in Franken und wählten den Gemahl einer Schwester des Königs, den Herzog Rudolf von Schwaben, zum Gegenkönig (15. März 1077). Sobald aber Heinrich, vom Banne gelöst, nach Deutschland zurückkam, traten so viele Grafen und Bischöfe auf seine Seite, daß Rudolf sofort aus Süd-Deutschland weichen mußte und sich zu den Sachsen zurückzog, wo die alte Gegnerschaft gegen den König ihm die Gemüter zuführte. Wenn aber auch die entschiedene Ueberzahl von Bayern, Schwaben und Franken sich auf des Königs Seite stellte,

[1]) Nach Lambert und Bruno.

so waren die Herren doch nicht geneigt, ihm sofort in einen Entscheidungskampf gegen den Usurpator zu folgen, sondern wünschten den Thronstreit durch einen friedlichen Ausgleich beizulegen. Da ein solcher Ausgleich, unter welchen Bedingungen auch immer, doch nur mit einem Verzicht Rudolfs hätte endigen können, so nahm dieser alle Kraft zusammen und rückte mit einem sächsischen Heer bis an den Neckar vor, nachdem er sich mit den beiden Herzogen Welf von Bayern und Berthold von Kärnten aus dem Hause Zähringen vereinigt hatte. Aber trotz dieser Vereinigung war er doch nicht stark genug, Heinrich zur Entscheidung zu zwingen. Er mußte wieder zurück, und der Winter und der nächste Frühsommer vergingen mit Verhandlungen, einigen Verwüstungszügen und Belagerung einzelner Burgen. Erst im Hochsommer machte Rudolf einen zweiten Versuch, zu einer kriegerischen Entscheidung zu gelangen, und rückte abermals mit den Sachsen aus, um sich mit den süddeutschen Herzogen zu vereinigen.

Schlacht bei Melrichstadt.
7. August 1078.

Rudolf zog durch Thüringen heran, das schwäbische Heer unter den Herzogen Welf und Berthold sammelte sich zwischen Rhein und Neckar. König Heinrich aber hatte diesmal selber ein genügendes Heer, zog den Sachsen entgegen und traf sie bei Melrichstadt an der Grenze von Thüringen und Franken. Die Schlacht verlief nach der ausführlichen Erzählung Brunos (Bertholds Bericht ist eine ganz konfuse Fabelei) als reine Ritterschlacht mit dem Ergebnis, daß auf beiden Seiten ein Teil siegte, ein Teil floh. Das ist in mancher Schlacht geschehen, bei einer Ritterschlacht aber hat es noch seine besondere Bedeutung dadurch, daß es nahezu ausgeschlossen ist, Ritter, die einmal fliehen, wieder zum Stehen zu bringen. Das ist selbst bei disziplinierter Kavallerie sehr schwer, bei Rittern aber nicht bloß psychologisch noch schwerer, sondern auch besonders deshalb nicht zu erreichen, weil man nicht imstande ist, etwa eine Aufnahme-Stellung zu nehmen, um durch ein hinhaltendes Gefecht die Lage zu klären. Ritter können, abgesehen von ganz besonderen Umständen, kein Defensiv-Gefecht führen: wenn der Feind auf sie zukommt, müssen sie ihm entweder

entgegen- oder davonreiten. Unter den Sachsen, die sich bei Melrichstadt geschlagen gaben und die Flucht ergriffen, war auch König Rudolf selber. Er war ein anerkannt sehr tapferer Mann. Die Schlacht war tatsächlich für ihn nicht verloren, da auch sein Gegner Heinrich das Schlachtfeld verlassen und ein sächsischer Heerhaufe unter Pfalzgraf Friedrich es schließlich behauptet hatte. Trotzdem hatte Rudolf seinen Rückzug sofort bis nach Sachsen fortgesetzt. Ein Teil seiner Fürsten wurde unterwegs von den Bauern ausgeplündert und umgebracht oder gefangen genommen und zu König Heinrich geführt. Auch die siegreichen Sachsen unter Pfalzgraf Friedrich wußten nichts besseres zu tun, als sich der Beute zu bemächtigen und nach Hause zu ziehen.

Eine spätere Quelle, die aber noch eine gewisse Ueberlieferung gehabt haben kann, die Pöhlder Annalen, berichten, daß König Rudolf, als er erfahren, daß er vor seinem eigenen Siege geflohen sei, vor Verzweiflung hätte sterben mögen.[1])

König Heinrich scheint also trotz seiner Niederlage seinen strategischen Zweck, die beiden feindlichen Heere auseinanderzuhalten, erreicht zu haben. Man sollte erwarten, daß er sich jetzt gegen das schwäbische Heer wandte, umsomehr, als ihm der Böhmenherzog eben neue Truppen zuführte. Aber sei es nun, daß die flüchtenden Ritter Heinrichs ebenfalls gleich bis nach Hause gegangen waren, sei es aus anderen unbekannten Gründen — Heinrich tat zunächst nichts, sondern ging nach Bayern und sammelte erst im Oktober ein neues Heer zu einem Verwüstungsfeldzug gegen die Besitzungen seiner Widersacher in Schwaben.

Dieser Vorgang ist für die ritterliche Kriegführung höchst charakteristisch und darf nicht verwischt werden, wie Giesebrecht es tut, indem er meint, Heinrich habe sich zurückgezogen, weil er sonst zwischen die beiden feindlichen Heere geraten wäre: die Sachsen waren ja zurückgegangen; selbst wenn sie bald wiedergekommen wären, hätte der König doch mittlerweile die süddeutschen Herzöge

[1]) Die Pöhlder Annalen (M. G. SS. XVI) berichten von einer Schlacht, die sie ins Jahr 1080 setzen: „Rursus inter Heinricum et Rodolfum bellum gestum est, ubi Rodolfus percepto clamore suos occubuisse putavit et fugit. At ubi eventum rei didicit, se scilicet propriam fugisse victoriam, magis vivere quam mori recusavit“. Das kann sich nicht wohl auf ein anderes Ereignis, als auf Melrichstadt beziehen.

schlagen können. Ebensowenig trifft das Richtige Floto (in seinem Leben Heinrichs IV.) mit der Bemerkung, der König habe die Sachsen nicht verfolgen können, weil die Süddeutschen, die mittlerweile die Bauern am Neckar überwältigt hatten, ihm in den Rücken gekommen wären: in diesem Fall wären sie ja dem König, der jeden Augenblick von den Sachsen ablassen konnte, geradezu in die Arme gelaufen. Mit strategischen Motiven ist Heinrichs Verfahren schlechterdings nicht zu erklären. Die richtige Erklärung kann vielmehr nur in der Natur des ritterlichen Heeres gesucht werden (falls nicht andere uns ganz unbekannte Motive hineinspielen), das auch nach einer bloßen Halb-Niederlage nicht mehr operationsfähig war.

Schlacht bei Flarchheim.
27. Januar 1080.

Melrichstadt war für beide Teile direkt ergebnislos geblieben. Den schließlichen Gewinn hatte aber doch der König, insofern sich gezeigt hat, sowohl daß Rudolf zu schwach war für eine strategische Offensive, als auch daß Verhandlungen diesen Streit nicht zu Ende bringen konnten. Das zwingt die Anhänger des Königs, ihm nunmehr so weit zu helfen, daß er seinerseits die Offensive ergreifen kann. Er macht sogar einen Winterfeldzug.

Eine Anzahl der ersten sächsischen Fürsten hatte den Glauben an den Gegenkönig verloren und war von ihm abgefallen; Heinrich wird daher angenommen haben, daß, wenn er nun plötzlich erscheine, Rudolf nicht imstande sein würde, ihm im offenen Felde Widerstand zu leisten.[1]) Rudolf aber mit Otto von Nordheim trat ihm südlich von Mühlhausen in Thüringen entgegen. Die Sachsen stellten sich hinter einem Bach auf einer Anhöhe auf, um den Feind in dem Augenblick zu attackieren, wo er, den Bach überschreitend, den Abhang hinaufkomme. Heinrich aber erkannte die Ungunst des Geländes und umging die Position.

Ueber den Ausgang des Gefechts, das sich nun entspann, widersprechen sich die Parteien. Nach Bruno und Berthold haben die Sachsen gesiegt und ist Heinrich geflohen. Nach Ekkehard (Frutolf)

---

[1]) Berthold (M. G. SS. V) berichtet ausdrücklich, Heinrich habe seinem Gefolge zugesichert, daß es so kommen werde.

und den Augsburger Annalen aber flohen die Sachsen, und der Herzog Bratislav von Böhmen, auf Heinrichs Seite, erbeutete sogar die goldene Königslanze Rudolfs, die, wie Heinrich darauf bestimmte, künftig den Böhmenherzogen bei feierlichen Gelegenheiten stets vorangetragen werden solle. Während des Gefechtes aber, fährt Ekkehard fort, habe ein Trupp Sachsen das königliche Lager überfallen, die Knappen getötet und viele Beute mitgenommen. Darauf habe der König sich nach Ostfranken zurückgewandt und sein Heer entlassen.

Auf den ersten Blick scheint diese Erklärung für den Rückzug des Königs sehr nach Ausrede auszusehen, um eine Niederlage zu bemänteln, und einen wirklichen Sieg hat Heinrich gewiß nicht davongetragen. Ganz unmöglich ist es aber doch auch nicht, daß der Verlauf der Schlacht ähnlich gewesen ist wie der von Melrichstadt, und daß Heinrich umgekehrt ist, weniger weil er bei Flarchheim wirklich geschlagen wurde, als weil er sah, daß seine Hoffnung, die Sachsen würden Rudolf überhaupt nicht mehr unterstützen, nicht erfüllt wurde. Daß Heinrich nicht wirklich geschlagen wurde, scheint auch daraus hervorzugehen, daß Bruno nichts von einer Eroberung des Lagers erzählt und daß nach Berthold nur der Einbruch der Nacht die Kämpfenden trennte. Trotzdem beansprucht er freilich den Sieg für die Sachsen, denn bis Mitternacht habe Rudolf auf dem Schlachtfelde gehalten, sei dann nur wegen der unerträglichen Kälte ins nächste Dorf ins Quartier gegangen und bei Tagesanbruch abermals auf dem Schlachtfelde erschienen. Von einer Verfolgung ist also jedenfalls nicht die Rede gewesen.

Nach Berthold sollen auf Rudolfs Seite nur 38 Mann gefallen sein „et hi omnes praeter duos de minoribus non de militaribus ensiferis cecidisse referuntur“.

Schacht an der Elster.
15. Oktober 1080.

Erst nach dem Treffen von Flarchheim trennte sich Papst Gregor zum zweitenmal und definitiv von Heinrich, indem er ihn auf der Oster-Synode von 1080 von neuem in den Bann tat. Erst damit erreichte auch die militärische Spannung ihre volle Intensität:

alle Illusionen über friedliche Beilegung, die bis dahin noch ein Teil der Kräfte hüben und drüben gebunden hatten, waren jetzt geschwunden und beide Teile konnten keinen anderen Gedanken mehr haben, als unter Zusammenfassung aller erreichbaren Kräfte eine möglichst schnelle und gründliche Entscheidung herbeizuführen. Rudolf wußte, nach den Erfahrungen der letzten Jahre, daß er für eine Offensive nicht stark genug sei; die Initiative fiel an Heinrich als den Stärkeren. Den Sommer über war er noch mit den kirchlichen Angelegenheiten beschäftigt, hielt eine Synode zu Mainz und eine zweite, gemeinsam mit den italienischen Bischöfen, in Brixen, wo er den äußersten Schritt tat und einen Gegenpapst aufstellte. Dann wandte er sich gegen Rudolf.

Wir sind über den Feldzug und die Schlacht verhältnismäßig gut unterrichtet durch die ausführliche Erzählung Brunos, der vielleicht selbst zugegen war. Vollständigkeit in der Motivierung aber dürfen wir bei dem eifrigen priesterlichen Parteischriftsteller natürlich nicht suchen, nicht einmal für die Aktion der sächsischen Führer, noch viel weniger für die König Heinrichs.

Die Aufgabe des Königs war, die Truppen West- und Süddeutschlands mit denen von Böhmen und denen des Markgrafen von Meißen, der auf seine Seite getreten war, zu vereinigen. Heinrich nahm den gefährlichen Weg von Hessen durch Thüringen, an der Südgrenze Sachsens entlang, um sich an der Saale oder Elster mit den anderen Kontingenten zu treffen. Durch eine Demonstration gegen Goslar gelang es ihm, das gesammelte Heer der Sachsen zunächst in diese Richtung zu locken, während das königliche Heer über Erfurt nach Osten marschierte. Bald aber merkten die Sachsen ihren Irrtum und jagten dem Gegner nach. An der Elster holten sie ihn ein. Die Bayern, von Süden her kommend, stießen hier vielleicht schon zu ihm;[1]) die Böhmen und Meißner waren noch jenseits des Flusses.

---

[1]) Bruno sagt davon nichts. Es dürfte aber daraus zu schließen sein, daß die Pegauer Chronik Heinrich über Weida (südlich von Gera, an der oberen Elster) marschiert kommen läßt. Das ist natürlich gegenüber der Erzählung Brunos ausgeschlossen. Da aber Heinrich doch auf jeden Fall auch Bayern, wo er besonders viele Anhänger hatte, für den Feldzug aufgeboten haben wird und diese nicht wohl auf einem anderen Wege kommen konnten, so mag der Erzählung der Pegauer Chronik eine positive Tradition, daß königliche Truppen über Weida gekommen sind, zu Grunde liegen. Es könnte freilich auch sein, daß das auf dem Schlachtfelde liegende Dorf Weida in dieser Ueberlieferung gemeint ist.

Bruno wirft die Frage auf, ob Heinrich etwa absichtlich die Seinen mit dem Rücken gegen das Wasser aufgestellt habe, damit ihnen keine Möglichkeit der Flucht bleibe, und die spätere Lokal-Tradition in der Pegauer Chronik weiß, daß die Schlacht bei einem Orte Milsin (Mölsen) an der Elster (juxta Elstram) stattgefunden hat. Danach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß das Gefecht sich unmittelbar am Flußufer abgespielt hat.

Wenn Bruno weiter erzählt, Heinrich habe die Schlacht nicht länger verzögern wollen, so verdunkelt diese Wendung offenbar den Tatbestand; weshalb wäre er denn noch erst so weit marschiert? Ueberdies sagt uns derselbe Schriftsteller, daß der König wider seinen Willen (nolens) sein Lager an der Elster aufgeschlagen habe. Wenn es in Heinrichs Macht gelegen hätte, so hätte er sicherlich die Entscheidung verschoben, bis der Böhme und der Meißner zu ihm gestoßen waren.

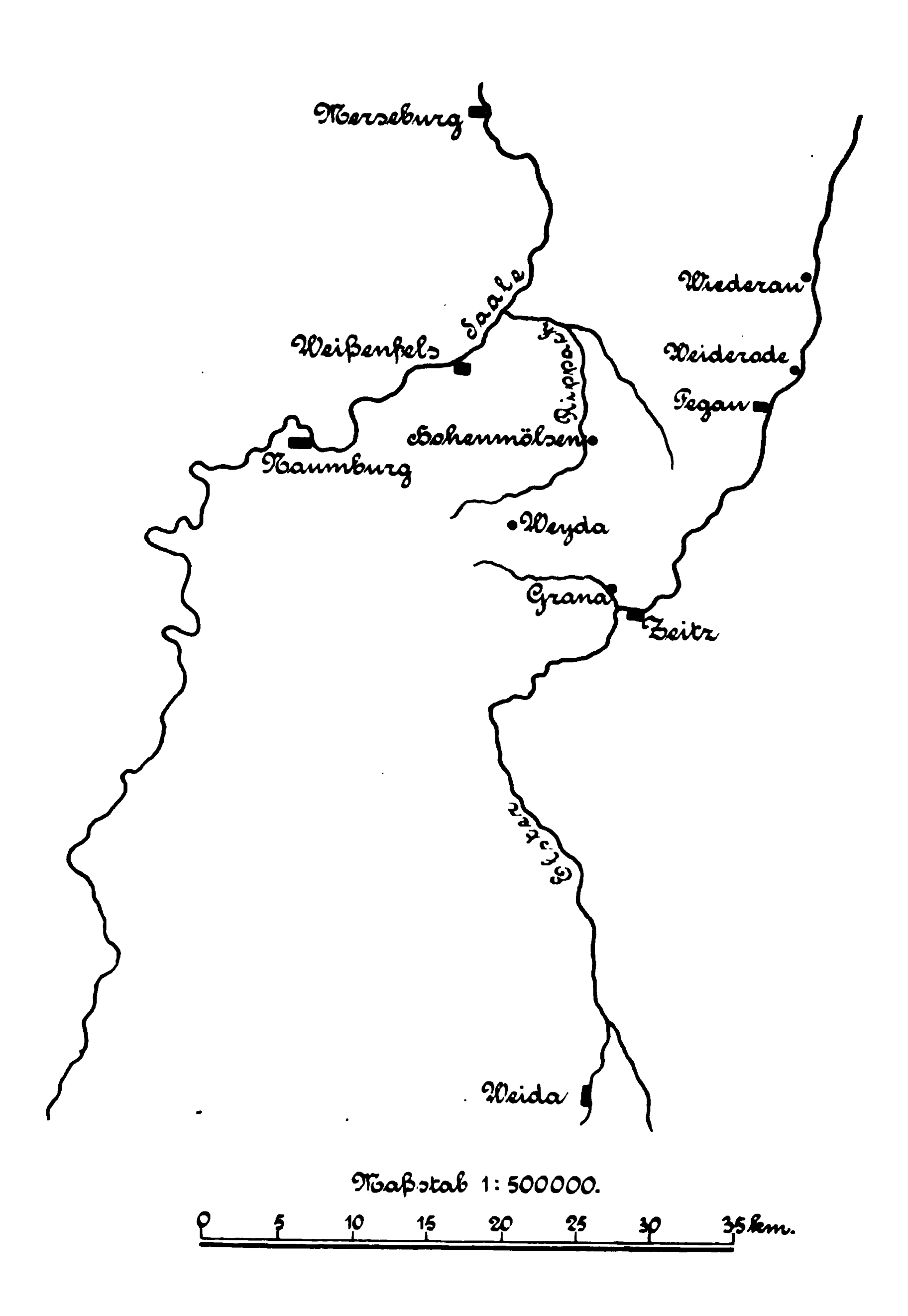
Keine Quelle gibt uns irgend eine Andeutung, was den König verhindert hat, die Elster, die doch keine so sehr bedeutende Barriere ist, zu überschreiten. Da er die Saale südlich von Naumburg,[1]) ohne diese Stadt einnehmen zu können, überschritten hatte, so führte die natürliche Straße zur Vereinigung mit den Böhmen in der Richtung auf Zeitz, was, wie wir sehen werden, auch mit den weiteren Ereignissen stimmt. Zeitz muß notwendig eine Brücke über die Elster gehabt haben; vielleicht hat ihm Zeitz, ebenso wie Naumburg, die Tore verschlossen und ihm damit den direkten Weg verlegt, und ehe man einen eigenen Uebergang gebaut hatte, waren die Sachsen zur Stelle.

Wir könnten noch fragen, weshalb Heinrich, wenn er die Elster nicht überschreiten konnte und seine Kräfte doch nicht beisammen hatte, nicht an dem Fluß entlang nach Süden ausgewichen ist. Hatten die Sachsen ihn aber einmal eingeholt, so war das ordnungsmäßig kaum noch möglich. Ein solcher Rückzug wäre leicht zur Flucht geworden. Ein Heer, welches fast ganz auf Nah-

[1]) Wie nahe er Naumburg gekommen ist, muß dahingestellt bleiben. Brunos Ausdrücke könnten so verstanden werden, daß er einen Versuch der Erstürmung Naumburgs gemacht hat. Es ist aber auch möglich, daß Heinrich auf die bloße Nachricht, die Sachsen oder die Vortruppen der Sachsen hätten Naumburg bereits erreicht, einen Tagemarsch weiter südlich über die Saale gegangen ist. Vor der Stadt hat vielleicht nur ein Rekognoszierungs-Gefecht stattgefunden.

waffen und dazu vorwiegend auf Reiter angewiesen ist, kann zu schwer die hinhaltenden Arrièregarde-Gefechte führen, die dem Gros die Zeit für den geordneten Rückzug schaffen. Ueberdies hat die Elster südwärts der Gegend, wo die Schlacht stattgefunden haben muß, eine starke Ausbiegung nach Westen, die ein Ausweichen vor einem aus dieser Richtung kommenden Heer sehr erschwerte, und schließlich ist wohl möglich, daß der Zuzug der Böhmen und Meißner, um dessentwillen man den ganzen Marsch von Hessen durch Thüringen gemacht hatte, bereits jenseits des Flusses in der Nähe war. Die Pegauer Chronik, die freilich viel später ist, aber doch eine lokale Tradition gehabt haben wird, berichtet sogar, daß die Böhmen an der Schlacht teilgenommen hätten. Das werden wir dem positiven Zeugnis Brunos gegenüber zu verwerfen haben; wenn aber jene Chronik weiter erzählt, daß der Herzog von Böhmen König Heinrich durch Böhmen hindurch gerettet habe, so hat das alle innere Wahrscheinlichkeit für sich und kann schwerlich rein fingiert sein. Die angebliche Teilnahme der Böhmen an der Schlacht wird erst aus der Erzählung von dieser Flucht und Rettung geschlossen worden sein, als man den Zusammenhang nicht mehr so genau wußte. Wir aber dürfen nunmehr schließen, daß, wenn der Böhmenherzog den König aus der Schlacht retten konnte, er drüben vielleicht mit seiner Vorhut während des Gefechts schon am andern Ufer stand und daß die unmittelbare Aussicht auf Vereinigung mit ihm den König veranlaßte, statt weiter nach Süden auszuweichen, durch ein Manöver die nötige Zeit zu gewinnen.

Er nahm also hinter einem Sumpftal Stellung, wo die Sachsen ihn nicht direkt angreifen konnten. Grona hieß dieser Sumpf nach Bruno; wir dürfen annehmen, daß dieser Name erhalten ist in dem Namen des Dorfes Grana oder Grona gegenüber von Zeitz. Hier zieht sich in der Richtung von West nach Ost ein Tal zur Elster hin, das ehedem Sumpf gewesen sein wird. Die Straße, auf der Heinrich von der Saale her heranmarschiert war, lief an dem südlichen Rande dieses Tales entlang, überschritt dann nahe der Elster den Sumpf mit einer scharfen Wendung nach Norden und führt hier zur Zeitzer Brücke. Vermutlich war die Brücke damals schon ziemlich an derselben Stelle wie heute.


Merseburg
Saale
Weißenfels
Naumburg
Rippach
Hohenmölsen
Wiederau
Weiderode
Pegau
Weyda
Grana
Zeitz
Elster
Weida
Maßstab 1 : 500000.
0 5 10 15 20 25 30 35 km.

Heinrich hatte also diesen Sumpf überschritten und stand nördlich von ihm, als die Sachsen hinter ihm erschienen.

Angesichts des Feindes den Sumpf zu überschreiten, waren die Sachsen außer stande und die Ritter schimpften sich gegenseitig, wie Bruno erzählt, und forderten höhnisch einander heraus, doch herüberzukommen.

Gedeckt durch den Sumpf, war der König augenblicklich unangreifbar. Wohl versperrte ihm Zeitz den unmittelbaren Uebergang über den Fluß, aber von der anderen Seite waren der Herzog von Böhmen und der Markgraf von Meißen gegen die Stadt im Anzug, und wenn auch diese Bedrohung den Durchzug nicht eröffnete, dann konnte es dem König doch nicht schwer fallen, binnen kurzem außerhalb der Stadt einen Uebergang herzustellen, durch den er seine Truppen, sei es diesseits, sei es jenseits des Flusses, vereinigte.

Die Sachsen aber hatten die Möglichkeit, indem sie auf ihrer Straße ein Stück zurückkehrten, den Sumpf westlich zu umgehen. Heinrich wird das nicht außer acht gelassen, aber entweder gerechnet haben, daß darüber noch ein Tag vergehen könne, der genügte, einen Uebergang über die Elster herzustellen, oder aber, daß er, während die Gegner ihre Bewegung ausführten, seinerseits wieder nach Süden über den Sumpf gehen könne, sodaß das Hindernis abermals zwischen den beiden Heeren gelegen hätte.

König Rudolf aber und Otto von Nordheim wußten, was auf dem Spiel stand, und waren der Lage gewachsen. Bruno erzählt uns, daß, weil bei dem Verfolgungsmarsch durch Thüringen viele vom sächsischen Fußvolk vor Müdigkeit liegen geblieben seien, angeordnet worden wäre, alle Ritter, die weniger kräftige Pferde hätten, sollten absteigen und zu Fuß kämpfen. Zu welchem Zweck gebrauchte man das Fußvolk? Es heißt nicht etwa, daß die Ritter abgestiegen wären, weil die Pferde nicht mehr leistungsfähig waren, sondern um das fechtende Fußvolk zu ersetzen. Wir wissen, wieviel mehr in der offenen Feldschlacht der Reiter ist als der Fußgänger. Das Fußvolk, das hier künstlich geschaffen wurde, muß einen besonderen Zweck gehabt haben, und zwar einen sehr wichtigen, da Otto von Nordheim, der erste Mann im Heer nach König Rudolf, den Befehl darüber übernahm. Dies Fußvolk ist, so dürfen wir

schließen, bestimmt gewesen, die Uebergänge über den Grona-Sumpf zu besetzen und zu sperren, während die Reiter die Umgehung machten, und während des Gefechts von hier aus selber einzugreifen. Unzweifelhaft war das sächsische Heer dem königlichen numerisch erheblich überlegen, sodaß es sich diese Teilung der Kräfte, die nun Heinrich zur Schlacht zwang, und zwar zur Schlacht ohne anderen Rückzug als in den Fluß, erlauben durfte.

Das Fußvolk war fähig, den Sumpf sowohl zu verteidigen, als auch ihn zu überschreiten an Stellen, die für Reiter ungangbar gewesen wären.

Mit dieser Vermutung stimmt der weitere Gang der Ereignisse. Die Reiterschlacht, die mit der Front nach Osten und Westen geschlagen wurde, schwankte; ein Teil der Sachsen soll schon auf der Flucht gewesen sein: da erschien von Süden her Otto von Nordheim mit dem Fußvolk. Nach Bruno schlägt Otto einen Teil des Feindes, kommt ins feindliche Lager, verhindert seine Leute zu plündern und führt sie gegen den Rest der Feinde, der noch steht. Immer siegt er. Eine solche Wirkung von Fußvolk gegen Ritter ceteris paribus ist ganz unglaublich. Alles aber wird klar in dem Augenblick, wo wir uns vorstellen, daß Otto mit seinen Leuten über den Sumpf kam, während die Reiterschlacht noch schwankte. Er vertrieb zunächst die Besatzung der Uebergangsstelle; dann stieß er auf das königliche Lager, wußte aber seine Mannschaft zusammenzuhalten und führte sie in das Reitergefecht, das durch diese Verstärkung zu gunsten der Sachsen entschieden wurde. Ob die Einzelheiten so oder etwas anders verlaufen sind, mag dahingestellt bleiben. Bruno selbst, unsere Quelle, hat davon offenbar keine deutliche Vorstellung gehabt. Die Hauptsache für uns ist die Erklärung, weshalb man hier Ritter absitzen ließ und weshalb die abgesessenen Ritter in der Reiterschlacht die Entscheidung geben konnten.

Obgleich Heinrich völlig geschlagen wurde und ein Teil seines Heeres in der Elster unterging, so blieb die Wage doch insofern gleich, als der Sieger, der Gegenkönig Rudolf, selber umkam. Die rechte Hand war ihm abgehauen und er hatte eine schwere Wunde im Unterleib, die ihm den Tod brachte. Sein Grabdenkmal ist noch heute im Merseburger Dom zu sehen. Man mag sich denken, wie

der stolze Ritter, der bei Melrichstadt „vor seinem eigenen Siege geflohen war“, bei Flarchheim seine Königslanze verloren hatte, diesmal „alsam er wuote“, um mit dem Nibelungenliede zu reden, gefochten hat, um seinen Ruhm von der Unstruter Schlacht wiederherzustellen, und dieser Ritter-Ehrgeiz brachte dem König den Tod. Seine Anhänger setzten ihm eine Inschrift:

„Da wo die Seinen gesiegt, fiel er als ein heiliges Opfer.
Leben war ihm der Tod, den für die Kirche er litt.“

Ekkehard aber schrieb in seiner Chronik, daß, als man ihm die abgehauene Rechte gebracht, er seufzend zu den Bischöfen, die ihn umstanden, gesagt haben soll: „Das ist die Hand, mit der ich meinem Herrn Heinrich die Treue geschworen; sehet ihr, die ihr mich seinen Tron besteigen ließet, zu, ob ihr mich den rechten Weg geführt habt.“

Der letzte Grund der Niederlage Heinrichs IV. ist der Anmarsch durch Thüringen. Hätte er sich, weiter südlich durch Franken marschierend, mit den bayrischen, böhmischen und meißnischen Truppen im Gebiet der oberen Saale vereinigt und wäre dann geschlossen vorgegangen, so weiß man nicht, wer der Stärkere gewesen wäre. Aber indem der König mit der Hälfte des Heeres durch Thüringen marschierte, kam er den Sachsen so nahe, daß sie ihn angreifen und zur Schlacht zwingen konnten, ehe er sein ganzes Heer vereinigt hatte. Um wenige Stunden, um einen Zufall, der das Ueberschreiten eines mäßigen Flusses, wie die Elster, etwas aufhielt, mag es sich schließlich gehandelt haben. Wir wissen nicht, was den König zur Wahl seines unvorsichtigen Anmarschweges bestimmt hat, wir sehen nur aus dem Manöver, mit dem er das sächsische Heer in eine falsche Richtung lockte, daß er sich der Gefährlichkeit seines Unternehmens ganz wohl bewußt gewesen ist. Vermutlich waren es Verpflegungsrücksichten, die ihn bestimmten, den Vereinigungspunkt aller seiner Kontingente möglichst weit nach vorn zu legen. Das Gesamtheer, das zusammengekommen wäre, wenn es Heinrich gelungen wäre, die rheinischen, süddeutschen, böhmischen und meißnischen Truppen alle auf einem Fleck zu vereinigen, wäre wohl ungewöhnlich groß geworden und hätte sich nur sehr schwer einheitlich bewegen können. Ueberdies schonte man bei einem Marsch der westlichen Kontingente durch Thüringen eigenes Gebiet und

strafte feindliches. Man mag auch die Tat- und Offensivkraft der Sachsen unterschätzt und sich auf die Wirkung des Ablenkungs-Manövers zu sehr verlassen haben. Alles das sind ja bloße Vermutungen, aber Vermutungen, wie sie sich aus der Natur der Kriegführung der Zeit, den Verhältnissen und dem Geist der Handelnden ungezwungen aufdrängen. Die ewige Schwierigkeit aller Kriegführung, daß große Heere schwer zu bewegen und zu verpflegen sind, daß, wenn man sie aber teilt oder mindert, die kleinen Heere geschlagen werden, diese Schwierigkeit ist in der Epoche der Lehnsaufgebote und der Naturalwirtschaft noch größer als in anderen; daß Heinrich IV. bei seinem Versuch, diese Schwierigkeit zu überwinden, scheiterte, ist uns lehrreich für die Tatsache, daß im Mittelalter die Versuche mit großen, versammelten Kräften große Entscheidungen auf dem Schlachtfelde zu erzwingen, überhaupt so selten gemacht werden.

Aus Brunos Erzählung allein und unmittelbar ist ein Bild der Schlacht an der Elster nicht zu gewinnen. Um unsre Rekonstruktion zu ermöglichen, war es nötig, zwei andere Elemente zuzuziehen und zur Verfügung zu haben, das prinzipielle Verständnis für den Wert und die Bedeutung der Waffengattungen, der Reiter und des Fußvolks in dieser Epoche, und die Feststellung und Kenntnis des Geländes, auf dem die Schlacht sich abspielte. Diese letztere verdanken wir einer Untersuchung von Dr. G. Landau im „Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine" Bd. 10, Nr. 5, S. 38 (1862). Floto in seinem wertvollen Buch über Kaiser Heinrich IV. ist zu einem völlig abweichenden Bilde der Schlacht gekommen, da ihm jene beiden Momente der Forschung noch fehlten; überdies hat er auch den strategischen Hintergrund der Schlacht, daß nämlich Heinrich seine Kräfte noch nicht beisammen hatte und die Schlacht noch zu vermeiden suchte, die Sachsen, im Besitz der Ueberlegenheit, ihn dazu zwangen, übersehen. Er weiß daher den Ausgang der Schlacht nicht anders zu erklären, als durch das unbegreifliche Verhalten des Pfalzgrafen Heinrich von Laach, der mit dem von ihm kommandierten Flügel des königliches Heeres zunächst siegte, dann Halt machte und nun Kyrie eleison singen ließ, statt sich um das Ergehen des anderen Flügels zu kümmern.

Giesebrecht und Meyer v. Knonau lehnen die Untersuchung Landaus ab und suchten das Schlachtfeld etwa eine Meile nördlicher am Grunau-Bach bei Hohen-Mölsen. Der Name „Grunau-Bach" ließe sich wohl mit

„Grona" zusammenbringen und auch die lokale Ueberlieferung, daß die Schlacht bei Milsin stattgefunden habe, führt naturgemäß auf den Ort, der heute Mölsen heißt. Aber die Lage von Hohen-Mölsen stimmt nicht mit der Angabe Brunos, die das Lager Heinrichs und die Schlacht unmittelbar an die Elster setzen. Hohen-Mölsen ist fast anderthalb Meilen von der Elster entfernt. Auch die andern späteren Quellen setzen Mölsen an die Elster. Die Pegauer Chronik (M. G. SS. XVI, 241) sagt „Milsin juxta Elstram fluvium pervenerunt"; die Pöhlder Annalen (M. G. SS. XVI, 70) „Milsin juxta fluvium Elsteram". Daß Heinrich, von Naumburg kommend, die Richtung auf Pegau eingeschlagen, statt auf Zeitz, wäre an sich nicht ausgeschlossen. Unverständlich aber wäre es, wie er von der Elster, wo er nach Bruno schon angelangt war, wieder mehr als eine ganze Meile zurück an den Grunau-Bach gelangt sein soll. Hätte die Schlacht bei Hohen-Mölsen stattgefunden, so hätte Bruno auch nicht sagen können, Heinrich habe sein Heer absichtlich mit dem Rücken gegen den Fluß gestellt, um es zur Tapferkeit zu zwingen. Die Flüchtenden hätten nicht so direkt in den Fluß gejagt werden können; sie hätten vorher Raum genug gehabt, auszubiegen. Eine volle Meile erstreckt sich eine Verfolgung überhaupt nicht so leicht. Es bleibt daher keine andere Annahme, als daß das Milsin der Quellen mit dem heutigen „Hohen-Mölsen" nicht identisch ist. Im Gegensatz zu diesem „Hohen-Mölsen" auf den Höhen zwischen Elster und Saale muß es damals ein anderes Mölsen im Flußtal der Elster, etwas abwärts von Zeitz, gegeben haben.

Nun sagt die Pegauer Chronik weiter, die Schlacht habe sich erstreckt „a Milsin usque ad villam Widerhowe". In „Widerhowe" vermutet Landau das heutige Dorf Weida, das nördlich des Grona-Tales am Rande des Schlachtfeldes liegt. Der Name aber stimmt unzweifelhaft besser mit Weiderau, eine halbe Meile abwärts von Pegau, zwei gute Meilen vom Schlachtfelde. Wäre es sonst möglich, die Schlacht an den Grunau-Bach bei Hohen-Mölsen zu setzen, so würde sich damit eine Verfolgung in der Richtung auf Weiderau gut vereinigen. Sie vereinigt sich aber auch mit der Lokalisierung der Schlacht nördlich von Grana. Die Schlacht oder auch die Verfolgung kann sich allerdings nicht von da bis Weiderau erstreckt haben. Aber königliche Truppen können auf der Flucht dahingelangt sein. Denn da der Ausgang nach Süden versperrt und im Osten, unmittelbar im Rücken der Kämpfenden, der Fluß war, so ist es ganz natürlich, daß ein Teil der Geschlagenen nach Norden ausgewichen ist und weiter abwärts, etwa bei Weiderau, den Fluß überschritten hat, und wenn es auch nur eine ganz kleine Abteilung war, so ist es doch natürlich, daß sich eine Erzählung davon in dem unmittelbar daneben liegenden Kloster Pegau erhalten hat.

Sehr viel Gewicht ist der späten Tradition und auch dem Namen selber nicht beizulegen. Die Gegend ist voll von Orten ähnlichen Klanges, Weida, Weiderode, Weiderau, und im Lauf der Jahrhunderte sind ja oft Dörfer zu Grunde gegangen und an anderer Stelle wieder aufgebaut.

So viel oder so wenig Wert man dieser Tradition beimessen will, so würde die Wendung, die Schlacht habe sich von Mölsen bis Weiderau erstreckt, auch noch gegen die Identifizierung von Mölsen und Hohen-Mölsen sprechen. Denn Hohen-Mölsen ist von dem Ost-Ufer des Grunau-Baches, wo die Schlacht gewesen sein müßte, eine volle halbe Meile entfernt.

In der Gegend von Hohen-Mölsen und bei dem Dorfe Nödlitz sind nach Giesebrecht Lanzenspitzen, Sporen u. s. w. in großer Menge unter der Erde gefunden worden. Diese Funde können auf keinen Fall mit unserer Schlacht zusammenhängen, da die Fundstellen vom Grunau-Bache viel zu weit entfernt sind; Nödlitz liegt noch eine halbe Meile südwärts von Hohen-Mölsen.

Am dunkelsten bleibt die Frage, aus welchem Grunde das königliche Heer nicht hat über die Elster kommen können. Wenn, was fast die einzig plausible Erklärung wäre, die Stadt Zeitz ihm den Durchzug verwehrt hat, so fragt man, wie Bruno dazu kam, das zu verschweigen. Er hat es offenbar selber nicht gewußt, denn er gibt ja zwei sich widersprechende Versionen an, weshalb es hier zur Schlacht gekommen: einmal, daß Heinrich sie gewollt, und absichtlich das Feld mit dem Rücken gegen den Fluß gewählt, dann, daß er wider seinen Willen hier sein Lager habe aufschlagen müssen. Daß die zweite Version die richtige ist, ist evident. Ebenso deutlich ist die Genesis der ersten: die Ruhmredigkeit der Sieger wollte nicht zugeben, daß man nur das halbe Heer Heinrichs in einem vorteilhaften Augenblick besiegt habe, sondern postulierte eine Schlacht mit rittermäßig gleichen Waffen in beiderseitigem Einverständnis. Für die strategische Leistung, deren Triumph es ist, die Waffen ungleich zu machen, hat — das wissen wir seit Marathon — das Volk keinen Sinn. In dieser psychologischen Stimmung ist das Moment des verschlossenen Brückentors von Zeitz vielleicht verloren gegangen.

Die maßgebende Monographie für die Schlacht, die meiner ganzen Darstellung zu Grunde liegt, ist die Berliner Dissertation von Erich Topp (1904) Druck von E. Ebering.

Schlacht bei Pleichfeld.
11. August 1086.

Die aufständischen Fürsten belagern Würzburg. Heinrich IV. rückt mit einem starken Heer zum Entsatz heran. Die Fürsten gehen ihm zwei Meilen nordwärts entgegen und das königliche Heer ergreift beim ersten Anprall die Flucht. Nach dem Bericht des Mönches Bernold (M. G. SS. V), der anwesend war, hat das siegreiche Heer nur 15 Tote verloren, wovon nur drei sofort tot waren; die anderen starben in den nächsten Tagen an ihren Wunden. Das Heer soll 10000 Mann stark gewesen sein, was ja nach den Zahlen, die wir sonst aus dieser Zeit kennen, recht

viel wäre. Wenn Bernold hinzufügt, das königliche Heer solle über 20000 Mann stark gewesen sein, so wird auf diese Zahl kein Wert zu legen sein. Die Partei des Königs führte die Niederlage auf Verrat zurück (Annal. Augustani „utrum consilio an ignavia" seien die Königlichen sofort geflohen; auch der Continuator Scoti Mariani M. G. SS. V, und die Vita Heinrici IV. cap. 4, wo aber diese Schlacht mit der von Melrichstadt 1078 konfundiert ist).

Die Verteidiger von Würzburg kapitulierten nach der Schlacht, aber noch in demselben Jahr fiel die Stadt wieder in die Hände des Königs. Die Schlacht hatte also eigentlich keine Folgen.

Merkwürdig ist, daß Bernold berichtet, der Herzog Welf und die Magdeburger seien zu Fuß ausgezogen und hätten ihre Pferde zurückgelassen. Ein Motiv wird nicht angegeben. Handelte es sich vielleicht um einen Hinterhalt? Kriegsgeschichtliche Folgerungen lassen sich nicht ziehen, da das ganze Ereignis zu unsicher umrissen ist.

Merkwürdig ist aber noch, daß nach Bernold die Aufständischen einen Fahnenwagen mit sich führten, ganz wie das italienische Carroccio.

Viertes Kapitel.

Die Unterwerfung der Angelsachsen durch die Normannen.

Die Geschichte der Angelsachsen, die Entwickelung der germanischen Stämme, die sich auf der brittischen Insel niederließen, ist schon in dem allgemeinen Zusammenhange mehrfach erwähnt und mitbehandelt worden. Nirgends so deutlich wie hier erkennen wir noch den von Tacitus geschilderten Urzustand und die allmähliche Abwandlung. Noch in den Gesetzen des Königs Aethelbert von Kent (um 600) sind die Keorle kriegerische freie Bauern; Verletzung ihres Hausfriedens wird mit der Hälfte von dem gebüßt, was es bei einem Eorl kostet.

In Ines Gesetzbuch von Wessex, hundert Jahre später (um 700), ist der Zustand schon ein anderer. Die Wälschen, die in dem älteren Staat nur als Sklaven oder Hörige einen Platz hatten, erscheinen hier auch in höheren und besseren Stellungen. Man sieht, wie bei der allmählichen Eroberung der Insel durch die Germanen man von der absoluten Feindseligkeit zu vertragsmäßigem Abkommen gelangt ist. Aber auch innerhalb des Eroberervolks ist die Schichtung eine andere geworden. Wir finden Keorle, die im Dienst eines Hlaford oder Lord stehen, dem sie verpflichtet sind. Die Gefolgsmänner des Königs aber, die Gesiths oder Gesithkundmen sind Großgrundbesitzer geworden. Aus ihnen und aus den alten Hundertschaftsführern (Ealdormen, Eorls), ist ein Adel entstanden. Die reisigen Kriegsmänner, die thegn (Degen, pueri), im Dienste des Königs wie dieser Edlen haben das doppelte Wehrgeld des Keorl. Der Keorl hat also sich seines vollen Kriegertums bereits begeben.

Wieder hundert Jahre später, gerade als es König Egbert gelungen war, die ursprünglichen Kleinreiche alle in seiner Hand zu vereinigen (827), begannen die Angriffe der Normannen (Dänen) und sie fanden das große angelsächsische Reich fast gerade so wehrlos, wie einst die Angelsachsen die Einwohner der römischen Provinz Brittannien gefunden hatten. Die Keorle also haben ihre kriegerische Tüchtigkeit verloren und die Thegn können diese verlorene Kraft nicht ersetzen.

Man hat die Meinung ausgesprochen, daß das angelsächsische Reich eine geordnete Kriegsverfassung gehabt habe, indem je fünf Hufen oder auch Einheiten, die zu 20 Pfund geschätzt waren, je einen Mann zum Aufgebot zu stellen hatten, und man hat weiter diese Fünf-Hufen-Einheit in Parallele gestellt mit jenen Kapitularien Karls des Großen, die Aehnliches vorzuschreiben scheinen. Aber diese Vorstellung ist weder aus den Quellen zu erweisen, noch ergibt sie eine wirklich brauchbare Kriegsverfassung. Auch von den karolingischen Kapitularien, die drei oder vier Hufen zur Stellung eines Mannes zusammenfassen, haben wir schon gesehen, daß sie höchstens ganz vorübergehend dem Wortlaute nach ausgeführt worden sein können, und daß mit einem Aufgebot dieser Art nie hätte etwas geleistet werden können. Hat der bürgerlich-bäuerliche Geist einmal den kriegerischen zurückgedrängt, so hat die bäuerliche Miliz keinen kriegerischen Wert mehr. Eine Predigt des Erzbischofs Wulfstan von York ist uns erhalten, worin er schilt, daß 10 Angelsachsen vor einem Dänen die Flucht ergriffen.

Die Analogie des Angelsächsischen und Fränkischen liegt vielmehr zunächst darin, daß sich hier wie dort aus dem allgemeinen germanischen Kriegertum ein besonderer Kriegerstand entwickelte. Hier die Thegn, dort die Vasallen. Während aber dieser fränkische Kriegerstand durch die großen Karolinger vermöge des Lehnssystems fest zusammengehalten und zu einer großen kriegerischen Leistungsfähigkeit entwickelt wurde, so lange wenigstens eine starke Autorität den ganzen Organismus beseelte, nahm das Thegntum bei den Angelsachsen eine andere Entwickelung. Auch die Thegn wurden von ihren Herren vielfach mit Land ausgestattet und angesiedelt, aber nicht nach dem strengen Lehnsrecht mit Thronfall und Mannfall, sondern zu einem wenig beschränkten Erbrecht. Die

übliche Ausstattung eines Thegn war fünf Hufen. So zu größeren Grundbesitzern geworden, blieben sie zwar verpflichtet zum Kriegsaufgebot, aber da es keine Bürgschaft gab, daß die kriegerische Qualität sich bei ihnen erhielt, so wandelte sich der Kriegerstand sehr bald in einen einfachen Groß-Grundbesitzerstand um, der nicht mehr kriegerischen Wert hatte, als der der einfachen Hufenbesitzer. Wir erkennen diesen Entwickelungsprozeß deutlich an einigen Gesetzesbestimmungen, in denen vorgeschrieben wird, daß jeder, der fünf Hufen besitze und dazu einen Helm, Panzerhemd und mit Gold verziertes Schwert Thegn sei. Dieselbe Würde wird auch dem Kaufmann zuerkannt, der dreimal auf eigene Kosten über See gefahren ist. Die Thegn sind also ein Stand geworden, eine soziale Rangklasse, in der wohl der kriegerische Ursprung noch erkennbar, aber nicht mehr wirksam ist.[1])

Die Technik des vasallitischen Kriegertums auf dem Kontinent gipfelt in dem Kampf zu Pferde. Er verlangt nicht nur neben den Waffen das brauchbare Roß, sondern auch eine Geschicklichkeit, die nur durch volle Hingabe und unausgesetzte Uebung zu erlangen ist. Das minderwertige Kriegertum der angelsächsischen Thegns wird ebenso wie durch die Gesetzgebung gekennzeichnet durch die Tatsache, daß sie nicht zu Pferde kämpften. Selbst in dem angelsächsischen Heldenlied, dem Beowulf, kommt nur ein einziges Mal ein Schlachtroß vor. Selbstverständlich haben wir anzunehmen, daß etwa König Harald selbst und die Vornehmen des Hofes und des Landes nicht nur zu reiten verstanden, sondern auch zu Pferde zu fechten vermochten, aber die Zahl solcher Roßkämpfer war so gering, daß, als es bei Hastings zur Schlacht ging, man gegen die Ueberzahl der normannischen Ritter lieber auf den Roßkampf

---

[1]) Oman, Hist. of the Art of war, auf den ich für die angeführten Gesetzesbestimmungen verweise, sieht S. 109 das Motiv für die Oeffnung der Thegnschaft in dem Wunsch, die Bauern und Bürger zu veranlassen, sich mit guten Waffen zu versehen und die Kriegerschaft zu verstärken. Diesem Gedanken vermag ich nicht zuzustimmen. Ein wohlhabender Bürger oder Bauer, der sich schöne Waffen anschafft, ist darum noch kein brauchbarer Krieger und wenn es Ernst wird, könnte er nur dazu geneigt sein, seine Waffen zu verstecken und auf den neuerworbenen Stand zu verzichten. Durch solche Mittelchen schafft man keine Wikinger-Trotzer. Die Gesetze können daher nur, wie oben geschehen, in dem umgekehrten Sinn ausgelegt werden, daß nämlich das ehemalige Kriegertum der Thegn bereits geschwunden und nur eine bürgerlich-soziale Rangstellung übrig geblieben war, in die Großbauern und Bürger einzutreten trachteten.

ganz verzichtete und die Berittenen in die Reihen des Fußvolks eintreten ließ. Genau so haben, vielleicht mit Ausnahme allein des Feldherrn, die vornehmen Athener, die sonst als Reiter dienten, bei Marathon gehandelt. Bei Hastings kämpfte auch König Harald selbst mit seinen Brüdern in der Mitte seiner Hauskerle zu Fuß.[1])

Wurde bei den Angelsachsen zum Kriege aufgeboten, so konnte dem Rechte nach nichts Stärkeres existieren: noch immer war jeder Keorl verpflichtet auszuziehen und jeder Thegn hatte diese Pflicht in sozusagen potenziertem Maße. In Wirklichkeit jedoch gab es, so wie einst trotz aller Gesetzesvorschriften bei den Westgothen, keinerlei Organisation. Erließ der König ein Kriegsaufgebot, so konnten seine Scheriffs an die einzelnen Großbesitzer, Städte und Dörfer Forderungen stellen, für die sich durch die Gewohnheit wohl gewisse Maßstäbe gebildet hatten. Man stellte einige Mann oder leistete eine Zahlung; wie zahlreich und wie brauchbar aber schließlich die so zusammengebrachte Kriegerschaft war, das hing von der Tüchtigkeit und Energie der einzelnen Beamten und dem guten Willen ab, mit dem ihnen die Untertanen entgegenkamen. Viel konnte bei dem milizartigen Charakter des Aufgebots unter keinen Umständen geleistet werden. Einen gewissen kriegerischen Kern bildeten allein Krieger, die nicht angesiedelt, am königlichen Hofe und auch in der Umgebung der großen Eorls unterhalten wurden, entsprechend der fränkischen Scara.

So fiel das unkriegerisch gewordene Volk erst den furchtbaren Leiden der Wikinger-Raubzüge anheim; dann ließen sich die Räuber im Lande selber nieder; man erkannte sich gegenseitig an; unter König Alfred dem Großen raffte sich das Angelsachsentum so weit auf, sich wenigstens auf einem Teil der Insel herrschend zu behaupten; unter seinem Nachfolger gelang es, wesentlich durch die Kirche, Angelsachsen und Dänen, nahe verwandt wie sie waren, zu einer politischen Einheit zusammenzufassen — schließlich aber konnte sich die Insel der Fremdherrschaft nicht länger erwehren. König Sven und sein Nachfolger König Knut von Dänemark und Norwegen machten sich ganz England untertänig (1013). 3000

[1]) Stubbs I, 262 zitiert eine Quelle in Canterbury, daß es bis zur Zeit König Wilhelms keine „milites“ in England gegeben habe.

Hauskerle hatte Knut, berichtet die Chronik, die er im Sommer in den Krieg führte und im Winter zu den Bürgern ins Quartier legte, wo sie nicht selten den häuslichen Frieden störten. Nicht mehr als 3000 Mann sollen ja auch die Burgunder gezählt haben, die 600 Jahre früher das Reich an der Saone und Rhone gründeten. Noch einmal gelang es den Angelsachsen, dieses Joch abzuschütteln (1042), dann aber erschien der Normannen-Herzog Wilhelm, der dem selbständigen Angelsachsentum für immer ein Ende machte und durch die Amalgamierung mit dem normannisch-französischen Wesen das englische Volk schuf (1066).

Wilhelm war der Nachkomme und Erbe des Wikingers Rollo, unter dem sich 150 Jahre früher die Normannen hier angesiedelt hatten. Sie hatten in dieser Zeit ihre germanische Sprache aufgegeben, sich der unter ihnen sitzenden einheimischen Bevölkerung assimiliert und die französische Sprache angenommen. In der Form der fränkischen Lehnsverfassung jedoch und in den dauernden Fehden, die damit verbunden waren, hatten sie ihren kriegerischen Charakter bewahrt. Sie vereinigten auf diese Weise in merkwürdiger Weise die kulturelle Ueberlegenheit der Romanen und die kriegerische der Germanen. Am angelsächsischen Hofe selber machte sich schon unter dem letzten König aus dem Hause Cerdiks das Normannentum geltend und rief eine angelsächsische Reaktion gegen seine Ansprüche und die Bevorzugung, die ihm zuteil wurde, hervor. Das Angelsachsentum suchte sich abseits zu halten von der romanisch-germanischen Einheit, auch auf kirchlichem Gebiet. Der Normannenherzog, wie er sich anschickte, die englische Krone zu erwerben, verband sich mit der eben in Rom aufkommenden neuen kirchlichen Richtung und ließ sich vom Papst Alexander, dem Vorgänger Gregors VII, eine Fahne für seinen Kriegszug schenken.

Erst durch diese Verbindung mit den universalen Ideen und den Kulturelementen der Epoche ist die normannische Eroberung von so nachwirkender Bedeutung für die europäische Geschichte geworden. Die Voraussetzung aber war, daß die Angelsachsen trotz des Zusatzes von Dänentum, das ihnen noch in den letzten Generationen zugeführt war, die Wehrfähigkeit eingebüßt hatten. Die Vorstellung, daß dieses reiche, fruchtbare Land die Beute jedes Tapferen werden könne, muß allgemein verbreitet gewesen

sein. In der Rede, die der älteste Erzähler dieser Vorgänge, Wilhelm von Poitiers, dem Herzog vor der Schlacht von Hastings in den Mund legt, läßt er ihn zu seinen Kriegern sprechen, die Engländer seien oft besiegt, ohne Kriegsruhm, unerfahren im Kampf. Ein etwas späterer Historiker, Ordericus Vitalis, läßt ebenfalls von ihnen sagen, sie zögen es vor, ihr Land zu bebauen und sich beim Gastmahl unter Becherklang zu freuen, als die Schlacht zu suchen. Das Heer, mit dem der Eroberer auszieht, ist keineswegs bloß sein normannisches Lehnsaufgebot. Es ist vielmehr die Kriegerschaft aus einem großen Teil Frankreichs, die in der Hoffnung auf Lohn und Beute in den Dienst des Herzogs für sein Unternehmen getreten ist. Die normannischen Ritter selber folgen ihm nicht sowohl kraft ihrer Lehnspflicht, als um des Krieges selbst willen. Es ist nicht viel anders, als einst in den germanischen Urwäldern, wo der Fürst, der zu einem Kriegszug aufrief, stets Zulauf genug fand aus dem kriegerischen Volk — nur daß jetzt nicht die Masse, sondern die aus der Masse ausgeschiedene Schicht des besonderen Kriegerstandes es ist, die das Material für die große Kriegsbande bildet. Auch selbständige Herren, wie der Graf Eustach von Boulogne, der Vater Gottfrieds von Bouillon, schlossen sich mit ihren Gefolgsmannschaften an.

Die Schlacht bei Hastings.
14. Oktober 1066.

Von der Schlacht bei Hastings haben wir sehr ausführliche epische Erzählungen späterer Zeit, aus denen manche englische Forscher sich noch immer bemühen, historische Erkenntnis herauszupressen. Es ist völlig vergeblich. Freemans berühmte Schilderung der Schlacht von Senlac, wie er sie unnötigerweise nennt, ist das wunderlichste Gemisch von scheinmilitärischen Reflexionen (natürlich beruft er sich auch auf den Beirat englischer Generalstabsoffiziere) und scheinkritischen Quellen-Untersuchungen. Auf diesem Wege ist es nicht möglich, so wenig wie es bei Herodots Erzählung von den Perserkriegen oder Plutarchs von den Schlachten des Marius und Sulla möglich war, zu historisch gesicherten Vorstellungen zu gelangen. Entschließt man sich aber, von der bloßen Harmonistik

zur wirklichen Kritik fortzuschreiten, so können wir zu einem nicht bloß glaublichen, sondern auch beglaubigten Bilde der Schlacht kommen. Die Hauptquelle ist die Erzählung des normannischen Klerikers Wilhelm von Poitiers, der Kaplan des Herzogs Wilhelm war und wenige Jahre nach der Schlacht auf Grundlage der Mitteilungen der Teilnehmer seine Erzählung niederschrieb. Er ist durchaus parteiisch und nimmt sich die Freiheit auszuschmücken, aber eine Reihe von anderen Quellen ermöglichen uns, ihn zu kontrollieren und geben uns die Gewißheit, daß wir ihm in den Grundzügen trauen dürfen. Als eine historische Quelle und historisches Zeugnis ganz besonderer Art dient uns die Tapete von Bayeux, eine kunstvolle, nicht weniger als 70 Meter lange, ½ Meter hohe Stickerei, in der die einzelnen Szenen der Schlacht dargestellt und durch lateinische Beischriften erläutert werden, zweifellos noch ein Werk aus der Generation der Zeitgenossen.

Das normannische Heer darf auf etwa 7000 Mann veranschlagt werden, vielleicht etwas weniger, jedenfalls nicht erheblich mehr.

Das angelsächsische Heer wird in einer der normannischen Quellen auf 1 200 000 Mann angegeben; nach Wilhelm von Poitiers war es so stark, daß es die Flüsse, die es überschritt, austrank; der Roman de Rou begnügt sich mit 400 000 Mann. Eine andere, ebenfalls normannenfreundliche Quelle (Wilhelm von Malmesbury) aber sagt ausdrücklich, es seien nur sehr wenige gewesen (Haroldus paucissimo stipatus milite Hastingas protendit) und der Verlauf der Schlacht selbst läßt, wie wir sehen werden, keinen Zweifel, daß dies die Wahrheit ist.[1]) Wir werden das Heer Haralds auf höchstens ebenso stark, wahrscheinlich aber schwächer anzuschlagen haben, als das normannische, also 4000 bis 7000 Mann.

Der Hauptunterschied zwischen den beiden Heeren war, daß das englische ausschließlich aus Fußstreitern, das normannische zu einem Teil aus Reitern bestand. Diese Tatsache tritt aus allen erzählenden Quellen wie aus der Stickerei von Bayeux so

[1]) Zusammenstellung aller verschiedenen, noch zwischen den Extremen liegenden Stärke-Angaben bei Freeman Appendix H. H. Bd. III S. 741.

markant und übereinstimmend hervor, daß sie völlig gesichert erscheint. Es war daher ausgeschlossen für Harald, dem Feinde in der Ebene entgegenzutreten: seine Scharen wären durch die normannischen Ritter sofort auseinandergesprengt worden.[1]) König Harald wählte daher eine Stellung auf einem breiten Hügel, den sein Heer ziemlich dicht geschart bedeckte. Die Stellung hatte noch den besonderen Vorteil, daß rückwärts ziemlich steile Abhänge waren, während in der Mitte ein schmaler Isthmus direkt in einen Wald führte. Im Fall der Niederlage konnten die Angelsachsen zu Fuß die Abhänge hinunter und in den Wald flüchten, während die Reiter ihnen nicht so leicht folgen konnten.

Auch in der zweiten Waffe, zu deren Handhabung nächst dem Roß berufsmäßige Uebung und Gewandtheit gehört, dem Bogen, waren die Normannen den Angelsachsen überlegen. Die Tapete von Bayeux wieder in Uebereinstimmung mit den Erzählungen, läßt von den Normannen wahre Hagelschauer von Pfeilen ausgehen, während auf der anderen Seite nur ein einziger Bogner abgebildet ist. Neben den Fußkämpfern, die gut gewappnet, ganz ähnlich wie die Normannen mit verschiedenen Waffen, Spießen, Schwerten und namentlich auch Beilen den eigentlichen Kern von Haralds Heer bilden, finden wir Leichtbewaffnete, teils mit, teils auch ohne Schild mit Wurfspießen, Streithämmern u. drgl. Ein Bauernaufgebot, das neben den Hauskerlen und Thegns aufgestellt worden wäre, ist das natürlich nicht; ein solches wäre ja den normannischen Pfeilschützen und Reitern gegenüber so gut wie wehrlos gewesen und hätte sofort die Flucht ergreifen müssen. Diese angelsächsischen Leichtbewaffneten werden wir uns als die Knappen und Knechte der eigentlichen Krieger vorzustellen haben, die gemischt unter diese, anfänglich vielleicht auch ein Stück vorlaufend, ihre Geschosse schleuderten, sich dann aber, als der Feind näher kam, hinter die Gewappneten zurückzogen.

Die Normannen rückten gegen den Hügel an in breiter Front, alle drei Waffengattungen, Reiter, Fußknechte und Schützen beieinander. Die Schützen sprangen etwas voran, um den Feind

---

[1]) Vgl. die Untersuchung über die Abwandlung der Taktik im vorigen Bande im zweiten Kapitel des vierten Buchs, S. 426, mit den Aussprüchen Aristoteles' und Friedrichs des Großen.

zu beschießen, im Vorteil durch die weitergehende Kraft des Bogens und durch ihre Zahl, im Nachteil gegen die Stellung der von oben schießenden und werfenden Angelsachsen. Nun stürmten die Reiter, vermischt mit den blanken Waffen zu Fuß den Hügel hinauf. Aber der Vorteil der Stellung war so groß, die Wucht des Anreitens wurde durch die Böschung so sehr gelähmt, daß die Verteidiger den Angriff abschlugen. Teils wurden die Normannen den Hügel wieder hinuntergejagt, teils kehrten sie um, wo sie nicht durchdringen konnten, um nach der Art dieser Reiterkämpfe den Anlauf nach einiger Zeit zu erneuern, mancher vielleicht mit der Ueberlegung, den Feind auf diese Weise hinter sich herzuziehen, um sich auf dem günstigeren Feld unten im Tal wieder gegen ihn zu wenden. Bei diesem Hin- und Herwogen, wobei auch die normannischen Pfeilschützen immer wieder Gelegenheit für ihre Waffe fanden, behielten endlich die Normannen die Oberhand. Die Stärke der Angelsachsen bestand ja allein in die Defensive; mit der bloßen Defensive aber kann man keine Schlacht gewinnen. Die Defensive ist etwas rein Negatives, der Sieg aber etwas Positives. Nur diejenige Defensive kann schließlich (Ausnahmen sind sehr selten) zum Siege führen, die im gegebenen Moment in die Offensive übergeht. Wir haben das erkannt in der ersten aller historisch beglaubigten Schlachten, bei Marathon, wo die Athener, ebenfalls nicht fähig, dem Feinde in der offenen Ebene zu begegnen, eine Defensiv-Stellung wählen, aus dieser aber im richtigen Augenblick durch Miltiades zum Angriff vorgeführt werden. Dazu war Harald nicht imstande. Seine Hauskerls und Thegns waren tapfere Leute, im einzelnen vielleicht mehr als einst die athenischen Bürger und Bauern, aber sie bildeten keine Phalanx, keinen taktischen Körper, der eingeübt war, sich auf das Kommandowort einheitlich zu bewegen. Einzeln oder in kleinen Haufen, an einzelnen Stellen stürmten die Angelsachsen, dem natürlichen Instinkt folgend, dem weichenden Feinde nach. Damit konnten sie nichts erreichen: das ganze normannische Heer ließ sich dadurch nicht in die Flucht treiben und die vereinzelt vorprellenden Angelsachsen wurden, im Tal angekommen, von den Reitern umgeritten und überwältigt. Es ist möglich, daß Harald gewollt hat, seine Streiter sollten überhaupt ihre Hügel-Position nicht verlassen, aber das war schwer

durchzusetzen, und selbst wenn es durchgesetzt worden wäre, hätte es die Schlacht nicht gerettet. Denn wenn die Normannen zurückgeschlagen, nicht verfolgt wurden, so sammelten sie sich, kriegerisches Volk wie sie waren, immer von neuem, und endlich mußte einmal an einer Stelle der angelsächsischen Front eine Unordnung entstehen, ein Stoß gelingen, eine Anzahl Reiter eindringen und nun von dieser Lücke aus, indem dort immer mehr nachdrängten, der angelsächsische Schlachthaufe gesprengt werden. Die natürliche Ueberlegenheit der Reiter auf der normannischen Seite konnte doch nur zeitweilig und nicht gegen alle Zufälle durch den Vorteil des Geländes auf angelsächsischer Seite aufgewogen werden. Drüben war die Ueberlegenheit eine lebendige, sich stets erneuernde Kraft, hüben der Vorteil des Bodens bloß ein mechanischer, äußerlicher, den der starke Wille des Angreifers endlich überwinden mußte.

Die Berichte lassen keinen Zweifel, daß der Kampf lange währte und zäh durchgefochten wurde: ein Beweis, daß das angelsächsische Heer nicht etwa aus Bauern bestand: diese hätten entweder durch Masse den Feind erdrückt oder sofort die Flucht ergriffen. Ein großer Teil des angelsächsischen Heeres aber blieb tapfer kämpfend auf der Wahlstatt, darunter König Harald selbst und seine beiden Brüder. Dieser Tod zeigt einen kriegerischen Sinn und kriegerischen Ehrbegriff, den der Gegner nicht übertroffen haben kann; aber worin er überlegen war, das war die berufsmäßige Uebung, der Kampf zu Roß, der Pfeilschuß und schließlich wohl auch die Zahl.

Der abschließende Beweis, daß das angelsächsische Heer kein Bauernaufgebot war, sondern ein Kriegerstand, der sich von dem normannischen nur unterschied durch ungenügende Uebung und ungenügende Zahl, wird gegeben durch die Betrachtung der Strategie.

Als Wilhelm in der Bucht von Pevensey landete (28. September), war Harald nicht zur Stelle, sondern im Norden, wo er einen Wikinger-Einfall, den sein eigener Bruder Tostig führte, abwehrte; während Wilhelm von der Stelle seiner Landung bis London nicht mehr als 4—5 Tagemärsche hatte (12 Meilen Luftlinie), langte Harald erst am zehnten Tage nach der Landung

der Normannen aus dem Kampf im Norden wieder in seiner Hauptstadt an, (7. oder 8. Oktober). Wilhelm hätte also die Zwischenzeit zu einer großen Unternehmung, vielleicht sogar zur Eroberung Londons benutzen können. Weshalb er das nicht tat, ist nicht überliefert, aber wohl zu vermuten: er wird besorgt haben, daß bei der Einnahme größerer Städte ihm seine recht zuchtlosen Truppen zu sehr aus der Hand kommen und er sie bei der Feldschlacht, die doch endlich erfolgen mußte, nicht alle auf dem Fleck haben würde. Dazu wollte er ja keineswegs als Eroberer auftreten und das Land als ein feindliches behandeln, sondern als legitimer Thronanwärter, der sich zur Wahl stellte. Indem der Herzog nun aber aus diesen oder ähnlichen Gründen an der Küste blieb, überließ er die strategische Initiative seinem Gegner. Statt in der durch die ungestörte Landung so schön eingeleiteten Offensive fortzufahren, hielt sich Wilhelm an der Küste fast unbeweglich in der Nähe von Hastings und ließ Harald dadurch Zeit zu Rüstungen. Zwar berichten unsere Quellen, Wilhelm habe die Umgegend verwüsten lassen, um den feindlichen König durch die Leiden des Landes zur Schlacht zu zwingen, aber das kann nur eine Vorstellung der Menge oder der Chronisten, unmöglich des Herzogs selbst gewesen sein: die Leiden des kleinen Gebiets, das das festliegende Heer verwüsten konnte, konnten unmöglich den König der Angelsachsen zu einer verfrühten Schlacht verlocken. Wenn Wilhelm das wollte, hätte er vorwärts gehen und London bedrohen müssen. Jene Verwüstungen, die ja auch dem politischen Grundgedanken des Zuges, der Wahl-Kandidatur widersprechen, sind vermutlich nicht einmal auf besonderen Befehl des Herzogs geschehen, sondern waren die üblichen Untaten der requirierenden und plündernden Soldaten. Eine strategische Bedeutung können sie auf keinen Fall gehabt haben. Es bleibt also dabei, daß Wilhelm dem Gegner die Initiative überließ und damit vollen Spielraum für Ausdehnung und Vollendung seiner Rüstungen. Das ist um so auffälliger und bedeutsamer, als die Normannen nicht einmal beliebig lange aushalten konnten. Schon im eigenen Lande hatte Wilhelm, da der günstige Wind lange auf sich warten ließ, mit der Verpflegung Schwierigkeit gehabt. Blieb er auch vielleicht gerade deshalb jetzt unmittelbar an der Küste, um

die Zufuhr leicht heranbringen zu können, so hatte das für das große Heer doch alles seine Grenzen; wie wichtig die Verpflegungsfrage war, erkennen wir auch daraus, daß auf der Tapete von Bayeux gleich nach der Landung Reiter zur Beschaffung von Lebensmitteln nach Hastings abgeschickt werden.

Das Verfahren des Herzogs, nach der überraschenden Landung dem Verteidiger freie Rüstungszeit zu gewähren, wäre völlig unverständlich, wenn er hätte annehmen müssen und dürfen, daß die Zeit zu solchen Rüstungen wirklich verwandt werden würde, mit anderen Worten, wenn ein Landesaufgebot in Frage gekommen wäre. Man mag sich die Bevölkerung Englands noch so dünn und das Heer des Eroberers noch so groß vorstellen: ein wirkliches Landesaufgebot auch nur eines Teiles der Insel hätte immer eine ganz überwältigende Ueberlegenheit auf der Seite der Angelsachsen schaffen müssen. Daß Wilhelm keinerlei Anstalt getroffen hat, die Bildung eines solchen Massen-Heeres durch schnellen Vormarsch zu verhindern, ist ein genügender Beweis, daß es gar nicht in Frage kam, daß also die Kriegsverfassung der Angelsachsen in demselben Zustand war, in dem wir die der Franken bei der Belagerung von Paris kennen gelernt haben. Sobald man sich diesen Punkt klar gemacht hat, ist auch die Strategie des Eroberers verständlich. Er wußte, daß Harald nichts aufzubieten hatte, als seine Hauskerle und die Thegns, so weit sie wirklich brauchbar und zu kommen geneigt waren.

Auch hier erhebt sich die Frage, ob das so konstituierte angelsächsische Heer am Schlachttage nicht erheblich stärker hätte sein können. Einige Quellen, namentlich Florentius Vigorniensis (Florence von Worcester) berichten ausdrücklich, daß Harald doppelt oder dreifach so stark hätte sein können, wenn er nur noch einige Tage gewartet hätte. Ich trage kein Bedenken, diese Nachricht glatt zu verwerfen: sie gehört zu den nachträglichen Weisheiten, die nach jeder Niederlage auftreten und mit denen die Besiegten sich trösten (Florentius ist angelsächsisch gesinnt). Freilich war insofern nicht die ganze angelsächsische Macht beisammen, als zwei große Eorls des Nordens, denen es vermutlich ziemlich gleichgiltig erschien, ob Harald oder Wilhelm die Krone trug, ihn nicht unterstützten: sie wären aber auch bei längerem Warten nicht gekommen,

und wenn sonst noch Zuzug in Aussicht stand, so weiß man, wie schwer die Verpflegung eines Heeres ist, und es konnte leicht kommen, daß, während man auf die einen wartete, die andern, ungeduldig und am Rande mit ihrem Vorrat, wieder nach Hause gingen. Jedenfalls liegt ein Zeugnis nicht vor, das uns autoritativ zwänge, dem angelsächsischen König, der sich doch, wie die Wahl seiner Stellung zeigt, seiner Schwäche ganz bewußt war, den ungeheuerlichen Fehler zuzumuten, daß er, obgleich strategisch völlig Herr der Situation, vor Versammlung seiner Streitkräfte in die Entscheidungsschlacht ging. Sind auch das ganze Mittelalter hindurch die Beispiele nicht selten, daß ritterliche Führer in tollem Wagemut sich mit unzulänglichen Kräften in ein Gefecht gestürzt haben, das sie vermeiden konnten, und wäre vielleicht auch Harald an sich solche Gesinnung zuzutrauen, so paßt eine solche psychologische Kausalität doch gewiß nicht hierher, da wir sehen, daß der angelsächsische König sich keineswegs wild auf den Feind stürzte, sondern sich ihm nur in einer sehr wohl gewählten Defensiv-Position zur Schlacht stellte. Was sein Reich quantitativ und qualitativ leisten konnte und wollte, müssen wir also annehmen, wird Harald so ziemlich beisammen gehabt haben, und nun zögerte er nicht, als tapferer Mann, den Gegner herauszufordern, um Krone und Land im Kampf zu verteidigen und zu retten. Der Normanne aber fühlte sich dieser zu erwartenden angelsächsischen Streitmacht so sehr gewachsen und überlegen, daß er es aus den angeführten Gründen ruhig darauf ankommen lassen konnte, ob Harald noch etwas längere oder kürzere Zeit auf seine Rüstungen verwandte.

Literatur und Kritik.

Die grundlegende Spezial-Untersuchung in deutscher Sprache ist die Dissertation von Wilhelm Spatz „Die Schlacht bei Hastings", Berlin 1896. (Historische Studien; Verlag von E. Ebering). Auf diese sei für alle Einzelheiten verwiesen.

Die Darstellung der Schlacht von Edward A. Freeman findet sich im dritten Bande seiner History of the Norman conquest of England.

Gleich bei dem Erscheinen ist diese Darstellung in England selbst kritisch zergliedert und zurückgewiesen worden von J. H. Round; der Aufsatz ist wieder abgedruckt in dessen Feudal England. London 1895.

In der Revue historique Bd. 65 S. 61 ff. (1897) hat dann Round zu Spatz Stellung genommen und konstatiert, daß dieser, ohne noch seine Kritik zu kennen in allen Grundfragen, namentlich gegenüber Freeman zu ganz denselben Ergebnissen gekommen ist. Nur in einigem glaubt Round, daß Spatz in der Kritik zu weit gegangen sei. Z. T. beruht das auf Mißverständnis, z. B. ist es nicht Spatz' Ansicht, daß Ritterheere mangels der taktischen Körper ohne jede Führung gewesen seien. Aber freilich an die Möglichkeit des Manövers der verstellten Flucht glaubt Spatz nicht, während Round daran noch festhalten zu sollen glaubt.

Als Round auftrat, war die öffentliche Meinung in England von einem solchen Glauben an die wissenschaftliche Autorität Freemans erfüllt, daß sein Kritiker, dessen wissenschaftliche Ueberlegenheit aus jeder Zeile hervorleuchtet, die größte Mühe hatte, seine Aufsätze nur gedruckt zu erhalten.

Sehr ähnlich der Freemanschen Darstellung, wenn auch in den Einzelheiten mannigfach abweichend, ist diejenige des General Köhler im ersten Bande seiner „Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegsführung in der Ritterzeit“ (1886). Spatz sagt davon mit Recht, man könne sich eines leichten Schwindelgefühls nicht erwehren, wenn man von all diesen kunstvollen Manövern höre, die die Normannen ausgeführt haben sollen.

Oman in seiner Art of War sucht eine Mittellinie zwischen Freeman und Round, die doch im wesentlichen dem letzteren folgt, aber, da schon dieser in der Kritik noch nicht weit genug gegangen ist, dem Ziel nicht näher kommt.

Es wird nach mancher Richtung instruktiv sein, die Hauptdifferenzen zwischen den verschiedenen Darstellungen hier zusammenzustellen und die Gründe hinzuzufügen, weshalb die Freemansche nicht annehmbar ist.

Ueber die Stärke der Heere enthält Freeman sich einer bestimmten Angabe. Oman (S. 155) schätzt die Angelsachsen auf etwa 25 000 Mann, auf Grund einer Raum-Berechnung. Der Hügel, auf dem sie standen, ist etwa 1500 Meter lang; rechnen wir auf den Mann drei Fuß, so war die Front 1700—2000 Mann breit, und da sie den Eindruck einer sehr dichten Aufstellung machten, müssen sie wohl 10—12 Mann tief gestanden haben. Das gäbe also gegen 25 000 Mann.

Gegen diese Berechnung ist einzuwenden, daß weder der Hügel bis ganz zu beiden Enden besetzt gewesen zu sein braucht, noch daß die Tiefe auf Grund der normannischen Schilderungen beglaubigt erscheint. Die Front mag auch bloß 1000 und die Tiefe 6 Mann betragen haben oder noch weniger.

Vor seiner Front errichtete, nach Freeman, Harald eine Palissade mit drei Ausgängen. Köhler S. 8 schildert diese Pallissade so: „eine Reihe von Pfählen in gewissen Zwischenräumen um jeden Haufen eingeschlagen, die schräg nach vorn geneigt, die eiserne Spitze nach der Brust der feindlichen Pferde gerichtet, fest in die Erde gepflanzt waren . . . . Die Pfähle

unten bis zur Höhe von drei bis vier Fuß durch Flechtwerk verbunden, wie es scheint zum Schutz gegen die feindliche Kavallerie, damit die Pferde, um in die Haufen zu setzen, erst springen mußten."

Die ganze Vorstellung ist, wie Round eingehend dargetan hat, eine Phantasie und hat ihren Ursprung nicht in irgend einer historischen Quelle, sondern in Waces Roman. Die Ausmalung des General Köhler von den fest in die Erde gepflanzten Pfählen, die ihre eisernen Spitzen gegen die Brust der feindlichen Pferde richten und durch drei bis vier Fuß hohes Flechtwerk verbunden sind, über die die den Berg hinaufgaloppierenden Ritterpferde hinüberspringen sollen — darf den Historikern zum Trost dienen, daß auch in der Praxis gebildete Männer sich militärische Dinge als möglich vorstellen, die es tatsächlich nicht sind. Sie sind es hier um so weniger, als das Heer, das diese Befestigung um sich errichtet haben soll, nach demselben Verfasser nicht weniger als 60 000 bis 75 000 Mann stark und erst am Abend vorher in dieser Stellung angekommen sein soll.

Oman sucht zwischen der eingewurzelten Ueberlieferung von der Palissade und der Tatsache, daß sie unmöglich in der einen Nacht von einer durch den Marsch ermüdeten Armee herzustellen und daß sie in keiner der zeitgenössischen Quellen erwähnt wird, einen Mittelweg. Er meint, daß Wace, der einige 90 Jahre nach dem Ereignis schrieb, doch eine mündliche Ueberlieferung oder gar eine verloren gegangene schriftliche gehabt haben könne, und daß es sich nicht um eine feste Palissade, sondern um ein leichtes Flechtwerk handle, das mehr Schutz gegen die Pfeile der Normannen verleihen sollte, als ein Hindernis für die Reiter bilden. Da das Flechtwerk wenig Wirkung hatte, konnten es die zeitgenössischen Quellen in ihren Erzählungen übergehen.

Hatte das Flechtwerk aber tatsächlich keine Wirkung, so werden auch wir es in der Betrachtung der Schlacht außer Acht lassen dürfen — und weiter: wenn es keine Wirkung hatte, so wird sich das marschmüde angelsächsische Heer auch schwerlich die Mühe gegeben haben, die Nacht mit der Herstellung zuzubringen; jedenfalls genügt nicht die Aussage und die Autorität eines 100 Jahre später schreibenden Poeten, der garnicht die Absicht hatte, Geschichte zu schreiben, sondern zu unterhalten, uns das glauben zu machen.

Auch bei den Anhängern der angelsächsischen Palissade spielt sie im Verlauf der Schlacht keine wesentliche Rolle weiter. Der Zentralpunkt der Aktion ist vielmehr, daß die Angelsachsen nach Haralds Idee und Befehl in strikter Defensive sich auf dem Hügel halten sollen, daß Wilhelm aber durch eine verstellte Flucht einen Teil der Feinde aus ihrer guten Stellung herauslockt und sie dadurch überwältigt. Freeman ist der Meinung, daß die Angelsachsen sicher gesiegt hätten, wenn sie dem Befehl Haralds Folge geleistet und ihren Hügel nicht verlassen hätten. Ob Harald wirklich solche Befehle gegeben, muß dahingestellt bleiben. Schon General Köhler aber hat richtig gesehen, daß es ein „trostloses Beginnen" war, in der reinen Defensive eine Schlacht gewinnen zu wollen. Freilich, ohne Kavallerie

konnte man nichts anderes machen. Als aber einmal ein Teil der Angelsachsen in der Verfolgung hinter den Normannen her herausgestürmt war, da wäre es, wie Köhler richtig bemerkt, immer noch besser gewesen, mit der ganzen Macht zu folgen, als stehen zu bleiben und die Armee, wie es nun geschah, stückweise aufreiben zu lassen. Köhler rechnet deshalb dies Stehenbleiben Harald ebenso sehr zum Fehler an, wie Freeman den Verfolgenden ihren Vorstoß. In Wirklichkeit wird man sich klarmachen müssen, daß es Führung im Gewühl einer Ritterschlacht überhaupt nicht gab. Selbst von modernen disziplinierten Truppen hat man gesagt, daß sie, einmal im Gefecht, nicht mehr in der Hand des Feldherrn seien; der General, der seine letzte Reserve verschickt habe, dem bleibe nichts mehr übrig als selber ein Gewehr in die Hand zu nehmen und mitzufechten. Noch viel mehr als von disziplinierten Truppen gilt das von ritterlichen Heeren, wo vom Beginn des Gefechts an nur noch der Instinkt der Masse selber sie bewegt.

Eine rein märchenhafte Vorstellung ist es daher, wie schon Spatz treffend dargelegt hat, daß Wilhelm durch eine befohlene verstellte Flucht den Feind aus seiner Stellung herausgelockt habe. Wie kann man einigen Tausend in der Hitze und Aufregung des Kampfes befindlichen Männern überhaupt Befehle erteilen? Wie kann man in dem ungeheuren Getöse bewirken, daß sie nicht nur alle hören, verstehen und nicht nur gleichmäßig, sondern auch gleichzeitig handeln? Wenn sie aber nicht gleichzeitig und in vollem Verständnis handeln, wie sichert man sich dagegen, daß nicht ein großer Teil die „verstellte“ Flucht für ernsthaft nimmt und nach dem Satz, daß den Letzten die Hunde beißen, wirklich flieht? Fliehende Reiter sind aber erfahrungsmäßig sehr schwer wieder zum Umkehren zu bringen.

„Verstellte Flucht“ ist daher ein Manöver, das nur ganz kleine Scharen, die vorher darauf instruiert oder wenigstens gewohnt sind, dem Signal der Trompete unbedingt Folge zu leisten, oder Schützen, bei denen diese Fechtweise ständige Gewohnheit ist, ausführen können. Der Erzählung von Hastings können nur Vorgänge zu Grunde liegen, wie wir sie oben in die Darstellung aufgenommen haben, und die älteste und beste Erzählung von der Schlacht, Wilhelm von Poitiers, erzählt auch tatsächlich nicht viel anderes: er behauptet n i c h t, daß Wilhelm selbst die verstellte Flucht befohlen hat; er läßt einmal eine wirkliche und zweimal eine verstellte Flucht stattfinden und er leitet endlich n i c h t einen direkten Umschlag des Gefechts davon ab.

Im „carmen de bello Hastingensi“ heißt es, als die Normannen ihre Scheinflucht machen, von den Gegnern „r u s t i c a laetatur gens et superasse putabat“. Das darf natürlich nicht als Zeugnis dafür verwertet werden, daß das angelsächsische Heer aus Bauern bestanden habe, sondern ist nur der höhnisch-symbolische Ausdruck des normannisch gesinnten Poeten (wahrscheinlich Bischof Guido von Amiens) für das bäuerische Wesen der angelsächsischen Thegn im Vergleich zu den feineren und ritterlich-technisch besser geschulten Normannen-Franzosen.

Angelsachsen und Engländer.

Die Germanen auf der britischen Insel nannten sich, soweit wir zurückgehen können, „Engle“ oder „Angelcyn“ (cyn = Geschlecht, Stamm), nicht Angelsachsen oder Sachsen. Die Bezeichnung „Angelsachsen“ ist wesentlich gelehrten Ursprungs; in den älteren Quellen sehr selten. In der Zeit der Eroberung sprechen die Zeitgenossen nicht von Sachsen und Normannen, sondern von Angeln und Franken, Angli und Franci.

Freeman nennt den Staat und das Volk von Anfang an „England“ und „Engländer“ und polemisiert gegen den Gebrauch des Wortes „Angelsachsen“, weil dies die Vorstellung erwecke, daß das „Englische“ erst entstanden sei durch eine Mischung von Angelsächsischem und Normannischem. Es sei aber von Hengist und Horsa an dieselbe Nation, die nur gewisse fremde Elemente, Britten, Dänen, Normannen, in sich aufgenommen, aber nicht so stark dadurch affiziert worden sei, um nicht ununterbrochene Kontinuität in Anspruch zu nehmen.

Die richtige Auffassung ist die entgegengesetzte, daß nämlich das englische Volk in seinem eigentümlichen Charakter und mit seiner eigentümlichen Sprache erst entstanden ist durch die normannische Eroberung, die Ueberlagerung einer herrschenden, französisch sprechenden Schicht über das bisherige germanische Staatswesen, das freilich durch Reste unterworfener altbrittischer Bevölkerung und den Einfluß der Kirche auch schon romanische Elemente in sich aufgenommen hatte. So klein die Zahl der französierten Normannen und Franzosen war, die durch den Eroberer und seine Nachfolger tatsächlich angesiedelt wurden, so waren sie doch eben die Herrschenden, die ihren Charakter, ihre Sitten, ihre Gesetze, ihren Geist zur Geltung brachten, ganz wie einst die wenigen Franken, die unter den Merowingern das innere Gallien einnahmen und mit der unterworfenen Bevölkerung zu einer neuen Einheit verschmolzen. Mag in England von Altangelsächsischem dem Quantum nach etwas mehr fortleben, als in Frankreich von Gallisch-Romanischem, so ist der Prozeß dem Wesen nach darum doch derselbe, und diesem Verhältnis gibt man den besten Ausdruck, indem man sich dem Sprachgebrauch anschließt, die ältere Periode noch nicht englisch, sondern angelsächsisch zu nennen, obgleich der Ausdruck „angelsächsisch“ weder sehr gut gebildet ist (da ja die Angeln ein Teil der Sachsen sind), noch aus den Urquellen zu begründen ist.

Hundertschaft bei den Angelsachsen.

Gegen meine Auffassung der Hundertschaft hat Prothero in der Engl. Histor. Review, Bd. 11 (1896), S. 544, eingewandt, daß in England die Hundertschaft erst unter Edgar im 10. Jahrhundert erscheine; sie sei also eine neue, künstlich geschaffene Einteilung.

So merkwürdig es ist, daß die Hundertschaft in den Quellen nicht früher auftritt, so kann ich das doch nur für einen Zufall halten. Daß

eine solche Einteilung einmal künstlich gemacht worden sei, ist höchst unwahrscheinlich; noch mehr, daß das erst so spät geschehen sein sollte. Die alten Königreiche der Heptarchie brauchten doch notwendig zwischen dem Staat und den kleinen Dorfgemeinden ein Zwischenglied. Wohl zerfielen die größeren von ihnen in mehrere Shires, aber das genügt nicht. Diese Shires haben immer noch die Größe der kleineren Königreiche. Die späteren Grafschaften sind entweder solche Königreiche oder Shires, und von da bis zu den kleinsten Ansiedelungen ist der Sprung viel zu groß.

Jenks, in demselben Bande der Hist. Rev., S. 513, „the problem of the hundred", glaubt aus Westgotalag nachweisen zu können, daß in Schweden die haeraed (Hundertschaft) nicht bloß ein Gerichtsbezirk ist, sondern eine Korporation, eine Einheit, die nicht aus einer Anzahl Dörfern zusammengesetzt ist, sondern umgekehrt, eine Einheit, welche durch die Bildung von Dörfern aufgeteilt ist. Ob der Beweis, den Jenks führt, stringent ist, ist mir zweifelhaft, das Ergebnis aber würde genau mit dem meinigen zusammentreffen.

Prothero a. a. O. wendet ferner gegen mich ein, daß der Hundreds ealdor bei den Angelsachsen ein niederer Beamter sei, neben und weit unter dem Ealdorman. Dieser sei auch nicht der Earl des 10. Jahrhunderts, der vielmehr der Repräsentant im ursprünglich selbständigen Königreiche sei. Earls wie Ealdormen seien auch im 10. Jahrhundert nur sehr wenige gewesen.

Diese Tatsachen dürften richtig sein, sind aber nicht geeignet, mich zu widerlegen, sondern zu bestätigen. Sind im 10. Jahrhundert Earls und Ealdormen noch nicht identisch, sondern bestehen nebeneinander, so sind doch die Leute mit dem simplen Namen „Ealdormen" vornehme Großbesitzer, wie sie später allgemein Earls heißen. Wie sollen so vornehme Leute zu dem Namen Ealdormen gekommen sein, wenn sie nicht tatsächlich irgendwie mit den Altermännern der Urzeit, den majores natu, zusammenhingen?

Gab es nun zeitweilig neben den vornehmen Ealdormen das niedere Amt des hundreds ealdor, so habe ich meine Darstellung (Bd. II, S. 28, S. 37, S. 41, S. 324) dahin zu ergänzen, daß die beiden Aeste, in die sich der Urstamm der Altermänner (= Hunni) teilte, der vornehme und der gemeine, nicht geographisch zu trennen sind, sondern daß bei den Angelsachsen beide eine Zeitlang nebeneinder bestanden.

Gesiths und Thegns.

Die Gesiths sind die comites des Tacitus, die Antrustionen der Merovinger. Die Thegns sind die pueri der Merovingerzeit. Ganz wie die vassi sind die thegn allmählich gewachsen und haben die Bezeichnung „Gesith" (Gesithkundman) verdrängt. Das ist vortrefflich dargelegt von Little, Engl. Hist. Rev. No. 16 (Bd. 4, S. 723. 1889.) Wenn Little

aber weiter die Meinung von Stubbs, daß der Titel „Thegn" unter Alfred jedem Besitzer von fünf Hufen gegeben worden sei, verwirft und nur das Umgekehrte gelten lassen will, daß die übliche Ausstattung eines Thegn fünf Hufen betrug, so vermag ich dem nicht zuzustimmen.

Die Fünf-Hufen-Regel.

Die unrichtige Vorstellung von der Bedeutung der Karolingischen Kapitularien über Wehrpflicht hat auch auf die englische Verfassungsgeschichte verwirrend eingewirkt. Noch neuerdings hat Maitland in seinem übrigens höchst wertvollen Buch „Domesday book and beyond" (1897) wieder die Ansicht aufgestellt, daß, so dunkel auch die angelsächsische Kriegsverfassung bei ihrem Untergang sei, man doch als wahrscheinlich annehmen könne, daß die Grafschaften auf je fünf Hufen einen Mann zu stellen hatten.

Round, der schon früher (Feudal England, 1895) in seiner Untersuchung „the introduction of knights service into England" diese Auffassung in allen ihren Grundlagen aufgelöst und zerstört hatte, hat einen anscheinend neuen Belag für die alte Auffassung, den Maitland gefunden zu haben meinte, in der Engl. Hist. Rev. Bd. 12, S. 492 (1897) widerlegt.

Auch ganz abgesehen von dem Schweigen der Quellen lehrt eine einfache sachliche Betrachtung, daß die Fünf-Hufen-Regel eine Unmöglichkeit ist. Die Kriege und Kriegsbedürfnisse waren ja viel zu verschiedenartig für einen solchen einheitlichen Maßstab. Ein Aufgebot zum Abtreiben einer kleinen Wikingerbande, zur Unterdrückung einer Empörung, zur Bestrafung eines räuberischen Einfalles der Walliser, überhaupt ein Teilaufgebot einzelner Grafschaften und ein Gesamt-Aufgebot des Landes zu einem großen Kriege, etwa unter Alfred gegen die angesiedelten Dänen, oder gegen die Schotten, waren immer etwas ganz Verschiedenes: auf 5 Hufen ein Mann bald zu viel, bald viel zu wenig.

Fünftes Kapitel.

Die normannische Kriegsverfassung in England.

1066—1087 Wilhelm I.
1087—1100 Wilhelm II., Sohn des vorigen.
1100—1135 Heinrich I., Bruder des vorigen.
1135—1154 Stephan, Schwestersohn des vorigen.
1154—1189 Heinrich II., Tochtersohn Heinrichs I.
1189—1199 Richard I., Sohn des vorigen.
1199—1216 Johann I., Bruder des vorigen.
1216—1272 Heinrich III., Sohn.
1272—1307 Eduard I., Sohn.

Ganz anders als wir sie auf dem Kontinent kennen gelernt haben, gestaltete sich die Kriegsverfassung in dem neuen anglo-normannischen Königreich.

Herzog Wilhelm, dem die Geschichte den Beinamen des Eroberers gegeben hat, hat doch nicht unter diesem Titel die Krone von England in Besitz genommen. Er präsentierte sich vielmehr den Angelsachsen als Verwandter ihres letzten angestammten Königs, Eduard des Bekenners, und vielleicht auch noch von diesem designiert, für die gesetzmäßige Königswahl, da ein erwachsener Erbe nicht vorhanden war; Graf Harald, der zuerst gewählt worden war, habe dazu kein Recht gehabt, da er ein Jahr vorher Wilhelm das eidliche Versprechen gegeben, sich nicht um die Krone zu bewerben. Wilhelm trat also nach seinem Siege die Regierung an unter der Fiktion der legitimen Thronfolge. Nichts nahm er in Besitz kraft Kriegsrechts, als Eroberer, sondern konfiszierte nur die Güter der Familie Haralds und seiner Anhänger als des ver-

fallenen Besitztums von Rebellen. Die großen Earls des Nordens, die Harald zur Entscheidung keine Heeresfolge geleistet hatten, empörten sich nachträglich, wurden ebenfalls niedergeworfen und vermehrten durch ihre Güter die Besitzmassen des Königs. So vereinigte Wilhelm das Prinzip der Legitimität mit der Praxis der Eroberung und verteilte von dem durch die Confiscationen zusammengebrachten Besitz einen großen Teil an etwa 300 seiner kriegerischen Gefolgsleute, von denen etwa 40, die Lords oder Barone nach der späteren Bezeichnung,[1]) sehr große Besitzungen erhielten, mit der Verpflichtung, dem König davon ihrerseits Ritter zu stellen. Die Zahl dieser Dienste (servitia debita), eingeschlossen diejenigen, zu denen die hohen Geistlichen verpflichtet wurden, betrug im ganzen gegen 5000, mehr gewiß nicht, eher weniger. Diese Dienste zu leisten, setzten die Barone ihrerseits Untervasallen an, ohne daß jedoch die Zahl der Afterlehen die Zahl der Dienste zu decken brauchte, denn der Baron konnte ebensowohl Ritter an seinem Hofe unterhalten, ohne sie anzusiedeln, als sie auch erst im Augenblicke des Bedarfes anwerben; sie heißen, die vom Herrenhof erhaltenen (super dominium). Es kam aber auch umgekehrt vor, daß weltliche sowohl wie geistliche Herren aus mancherlei Gründen mehr Ritter ansetzten, als sie dem König zu stellen verpflichtet worden waren.

Ein Baron, der 60 Ritter aufzubieten hatte, gehörte schon zu den mächtigsten unter den Earls.

Die großen Kronvasallen waren ausschließlich Normannen, unter den kleineren finden sich eine Anzahl sächsischer Namen, unter den Aftervasallen ziemlich viele, indem sächsische Thane sich mit den Siegern vertrugen und in ihre Dienste traten. An Sachsen (auch Dänen) und Normannen zusammen wird die Zahl der belehnten Krieger in England unter Wilhelm etwa 5000 betragen haben[2]), von denen etwa ein Viertel auf die alte Bevölkerung, drei

[1]) Lord ist eine angelsächsische Bezeichnung und bedeutet wörtlich Brotgeber. Der Titel „Baron" ist mit der Eroberung nach England gekommen, bedeutet dasselbe wie homo, Vasall und wurde ursprünglich wohl auf alle vom König direkt Beliehenen bezogen, allmählich auf die großen unter ihnen eingeschränkt, von denen die allergrößten den Earls-Titel erhielten.

[2]) Die Zahl der servitia debita, die durch Nicht-Angesiedelte gedeckt wurden, und die Zahl der über die servitia debita hinaus Angesiedelten hat sich also ungefähr ausgeglichen, so daß beide Mal die Zahl 5000 erscheint. Vgl. unten.

Viertel, also 3000 bis 4000, auf die von dem Eroberer angesiedelten, französisch sprechenden Ritter entfallen mögen, nicht, wie später gefabelt und auch jetzt noch zuweilen wiederholt wird, 60 000, oder wie andere gemeint haben, 32 000. Neben den belehnten Normannen wird noch eine ziemliche Zahl unbelehnt im Dienste des Königs oder eines der Großen im Lande geblieben sein, auch mit diesen bleibt die Zahl der Krieger, die imstande waren, ein so großes, von einem ehemals sehr kriegerischen Volk besiedeltes Land mit einer Bevölkerung von 1 800 000 Seelen nicht nur zu erobern, sondern auch dauernd zu behaupten, sehr klein.

Mit der Zeit wuchs die Zahl der belehnten Ritter um einiges. Als unter des Eroberers Urenkel, Heinrich II., im Jahre 1166 eine Zählung veranstaltet wurde, stellte sich heraus, daß die Zahl der belehnten Ritter gegen 6400 betrug. Sowohl die weltlichen wie die geistlichen Magnaten hatten soviel Gefolgsleute mit Lehen begabt, daß sie meist mehr davon hatten, als ihnen einst der Eroberer an Gestellungs-Rittern auferlegt. Der Grund war wohl weniger, daß sie um ihrer Macht willen mehr Krieger zur Verfügung zu haben wünschten, denn die hätten sie sich ja auch an ihrem Hofe halten können, und es zeigt sich, daß gerade in der Zeit der Bürgerkriege unter König Stephan wenig neue Ritterlehen geschaffen worden sind. Der Grund wird vielmehr darin zu suchen sein, daß der belehnte Ritter ein vornehmerer Mann war; die Barone schufen sich also durch Afterlehen, indem sie Stücke ihres Besitzes opferten, eine sozial höher stehende, ihrem Glanz und ihrem Ehrgeiz zugute kommende Gefolgschaft und belohnten hervorragend Verdiente unter ihren Getreuen, eine Belohnung, deren ganze Bedeutung man erst ermißt, wenn man sich klar macht, daß es sich nicht bloß um eine materielle Entlohnung handelt, sondern daß dieser Lohn erst die Gründung einer Familie ermöglicht, die dem am Hofe des Herrn lebenden Kriegsmanne versagt ist. Bei den kirchlichen Würdenträgern ist noch überliefert, daß sie das Kirchengut aus Nepotismus in Lehnsvergabungen verschleudert hätten, um sich Verwandten oder Freunden gefällig zu erweisen.

Irgend ein bestimmtes Größenmaß für ein Ritterlehen, etwa 5 Hufen oder sonst wie, gab es nicht. Ebensowenig war die Kriegslast nach irgend einem Maßstab auf die Grafschaften repar-

tiert. Nur ganz im allgemeinen legte der König in runden Zahlen, durch zehn oder durch fünf teilbar, den großen Lehnsträgern nach ihrem Besitz gewisse Gestellungen auf, und die einzelnen direkt oder indirekt belehnten und angesiedelten Ritter hatten Besitzungen von der allergrößten Verschiedenheit, bis zu Parzellen herab. Wenn in späterer Zeit der Satz aufgestellt ist, daß ein Ritterlehen gleich 20 £ jährlichen Ertrags anzusetzen sei, so war auch das nicht viel mehr als eine Theorie.[1])

Die großen Besitzungen, die der Eroberer verlieh, lagen nicht beisammen, sondern durch das Königreich zerstreut, offenbar in der bewußten Absicht, das Zusammenwachsen zu geschlossenen Fürstentümern zu verhindern, wie es auf dem Kontinent geschah. Trotz der Existenz der großen Barone waren vermöge dieser Praxis die normannischen Könige in England dauernd in der Lage, die Grafschaften durch Beamte, die Sheriffs, verwalten zu lassen. Das Amt wurde nicht Lehen; der Name Earl wurde zum bloßen Titel. Wohl näherten sich unter dem Enkel des Eroberers, König Stephan, die Zustände einmal denen des Kontinents; die Barone erwarben die obrigkeitlichen Rechte und die Aemter, bauten Burgen, schlugen Münzen, führten Privatfehden, aber der Nachfolger Stephans, Heinrich II., der erste Plantagenet, konnte das alles noch wieder unterdrücken, die Burgen schleifen und die strenge königliche Autorität herstellen. Es ist nicht bloß die kluge Verteilung des Großgrundbesitzes, die dem Königtum dauernd die Ueberlegenheit gibt, sondern vor allem der nationale Gegensatz zwischen der Ritterschaft und dem Volk, der einen Zusammenschluß gegen das Königtum verhinderte. Als „rohe Emporkömmlinge, beinahe verrückt geworden durch ihre plötzliche Erhebung, meinend, daß sie tun könnten, was sie wollten", schildert uns Ordericus Vitalis noch im nächsten Jahrhundert den neuen Herrenstand in England. Gegen die Tyrannei dieser fremden Herren hatte das Volk keine andere Zuflucht als zum Königtum, und Generationen währte es, bis die beiden Elemente zu einem neuen Volkstum verschmolzen; die Hofsprache blieb das Französische bis gegen das Ende des Mittelalters. Auf diesem Boden konnte sich der Earl

---

[1]) Pollock und Maitland, The history of the English law before the time of Edward I. 2. Aufl. 1898. I, 236.

nicht zum landschaftlichen Fürsten auswachsen, wie auf dem Kontinente, und es bleibt also bei dem Zustand, daß die Grafschaften von Beamten verwaltet werden, die Krieger aber einen Ritterstand bilden, der lehnrechtlich aufgebaut ist.

Nach dem, was wir in den früheren Kapiteln dieses Werkes erfahren haben, hätte dies eine völlig unbrauchbare Kriegsverfassung gegeben. Denn ein Ritterheer kann weder durch Beamte aufgestellt werden, noch durch Barone, deren Besitzungen nicht beieinanderliegen. Beamte haben nicht die intime persönliche Beziehung zu dem einzelnen Krieger, die die Qualität verbürgt. Barone können ein Aufgebot nur stellen, wenn sie die Lieferungen, Leistungen und Fuhren ihrer Güter zur Hand haben.[1]) Auch die fränkischen Grafen waren ursprünglich bloße Beamte gewesen, das innere Naturgesetz des Kriegertums aber hatte sie in Feudalherren verwandelt, vermöge welcher Eigenschaft sie mit den Mitteln der Grafschaft zuverlässige Krieger stellten. Nur an den Grenzen, wo es ganz unvermeidlich war, gegen die Schotten und die Walliser hatte Wilhelm der Eroberer die Bildung solcher geschlossenen Grafschaften nach Art der kontinentalen, „Palatinate“ genannt, zugelassen, aber auch diese Palatinate waren wieder aufgelöst worden.

Indem die normannischen Könige in England das öffentliche Amt (Sheriff) und die Baronie von einander getrennt hielten, verhinderten sie die Einführung der kontinentalen Feudalität in England, hoben jede Selbständigkeit der einzelnen Landschaften auf, schufen ein großes, streng zentralisiertes Königreich — und erhielten dennoch das auf qualifizierten Einzelkämpfern beruhende Kriegswesen ihrer Epoche, indem sie ein ganz neues Element einfügten: das Geld, den Sold, die Steuer.

Wohl verlangte Wilhelm ursprünglich, daß seine Vasallen ihm kraft Lehnsaufgebots zuzögen und die großen unter ihnen eine für jeden bestimmte Anzahl von Aftervasallen mitbrächten,

---

[1]) In der Schlacht bei Lincoln (1141), wo König Stephan gefangen wurde, hatte er einige Earls auf seiner Seite, die wohl große Namen trugen, aber nur wenig Mannschaft bei sich hatten. Eine Quelle, Gervasius von Canterbury, nennt sie „ficti et factiosi comites“; sie hatten zu den Grafschaften, nach denen sie betitelt waren, keine andere Beziehung, als daß ihnen ein Drittel der Gefälle zukam. (Oman S. 393.) Da wird es wohl weniger böser Wille, als Mangel an Vermögen gewesen sein, weshalb sie den König nicht besser unterstützten.

aber sehr bald stellte sich diese Methode als unpraktisch oder unausführbar heraus. Schon Wilhelm selbst bot im Jahre 1084 bei einem Däneneinfall nicht die Vasallenschaft auf, sondern schrieb eine Steuer aus, sechs Schillinge auf jede Hufe, und stellte dafür Söldner ins Feld. Auch von seinem Sohne Heinrich I. wird berichtet, daß er seine Kriege mit Söldnern führte,[1]) und von Heinrich II. berichtet die Chronik,[2]) der König habe Söldner ins Feld geführt, weil er seine Ritter, Bürger und Bauern nicht belästigen wollte (**nolens vexare agrarios milites nec burgensem nec rusticorum multitudinem . . . . duxit solidarios vero milites innumeros**), und das bestätigt sein Schatzmeister, Richard Fitz-Real in seiner Anweisung für Schatzverwaltung, wo es heißt „**mavult enim princeps stipendiarios quam domesticos bellicis apponere casibus**".[3])

So ist es gekommen, daß, als der Eroberer gegen Ende seiner Regierung (1086) das große Kataster seines Königreichs, das Domesday-Book anfertigen ließ, darin wohl aller nutzbare Besitz an Grundstücken, Mühlen, Wäldern, Fischteichen, und alle Einwohnerschaft nach Ständen, nicht aber die Kriegs-Verpflichtung aufgezeichnet wurde. Das schien in einem Feudalstaat so unglaublich, daß sogar die Meinung entstehen konnte, unter dem Eroberer habe das Lehnsrittertum tatsächlich noch nicht bestanden, sondern sei erst unter seinen Nachfolgern eingeführt worden. Diese Auffassung konnte bald als ein Irrtum dargetan werden, und nachdem wir uns klargemacht haben, wie Lehnskriegertum und zahlenmäßige Musterung zwei Begriffe sind, die sich kaum miteinander in Beziehung setzen lassen, nimmt es uns auch weniger Wunder, daß der Eroberer die Kriegslast in sein Kataster überhaupt nicht aufnehmen ließ.

Lehnswesen und Vasallität erlangten also in England eine ganz andere Bedeutung als auf dem Kontinent. Der Eroberer bringt allerdings für Grund und Boden den Lehnsbegriff zur allerschärfsten Anwendung: er faßt sich selbst als den Obereigentümer des ganzen Landes auf: es gibt seitdem keinen Grundbesitz in

---

[1]) Stubbs, Const. Hist. 2. Aufl. Bd. I, S. 434.
[2]) **Robert de Monte** z. J. 1159. cit. Stubbs S. 588.
[3]) **Dialogus de scaccario**, geschrieben 1178/79. Cit. Stubbs S. 588.

England, den der Inhaber nicht von einem Verleiher hat. Aber diese Lehnshoheit macht sich nur geltend im Besitzrecht, im Erbrecht und den dem Herrn zustehenden Befugnissen und Gebühren. Der eigentliche Inhalt, der Kriegsdienst, wird erst ergänzt und endlich abgelöst durch Steuern.

Bis in die Zeit der Eduarde (Eduard I., 1272—1307, ist der Urenkel Heinrichs II.) zieht sich das Neben- und Durcheinander von Feudal-Aufgebot und Söldnertum hin. Die Magna Charta (§ 51) verbot die Söldner, das gewaltige und gefährliche Machtmittel in der Hand der Könige.[1] Es kam vor, daß große Barone den Sold ablehnten, weil sie erkannten, daß ihre politische Position dem König gegenüber auf der feudalen Natural-Leistung des Kriegsdienstes beruhe[2]) — aber die Natur der Dinge war stärker als diese politische Reflexion, und das Söldnertum behielt die Oberhand.

Von Anfang an war es zweifelhaft gewesen, wie weit sich die Kriegspflicht des Lehnsmanns erstreckte. Karl der Große hatte einen fränkischen Grafen an der Loire mit seiner Mannschaft zu einem monatelangen Feldzug auf eigene Kosten jenseits der Elbe befehligen können, weil der Graf in seiner Mittelstellung zwischen Senior und Beamten die Mittel der ganzen Grafschaft hatte heranziehen dürfen. Von dem englischen Baron konnte der König unmöglich verlangen, daß er ihm auf eigene Kosten seine Ritter auf unbestimmte Zeit, etwa für einen Krieg auf dem Festlande, stelle. Bald wurde in England wie auf dem Kontinent als Regel betrachtet, daß der Vasall 40 Tage auf eigene Kosten zu dienen habe, aber ob auch jenseits des Kanals, blieb streitig und ist von den Baronen direkt verweigert worden.[3]) Ein auf sechs Wochen beschränkter Krieg konnte überhaupt nichts anderes als eine Nachbarfehde sein. Nur bei Unruhen, Raub-Einfällen, Grenzfehden mit den Schotten oder Wallisern wurde also der Lehnsdienst im

---

[1]) § 51. Et statim . . . amovebimus de regno omnes aliegenas milites, balistarios, servientes, stipendiarios, qui venerint cum equis et armis ad nocumentum regni.

[2]) Morris, The welsh wars of Edward I, 158 und passim.

[3]) Pollock und Maitland I, 233 führen aus, daß die Regel der 40 Tage wohl schwerlich je eine gesetzliche Kraft gehabt, sondern immer nur eine Theorie geblieben sei. Johann von England verlangt einmal 80 Tage. Neuerdings hat Guilhiermoz Essai sur l'origine de la noblesse française wahrscheinlich gemacht, daß Heinrich II. von England es gewesen sei, der die Regel der 40 Tage eingeführt hat.

strengen Sinne des Worts wirklich in Anspruch genommen, sonst aber wurde er abgelöst durch eine Geldzahlung. Den Uebergang bildete, daß, analog den Bestimmungen der karolingischen Kapitularien, mehrere Ritter zusammen einen ausrüsteten und aussandten.

Im Jahre 1157 machte Heinrich II. eine Expedition (maximam expeditionem) gegen Wales, zu der je zwei Ritter einen dritten ausrüsteten, „duo milites de tota Anglia tertium pararent".[1]) Im Jahre 1198 fordert Richard I., daß je neun Ritter einen zehnten für den Feldzug in der Normandie ausrüsteten.[2]) 1205 forderte Johann dasselbe.[3]) Unter Heinrich III. wurde im Jahre 1230 gefordert, daß von je zwei Pflug Landes ein Mann auf 40 Tage auf Kosten der Ortschaft gestellt werde. Aehnliche Forderungen werden noch mehrmals unter Heinrich III. gestellt.[4]) Alles das mußte in der Praxis auf Ablösung und Werbung hinauskommen.

Bei der Abtei St. Albans können wir die Entwickelung bis ins einzelne verfolgen.[5]) Der Abt hatte sechs Ritterlehen; jedes dieser Lehen war geteilt unter mehrere Untervasallen. Wenn der König sein Heer aufbot, traten die verschiedenen Teilhaber jedes Lehens zusammen und stellten einen Ritter. Zuweilen taten sie es, indem sie einen Ritter oder zwei Sergeanten in Sold nahmen, zuweilen wählten sie einen aus ihrer eigenen Zahl aus für die Dienstleistung und gaben Beiträge für seine Ausstattung und seinen Unterhalt. Eine ähnliche Einrichtung scheint bei den Rittern von Malmesbury bestanden zu haben.

Von Heinrich II. an finden wir die, jedenfalls schon viel ältere[6]) Einrichtung der „Schildgelder" (scutagia) direkt bezeugt. Es trifft nicht ganz zur Sache, sie als eine einfache „Ablösung" der Dienstpflicht durch Geld zu bezeichnen, sodaß jeder einzelne Baron oder Ritter jedesmal die Wahl gehabt hätte, entweder einem Aufgebot Folge zu leisten oder eine bestimmte Summe zu zahlen.

---

1) Rob. de Monte cit. Stubbs Const. Hist. I, 455.
2) Pollock und Maitland p. 234.
3) Stubbs Const. Hist. I, 590.
4) Gneist, Engl. Verf.-Gesch. S. 289 Anmk. nach einem Manuskript in der Cotton Library.
5) Pollock und Maitland II, 252.
6) Pollock u. Maitland I, 246.

Vielmehr hielten die Könige den Grundsatz fest, daß, wer einem Aufgebot nicht folge, sein Lehen verwirkt habe, und von dieser Strafe hatte man sich frei zu kaufen um eine im Schatzamt festzustellende Summe. Die Auseinandersetzung über die Lehnspflicht geht über in den Begriff der allgemeinen Steuer. Im einzelnen ist noch manches dunkel. Es fragt sich, wie viel und an wen der Untervasall zahlt, wenn der Herr nicht auszieht. Aber die Zweifel darüber können wir hier auf sich beruhen lassen: das für die Kriegsverfassung wesentliche ist der Ersatz des persönlich geleisteten Dienstes durch eine Geldzahlung, die wiederum zur Anwerbung und Unterhaltung von Soldrittern dient.[1])

Die kriegerische Bedeutung des Großgrundbesitzes manifestiert sich also von nun an in der Art, daß in diesem Stande der kriegerische Geist durch Ueberlieferung, Erziehung und Uebung sich forterbt und infolgedessen in ihm das Material für die Anwerbung geboten wird. Nicht kraft Aufgebots durch den Senior, sondern vermöge des eigenen Entschlusses um den Sold zieht der englische Ritter ins Feld und erhält sich dadurch die kriegerische Tradition und Tüchtigkeit. Auf dem Continent wird der Graf Vasall des Königs und bietet als solcher wieder seine Lehnsritter auf; oft schieben sich da sogar noch Zwischenstufen ein, der Herzog über, der Bannerherr unter dem Grafen. In England schwindet der Unterschied zwischen den Baronen (tenentes in capite) und ihren Aftervasallen (subtenentes) bis auf den bloßen Quantitäts-Unterschied der größeren und kleineren Besitzer. Das Statut Quia emptores 1292 schreibt vor, daß bei jeder Lehnsveräußerung der neue Erwerber unmittelbar Vasall der Krone wird, womit die feudalen Zwischenstufen auch staatsrechtlich ausgeschaltet werden. Militärisch aber setzt sich die ursprüngliche Vasallität mit Großgrundbesitz dahin um, daß die Barone als Condottieri die Werbung in die Hand nehmen. Der Graf des Kontinents führt seine Ein-

---

[1]) Die Umsetzung der persönlichen Leistung in Geld war, wie Pollock und Maitland I, 255 vermuten, die Ursache der sonst unerklärlich erscheinenden Reduktion der Matrikel. Im Jahr 1277 bekannten sich die Geistlichen, die 1166 784 Ritter zu stellen hatten, nur noch zu kaum 100; ähnlich die großen Earls. Die Zahlung für den einzelnen Ritter war aber in demselben Maße etwa erhöht. Anders erklärt diese Reduktion freilich Morris, The Welsh Wars of King Edward I. Er meint S. 45 f., die Reduktion in der Zahl der zu Stellenden sei die Kompensation für die Verlängerung der Dienstzeit um das Mehrfache der üblichen 40 Tage.

fassen auch ins Feld; der englische Sheriff führt sie nur, wenn der Landsturm aufgeboten wird, ins Feld aber führen die Barone, die den Namen, die Persönlichkeit und die Mittel zur ersten Ausrüstung und den ersten Vorschüssen haben, die von ihnen angeworbenen Krieger, Ritter und Knechte, gemäß dem mit dem König getroffenen Abkommen und gegen dessen Sold.

Das eigentliche Feudal-System beruht auf der reinen Naturalwirtschaft; die Abart, wie sie sich in England unter den Normannen-Königen und ihren Nachfolgern, den Plantagenets, bildete, beruht auf der Kombination von Naturalwirtschaft und Geldwirtschaft, insofern der Kern des Kriegertums, der Ritterstand sozial auf Ausstattung mit Land basiert und dadurch erhalten, das aktive Heer aber mit Geld zusammengebracht und erhalten wird. Eine wirtschaftliche Abwandlung, die in Europa eingesetzt hatte, ermöglichte den englischen Königen die Einführung dieses Verfahrens. Es zeigen sich eben damals die ersten Anfänge einer wieder beginnenden Geldwirtschaft auf Grund einer erheblichen Vermehrung des Edelmetalls. Diese Vermehrung der umlaufenden Gold- und Silbermenge, auf die wir in dem Kapitel über das Söldnerwesen zurückkommen werden, zeigt bemerkenswerterweise ihre erste Rückwirkung auf die Kriegsverfassung nicht da, wo die Natur diese Schätze bereitgelegt und gespendet hat, auf dem Kontinent, sondern da, wo die politische Entwickelung es ermöglichte, davon Gebrauch zu machen, in England, dem auf dem Handelswege davon ein Teil zuströmte. Der Verkehr war im 11. Jahrhundert bereits recht bedeutend; es ist die Zeit, wo die Städte in Deutschland sich zum erstenmal unter Heinrich IV. als politische Macht bemerklich machen. Köln stand mit England in lebhaftem Austausch, ebenso die flandrischen Städte. Der englische Chronist Heinrich von Huntingdon (ca. 1155) berichtet, daß England nach Deutschland Blei, Zinn, Fische, Fleisch, Vieh, Wolle und Pechkohle ausführe; für diese Gegenstände des allgemeinen Konsums empfing es von Deutschland Silber.[1] Auf dem Kontinent war noch keine politische Zentralmacht, die stark genug gewesen wäre, sich der Umlaufsmittel für ihre Zwecke zu bemächtigen. Die

[1] Cunningham, The growth of english industry and commerce. 3 Aufl. I, S. 196.

Völker waren es nicht mehr gewöhnt, sich Steuern auflegen zu lassen. Nur die äußerste Gewalt, die furchtbaren Wikinger, hatten zuweilen von ganzen Landschaften und Ländern Brandschatzungen erzwungen, die durch allgemeine Beiträge aufgebracht wurden. Mehr noch als der Kontinent hatte England von diesen wilden Gesellen gelitten und das „Dänengeld“, sie abzufinden, hatte dort zeitweilig den Charakter einer regelmäßigen Steuer angenommen. Als König Knut England beherrschte, hatte er seine Hauskerle regelmäßig besoldet und im Winter einquartiert. An die Gewohnheit des Dänengeldes, obgleich es zwischendurch abgeschafft war, konnte Wilhelm der Eroberer anknüpfen, als er Steuern ausschrieb, und die königliche Gewalt seiner Nachfolger war stark genug, allmählich ein ganzes Steuersystem auszubilden. Denn diese Könige waren die Rechtsnachfolger der alten angelsächsischen Volkskönige; sie potenzierten aber deren Gewalt dadurch, daß sie den Begriff der Feudalherrschaft, den sie mitbrachten, darauf pfropften. Der englische König war jetzt zugleich Haupt der Nation und Obereigentümer des gesamten Grund und Bodens. Das angelsächsische Volkskönigtum war beschränkt durch die Witan; das kontinentale durch die Immunität der großen Vasallen und das Erblichwerden der Grafschaften, das englische Königtum durch keines von beiden. An die Stelle der Witan trat wohl der Rat (consensus) der Barone, aber deren Macht hatte in England, wie wir sahen, weder tiefe noch weite Wurzeln. Indem das normannisch-französische Recht, das die Herren mitbrachten und in dessen Vorstellungskreis sie lebten, über das angelsächsische Landesrecht gelagert wurde, stand es bei Konfliktsfällen in der Macht des Königs, zu entscheiden, wonach gerichtet werden sollte. So regiert das Königtum als Zentralmacht die Grafschaften durch seine Sheriffs, gibt die Gesetze, läßt Grund-Kataster für das ganze Reich aufnehmen, damit es Steuern umlegen kann, verhängt Bußen und verleiht Gnaden nach eigenem Ermessen. Nach jedem Todesfall wurden bei der Lehnserneuerung Gebühren erhoben, die ganz willkürlich festgesetzt wurden. Der König nahm die Vormundschaft über alle minorennen Inhaber von Lehen in Anspruch und nutzte sie für sich aus; er verheiratete die Erbtöchter nach seinem Gutbefinden. Ein System von Polizeibußen (amerciaments) wurde ausgebildet

von solcher Schärfe, daß man es wohl nicht mit Unrecht mit dem disziplinaren Moment der Militärmacht, die das Land occupierte, in Verbindung gebracht hat. Indem man die Strafen nach dem Vermögen der Uebertreter abstufte, konnte man auch für geringe Vergehen, bloße Formal-Versehen, sehr hohe Strafsummen verhängen. Kein kontinentaler Herrscher hätte so mit seinen Untertanen, seinen vornehmen Vasallen umgehen oder hätte auch nur ein Domesday-Book anlegen lassen können. Die Sheriffs bekamen die Steuereingänge ihrer Grafschaften in Generalpacht. Genügten alle die regelmäßigen Gefälle, die Schildgelder, Gebühren und Bußen nicht, so wurden „Hülfen" und Steuern ausgeschrieben von $1/9$, ja $1/4$ des beweglichen Vermögens.[1]) Die Exekution gegen säumige Zahler beschränkte sich nicht aufs Vermögen: König Johann, der jüngste Sohn Heinrichs II., ließ einem Juden, der nicht zahlen wollte, täglich einen Zahn ausziehen: als er den siebenten los war, zahlte er die 10 000 Mark, die man von ihm verlangte.

Die Summe ist also: die englischen Könige trieben Geldsteuern ein und schufen vermöge dieses Geldes ein besonderes Kriegswesen, weil sie vermöge der Eroberung die despotische Gewalt hatten, die dazu gehörte, den furchtbaren Druck, der nötig war, um die für Söldnerheere erforderlichen Mittel, die sehr groß sind, aus dem Volke herauszupressen.

Schon unter Heinrich I., dem jüngsten Sohn des Eroberers, hören wir die lauten Klagen über Bedrückungen und Erpressungen und feierliche Versprechungen der Besserung. Heinrich II. traf gewisse Maßnahmen, zwar nicht die Lasten als solche zu erleichtern, aber die schärfste Kante, die Willkür bei der Veranlagung und Abschätzung, einzuschränken, namentlich durch die Einsetzung von Geschworenen-Kommissionen neben seinen Beamten. Einmal setzte er auch sämtliche Sheriffs ab. Als Richard I. im Jahre 1198 forderte, daß dreihundert englische Ritter ihm ein ganzes Jahr lang jenseits des Kanals dienten, oder daß die Ritterschaft so viel zahle, um jene Schar unterhalten zu können, drei Schillinge täglich für den Mann, erklärte man die Forderung für unerschwinglich.[2]) 300 Ritter scheint

[1]) 1294 bewilligt der Klerus $1/2$, die Earls, Barone und Ritter $1/10$, die Städte $1/6$.
1295 der Klerus $1/10$, der Adel $1/11$, die Städte $1/7$.
1307 wurde $1/15$ bewilligt; das machte auf ganz England 40 000 £.

[2]) Stubbs, Select Charters p. 255 nach Roger v. Hoveden.

ja noch eine sehr bescheidene Zahl; die dafür nötige Summe betrug 328 500 Schillinge oder 16 425 £, und das war sehr viel. Unter Richards Bruder und Nachfolger Johann entsprangen schließlich hieraus die berühmten Verfassungskämpfe und die magna charta. Trotz der Erfolge, die die Baronie in diesen Kämpfen zeitweilig erfocht, blieb doch das Eine bestehen: das streng zentralisierte Gouvernement, das die Verwaltung in der Hand hielt und Geldsteuern, sei es nach Gutdünken, sei es mit Zustimmung der Stände erhob und mittelst dieser Steuern Heere von Soldrittern und gemeinen Kriegern ins Feld stellte.

Die Mischung von Söldnertum und Rittertum in der englischen Kriegsverfassung drängt den Lehnsbegriff bald ganz zurück. Wären nicht die fortwährenden Kriege gewesen, die aus der Verbindung der englischen Krone mit großen französischen Lehen entsprangen (Normandie, Bretagne, Poitou, Gascogne), so wäre die normannische Ritterschaft auf dem Boden der britischen Insel wohl sehr schnell in einen friedsamen Großgrundbesitzerstand übergegangen. Die Kriege aber, in die der Verdienst des hohen Soldes lockte, erhielten die kriegerische Tradition, obgleich die scharfe Kontrolle, die dem ursprünglichen Begriffe gemäß das Kriegerlehen nur an den wirklichen Krieger übergehen läßt, fehlte.

Die Verwischung des eigentlichen Kriegslehns-Begriffs hat sich so schnell vollzogen, daß wir bereits unter dem Urenkel des Eroberers, dem Sohn seiner Enkelin Mathilde, Heinrich II. ein Gesetz finden, das kaum noch eine Spur von Feudalität enthält und die Kriegsverfassung rein auf den Begriff der bürgerlichen Miliz der Besitzenden aufbaut.

Die Wehrordnung oder Assisa de armis habendis in Anglia vom Jahre 1181 schreibt vor, daß, wer ein Ritterlehen besitze, Panzer, Helm, Schild und Lanze haben solle; wer an Vieh oder sonstigem mobilen Vermögen mehr als 16 Mark besitze, dasselbe; wer mehr als 10 Mark, eine Halsberge, Eisenhaube und Lanze; alle anderen freien Männer Wämser, Eisenhauben und Lanzen. Niemand soll diese Waffen auf irgend eine Weise veräußern und die Vormünder sollen sie etwaigen unmündigen Erben aufbewahren, bis sie dienstfähig sind. Die reisenden Richter sollen durch Geschworene die Leute in die verschiedenen Klassen einschätzen

lassen, ihnen diese Bestimmungen auf den Grafschaftsversammlungen vorlesen und sie darauf vereidigen. Wer zur Grafschaftsversammlung nicht kommt, soll nach Westminster, also an den königlichen Hof selbst beschieden und dort gewiesen und vereidigt werden. Die Richter sollen allenthalben verkünden, daß, wenn jemand sich die vorgeschriebenen Waffen nicht hält, der König sich nicht mit einer Buße zufrieden geben, sondern daß es um Leib und Leben gehen wird.

Ein Erlaß des Königs Johann vom Jahre 1205 schreibt vor, daß bei einem feindlichen Einfall jedermann auf die erste Nachricht bewaffnet zur Abwehr herbeieilen soll. Ein Landbesitzer, der, ohne durch Krankheit entschuldigt zu sein, nicht kommt, soll für alle Zeit für sich und seine Erben seinen Besitz verlieren; Nichtbesitzer sollen mit ihren Nachkommen in Knechtschaft verfallen und eine Kopfsteuer von vier Denaren jährlich zahlen. Niemand darf sich wegen Armut dem Aufgebot entziehen, denn sobald es beisammen ist, wird es auf des Königs Kosten verpflegt werden. Die Sheriffs und Balliven sollen diese Vorschrift allenthalben auf den Märkten und Jahrmärkten bekannt machen und bei eigener Verantwortung jeden, der sich dem Aufgebot entzieht, dem König melden.

Eine neue Wehrordnung Heinrichs III. vom Jahre 1252 knüpft an die Vorschriften Heinrichs II. von 1181 an, geht aber auch weit über diese hinaus. Während Heinrich II. ausdrücklich nur die Bewaffnung aller Freien vorschrieb, zieht Heinrich III. alle heran vom 16. bis zum 60. Jahr (cives burgenses, libere tenentes, villanos et alios); während Heinrich II. nur drei Klassen unterschied, werden jetzt fünf gemacht; von der obersten wird der Dienst zu Pferde verlangt; die vorletzte Stufe sollen neben Schwert und Dolch Bogen und Pfeil führen; die letzte Stufe, die kleinsten Parzellenbesitzer oder Besitzer von mehr als 40 Schilling Mobilien brauchen nur Sensen, Dolche, Messer und dergleichen kleine Waffen zu haben. Konstabler und Oberkonstabler sollen diesen Aufgeboten vorgesetzt sein.

Diese Verordnungen dürfen uns als Beispiel dienen, wie wenig man sich auf Gesetze, selbst wenn sie wie hier im Original-Wortlaut enthalten sind, verlassen darf, wenn man die historische

Wirklichkeit kennen lernen will. Zwar bilden die **assises of arms**, die Grundlage für die noch heute bestehende englische Miliz, aber sowohl in der älteren wie in der neueren Kriegsgeschichte hat diese kaum je eine Rolle gespielt. Trotz der überstrengen Strafen sind die mittelalterlichen Verordnungen niemals auch nur annähernd ausgeführt worden: die Aufgabe, die Klassen zu bilden, die Listen anzulegen, die Anschaffung der Waffen zu erzwingen und zu kontrollieren, war viel zu mühselig und zu schwer, der militärische Wert aber, selbst bei bester Ausführung viel zu gering. Die wirklichen Kriege sind, wie wir bereits gesehen haben, von ganz anders organisierten Truppen geführt. Während der von Heinrich III. verordnete Landsturm der Männer vom 16. bis zum 60. Jahre viele Hunderttausende hätte ergeben müssen, werden die entscheidenden Schlachten auch der nächsten Epoche noch von wenigen Tausenden geschlagen.

Gneist hat die Einteilung des ganzen englischen Volkes in die fünf Klassen der Wehrpflicht mit abgestufter Bewaffnung mit den fünf Klassen der alten römischen Centurien-Ordnung verglichen. Die äußere Aehnlichkeit springt in die Augen: die Hauptsache aber ist, daß man sich den Unterschied klarmacht, daß es sich nämlich bei den Römern (obgleich selbst hier bereits Zweifel entstanden sind) um eine wirkliche und brauchbare Aushebungs-Ordnung für ein diszipliniertes Heer, bei den Engländern um einen unbrauchbaren, fast nur auf dem Papier bestehenden Landsturm handelte, neben dem das wirkliche Kriegertum nebenherging.

So gering also die praktische Bedeutung dieser Wehrordnungen gewesen ist, so ist ihre Kenntnis für uns doch sehr wichtig, zunächst als Dokument, wie geringwertig solche unorganisierten Massenaufgebote sind, dann aber namentlich als Analogie für die ähnlichen, uns aus den früheren Zeiten des Mittelalters bekannten Bestimmungen bei den Westgothen und Franken. Man weiß nicht sicher, was der Name „Assisen" eigentlich bedeutet, wahrscheinlich ist es eine Abkürzung von „**sententia assisa**" „Festsetzung"; Stubbs[1]) nennt sie einfach „Kapitularien", im Sinne der karolingischen, was sie auch sind. Ich schließe den Wortlaut hier an,

[1]) Constitutional History of England I. 573.

um die Vergleichung zu erleichtern. Wie sehr haben die karolingischen Kapitularien die gelehrte Forschung in die Irre geführt und welche Mühe haben wir aufwenden müssen, ihre Bedeutung auf das rechte Maß zurückzuführen, weil es erst klarzumachen galt, daß der Buchstabe mittelalterlicher Gesetzgebung und das wirkliche Leben sich nicht nur nicht decken, sondern geradezu miteinander in Widerspruch stehen können! Bei den Wehr-Assisen der Plantagenets liegt klar zu Tage, was bei den Kapitularien der Karolinger nur schwer zu erkennen war, weil die Quellen des 13. Jahrhunderts nicht mehr so dürftig sind wie die des 8. und die tatsächliche Entwickelung von Schritt zu Schritt deutlich verfolgen lassen. So aber erklärt die spätere Epoche nicht nur sich selbst, sondern dient auch dazu, die Auslegung der früheren zu beglaubigen, sowie die Schweizer Erzählung von den Burgunderkriegen den Leitstern abgeben mußte für die Wertung der Erzählung Herodots von den Perserkriegen.

Assisa de Armis habendis in Anglia.

Stubbs, Select charters S. 153.

1. Quicunque habet feodum unius militis habeat loricam et cassidem, clypeum et lanceam; et omnis miles habeat tot loricas et cassides, et clypeos et lanceas quot habuerit feoda militum in dominico suo.

2. Quicunque vero liber laicus habuerit in catallo vel in redditu ad valentiam de XVI. marcis, habeat loricam et cassidem et clypeum et lanceam; quicunque vero liber laicus habuerit in catallo vel redditu X. marcas habeat aubergel (Halsberge), et capellet ferri (Eisenhaube) et lanceam.

3. Item omnes burgenses et tota communa liberorum hominum habeant wambais (Wämser) et capellet ferri et lanceam.

4. Unusquisque autem illorum juret, quod infra festum Sancti Hilarii haec arma habebit et domino regi Henrico scilicet filio Matildis imperatricis fidem portabit, et haec arma in suo servitio tenebit secundum praeceptum suum et ad fidem domini regis et regni sui. Et nullus ex quo arma haec habuerit, ea vendat, nec invadiet nec praestet, nec aliquo alio modo a se alienet; nec dominus suus ea aliquo modo ab homine suo alienet, nec per forisfactum (als Buße), nec per donum, nec per vadium (als Lohn), nec aliquo alio modo.

5. Si quis haec arma habens obierit, arma sua remaneant haeredi suo. Si vero haeres de tali aetate non sit, quod armis ut

possit, si opus fuerit, ille qui eum habebit in custodia habeat similiter custodiam armorum, et hominem inveniat qui armis uti possit in servitio domini regis, donec haeres de tali aetate sit quod arma portare possit, et tunc habeat.

6. Quicunque burgensis plura arma habuerit, quam habere oportuerit secundum hanc assisam, ea vendat vel sic a se alienet tali homini qui ea servitio domini regis Angliae retineat. Et nullus eorum plura arma retineat quam eum secundum hanc assisam habere oportuerit.

7. Item nullus Judaeus loricam vel aubergellum penes se retineat, sed ea vendat, vel det, vel alio modo a se removeat, ita quod remaneant in servitio regis.

8. Item nullus portet arma extra Angliam nisi per praeceptum domini regis; nec aliquis vendat arma alicui, qui ea portet ab Anglia.

9. Item Justitiae (die Richter) faciant jurare per legales milites vel alios liberos et legales homines de hundredis et de burgis, quot viderint expedire, qui habebunt valentiam catalli (Vieh) secundum quod eum habere oportuerit loricam et galeam et lanceam et clypeum secundum quod dictum est; scilicet quod separatim nominabunt eis omnes de hundredis suis et de visnetis et de burgis, qui habebunt XVI. marcas vel in catallo vel in redditu, similiter et qui habebit X marcas. Et Justitiae postea omnes illos juratores et alios faciant inbreviari, qui quantum catalli vel redditus habuerint, et qui secundum valentiam catalli vel redditus, quae arma habere debuerint; et postea coram eis in communi audientia illorum faciant legere hanc assisam de armis habendis, et eos jurare quod ea arma habebunt secundum valentiam praedictam catallorum vel redditus, et ea tenebunt in servitio domini regis secundum hanc praedictam assisam in praecepto et fide domini regis Henrici et regni sui. Si vero contigerit quod aliquis illorum qui habere debuerint haec arma, non sint in comitatu ad terminum quando Justitiae in comitatu illo erunt, Justitiae ponant ei terminum in alio comitatu coram eis. Et si in nullo comitatu per quos iturae sunt, ad eos venerit, et non fuerit in terra ista, ponatur ei terminus apud Westmuster ad octavas Sancti Michaelis, quod sit ibi ad faciendum sacramentum suum, sicut se et omnia sua diliget. Et ei praecipiatur quod infra festum praedictum Sancti Hilarii habeat arma secundum quod ad eum pertinet habendum.

10. Item Justitiae faciant dici per omnes comitatus per quos iturae sunt, quod qui haec arma non habuerint secundum quod praedictum est, dominus rex capiet se ad eorum membra et nullo modo capiet ab eis terram vel catallum.

11. Item nullus juret super legales et liberos homines, qui non habeat XVI. marcas, vel X. marcas in castallo.

12. Item Justitiae praecipiant per omnes comitatus, quod nullus sicut se ipsum et omnia sua diligit, emat vel vendat aliquam navem

ad ducendum ab Anglia, nec aliquis deferat vel deferre faciat maironiam (Bauholz) extra Angliam. Et praecepit rex quod nullus reciperetur ad sacramentum armorum nisi liber homo. (Ben. Abb. I, 278; Hoveden, II, 261.)

Writ for the levying of a force. 1205.

Stubbs p. 281.

Rex etc. Vicecomiti Rotelandae, etc. Scias quod provisum est cum assensu archiepiscoporum, episcoporum, comitum, baronum et omnium fidelium nostrorum Angliae, quod novem milites per totam Angliam invenient decimum militem bene paratum equis et armis ad defensionem regni nostri; et quod illi novem milites inveniant decimo milili qualibet die II. solidos ad liberationem suam. Et ideo tibi praecipimus quod, sicut te ipsum et omnia tua diligis, provideas quod decimi milites de ballia tua sint apud Londonias a die Paschae in tres septimanas, bene parati equis et armis, cum liberationibus suis sicut praedictum est, parati ire in servitium nostrum quo praeceperimus et existere in servitio nostro ad defensionem regni nostri quantum opus fuerit. Provisum est etiam quod si alienigenae in terram nostram venerint, omnes unanimiter eis occurant cum forcia et armis sine aliqua occasione et dilatione, auditis rumoribus de eorum adventu. Et si quis miles vel serviens vel alius terram tenens inventus fuerit, qui se inde retraxerit, dummodo tanta non fuerit gravatus infirmitate quod illuc venire non possit, ipse et haeredes sui in perpetuum exhaeredabuntur, et feodum suum remanebit domino fundi ad faciendum inde voluntatem suam; ita quod exhaeredatus vel haeredes sui nunquam inde aliquam habeant recuperationem. Si qui vero milites, servientes, vel alii qui terram non habent, inventi fuerint qui se similiter retraxerint, ipsi et haeredes sui servi fient in perpetuum reddendo singulis annis IV. denarios de capitibus suis, nec pro paupertate omittant ad praedictum negotium venire cum illud audierint, quia ex quo ad exercitum venerint, providebitur unde sufficienter in servitio nostro poterunt sustentari. Si vero vicecomes vel ballivus vel praepositus illos qui se retraxerint nobis per breve vel per scriptum vel viva voce non ostenderint, dicti vicecomes vel ballivus vel praepositus remaneb in misericordia nostra de vita et membris. Et ideo tibi praecipimus quod sub festinatione haec omnia proclamari facias in foris per totam balliam tuam, et in mercatis et nundinis et alibi, et ita te de negotio illo faciendo intromittas quod ad te pro defectu tui capere non debeamus. Et tu ipse sis apud Londonias ad praefatum terminum, vel aliquem discretum ex parte tua mittas, et facias tunc nobis scire nomina decimorum militum, et habeas ibi hoc breve. Teste me ipso apud Wintoniam III die Aprilis. — (Patent Rolls, I 55.)

Assize of arms. 1252.

Stubbs p. 370.

Provisum est etiam quod singuli vicecomites una cum duobus militibus ad hoc specialiter assignatis, circumeant comitatus suos de hundredo in hundredum, et civitates et burgos, et convenire faciant coram eis in singulis hundredis, civitatibus et burgis, cives, burgenses, libere tenentes, villanos et alios aetatis quindecim annorum usque ad aetatem sexaginta annorum, et eosdem faciant omnes jurare ad arma, secundum quantitatem terrarum et catallorum suorum; scilicet, ad quindecim libratas terrae, unam loricam, capellum ferreum, gladium, cultellum et equum; ad decem libratas terrae unum habergetum, capellum ferreum, gladium et cultellum; ad centum solidatas terrae unum purpunctum (Wams), capellum ferreum, gladium, lanceam et cultellum; ad quadraginta solidatas terrae, et eo amplius ad centum solidatas terrae, gladium, arcum, sagittas et cultellum. Qui minus habent quam quadraginta solidatas terrae, jurati sint ad falces, gisarmas (Dolche), cultellos et alia arma minuta. Ad catalla (Vieh) sexaginta marcarum, unam loricam, capellum ferreum, gladium, cultellum et equum: ad catalla quadraginta marcarum, unum haubercum, capellum ferreum, gladium et cultellum; ad catalla viginti marcarum, unum purpunctum, capellum ferreum, gladium et cultellum; ad catalla novem marcarum, gladium, cultellum, arcum et sagittas; ad catalla quadraginta solidorum et eo amplius usque ad decem marcas, falces, gisarmas et alia arma minuta. Omnes etiam illi qui possunt habere arcus et sagittas extra forestam, habeant; qui vero in foresta, habeant arcus et pilatos. (Den letzten Satz verstehe ich so, daß die Förster statt Bogen und Pfeil Armbrust und Bolzen haben sollen).

In singulis civitatibus et burgis jurati ad arma sint coram majoribus civitatis et praepositis et ballivis burgorum, ubi non sunt majores, in singulis vero villatis aliis constituatur unus constabularius vel duo secundum numerum inhabitantium et provisionem praedictorum; in singulis vero hundredis constituatur unus capitalis constabularius, ad cujus mandatum omnes jurati ad arma de hundredis suis conveniant, et ei sint intendentes ad faciendum ea quae spectant ad conservationem pacis nostrae.

Statut von Winchester.

Eduard III. 1285.

Urtext französisch; nach der Uebersetzung von Stubbs, Select Charters, S. 474.

And further it is commanded that every man have in his house harness for to keep the peace after the ancient assize; that is to

say, every man between fifteen years of age and sixty years, shall be assessed and sworn to armour according to the quantity of their lands and goods; that is to wit, from fifteen pounds lands, and goods forty marks, an hauberke, an helme of iron, a sword, a knife, and a horse; and from ten pounds of lands, and twenty marks goods, an hauberke, an helme of iron, a sword, and a knife; and form five pound lands, a doublet, an helme of iron, a sword, and a knife; and from forty shillings of land, a sword, a bow and arrows, and a knife; and he that has less than forty shillings yearly shall be sworn to keep gisarmes, knives, and other less weapons; and he that has less than twenty marks in goods, shall have swords, knives, and other less weapons; and all other that may shall have bows and arrows out of the forest, and in the forest bows and boults. And that view of armour be made every year two times. And in every hundred and franchise two constables shall be chosen to make the view of armour; and the constables aforesaid shall present before justices assigned such defaults as they do see in the country about armour, and of the suits, and of watches, and of highways, and also shall present all such as do lodge strangers in uplandish towns, for whom they will not answer. And the justices assigned shall present at every parliament unto the king such defaults as they shall find, and the king shall provide remedy therein.

Literatur und Zahlen-Berechnungen.

Die Grundlage für eine klare, zahlenmäßige Vorstellung von der normannischen Kriegsverfassung bildet die „General Introduction of Domesday Book; accompanied by Indexes etc. bi Sir Henry Ellis. In two volumes. London 1833.

Das wahre Verständnis ist jedoch erst erschlossen durch J. H. Round in einer Reihe von Abhandlungen, die er 1895 in dem Bande „Feudal England" vereinigte. Hierauf haben weiter gebaut Pollock und Maitland „The history of the english law befor the time of Eduard I." Zweite Auflage 1898. Dazu Maitland „Domesday Book and Beyond" 1897. Sehr wertvoll ist ferner „Domesday and Feudal Statistics" by A. H. Inman. London 1900. Gneist in seiner „Englischen Verfassungsgeschichte" 1882 operiert zwar noch mit unrichtigen und ungeklärten Grundbegriffen, macht aber doch, S. 103 ff., einige sehr nützliche, auf das Richtige hinleitende Zahlberechnungen. Die neueste einschlagende Untersuchung enthält das erste Kapitel in den „Studien zur Kriegsgeschichte Englands im 12. Jahrhundert" von Douglas Drummond. Berliner Dissertation von 1905. Verlag: Georg Nauck, Berlin.

Nach der Zählung von Ellis beträgt die Zahl der im Domesday Book erwähnten tenentes in capite etwa 1400. Darunter sind jedoch eine so große Menge unklarer Besitzverhältnisse und kleiner Leute (Beamte und dergl.), daß Gneist (Seite 104) nur 600 wirkliche Kronvasallen annehmen will, während Inman (Seite 68) als „capital tenants by knight service“ nur 300 rechnet. Gneist stellt an derselben Stelle fest, daß „unter den kleinen Kronvasallen noch eine Anzahl sächsischer Namen“, unter den Aftervasallen „etwa die Hälfte sächsischer Namen“ seien. Da unter den Aftervasallen viele sind, die nicht zum Kriegerstand gezählt werden können, wiederum die angesiedelten Normannen zum weitaus größten Teil Krieger gewesen sein werden, so nehme ich an, daß die sächsischen Namen im Domesday Book in viel höherem Prozentsatz Nichtkriegern gehören als die normannischen. Die Gesamtzahl der Aftervasallen im Domesday Book ist 7871, mit den 1400 Kronvasallen zusammen gab es also damals 9000 bis 10 000 tenentes im ganzen. Mit dieser Zahl, so wertvoll sie scheint, ist aber doch nur wenig anzufangen, da Krieger und Nichtkrieger darin nicht genügend geschieden sind, wozu dann noch kommt, daß ja im elften Jahrhundert der miles noch nicht der Ritter im späteren Sinne ist, sondern häufig auch den ganz untergeordneten Kriegsknecht einbegreift, wie Ellis, General Introduction, S. 60, ausdrücklich auch in den Eintragungen des Domesday Book konstatiert. Da das Domesday Book vom servitium debitum garnichts enthält, so hat Freeman sogar schließen wollen, daß das Lehnsrittertum unter Wilhelm dem Eroberer überhaupt noch nicht existiert habe, sondern erst nach seiner Zeit in England geschaffen worden sei. Diese Vorstellung ist jedoch von Round widerlegt, der das servitium debitum aus anderwärts erhaltenen Nachrichten für einzelne Gegenden und Herren festgestellt und in Uebertragung dieses Resultats auf ganz England auf gegen 5000 angeschlagen hat. Mit Recht hat jedoch Drummond, Seite 18, zu dieser Berechnung bemerkt, daß diese Zahl praktisch garnicht von so wesentlicher Bedeutung gewesen sei, wie sie auf den ersten Blick scheinen möchte, da das Feudal-Heer nur sehr selten in dieser Form aufgeboten worden sei. Weder stimmt die Zahl der servitia debita überein mit der Zahl der belehnten Vasallen, noch mit der Zahl der in England überhaupt vorhandenen Krieger, noch mit der Zahl eines auf dieser Grundlage aufgebotenen Heeres, da doch zu den von den Baronen herangeführten Kontingenten und den direkt belehnten Kriegern des Königs selbst immer ohne Zweifel noch eine erhebliche Anzahl unbelehnte Krieger im direkten Gefolge des Königs kamen.

Die Zahl der belehnten Krieger in England scheint unter den ersten normannischen Königen überhaupt niemals festgestellt worden zu sein, da es den König garnichts anging, ob ein Baron sein servitium debitum aus belehnten oder unbelehnten Kriegern beglich. Der erste, der die Zahl der belehnten Ritter amtlich feststellen ließ, war Heinrich II. im Jahre 1166; nach der Zählung Drummonds ergibt diese Rolle etwa 6400 Mann, die

wir nunmehr auch als wirkliche Ritter in dem engeren Sinne betrachten können, der sich im zwölften Jahrhundert durchgesetzt hat. Auch Heinrich II. aber läßt diese Zahl nicht feststellen, um demgemäß das Heer aufzubieten, sondern um daran eine bessere Grundlage für eine Steuerausschreibung zu schaffen, als sie das alte, ganz willkürliche servitium debitum und das Domesday Book bot.

Meine Annahme, daß es unter Wilhelm I. im ganzen etwa 5000 belehnte Krieger in England gegeben habe, gründet sich einerseits auf den Vergleich mit Drummonds Zählung, daß es im Jahre 1166 deren 6400 gegeben habe, andererseits darauf, daß nach Gneists Angabe von den 7871 subtenentes im Domesday Book etwa die Hälfte sächsische Namen seien: von diesen Sachsen war gewiß ein großer Teil und auch von den Normannen ein kleiner Teil Nicht-Krieger.

Daß ich so auf etwa 5000 belehnte Krieger im Jahre 1086 gekommen bin und Round das servitium debitum um dieselbe Zeit ebenfalls auf gegen 5000 berechnet hat, hat keinen innerlichen Zusammenhang, sondern ist eine bloß zufällige Coincidenz, auch keine ganz vollständige, da Rounds Zahl als eine Höchstzahl anzusehen ist, die meine nicht. Immerhin unterstützen sich die beiden Berechnungen insofern gegenseitig, als sich daraus ergibt, daß die Abweichungen zwischen dem servitium debitum und den Ritter-Belehnungen, die die einzelnen Barone vornahmen, bald mehr, bald weniger, sich im ganzen ungefähr ausgeglichen haben.

Unter den mindestens 600 Kronvasallen, die Gneist (S. 104) annimmt, statt der 1400, die Ellis gezählt hat, sind 153 Geistliche und 30 Frauen.

Die Zahl 8471 tenentes, die Drummond S. 8 angibt, sind die Addition von Ellis' 7871 subtenentes und den 600 tenentes in capite nach Gneists Berechnung. Diese Addition gibt jedoch insofern kein richtiges Bild, als bei den tenentes in capite die nicht-ritterlichen schon abgezogen sind, bei den subtenentes noch nicht. Die Gesamtzahl der tenentes muß daher mit Inman auf 9000 bis 10 000 angegeben werden.

Sechstes Kapitel.

Der Normannenstaat in Italien.

An den Normannenstaat in England schließen wir die Darstellung des Normannenstaates in Unteritalien, der etwas vor der Eroberung Englands durch Wilhelm gegründet wurde und manche Analogien bietet, so daß die Erscheinungen sich gegenseitig erklären und das Bild, das wir von ihnen gewonnen haben, sichern.

Zunächst ist wichtig, daß die beiden Staatsgründungen fast gleichzeitig sind, denn es ergibt sich daraus ein neuer Beweis, mit wie geringen militärischen Kräften damals operiert werden konnte. Als Herzog Wilhelm über den Kanal setzte, um England zu erobern, hatte er nicht einmal die aufgesparten Gesamtkräfte seiner Landschaften zur Verfügung, sondern ein Teil davon war bereits nach Italien abgeflossen. Es waren, wie wir gleich sehen werden, nicht gerade viel Normannen, die sich auf diese Fahrt begeben haben, aber für das beschränkte Gebiet Wilhelms kamen sie doch immer in Betracht und wiederum, wenn für die Begründung eines Königreichs in Italien so wenig Krieger genügten, so läßt das auch einen Schluß auf England zu.

Während wir bei unsern Zahlenberechnungen uns in den meisten Fällen weniger auf direkte und zuverlässige Quellenangaben als auf zufällige Notizen und Rückschlüsse stützen müssen, haben wir für die Normannen in Italien einige Angaben, die wohl direkt verwendbar sind.

Vierzig normannische Ritter waren es, die, von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem zurückkehrend zufällig in Salerno erschienen,

als es im Jahre 1016 im Begriff war, den Sarazenen zu erliegen. Das Eingreifen dieser tapfern kleinen Schar genügte, die Stadt zu befreien, und dies Ereignis wurde der Anlaß, daß die Normannen sich in größerer Zahl nach Unteritalien auf den Weg machten, um ihre Kriegsdienste anzubieten. In Unteritalien existierte damals noch eine Anzahl kleiner longobardischer Herzogtümer, Grafschaften und Stadtherrschaften, die in wechselndem Kampf lagen untereinander und mit dem griechischen Kaisertum, sowie mit den Sarazenen, die sich Sicilien vollständig unterworfen hatten. Die Normannen kamen als Söldner, um bald den Griechen gegen die Sarazenen, bald gegen die Griechen den longobardischen Herrengeschlechtern oder den Landschaften zu dienen, und schließlich machten sie sich selbst zu Herren, ganz wie es einst Odoaker oder die Gothen im römischen Reich getan hatten. In den beiden ersten entscheidenden Schlachten bei Olivento und bei Cannä, in denen sie die Griechen überwanden (1041), wird ihre Stärke auf 3000 und 2000 Mann angegeben; auch diese geringe Zahl waren jedoch keineswegs lauter Normannen, sondern sie waren unterstützt durch Landeseinwohner, die sich ihnen gegen die Griechen angeschlossen hatten. Bei Olivento waren nach anderen Quellen die Normannen 500 Ritter oder 700 Ritter und 500 Fußknechte stark.[1]) Von Robert Guiscard selbst wird in seinen ersten Anfängen berichtet, daß er sich aus den niedrigsten Klassen der kalabrischen Bevölkerung, den Nachkommen der römischen Kolonen und Sklaven, eine Schar beutelustiger Anhänger gebildet habe, mit denen er das Land plünderte.[2]) Die Normannen mit ihrer überlieferten Wikinger-Tapferkeit bildeten also nur einen Kern, um den sich kriegslustiges und kriegstüchtiges Volk jeder Art sammelte. So besteht ja auch das Heer Wilhelms des Eroberers nicht bloß aus Normannen, sondern aus Söldnern aller Herren Länder.

Mehrfach versuchte die gepeinigte Bevölkerung sich dieser

---

[1]) Lupus Protospatharius, M. Germ. SS. V, 52, gibt die Stärke von 3000 für Olivento. Gaufredus Malaterra in seiner Geschichte Siciliens (Muratori SS. V. 533 ff.) gibt 500; Wilhelm von Apulien in seinem Heldengedicht, das er Robert Guiscards Sohn widmete (Mon. Germ. SS. IX 239 ff.) 1200. Die Angabe für die Schlacht bei Cannä in den Annalen von Bari, Mon. Germ. V, 51 ff. Alles nach v. Heinemann, Geschichte der Normannen in Unteritalien S. 359.

[2]) v. Heinemann, Gesch. d. Normannen, S. 113.

kriegerischen Herrenklasse in Verschwörungen und Aufständen zu entledigen. Sie fürchteten für ihre Frauen und Töchter, als Normannen bei ihnen einquartiert waren, heißt es einmal bei Gaufredus Malaterra.[1]) Aber alles Sträuben ist vergeblich, und schließlich gelingt es dem kräftigsten und glücklichsten der normannischen Abenteurer, Robert Guiscard, nicht nur ganz Unteritalien und Sicilien, das den Sarazenen entrissen wird, unter der Herrschaft seiner Familie zu vereinigen, sondern die Normannenherrschaft wird so stark, daß sie sich mit den deutschen Kaisern messen, daß Robert Guiscard Heinrich IV. aus Rom vertreiben, Gregor VII. unter seinen Schutz nehmen und sogar den Plan fassen kann, sich das byzantinische Reich zu unterwerfen und Konstantinopel zu erobern. Wenn das Heer, mit dem er zu diesem Zweck über das adriatische Meer setzte, auf 1300 normannische Ritter und 15 000 sonstige Krieger angegeben wird,[2]) so ist die letztere Zahl gewiß sehr übertrieben, und eine noch größere Uebertreibung ist es, wenn dieselbe Quelle erzählt, daß das Heer, das Robert gegen Heinrich IV. führte, 30 000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter stark gewesen sei. Das geht schon daraus hervor, daß den Hauptteil dieses Heeres nach anderem Zeugnis[3]) sarazenische Söldner gebildet haben sollen, die unmöglich so sehr zahlreich gewesen sein können, und hätte Unteritalien soviel kriegerische Fähigkeit gehabt, Heere von 15000 und gar 30 000 Mann auf die Beine zu bringen, so wäre es ja vollständig unbegreiflich, wie die wenigen Normannen ihre Herrschaft haben aufrichten können. Schon die 1300 Ritter, die Robert über das adriatische Meer gegen Byzanz geführt haben soll, bedeuten sicherlich ein Maximum, als solches aber sind sie ein immerhin wertvolles Zeugnis, was wenige Ritter für eine Bedeutung hatten.

Das Staatswesen, das die Normannen in Unteritalien schufen, nahm ganz ähnliche Formen an, wie dasjenige ihrer Stammesgenossen in England. Der Grund für diese Aehnlichkeit liegt nicht in einer besonderen Rassen- oder Stammeseigentümlichkeit dieses Volkes, sondern in dem geschichtlichen Ereignis. Das Staatswesen ist auf-

[1]) v. Heinemann S. 207.
[2]) Heinemann S. 311.
[3]) Heinemann S. 325.

gebaut auf der Kombination von Rittertum mit einer Beamten- und Steuerverwaltung; die Tendenz, die an sich im Rittertum liegt zur Ausbildung einer Feudalverfassung in stufenweisem Ueberbau, wurde in den Normannenstaaten gehemmt und zurückgedrängt durch die starke Monarchie mit ihren Beamten und Steuern, weil ohne solche starke Monarchie die Herrschaft des fremden Kriegertums überhaupt nicht zu erhalten gewesen wäre. Die normannischen Ritter waren an sich nicht weniger unregierlich und selbstbewußt als die französischen oder deutschen, aber sie mußten sich der Monarchie fügen, weil sie ohne sie wieder in ein heimatloses Abenteurertum zurückgeworfen worden wären. Die italienischen Normannen fühlten sich noch im Jahre 1083 so wenig mit ihrem Lande verwachsen, daß, als der Krieg, den Robert Guiscard so beutefroh gegen Byzanz unternommen, nicht recht vorwärts ging und er selbst nach Italien zurückgekehrt war, ein großer Teil des Heeres sich von dem griechischen Kaiser Alexius gewinnen ließ und zu ihm übertrat, und als zwei Jahre darauf (1085) Robert selbst starb, wiederholte es sich, daß die normannischen Besatzungen, die noch auf griechischem Boden standen, in den Dienst des bisherigen Gegners traten.[1])

Generationen mußten vergehen, ehe der fremde, heimatlose Kriegerstand mit dem Volke der Unterworfenen zu einer neuen Einheit verschmolzen war. Wenn auch das Lehnswesen tatsächlich eingeführt wird, so bleiben die Ritter doch mehr Sold- als Lehnsritter.

Der Fürst, der dieses System zur höchsten Vollkommenheit bildet, ist der Sohn der letzten Normannin, Constanze, der deutsche Kaiser Friedrich II., der Hohenstaufe.

Wohl sind auch von Friedrich II. noch die Männer vom Kriegerstande (milites tam feudati quam non feudati), „belehnte und unbelehnte“, wie ein Chronist sagt[2]) aufgefordert worden, sich zu stellen (cum toto servitio quod facere tenentur).

Aber dieses eigentliche Lehnsaufgebot spielt nur noch eine sehr geringe Rolle. Die Krieger dienen fast durchweg um Sold, sowohl

---

[1]) Heinemann S. 330, S. 333.

[2]) Ryccardus de S. Germano M. G. SS. XIX S. 369 anno 1233. S. 376 vocat ad se . . . omnes barones et milites infeudatos.

die Ritter, wie die Bürger, wie die gemeinen Kriegsknechte, die sich anwerben lassen.

Als Friedrich II. im Jahre 1227 zum Kreuzzuge rüstete, verlangte er, daß jedes Ritterlehn eine Steuer von 8 Unzen Gold zahle und außerdem je 8 Ritterlehen zusammen einen Ritter stellen und ausrüsten sollten.[1]) Es ist also noch dasselbe System, wie in den karolingischen Kapitularien, nur daß hier deutlich ausgedrückt ist, daß es sich nicht um eine Gruppe von Bauern handelt, die einen der Ihrigen ausrüsten sollen, sondern um Gruppen von Rittern, und daß die zu zahlende Steuer nicht an den Grafen, sondern direkt in die Kasse des Königs geht.

Das persönliche Band zwischen direkten königlichen Vasallen und Untervasallen, worauf das eigentliche Lehnswesen beruht, zerschnitt Friedrich II. prinzipiell, indem sein Gesetzbuch bestimmte, daß der König auch die Afterlehen vergeben und niemand sich einem anderen, als dem König verpflichten dürfe; die Verbindung zwischen dem Untervasallen und seinem nominellen Lehnsherrn bestand nur noch in einer Geldabgabe von 10 Goldunzen. Dieselbe Entwickelung hatte ja auch die Feudalität im Normannenstaat in England genommen.

Die Schlacht bei Dyrrhachium 1081.

Oman S. 164 referiert eingehender über diese Schlacht, weil er in ihr für 300 Jahre die letzte sieht, in der wirkliches Fußvolk, wie dasjenige Haralds bei Hastings, nicht abgesessene Ritter und nicht bloßer Landsturm oder Schützen, eine Rolle spielte, den letzten Kampf zwischen der angelsächsischen Streitaxt und der normannischen Lanze unterstützt von dem Bogen.

Robert Guiscard war übers adriatische Meer gegangen und belagerte Dyrrhachium (Durazzo); Kaiser Alexius kam mit einem Entsatzheer, worunter auch die den Byzantinern dienenden Waräger waren. Anna Komnena (VI, 6) beschreibt diese als Männer, die zweischneidige Schwerter oder Streitäxte auf den Schultern trugen (ἐπὶ τῶν ὤμων τὰ ἑτερόκοπα φέροντας ξίφη nachher „πελεκυφόροι“) und Schilde (γένος ἀσπιδοφόρον) und erzählt, daß sie von den Pferden gestiegen seien und zu Fuß die Normannen geschlossen (συνησπικότας) angegriffen und anfänglich auch geworfen hätten,

[1]) Ryccardus de S. Germano M. G. XIX, 348 „statuens ut singuli feudatarii darent de unoquoque feudo octo uncias auri et de singulis octo feudis militem unum in proximo futuro mense Maii.“

obgleich sie nicht abwarteten, daß erst die berittenen Bogner ihnen vorarbeiteten. Dabei aber seien sie von dem übrigen byzantinischen Heer getrennt und von den normannischen Reitern überwältigt worden.

Diese Schilderung entspricht eigentlich nicht so sehr dem Verhalten der Thegns bei Hastings als dem altgermanischen Keil. Denn die Thegns bei Hastings suchten sich ja bloß defensiv zu behaupten, die Waräger bei Dyrrhachium aber griffen an wie die alten Germanen.

Weshalb aber stiegen sie von den Pferden? Der Erfolg zeigt, daß sie sich zu viel zugetraut hatten mit ihrer Attacke. Vielleicht hat es nur an dem ungenügenden Zusammenwirken mit den übrigen Truppenteilen des byzantinischen Heeres gelegen. Aber da wir in diesem Punkt nicht klar sehen und Anna Komnena überhaupt keine so unbedingt zuverlässige Quelle ist, so ist die Schlacht kriegsgeschichtlich doch kaum zu verwerten.

Auch die anderen Quellen, in denen über die Schlacht berichtet wird, namentlich die Gesta Roberti Wiscardi (Mon. Germ. SS. IX v. 369 ff.) versagen auf jene Fragen die Auskunft.

Siebentes Kapitel.

Byzanz.

Wir haben das oströmische Reich verlassen, als es unter Justinian noch einmal einen großen Aufschwung genommen und mit Werbeheeren barbarischer Söldner die Staaten der Vandalen und Ostgothen wieder zerstört, Afrika, Italien und beinahe auch Spanien sich wieder angegliedert hatte. Aber das Reich war nicht imstande, sich in dieser Stellung zu behaupten. Die Bürger wollten die Steuerlasten, die für die Unterhaltung der Söldner und die Tribute zur Quieszierung gefährlicher Nachbarn nötig waren, nicht tragen, und die Katastrophe wurde schließlich gerade dadurch herbeigeführt, daß wieder ein Mann den Thron innehatte, der selber Feldherr war. Justinian war ausschließlich Staatsmann gewesen, hatte seine Generäle in den Krieg gesandt und selber als Regent die verschiedenen Potenzen, die Hauptstadt und die Provinzen, die Kirche und die Armee, alle in ihren verschiedenen Zerklüftungen und Parteien, in der Hand behalten und gelenkt. Man sollte meinen, daß, indem nun sein dritter Nachfolger, Mauritius (582 bis 602), selber ein hervorragender und erfolgreicher General, die Krone empfing, das Imperium umso fester und sicherer hätte gegründet sein müssen: erst damit kehrte man ja zu dem alten ursprünglichen Begriff des Kaisertums zurück. Aber eben zu dieser vollen Rückkehr fehlte die Kraft, denn es fehlte die Grundlage: die legionarische Disziplin. Mauritius, dem ein gewisser doktrinärer Zug eigen gewesen zu sein scheint[1]), versuchte die wilden Söldner-

[1]) Man würde diese Charakteristik mit Bestimmtheit aussprechen dürfen, wenn das unter seinem Namen überlieferte „Strategikon" wirklich von ihm herrührt; das ist jedoch sehr zweifelhaft. Vgl. unten.

banden in einen festeren militärischen Schematismus zu bringen, warb auch möglichst in seinem eigenen Reich, statt unter Auswärtigen, aber als er einmal verlangte, daß sie im Kampf mit Slaven und Tataren nördlich der Donau in Winterquartieren bleiben sollten, meuterten sie, umsomehr als er ihnen nicht einmal den Sold zahlen konnte, den sie verlangten. Da auch die Bürgerschaft der Hauptstadt sich gegen ihn erhob, so wurde er ermordet (602), wie einstmals in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts die wackeren Soldatenkaiser von Pertinax bis Aurelian und Probus.

Man bemerke wohl, welche Rolle in diesem letzten Versuch, eine disziplinierte Armee zu gewinnen, die Soldfrage spielt. Die Zahl der Truppen war sicherlich nur sehr klein, da sie nur mit Mühe und unter Wechselfällen die Barbarenschwärme und ihre Einfälle abzuwehren vermochten; an gutem Willen, die Truppen zu befriedigen, wird es einem Kaiser von der Tüchtigkeit und Einsicht des Mauritius nicht gefehlt haben: wenn er dennoch über gewisse Abzüge für Waffen und Bekleidung mit ihnen in Streit geriet, so werden eben seine Kassen es nicht haben leisten können, weil man nach dem Tode Justinians dessen scharfes Steuersystem dem Volke zuliebe hatte fallen lassen. Das bare Geld war unerschwinglich geworden.

So ging man denn auch im oströmischen Reich zu einem Militärsystem über, das sich dem, wie wir es im romanisch-germanischen Westen kennen gelernt haben, stark annähert. Das Land wurde (um die Mitte des 7. Jahrhunderts) eingeteilt in eine Anzahl Militärbezirke, Themen genannt, und Unterbezirke (Meros, Turma) und jedem Bezirke aufgegeben, eine bestimmte Truppenzahl aufzustellen und zu verpflegen. Die Militär- und Zivilgewalt, die so lange getrennt gewesen war, wurde zu diesem Zweck wieder, wie in den fränkischen Grafen, vereinigt. Da die Themen ihre Namen nach den bestehenden Truppenteilen erhielten, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß eben diese auf die Landschaften verteilt wurden und sich in ihnen dauernd niederließen. Statt an der Grenze oder in der Hauptstadt zu stehen und dort den Sold und die Verpflegung, aus dem ganzen Reich aufgebracht, zu erhalten, erhielt jede Landschaft eine gewisse Kriegsmannschaft für sich, die auf dem Naturalwege oder durch Ansiedelung verpflegt wurde, und

sandte einen Teil davon im Kriegsfall dem Nachbarn zu Hilfe oder zur Feldarmee.

Angesiedelte Krieger sind, sofern es sich nicht um bloße Grenzer handelt, die Träger des Feudalismus, und wir finden auch im oströmischen Reich von dieser Zeit an starke Ansätze dazu, große Grundbesitzerfamilien mit ihren kriegerischen Mannschaften. Wir finden eine Verleihung von Gütern für Kriegsdienste „κτήματα στρατιωτικά"[1]), und es bilden sich Baronien, kriegsberühmte Familien mit großem Besitz, von denen das Volk in Liedern sang und erzählte; eine solche epische Erzählung, Digenis Akritas, aus dem zehnten Jahrhundert, ist vor nicht langer Zeit wiedergefunden worden.[2]) Die Herausgeber vergleichen den Helden nicht unpassend mit einem abendländischen Markgrafen.

Auch in der Gesetzgebung finden wir allenthalben die Analogien. Die oströmischen Kaiser kämpften ganz ähnlich wie Karl der Große gegen die Einziehung der freien Bauerngüter durch die Großen, die „δύνατοι", und ebensowenig wie im fränkischen Reich darf man das auf die eigentliche Masse der Bauern beziehen, die hier wie dort unkriegerische Kolonen sind, sondern auf die ursprünglichen Krieger, die sich allmählich einbürgern und ins Bauerntum übergehen. Schon Justinian hat dagegen Verordnungen erlassen[3]), und im zehnten Jahrhundert wird ein systematischer Kampf von mehreren Kaisern dagegen geführt. Man schritt zu den radikalsten Mitteln, indem man solche Erwerbungen einfach für ungiltig erklärte und nicht einmal den Einwand der Verjährung zuließ.[4]) Zwei Gesetzes-Novellen erinnern an die Verordnung Kaiser Lamberts (898; oben S. 34), daß Arimannen nicht von den Grafen an ihre Leute zu Lehen vergeben werden sollen, indem vorgeschrieben wird, daß der Soldat von niemand als Gutsbauer (ἐν παροίκου λόγῳ) oder zu Privatdiensten gebraucht werden dürfe.[5])

---

[1]) Zachariä v. Lingenthal. Gesch. d. griech.-röm. Rechts. 3. Aufl. § 63. S. 271.

[2]) Lex exploits de Digénis Akritas. Epopée byzantine du Xme siècle publiée par G. Sathas et E. Legrand. Paris 1875.

[3]) Zachariä v. Lingenthal, Gesch. d. griech.-röm. Rechts. 3. Aufl. S. 265.

[4]) Carl Neumann, Weltstellung d. byz. Reichs S. 58.

[5]) Zachariä v. Lingenthal S. 273, Anmk. 916.

Eine Reihe von Novellen bestimmten den Wert, den ein Soldatengut haben müsse. Für Reiter und gewisse Divisionen der Flotte sollte er vier Pfund, für die übrige Flotte zwei Pfund Gold sein. Der Kaiser Nicephorus Phokas setzte das Minimum auf vier Pfund fest und verlangte für einen Schwergerüsteten, also einen Ritter im abendländischen Sinne, zwölf Pfund.[1]) Sind mehrere Erben vorhanden, so stellen sie zusammen nach dem Verhältnis ihres Besitzes einen Mann.

So stark die Analogien zum Occident sind, zur Ausbildung einer durchgeführten Lehns-Hierarchie ist es im Orient doch nicht gekommen. Die Barone sind da, aber es fehlt der eigentliche Ritterstand und es fehlt die Seele der occidentalischen Feudalität, das persönliche Treu-Verhältnis, die germanische Gefolgschaft als alles beherrschende Idee. Am meisten Aehnlichkeit hat die byzantinische Kriegsverfassung zeitweilig mit der normannisch-englischen. Gewisse Elemente des Feudalismus sind verbunden und verschmolzen mit Steuerverfassung und Beamtentum. Das Aufgebot vollzog sich in der Form der Werbung und wir finden wie in England, die Gestellung durch Geldzahlung abgelöst.[2]) Da aber die brauchbaren binnenländischen Elemente trotz der barbarischen Ansiedelungen und Einwanderungen nicht zahlreich genug waren, oder ihren kriegerischen Charakter zu schnell einbüßten, so griff man immer wieder zur Ergänzung durch auswärtige Söldner. Germanen aller Stämme, Slaven, Petschenegen, Magyaren, Bulgaren und sogar Türken begrüßten sich hier im Lager der byzantischen Kaiser. Ganz besonders wichtige Dienste taten lange Zeit die Waräger, ursprünglich Schweden und Normannen, die über Rußland an das Schwarze Meer gekommen waren; das Wort bedeutet „Bundesgenossen" (foederati). Allerlei Elemente gingen

---

[1]) Zachariä S. 273. Neumann S. 56 meint, die Verdreifachung sei durch erhöhte Ansprüche an die militärische Rüstung und Leistung zu erklären. Eine solche Erhöhung hat aber schwerlich stattgefunden; Reiterdienst ist ja der Kriegsdienst schon längst. Neumann fügt denn auch gleich hinzu, die Erhöhung bedeute die Absicht, die Restauration des kleinen Grundbesitzes als erfolglos und unnötig aufzugeben. Das dürfte wohl das Richtige sein.

[2]) Constantin Porphyrog. De adminstr. imperio cap. 52. Joh. Meursii opera tom. VI. p. 1110. Andere Belege bei Carl Neumann, Die Weltstellung des byzant. Reiches vor den Kreuzzügen. 1894. S. 68. 69. Anmk. z. B. von Constantin IX. „ἀντὶ στρατιωτῶν φόρους πολλοὺς ἐπορίζετο" Kedren II, 608.

später unter diesem Namen; nach der Eroberung Englands durch Wilhelm sollen auch viele landflüchtige Angelsachsen darunter gewesen sein.

Ein anschauliches Bild, wie ein Landesaufgebot im zehnten Jahrhundert zuweilen aussah, gewährt uns eine Erzählung bei Johannes Skylitzes.[1]) Er schildert, wie die Türken immer von neuem in Cilicien einfallen und es plündernd und verwüstend durchziehen. Nicephorus Botoniates, der Dux, sammelt ein Heer, aber Geiz und Nachlässigkeit machten alle Anstrengungen vergeblich. Die Soldaten erhielten nicht die genügende Verpflegung, nahmen, was ihnen gegeben wurde, und gingen wieder nach Hause, sodaß die Barbaren von neuem durchs Land ziehen konnten. Darauf kamen eine Anzahl junger Leute zu Antiochien zusammen und waren mit jugendlichem Mut bereit zu fechten, aber kriegsunkundig, ohne Streitrosse, kaum bewaffnet, mager verpflegt wie sie waren, ging es ihnen schlecht, und ohne Ruhm kamen sie wieder nach Hause.[2]) Botoniates suchte mit seinen eigenen Gefolgsleuten (ὑπασπισταῖς) und einigen Söldnern die Barbaren abzuwehren.

Ganz ebenso wird es in einer fränkischen Landschaft zugegangen sein, wenn die Normannen oder Ungarn einfielen, auch etwa als Karl der Dicke zum Entsatz von Paris heranzog und nichts ausrichtete.

Im zehnten und elften Jahrhundert nahm das byzantinische Reich noch einmal einen großen Aufschwung. Die Bulgaren wurden definitiv niedergeworfen. Basil II. († 1025) ließ den Gefangenen, die er gemacht hatte, angeblich 15000, sämtlich die Augen ausstechen und schickte sie so nach Hause, indem er je 100 einen Mann als Führer gab, dem man ein Auge gelassen hatte. Als die jammervollen Gestalten vor ihren Herrn geführt wurden, stürzte er ohnmächtig hin und war nach zwei Tagen tot. Auch Cilicien und Antiochien wurden den Kalifen wieder von den Byzantinern abgenommen und Armenien dem Reiche eingefügt. Von der Adria bis über den Euphrat hinaus erstreckte sich das Reich. Ich denke,

[1]) Excerpta Johannis Scylitzae Curopalatae. SS. Byzant. Bonn. Cedrenus II. 662.

[2]) „ἀπειροπόλεμοι δὲ ὄντες καὶ ἄφιπποι, σχεδὸν καὶ ἄοπλοι καὶ γυμνοὶ καὶ μηδὲ τὸν ἡμερήσιον ἄρτον ἔχοντες, πολλὰ παθόντες ἀνήκεστα εἰς τὴν σφῶν ἀκλεῶς ἐπανέστρεψαν γῆν“.

der Umschwung hängt damit zusammen, daß die Geldwirtschaft allmählich wieder anfing, aufzukommen. Wir hören wieder viel von Steuerauflagen und Steuereintreibungen[1]), und Steuern gaben die Möglichkeit, Söldner in Dienst zu nehmen. Während in den Westprovinzen in Europa noch Naturalien geliefert wurden, die nur an Ort und Stelle verbraucht werden konnten, konnten in Asien die Gehälter schon wieder auf die Zentralkasse angewiesen werden.[2]) Wichtiger als diese doch immer nur leise Wandlung im Innern dürfte die Abwandlung auf der Gegenseite sein. Die Bulgaren hatten allmählich ihre barbarisch-kriegerische Kraft verloren, und ganz ebenso auf der entgegengesetzten Grenze die Araber. Sobald hier eine Wendung eintritt und neue Feinde erscheinen, ist es deshalb mit der byzantinischen Renaissance wieder vorbei, und das Reich erliegt im Osten den neu auftretenden Seldschuken und erwehrt sich im Westen mit Mühe der Normannen.

Es scheint, daß wir über das byzantinische Kriegswesen vorzüglich unterrichtet sind, da wir eine ganze Reihe von ausführlichen systematischen Schriften aus verschiedenen Jahrhunderten über das Heerwesen des griechischen Kaiserreichs besitzen und uns auch viele Kriege und Schlachten von gleichzeitigen Schriftstellern ausführlich erzählt werden. Kaiser Mauritius († 602) und Kaiser Leo VI., der Philosoph († 911), haben uns ausführliche und systematische, Nicephorus Phokas († 960) eine wertvolle Einzelschrift hinterlassen. Aber je mehr man sie studiert, desto zweifelhafter wird, wie viel wir davon anzunehmen haben. Schon in der alten Geschichte haben wir die Beobachtung gemacht, daß die theoretischen und systematischen Schriften, die uns das Altertum hinterlassen hat, schlechterdings nicht mit den Ereignissen, wie sie uns aus den zuverlässigen historischen Quellen entgegentreten, übereinstimmen. Es scheint unglaublich und ist doch Tatsache, daß die Schriftsteller allerhand Theorien, die an die macedonische Phalanx anknüpfen, fort und fort wiederholen, als ob sie von der römischen Legion und ihrer Taktik nie etwas gehört hätten. Aber nicht nur das,

---

[1]) Neumann, S. 60, S. 68. Gust. Schlumberger Nicéphore Phocas (Paris 1890), S. 532, 533. Krumbacher, Gesch. d. byzant. Literatur, S. 985.

[2]) Neumann, S. 67, vermutet, daß der Westen, mehr mit Barbaren durchsetzt, kulturell gegen den Osten zurück war und deshalb unfähig, Geldsteuern zu zahlen.

sondern auch die Schilderung, die uns Livius von der alten römischen Manipulartaktik gibt, Angaben Sallusts über die Rekrutierung, ein sehr großer Teil der Schilderungen von Vegez haben sich entweder als grobe Mißverständnisse oder gar als reine Phantasiebilder erwiesen. Nicht anders steht es bei den Byzantinern; man erkennt bei näherer Prüfung, daß die einzelnen Bilder bei ihnen unter sich in Widerspruch stehen und daß ein sehr großer Teil von dem, was sie uns vortragen, nicht als Niederschlag der Praxis, sondern als eine jedes Fundaments entbehrende Phantasie und Theorie anzusehen ist, einfache Wiederholung und Ausspinnung jener Theorien der Alexandriner, die die macedonische Phalanx einst systematisierten.

Montecuccoli hat im 17. Jahrhundert die Taktik des Kaisers Leo viel benutzt, und der Fürst von Ligne im 18. hat sie mit den Vorschriften Friedrichs des Großen an seine Generäle zusammengestellt und beide über Cäsar stellen wollen, da dieser nur Beispiele gebe, jene beiden aber Vorschriften.[1]) Das Lob ist, was Kaiser Leo betrifft, völlig unverdient, wie wir gesehen haben, und ebenso zu erklären, wie der Ruhm des Vegez, der ja auch nur ein ganz dürftiger Geist war (vgl. Teil II, S. 202).

Auch die byzantinischen historischen Kriegs- und Schlacht-Erzählungen, etwa von Bryennios und Anna Komnena, sind im höchsten Grade phantastisch und unzuverlässig, soviel aber geht aus der Vergleichung und gegenseitigen Kontrollierung dieser Quellen mit Sicherheit hervor, daß eine disziplinierte Infanterie, wie die römischen Legionen, im griechischen Kaiserreich so wenig existierte, wie im Abendlande. Der Kern der Heere besteht hier wie dort aus nicht sehr zahlreichen Scharen schwer gewappneter Reiter. Das Zeugnis, an dem, ich möchte sagen, wie an einem Normalmaß alle anderen zu messen sind, ist ein Ausspruch des Nicephorus Phokas, der da lautet: „Der Feldherr, der fünf- oder sechstausend unserer schweren Reiter hat und die Hilfe Gottes, braucht nichts weiter." Hiermit stimmen die historischen Zeugnisse, sobald man das ungenügend Beglaubigte mit kritischer Strenge ausscheidet, überein. Auch Nicephorus Bryennius, als er die Bildung des Corps der

[1]) Jähns, Gesch. d. Kriegsw. I, 170.

Unsterblichen (τῆς τῶν ἀθανάτων καλουμένων φάλαγγος) unter Kaiser Michael III. (1071—1078) beschreibt[1]), rechnet als die Elemente ihrer Ausbildung, daß sie die Waffen führen und reiten könnten.

Der Hauptunterschied der orientalischen Heere von den occidentalen besteht zunächst darin, daß hier die fremden barbarischen Söldner eine viel größere Rolle spielen, als bei den Abendländern, die ihre Kriege selber führen, und ferner darin, daß die berittenen Bogenschützen neben den schweren Reitern einen großen Teil des Heeres ausmachen. Nach der Niederlage von Manzikert gegen die Seldschucken (1071) treten die eingeborenen Krieger sehr zurück und das Reich scheint sich so gut wie ausschließlich auf fremde Söldner verlassen zu haben. Als diese Söldner versagten, fiel Constantinopel (1204) in die Hände der Kreuzfahrer. Nach der Wiederherstellung des griechischen Reiches wurde auch das alte Kriegssystem wieder aufgenommen.

Im Grunde ist es also die Kriegsverfassung, zu der man im römischen Reich im dritten Jahrhundert kam und die wir unter Justinian in dem Ostgothenkriege kennen gelernt haben, mit der sich das griechische Kaisertum noch über ein Jahrtausend lang behauptet hat. Trotz innerer Zerrissenheit und kirchlicher Kämpfe, trotz unausgesetzter Militärrevolutionen, Palastrevolutionen und Usurpationen, trotz der gefährlichsten Feinde ringsum, der Bulgaren (Hunnen) auf der Balkanhalbinsel selbst und der Muhammedaner von Asien her, die schon 654 zum erstenmal Constantinopel belagerten, hat sich das Reich nicht nur behauptet, sondern mehrfach auch noch große Triumphe erfochten und seine Grenzen im Osten zeitweilig wieder so weit, wie zu Zeiten des alten römischen Kaisertums, bis an den Tigris ausgedehnt.

Die Frage liegt nahe, weshalb der Westen, der lateinische Teil des alten Imperiums, sich der Barbaren nicht zu erwehren vermochte und endlich unter ihre Herrschaft geraten ist, der Orient aber, der griechische Teil, eine soviel stärkere Lebenskraft und Zähigkeit bewährte. Daß das Griechentum seiner Anlage nach politisch oder militärisch dem Römertum überlegen gewesen sei, ist ausgeschlossen. Unzweifelhaft haben die großen Adelsfamilien in

---

[1]) Lib. IV, cap. 4, Ed. Bonn. S. 134.

Byzanz immer neue ausgezeichnete und gewaltige Krieger hervorgebracht, die an der Spitze, sei es der Lehnsaufgebote, sei es der barbarischen Söldner, Heldentaten verrichteten. Diese Familien werden zum Teil selber barbarischer Herkunft gewesen sein und sich in Byzanz erst gräzisiert haben, wie ja überhaupt das Griechentum schon von Alexanders Zeiten an mehr und mehr zu einer griechisch sprechenden und denkenden Mischrasse geworden ist. Aber das war ja im Occident, im Lateinertum, in vielleicht noch höherem Grade der Fall und der Unterschied zwischen Orient und Occident kann also hierin nicht liegen.

Ich denke, der Hauptgrund für die Langlebigkeit des auf den griechischen Boden verpflanzten römischen Teil-Imperiums ist der geographische: es ist die unvergleichliche militärische Lage Konstantinopels. Rom, eine Landstadt an einem mäßigen Strom, konnte sich gegen einen energischen, einigermaßen überlegenen Angriff nicht behaupten; die Kaiser verließen es ja zeitweilig, um ihren Sitz in dem sicheren Ravenna aufzuschlagen, Konstantinopel aber, an dem gewaltigen Strom eines Meeresarms, auf drei Seiten von Wasser umgeben, war fast uneinnehmbar, auch für eine sehr große Ueberlegenheit. Zufuhr und Zuzug, entweder von der einen oder von der andern Seite, konnten die Gegner ihm kaum absperren. Wenn Rom die Welthauptstadt geworden ist, so hat es diese Stellung nicht erreicht vermöge seiner wirtschaftlichen Vorzüge, die nur mäßig sind, sondern durch Politik und Krieg; seine natürlichen Hilfsquellen versagten also, als es nicht mehr Hauptstadt war und die Tribute der Völker in sich sammelte. Konstantinopel, wo die großen Land- und Wasserstraßen des Welthandels sich kreuzen, war nicht bloß Hauptstadt, sondern hatte auch die größten natürlichen Hilfsquellen in sich selber, die seiner Verteidigungsfähigkeit zu Gute kamen. Im Jahre 616 unter dem Kaiser Heraklius haben es die Perser, im Jahre 626 die Avaren, in den Jahren 654, 667, 672, 717, 739 die Araber, 764 die Bulgaren, 780, 798 wieder die Araber, 811, 820 die Slaven, 866 die Russen, 914 die Bulgaren vergeblich berannt.[1])

---

[1]) Nach der Zusammenstellung bei Hammer, Gesch. d. Osm. Reichs, Bd. I S. 552 u. 674 wovon aber einige Fälle nicht ganz verbürgt erscheinen.

Wäre Konstantinopel einmal den verschiedentlichen Barbarenvölkern oder schon ums Jahr 700 den Moslem erlegen, wie einst Rom den Gothen und Vandalen, so wäre es auch mit dem oströmischen Reich zu Ende gewesen, wie mit dem weströmischen; indem aber die Hauptstadt sich gegen alle Angriffe hielt, wurde von hier aus auch das Reich immer wieder hergestellt, und in Zeiten, wo bei den Gegnern Schwäche eintrat, sogar wieder zu Sieg und Eroberung vorgeführt. Die byzantische Geschichte ist wohl das wunderbarste Wechselspiel von Schwäche und Erfolg, das die Weltgeschichte kennt; immer wieder fahren die Einfälle und Raubzüge der benachbarten Barbaren durch das ganze Reich, bis in die Nähe der Haupstadt selbst; vom Norden, von jenseits der Donau, aus dem Osten von Arabien und vom Euphrat her durch ganz Klein-Asien hindurch. Ein großer Teil der Einwohnerschaft ist in diesen Kriegen vernichtet und ausgerottet worden, und Barbaren sind an ihre Stelle getreten, die Bulgaren und Slaven haben sich damals auf der Balkanhalbinsel festgesetzt und bis in den Peloponnes ihre Dörfer gegründet, das Reich aber bestand dennoch weiter und zog schließlich sogar diese Einwanderer in seinen Körper und seinen Organismus hinein, indem Konstantinopel sich behauptete und das alte Staatswesen, den alten Staatsgedanken erhielt und fortpflanzte.

Im Widerspruch mit dieser Auffassung steht, daß Konstantinopel im Jahre 1204 tatsächlich den Kreuzfahrern erlegen ist und trotzdem das Reich sich erhalten und nach einem halben Jahrhundert von der Provinz aus die Haupstadt zurückerobert und dadurch das Reich im alten Sinne wieder hergestellt worden ist. Diese Episode ist jedoch nach beiden Seiten als Ausnahme ganz wohl erklärlich. Konstantinopel war im Jahre 1204 so gut wie unverteidigt; in sich gespalten, abwechselnd beherrscht von Usurpatoren, die sich gegenseitig stürzten und nicht imstande waren, aus den Provinzen Hilfskräfte heranzuziehen. Die Kreuzfahrer aber, an sich ein starkes Heer, waren verbündet mit der Flotte der Venetianer, die die Stadt auch von der Seeseite einschloß. So fiel sie diesmal trotz aller natürlichen Stärke.

Daß die Provinzen dann noch den Widerstand fortsetzten und die Feinde schließlich wieder vertrieben, ist nicht die Tat eines

stärkeren griechischen Nationalgeistes oder kriegerischer Tugend, sondern teils kirchlich, teils aus der Natur des Kreuzheeres zu erklären. Wären die erobernden Franken noch heidnische Barbaren gewesen, so wären sie vielleicht Herren von Konstantinopel geblieben: die Griechen hätten sich, wie die Occidentalen, in diese Herrschaft gefunden, indem sie gleichzeitig die Eroberer in ihre Kultur und ihre Kirche hineinzogen. Die Kreuzfahrer aber legten den Griechen nicht bloß das Joch ihres Schwertes auf, sondern auch das der römischen Kirche, die im Geiste Gregors VII. geleitet wurde. Die Griechen hätten sich völlig umdenken müssen, wenn sie sich dieser Kirche unterwarfen. Aus dieser kirchlichen Opposition schöpfen sie ihre zähe Widerstandskraft, der die Franken um so weniger gewachsen sind, als sie selber bei weitem nicht die innere Kraft haben, wie ein germanisches Heer in der Völkerwanderung. Zwar bei der ersten Ankunft, im Verein mit den Venetianern, hatten die Kreuzfahrer eine sehr bedeutende Macht repräsentiert. Aber als sie nun nach dem Siege einen Grafen von Flandern als Herrscher einsetzten, verfügte dieser nur über einen geringen Bruchteil jener Macht. Weder die Venetianer, die anderthalb Viertel des eroberten Reichs beanspruchten, gehorchten ihm, noch die großen Lehnsträger, denen Landschaften überwiesen wurden. Chlodwig und seine Nachkommen hatten die Franken mit ganz anderer Autorität regiert als die lateinischen Kaiser in Konstantinopel ihre Ritter. So geschah es, daß diese westlichen Eroberer, obgleich bereits im Besitz der Hauptstadt, doch schließlich aus dem griechischen Reiche wieder weichen mußten.

Ein besonders lehrreiches Kapitel in Omans History of the art of war ist dasjenige über das byzantinische Kriegswesen, dem auch ich manches verdanke. Trotzdem bin ich in entscheidenden Punkten zu ganz anderen Ergebnissen gekommen.

Oman hat richtig erkannt, daß das byzantinisch-mittelalterliche Kriegswesen, ganz wie im Occident, auf den schweren Reitern beruht (unter Zufügung der berittenen Bogner). Trotzdem acceptiert er die Angaben, namentlich in Leos Taktik, über die Infanterie, wie es auch Jähns, Gesch. d. Kriegsw. I, 163 getan hat. Es kann aber gar keinem Zweifel unterliegen, daß diese Infanterie nicht existiert hat und die Regeln für ihr Verhalten

nichts als das theoretische Erbe aus der antiken Literatur sind. Denn hätten die Byzantiner wirklich eine Infanterie, wie einst Alexander oder die Römer, gehabt, so müßte sie bei den Schlachten auch bemerkbar werden, und nicht bloß bemerkbar, sondern entscheidend hätte sie sein müssen. Oman selber aber hat ganz richtig beobachtet, daß die Schlachten so gut wie ausschließlich von den Reitern geschlagen werden; die Infanterie wird zu Besatzungen, Ueberfällen, Sperren von Pässen und dergleichen benutzt. Mit Recht ist es auch Jähns, S. 163, auffällig erschienen, daß Leo die Stärke der Banden, Merien und Turmen bei der Infanterie ganz ebenso groß annimmt, wie die Banden, Merien und Turmen der Kavallerie, und Oman, S. 188, notiert, daß uns Leo über Bewaffnung und Organisation der Infanterie bei weitem nicht so genau unterrichtet, wie über die Kavallerie. Beide Erscheinungen sind Symptome davon, daß wir es nicht mit wirklicher Praxis zu tun haben.

Hiermit hängen die Zahlenangaben zusammen.

Oman gibt S. 182 an, daß der Strategos, der an der Spitze jedes Thema stand, etwa 8000, 10000 oder 12000 Mann zur Verfügung gehabt habe, wovon 4000 bis 6000 Mann erlesener Kavallerie für die Feldarmee hätten mobil gemacht werden können. Das hätte, da Klein-Asien im zehnten Jahrhundert 17, Europa 11 Themen hatte, ganz gewaltige Heere gegeben; Oman, S. 221, meint, Klein-Asien allein habe ein stehendes Heer von wenigstens 120000 Mann gehabt. Die Rechnung beruht auf der Kombination der beiden Notizen Leos, daß jeder Strategos zwei oder drei Turmarchen unter sich hatte (cap. IV § 45), und daß jedes Thema 4000 Reiter zur Feldarmee habe stellen können (cap. XVIII § 149; 153). Der Schluß ist rechnerisch richtig, aber methodisch unzulässig, weil Leo ein viel zu sehr theoretisierender Schriftsteller ist, um von der Aufstellung eines solchen Schemas bei ihm direkt die Wirklichkeit folgern zu dürfen. Es wird gut sein, sich diese seine Art des Theoretisierens an einigen Beispielen klar zu machen. Cap. XVII § 89 (und ähnlich bei Mauritius) finden wir einmal eine Berechnung, welchen Raum 300000 Reiter bei 600 Pferden Front und 500 Pferden Tiefe einnehmen würden, was Jähns (S. 155) mit Recht schon mit einem ironischen Ausrufungszeichen versehen hat.

Cap. XIV § 43 ff. rät Leo (Mauritius IV, cap. 3 ähnlich), am Abend vor einer Schlacht hinter der zu nehmenden Stellung des Heeres einen Graben oder Wolfsgruben anzulegen oder Fußangeln zu legen und dazwischen markierte Wege frei zu lassen. Dann soll sich das Heer in verstellter Flucht in den markierten Wegen zurückziehen, der Feind aber in die Gräben oder in die Fußangeln geraten.

Cap. XII § 55 rät Leo, daß die Reiter, um auf den Feind von weither Eindruck zu machen, Fähnlein an ihren Lanzen haben sollen; weil die Fähnlein aber im Gefecht allerhand Nachteile bringen, sollen sie, sobald man sich dem Feind auf eine Miglie genähert hat, abgenommen werden.

Dergleichen aller Wirklichkeit widersprechende Spekulationen erregen auch gegen seine Zahlenangaben Verdacht, und Leo selbst widerspricht denn auch jener Berechnung Omans über die Heeresstärke direkt, indem er (Cap. XVIII § 153) die Gesamtzahl, die aus den Themen zusammengebracht werden könne, nur auf über 40 000 Mann veranschlagt. Er berechnet cap. IV § 62, daß man weniger Menschen habe, als die Alten, und die Banden (Tagmata), von denen 7—8 auf eine Turma gehen, nicht auf 256 Mann bringen könne, und baut seine Normalschlacht auch nur auf der Annahme von etwa 4000 Reitern auf, die im Notfall, wenn der Feind sehr stark sei, auf das Doppelte oder Dreifache erhöht werden müßten (cap. XVIII § 143—150). An anderer Stelle nennt er ein Heer von 5000—12000 σύμμετρον, was man etwa mit „normal" übersetzen dürfte (cap. XII § 32, 33), und nimmt auch den Fall an, daß das Heer noch schwächer sei.

Den abschließenden Beweis, daß die byzantinischen Heere immer nur eine sehr mäßige Stärke gehabt haben können, ergeben die Heereszahlen bei den Arabern und in den Kreuzzügen.

Schlacht bei Manzikert. 1071.

In der Schlacht von Manzikert oder Malasgard in Armenien besiegte der Seldschucken-Sultan Alp Arslan den Kaiser Romanus IV., nahm ihn gefangen und vernichtete das byzantinische Heer zum großen Teil. Die Türken gewannen infolge dieser Schlacht Klein-Asien. Oman sieht in ihr auch einen Wendepunkt für die byzantische Kriegsverfassung, da die Vernichtung der Armee und der definitive Verlust der kleinasiatischen Themen von da ab ein Landesaufgebot unmöglich gemacht und das Reich von Byzanz ausschließlich auf barbarische Söldner angewiesen habe. Diese Auffassung hängt mit Omans Vorstellung von den Heereszahlen zusammen. Er meint, daß Romanus bei Manzikert 60 000 und sein Gegner 100 000 Mann gehabt habe. Wenn nun berichtet wird, daß ein Nachfolger aus den Trümmern der Themen-Aufgebote mit Mühe 10 000 Mann zusammenbrachte, so scheint sich daraus allerdings zu ergeben, daß das Land, da doch vorher Klein-Asien allein 120 000 Mann stellte, leistungsunfähig geworden war.

Dieser Schluß fällt mit der von uns bereits zerstörten Voraussetzung: die Heere auf beiden Seiten haben niemals, auch bei Manzikert nicht, auch nur annähernd die angegebene Stärke gehabt. Ja die 10 000 Mann, die noch aus den Themen zusammengebracht wurden, würden uns sogar unwahrscheinlich viel erscheinen, wenn nicht der Autor[1]) ausdrücklich hinzufügte, daß dieses Korps aus den Resten des asiatischen Aufgebots und

[1]) Nicephorus Bryennius IV, 4 Ed. Bonn. S. 133.

Söldnern zusammengesetzt gewesen sei. Wahrscheinlich ist trotzdem die Zahl noch zu hoch.

Auch dem Verlauf der Schlacht von Manzikert, wie ihn Oman schildert, möchte ich durchweg widersprechen. Eine quellenmäßige Nachprüfung und Untersuchung wäre wünschenswert.

Die byzantische Militär-Literatur.

Ueber **Mauricius** vgl. Jähns, Gesch. d. Kriegswissenschaften I, 152. Krumbacher, Gesch. d. byzantin. Literatur, 2. Aufl., § 262 S. 635. Das Στρατηγικόν ist herausgegeben von **Scheffer**. „Arriani tactica et Mauricii ars militaris“, Upsala 1664. Krumbacher meint aus inneren Gründen, daß das Werk nicht von Mauricius herrühre. Oman S. 172 schreibt es Mauricius zu und datiert es auf 579, ehe er Kaiser geworden war.

Ueber **Leo** VI., 886—911, Jähns I, 160—170. Krumbacher, Gesch. d. byzant. Literatur 1. Aufl. S. 350. Die παράδοσις τῶν ἐν πολέμῳ τακτικῶν σύντομος oder Διάταξις πολεμικῶν παρασκευῶν ist am besten gedruckt in Meursii opera ed. Lamius vol VI. 1745. Krumbacher charakterisiert: „Das Werk ist aus älteren Quellen wie Onosander, Aelian, Polyän u. s. w. zusammengestellt und gibt ohne viel Konsequenz mannigfaltige, nach Kapiteln geordnete Notizen über die Einteilung, Ausrüstung und Uebung des Heeres 2c.“ 2. Aufl. S. 636 schließt er sich der Ansicht an, daß das Werk nicht von Leo VI., sondern von Leo III., dem Isaurier, 718—741, stamme, d. h. auf dessen Anregung verfaßt sei.

Ueber **Konstantin** VII., **Porphyrogennetos**, 912—959, vgl. Jähns I, 171. Er ist der Sohn Leos VI. Die ihm zugeschriebene Taktik stammt in Wirklichkeit von Konstantin VIII. (1025—1028), ist aber meist wörtliche Wiedergabe der Taktik Leos und hat sehr wenig Selbständiges. Krumbacher, Gesch. der byzan. Liter. S. 63. Ausgabe ebenfalls in Meursii opera Bd. VI ed. Lamius.

Ueber **Nicephorus Phokas**, 963—969, Jähns I, 176. Krumbacher S. 985. Gust. Schlumberger, Un empereur Byzantin au dixième siècle, Nicéphore Phocas. Paris 1890. 779 S. 4⁰.

Das ihm zugeschriebene Werk heißt „περὶ παραδρομῆς πολέμου“. Ausgabe von Hase, Bonn 1828. Schlumberger S. 169 meint, daß das Buch wohl auf des Kaisers Anregung verfaßt, aber erst nach seinem Tode vollendet worden sei.

Jähns meint, das Werk sei, obgleich es sich an Leo anlehne, doch selbständiger als dieser; der Charakter der Verfallzeit trete jedoch auch in diesem Werk entschieden hervor, da es keine Spur kriegerischer Initiative aufweise. „Mehr als Gegenübersitzen oder höchstens Begleiten mutet Nicephorus den Heeren nicht zu, welche er gegen die Einfälle der Barbaren an die Nordgrenze seines Reiches sendet, und damit ist dann allerdings in

denkbar deutlichster Weise anerkannt, daß man willens war, das Gesetz des Krieges vom Feinde zu empfangen." Dieser Charakter des Buches würde nun freilich mit dem persönlichen Charakter des Autors und seinen Kriegstaten, die auch von Jähns selbst hervorgehoben werden, im stärksten Widerspruch stehen. Gerade dieser Kaiser ist voller Initiative und macht eine Eroberung nach der andern, namentlich von Kreta, das der Mittelpunkt einer furchtbaren muslinischen Piraterie geworden war, und Antiochien (968).

Schlumberger ist umgekehrt ganz entzückt von dem Werk, gibt eine ausführliche Analyse und schreibt (S. 173):

„J'ai pris plaisir à lire ces vingt-cinq chapitres d'art militaire. C'est le progamme complet de la guerre de frontière au dixième siècle. Tout ce que le stratigos byzantin le plus accompli devra faire à la tête de ses contingents pour tenir tête à l'invasion d'une force sarrasine, pour paralyser sa marche ou tirer de ses déprédations une vengeance éclatante, est minutieusement indiqué comme dans un manuel à l'usage de nos officiers de l'école de guerre. Tous les cas sont rigoureusement prévus. Pour chaque mal, le remède est indiqué. Quand j'ai eu achevé la lecture de ces pages écrites en un grec barbare, mais vibrantes d'une singulière ardeur patriotique, d'un profond amour des choses de la défense nationale, d'une véritable passion guerrière, j'ai cru voir passer devant mes yeux tous ces combats tant et depuis si longtemps oubliés, mais hardis, sauvages, incessament entremêlés d'embûches, de surpises, de prodigieuses chevauchées, et qui, durant cette lutte séculaire du Croissant et de la Croix, ont, par milliers de fois, ensanglanté les sombres halliers, les âpres défilés, les vertes pentes du vieux mont Taurus. J'ai cru entendre en rêve le galop pressé des juments sarrasines entraînant dans la nuit à travers les herbages profonds leurs silencieux cavaliers, la lance et la rondache au poing, couchés sur l'arçon de la selle, dévorant l'espace pour foudre à l'aube naissante sur le village grec endormi sans défense, retenant presque leur haleine pour échapper à l'incessante surveillance des trapézites, ces admirables éclaireurs byzantins. J'ai revu ces incomparables coureurs des armées greques, véritables hulans de l'an 1000, artistes accomplis en ce genre de guerre unique au monde, guerre de ruse contre ruse, d'ardente poursuite secrète, de stratagèmes sans cesse découverts mais sans cesse renouvelés, de surprises foudroyantes, de combats corps à corps. Je les ai revus, la cuirasse ou la cotte de mailles cachée sous l'épais surcot, menant au galop avec une sûreté, une précision merveilleuses, cette même campagne d'observations audacieuses, de reconnaissances hardies dont les cavaliers allemands de la guerre de 1870 sont les plus redoutables représentants modernes.

„Oui, ce sont bien là les dignes prédécesseurs de ces hulans qui sont demeurés chez nous comme la lugubre personnification de

l'invasion, que ces infatigables trapézites byzantins dont le rédacteur de la „Tactique" de Nicéphore Phocas décrit minutieusement le dangereux service. Ce sont les mêmes immenses et rapides chevauchées à deux en plein pays ennemi à la poursuite d'une indication précieuse; c'est le même mépris du danger, la même tranquille audace, la même résolution fixe, unique de pouvoir au retour, coûte que coûte, renseigner exactement le chef qui a mis en eux sa confiance, de pouvoir lui apprendre tout ce dont il a besoin, chiffre des forces ennemies, nom de l'officier qui les commande, direction qu'elles s'apprêtent à suivre, but probable vers lequel elles tendent; ce sont, pour arriver à se procurer ces données, les mêmes efforts ingénieux, le même deploiement de ruses multiples, le même perfectionnement de tous les procédés d'information, le même génie inventif, la même discipline servie par le même code d'instructions ponctuelles, précises, sans lacunes, avec cette difficulté immense en plus de toutes les insuffisances de cette époque de barbarie relative. Ils se trompent lourdement, ceux qui croient volontiers que les guerres orientales de cette époque ne consistaient qu'en une succession de mêlées confuses, de collisions désordonnées entre hordes sauvages."

So sehr dieser Hymnus auf die „Ulanen" von Byzanz dem ablehnenden Urteil von Jähns widerspricht, so haben doch Beide in ihrer Weise recht. Was Jähns vermißt, ist in der Tat nicht da, nämlich die Strategie eines Entscheidungskrieges; aber davon will der Traktat auch garnicht handeln; er gibt uns die Lehre vom Grenzkrieg, vom kleinen Krieg, und auf diesem Gebiet fehlt es ihm durchaus nicht an Initiative und Tatkraft. Der wirkliche Krieg, wie ihn die Byzantiner des 10. und 11. Jahrhunderts führten, deckt sich nicht mit dem Krieg, der hier vorausgesetzt wird. Dieser Tractat handelt eben nur vom Grenzkrieg, und es ist deshalb unzulässig, von ihm aus einen Schluß auf den Zeitgeist zu machen.

Schlumberger S. 186 berichtet noch von einer unedierten, dem Nicephorus Phokas zugeschriebenen Schrift, von der M. Graux einige Stücke publiziert hat. Diese Stücke handeln davon, daß man die Armee nicht durch ein Land führen darf, das kein Wasser hat; daß man keine unnützen Mäuler mit ins Feld nehmen soll und daß Führer und Spione im Kriege sehr nützlich sind.

Nicephorus Phokas verlangte einmal von einer Synode, sie sollte verkünden, daß alle im Kriege gegen die Muslim gefallenen Soldaten die Ehren der Märtyrer erhalten sollten. Die Geistlichkeit aber, der heil. Polyeuktes, Patriarch, wies die Zumutung zurück.[1])

[1]) Neumann, Weltstellung d. byzantin. Reichs S. 37. Krumbacher p. 985.

Achtes Kapitel.

Die Araber.[1])

Zu den barbarischen Reitern, die die alten Römer in ihre Dienste nahmen und aus denen sie ihre Kavallerie bildeten, gehörten schon früh die Araber oder Saracenen. Ein arabischer Fürst spielte bereits auf dem Zuge des Crassus gegen die Parther eine Rolle; arabische Reiter waren es, die Kaiser Valens aus dem Osten gegen die Gothen herangeführt und die, ein Vorspiel späterer Kämpfe, bei Adrianopel (378) dem Ansturm der Germanen erlagen.

Wie bei den Germanen, so haben auch bei den Arabern die Römer einmal einen Ansatz gemacht, sie sich zu unterwerfen. Unter Augustus zog Aelius Gallus, Statthalter von Aegypten, gegen sie aus (26/25 v. C.), erreichte auch eine große Stadt, erlitt aber durch Hunger und Krankheit große Verluste, und die Römer haben die Offensive in dieser Richtung nicht wieder aufgenommen.

Als Söldner, namentlich in den Kriegen der Römer und Perser vor und nach Justinian, wurden die Araber, wie im Westen die Germanen, auf die Gebiete und den Boden der Kulturwelt geführt, und endlich erschien der Moment, wo sie beschlossen, selber die Herrschaft in die Hand zu nehmen.

Ganz anders als bei den Germanen aber vollzog sich dieser Vorgang.

---

[1]) In der „Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen" von Alfred v. Kremer (Wien 1875) findet sich ein Kapitel über das Kriegswesen (S. 203 bis 255), in dem die überlieferten Nachrichten ziemlich vollständig, aber ohne Kritik und ohne militärisch-sachliches Verständnis zusammengestellt sind. Ich habe nichts daraus entnommen.

Die Germanen hatten und brachten nichts als ihr Kriegertum; sie waren noch die reinen Barbaren, indem sie sich zu Herren der Kulturwelt machten, die sie dabei zum größten Teil zerstörten. Die Araber hatten schon seit langer Zeit her ein doppeltes Element in sich, das kriegerisch-barbarische Nomadentum, die Beduinen der Wüste, und ein kaufmännisch-städtisches Bürgertum mit nicht ganz geringen Kulturansätzen. Beide Elemente wurden zusammengehalten durch die gemeinschaftliche Nationalität, die Sprache und durch eine religiöse Kultusgemeinschaft, die wohl nicht ohne Berechnung von den klugen Händlern in Mekka gepflegt wurde, um die Feindschaft und Wildheit der Beduinen dadurch zu mäßigen und zu bändigen.[1]) Jüdische und christliche Einflüsse waren aufgenommen worden und hatten religiöse Anregung gebracht.

Alle diese Elemente und Ansätze wurden durch Muhammed zu einer politisch-religiösen Einheit zusammengefaßt. Der Islam ist nicht eine Religion, wie das Christentum, sondern eine politisch-kriegerische Volksorganisation vermöge der Kräfte der Religion — um den Vergleich durchzuführen und damit die fundamentale Verschiedenheit zu kennzeichnen: wie wenn Armin zugleich Prophet gewesen wäre und die sämtlichen germanischen Stämme unter seiner Führung vereinigt hätte.

Als Kriegsmann, Volksführer und Prophet organisiert Muhammed aus dem Arabertum eine Macht, die fast plötzlich da ist und sich mit unwiderstehlicher Gewalt in einem Zuge die Nachbarländer rechts und links unterwirft; sowohl Syrien und Aegypten, die zu Rom gehört haben, wie Persien, das eben noch mit Rom in einem stets hin- und herschwankenden Kampf gelegen hat.

In den Ländern des römischen Imperiums, die den Germanen verfallen sind, behauptet die antike Ueberlieferung in der Kirche ihr Dasein und es bildet sich im Occident die ewig polarisierende Doppelheit der selbständigen Kirche und der selbständigen Staaten. Im Islam fällt Kirche und Staat in eins: der Prophet und sein Nachfolger, der Kalif, d. h. Stellvertreter, ist geistliches Oberhaupt und weltlicher Herrscher, Verkünder des Willens Gottes und Heerführer. Die kriegerische Kraft des Beduinentums, längst

[1]) Aug. Müller, Gesch. d. Islam, Bd. I, S. 81.

in der Welt gekannt und gefürchtet, wird potenziert durch die religiöse Lehre vom Kismet und vom Paradiese, der militärische Gehorsam gesichert durch die Autorität Allahs. „Die beste Theologie ist, Gott mit dem Schwert zu helfen", sagten auch die Frommen[1]), und die raubgierigen Beduinen fügten sich gern einer geistlichen Autorität, die ihnen die Schätze der Kulturwelt in den Schoß warf. Der überlieferten kriegerischen Kraft der Wüstensöhne fügte diese geistliche Autorität das Element der Disziplin hinzu, die so weit gehen durfte, den Kriegern den Wein zu verbieten.

In einer arabischen Schrift über das Heerwesen, die allerdings erst aus dem 14. Jahrhundert ist, aber auf alte Traditionen zurückgeht[2]), wird uns der Gehorsam der Gläubigen folgendermaßen geschildert. (S. 28.)

„Ibu Ishâk erzählt in den „Feldzügen": Als der Gottgesandte von Wâdil Cafrâ aufbrach und hörte, daß die Kureisch gegen ihn im Anmarsch seien, fragte er seine Leute um Rat, und zuerst redete Abu Bekr sehr schön, darauf folgte Omar und redete ebenfalls sehr gut, dann erhob sich el-Mikdâd ben Amr und sprach: O Gesandter Gottes! Gehe wohin Dir befohlen ist, und wir werden mit Dir sein; wir werden nicht sagen, wie die Kinder Israels: gehe Du und Dein Heer und kämpfet, wir werden hier stehen bleiben; sondern: gehe Du und Dein Herr und kämpfet, wir werden in Gemeinschaft mit Euch beiden kämpfen. Bei dem, welcher Dich in Wahrheit gesandt hat, wenn Du mit uns nach Birk el-Gimâd ziehen wolltest, wir würden dahin an Deiner Seite fechten, bis Du es erreichtest. Der Gottgesandte erwiderte ihm: wohl gesprochen! und er segnete ihn. Dann wandte er sich um und sprach: gebt auch Ihr mir Euren Rat; er meinte die Ancâr [die zu Muhamed übergegangenen Mekkaner], weil ihrer eine bedeutende Anzahl war; da sagte Sa'd ben Mu'âds: es scheint, o Gottgesandter, als wenn Du uns meintest. Allerdings, erwiderte er, und Sa'd fuhr fort:

---

[1]) Wellhausen, Die religiös-politischen Oppositionsparteien im alten Islam. Abhandl. d. Kgl. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen. Phil. Hist. Kl. N. F. V. Nr. 2, S. 10.

[2]) Herausgegeben und übersetzt von F. Wüstenfeld in den Abhandl. d. Gesellsch. d. Wissensch. zu Göttingen. Bd. 26 (1880). Zum Teil besteht diese Schrift in einer Uebersetzung und Ueberarbeitung der Taktik des Aelian und muß deshalb natürlich mit Vorsicht benutzt werden.

Wir haben an Dich geglaubt und Dich für wahrhaftig gehalten und bekannt, daß alles, was Du uns gelehrt hast, die Wahrheit sei; wir haben Dir dafür den Schwur geleistet und bekräftigt, daß wir hören und gehorchen wollen. So gehe nun, o Gottgesandter, wohin Dir befohlen ist, wir werden mit Dir sein; bei dem, der Dich in Wahrheit gesandt hat, wenn Du mit uns dieses Meer überschreiten wolltest, wir würden uns mit Dir hineinstürzen, nicht einer von uns würde zurückbleiben; wir haben nichts dagegen, daß Du morgen mit uns unsern Feind treffen willst, wir sind gewiß standhaft im Kriege, zuverlässig im Kampfe, vielleicht wird Gott Dir an uns zeigen, was Dein Auge erfreut; so ziehe denn mit uns unter Gottes Segen. Der Gottgesandte freute sich über die Rede des Sa'd und wurde sehr lebhaft in seinen Worten, dann sprach er: Auf! Verkündet frohe Botschaft, denn Gott hat mir eine von beiden Abteilungen versprochen; bei Gott! Es ist mir, als wenn ich jetzt schon die Leute hingestreckt sähe. Omar sprach: Bei dem, in dessen Hand mein Leben ist, sie werden nicht verfehlen, sie hinzustrecken."

Bis auf Muhammed waren die Araber in zahlreiche Stämme zersplittert gewesen, wie die Germanen, und noch mehr als diese, insofern durch die Bildung von Städten auch sozial entgegengesetzte Stände geschaffen waren. Alle diese Stämme und Stände faßte der Prophet durch sein System zu einer geschlossenen Einheit zusammen und schuf damit nicht nur eine große innere Kraft, sondern auch eine sehr große zusammenwirkende Masse. Die germanischen Stämme haben niemals zusammengewirkt, und wir haben gelernt, daß die Heere der Gothen, Burgunder, Vandalen, die das römische Reich durchzogen, sehr klein waren. Auch Arabien war dünn bevölkert, wie Germanien, aber alle Stämme und Stände des weiten Landes vereinigten sich jetzt zu einer geschlossenen Heeresmacht in einer Hand. Muhammed selber soll im Jahre 630 zu einem Zuge gegen das byzantinische Reich, der aber an der Grenze zum Stillstand kam und keine Folgen hatte, 30000 Mann zusammengebracht haben.[1]) Mit 18000 Mann zog Chalid, der Feldherr Abu Bekrs, gegen Persien aus.[2]) In der Brückenschlacht

[1]) Müller I, 164.
[2]) Weil, Gesch. d. Chalifen I, 30.

636, wo die Araber von den Persern geschlagen wurden, sollen sie nur 10000 Mann stark gewesen sein[1]), und auch in der Entscheidungsschlacht bei Kadesia (637), wo sie die Perser niederwarfen, werden von der „ältesten und verläßlichsten Quelle"[2]) nur 9—10000 Mann, in der bald darauf folgenden Schlacht bei Dschabula 12000 Mann angegeben.[3]) Nach den Heereszahlen, die wir in den Kriegen Justinians kennen gelernt haben, scheinen diese Angaben nicht unmöglich. Sie werden auch nicht widerlegt dadurch, daß, als die Beute von Ktesiphon verteilt wurde, 60000 Mann ihren Anteil erhielten. Es waren seit der Schlacht von Kadesia noch Verstärkungen eingetroffen, vor allem aber werden wir zu argwöhnen haben, daß die Anführer, als sie die Ansprüche ihrer Scharen anmeldeten, die Grenzen der Wahrheit sehr beträchtlich überschritten haben. Nach dem, was man von deutschen Landsknechtobersten im 16. und 17. Jahrhundert weiß, ist den überaus geldgierigen Beduinen die Uebertreibung bis zum Drei- und Vierfachen wohl zuzutrauen. Immerhin mag es aber auch sein, daß, wie die neueren Forscher annehmen, die Heere, die die Perser besiegten, größer als bloß 10—12000 Mann waren, ganz besonders aber kommt in Betracht, daß das nicht die ganze muslimische Macht war, die außer Landes operierte, sondern daß gleichzeitig ähnliche und vielleicht noch größere Heere in Syrien gegen die Griechen schlugen. In der Schlacht bei Adschnadein (634), etwas südlich von Jerusalem, wo sie diese zum erstenmal besiegten, sollen nach einer freilich unsicheren Schätzung die Araber 25000 bis 30000 Mann stark gewesen sein.[4]) Um der Uebermacht ganz sicher zu sein, hatten sie noch 3000 Reiter von dem am Euphrat gegen die Perser operierenden Heer herangezogen, die mitten durch die Wüste marschiert waren, das Wasser mit sich schleppend. Mag auch diese Schätzung etwas zu hoch sein — gerade daß man noch die 3000 Mann aus so großer Entfernung heranholte, spricht gegen eine gar zu hohe Zahl — das griechische Reich war schon lange nicht mehr fähig, auch nur annähernd solche Heere ins Feld zu führen: Erinnern

---

[1]) Weil I, 60.
[2]) Müller, S. 238.
[3]) Müller, S. 243.
[4]) Müller I, 252, Anmerk.

wir uns, daß Justinian Belisar mit seinen 15000 Mann nur deshalb gegen die Vandalen und Gothen aussenden konnte, weil er mit den Persern so lange Frieden geschlossen hatte. Die arabischen Quellen wissen freilich immer von neuem von der vielfachen Ueberlegenheit der griechischen und persischen Heere, den Hunderttausenden, die besiegt und unter dem Schwerte der Gläubigen gefallen sind, zu erzählen.[1]), ganz wie einst die alten Griechen von den Heeren der Perser, die Miltiades, Pausanias und Alexander überwanden. Die Ueberzahl war in Wahrheit hier wie dort auf seiten der Sieger.

Die Kalifen hatten durch die Unterordnung der sämtlichen kriegerischen Stämme der Wüste unter ihren Befehl einen unerschöpflichen Vorrat an Kriegern zur Verfügung und konnten Heere, die ihren Gegnern überlegen waren, nach allen Seiten zugleich ausschicken. Sie waren nicht bloße Söldner, die in dem Augenblick meuterten, wo sie nicht bezahlt wurden, sondern ertrugen als Streiter Gottes auch Zeiten der Not und der Entbehrung, um dann binnen kurzem in den eroberten Landen die reichlichste Entschädigung zu finden. So haben sie es fertig gebracht, das öde Tripolis zu durchreiten[2]), um Karthago, den ganzen Norden von Afrika und schließlich Spanien zu erobern und erst an der Loire ihren Meister zu finden. Die Zahlen von 20000 und gar 40000 Mann, die Nord-Afrika erobert haben sollen, sind sicherlich zu hoch; solche Massen hätte man auf dem ungeheuren Marsch durch Tripolis nicht ernähren können, und der vierte Teil dürfte auch für die Aufgabe genügt haben. In derselben Zeit aber, wo der Islam an den Säulen des Herkules im Westen erschien, drang er auf den Spuren Alexanders bis nach Turkestan und Indien vor und mit schwerer Mühe erwehrte sich seiner Byzanz selber.

---

[1]) Müller I, 222.

[2]) Allerdings nicht in einem Zuge. Die Ereignisse vollzogen sich folgendermaßen: 641 eroberten die Araber Aegypten. 643 oder 44 nahmen sie Tripolis. 648/49 baute Moawija als Statthalter in Syrien eine Flotte. Ebenso der Statthalter von Aegypten. 647/48 eroberte dieser mit 20000 Mann Karthago, verließ aber das Land wieder. In den nächsten Jahrzehnten werden von Tripolis aus häufig Raubzüge in Tunis gemacht. 683 erlitten die Araber eine Niederlage, verloren auch Tripolis und wurden auf Barka zurückgeworfen. 696 kam Hassan mit 40000 Mann und erstürmte Karthago. Nach einigen Rückschlägen, indem eine griechische Flotte kommt, wird 706—709 die Unterwerfung bis an den Ozean vollendet. Die Berbern treten über zum Islam.

Die Sieger lagerten sich als herrschender Kriegerstand in den eroberten Landschaften ein wie die Gothen und Vandalen in Italien, Spanien und Afrika.

Selber bereits ein streng geordneter politischer Organismus, zerstören sie die unterworfene Kulturwelt nicht in dem Grade wie die Germanen. Das wirtschaftliche Leben geht nach kurzer Unterbrechung im alten Geleise fort, man versinkt nicht vollständig in die Natural-Wirtschaft wie im Occident und gründet das neue Staatswesen auf den Satz, daß die unterworfenen Ungläubigen Steuern zahlen, um damit den herrschenden Kriegerstand zu erhalten.

Der germanische Kriegerstand mußte sich über das ganze Land zerstreuen, um sich durch die Naturalleistungen der Bewohner unterhalten zu lassen, was schließlich in die Form der Landleihe, der Lehnsverfassung gekleidet worden ist. Der arabische Kriegerstand konnte, da die Kultur und damit die Geldwirtschaft in seinen Gebieten nicht so radikal zerstört war, sich auf Steuer- und Soldzahlung aufbauen und brauchte sich deshalb nicht so sehr über das Land zu zerstreuen. Die Eroberer blieben zum Teil in großen Militärkolonien, namentlich in Kufa und Bassora, die zu Städten wurden, beieinander.

Wie wir aber namentlich an den Vandalen und Westgothen gesehen haben, erhält sich ein Kriegertum, das nur auf Abstammung und Familien-Tradition beruht, nicht auf die Dauer. Bei den Germanen erlosch es um so schneller, je mehr sie sich mit den Unterworfenen als Glieder einer Kirche zu einer Einheit verschmolzen. Bei den Arabern behauptete es sich etwas länger, da die Unterworfenen zum großen Teil ihre Religion behielten, der Herrscherstand sich seiner Besonderheit und deshalb auch seines Kriegertums mehr bewußt blieb und die einheitliche geistlich-weltliche Autorität des Kalifentums die Gläubigen bei ihrem überlieferten Wesen festhielt. Nach zweihundert Jahren ist aber doch die aus der Wüste mitgebrachte Urkraft auf dem Boden der Kultur verzehrt und verbraucht. Die künstlich verschmolzenen Elemente von Kriegertum und Religion schon von Muhameds Tod an im Konflikt, streben auseinander. Es fehlt für das Kalifentum an einem sichern Prinzip der Nachfolge: die Theokratie ist ihrer Natur

nach nicht erblich. Die große Dynastie der Omajjaden, die sich nach der Ermordung Alis, des Schwiegersohns und seiner Söhne, der Enkel des Propheten, durchsetzt, repräsentiert mehr das kriegerische, beduinische Element. Die darauf folgende Dynastie der Abbassiden (seit 750) mehr das religiöse. Man könnte diese beiden Dynastien mit den fast ausschließlich kriegerischen Merovingern und den der Kirche innerlich nahestehenden Karolingern vergleichen. Ganz so schnell wie unter den Nachkommen des großen Karl zerfiel das Kalifenreich unter den Nachkommen Harun al Raschids, des Abbassiden. Söldnerbanden treten an die Stelle der Gläubigen (seit dem Beginn des 9. Jahrhunderts). Besonders die seldschuckischen Türken sind es, die, die Lehre des Propheten annehmend, jetzt die Krieger stellen und bald machen ihre Emire und Führer sich selbst zu Herren, indem sie dem Kalifat in Bagdad nur noch eine geistliche Repräsentationswürde lassen. Große Stücke, Spanien, Aegypten, haben sich auch in Sonder-Kalifaten von dem Bagdader abgelöst.

So ist im Orient ein Zustand gebildet, der mit dem im Occident viel Aehnlichkeit hat. Die natürliche Antinomie der geistlichen und weltlichen Gewalt hat sich der Lehre des Propheten zum Trotz auch im Islam geltend gemacht. Die seldschuckischen Sultane sind weltliche Herrscher wie die Könige des Abendlandes, gestützt auf ihren Kriegerstand, wie diese auf das Rittertum, nur daß die Prinzipien in der Tiefe ganz andere sind. Als unmittelbare Erscheinung aber ist, wie schon Ranke bemerkt har, zwischen Herrschern wie Friedrich Barbarossa und Saladin ein wesentlicher Unterschied nicht. Rein militärisch darf man auch die arabischen und seldschuckischen Krieger einfach Ritter nennen, die vermöge der eigentümlichen direkten Beziehung der Religion zum Kriegertum im Islam noch etwas mehr in der Hand ihrer Führer sind als die Occidentalen.

Als stärkstes Zeichen der römischen Disziplin haben wir es angesehen, daß die Feldherren von ihren Soldaten verlangen konnten, nach dem ermüdenden Tagemarsch immer noch das Lager zu verschanzen. Der schon angeführte arabische Autor verlangt dasselbe (S. 13): „Sobald ein Lagerplatz bezogen wird, befiehlt der Emir vor allem noch an demselben Tage ohne Aufschub und

Zögern einen Graben zu ziehen; dieser dient zur Deckung der Armee, verhindert das Desertieren, vereitelt die Versuche eines Ueberfalls und schützt gegen andere Gefahren, welche durch die List des Feindes und unerwartete Ereignisse herbeigeführt werden können."

Daß diese Vorschrift bei dem arabischen Heer wirklich durchgeführt worden sei, möchte ich bezweifeln, jedenfalls nicht so systematisch wie bei den Römern.

Die Krieger sind vorwiegend Reiter und Einzelkämpfer; die Funktion der Anführer und das Wesen der Disciplin ist auf keinen Fall derart, daß es taktische Körper bildete. Es erinnert an die Vorschrift König Heinrichs I. von Deutschland über das Zusammenhalten beim Anreiten, wenn der Prophet (Sure 61,4) spricht: „Gott liebt diejenigen, welche für seine Sache in Schlachtordnung kämpfen, als wären sie ein fest zusammengefügtes Gebäude"[1]), oder wenn Chalid vor der Schlacht am Hieromax (636) eine Ansprache an die Seinen hält, in der er befiehlt: „kämpft nicht vereinzelt gegen ein Volk (die Griechen), das euch in geordneten Scharen entgegenzieht".[2])

Kaiser Leo (Taktik, XVIII § 49, 50) schildert die Türken gepanzert auf gepanzerten Pferden, mit Lanzen, Schwertern und Pfeilen abwechselnd kämpfend, und in der arabischen Schrift über das Kriegswesen heißt es:

„Die Bewaffnung besteht in einem festen, dauerhaften Panzer, nicht zu schwer und nicht zu leicht, in einem Helm, einer anschließenden Mütze unter dem Helm, zwei Armschienen, zwei Beinlingen und zwei Beinschienen. Das Pferd zum Angreifen muß einen festen Huf haben und an der Brust, dem Vorderteil, Hals und Hinterteil stark sein. Die Ausrüstung zum Kampfe besteht aus zwei festen starken Bogen, 30 Pfeilen mit geraden, gefeilten Spitzen, hartem Mittelstück und eisernen Flügeln, aus einem mäßigen Köcher, der nicht zu groß ist und dadurch beschwerlich wird, sodaß er die Aufmerksamkeit ablenkt, auch nicht zu klein, sodaß er nicht

[1]) Cit. Wüstenfeld l. c. S. 24. Vgl. auch S. 27, wo ausdrücklich die Versuchung, im Kampf aus den Reihen herauszubrechen, mit dem Hinweis auf den notwendigen Gehorsam bekämpft wird.

[2]) Weil I, 42.

alle Pfeile fassen kann und dadurch ungenügend ist, von festen länglichen Lederstreifen, mit festen Nähten und Bändern von wirklichem Leder, aus einer Köchertasche mit starken Schnüren, einer starken Lanze mit heilem Schaft, ganz gerade, nicht übermäßig lang, aber auch nicht zu kurz, sodaß sie ihren Zweck nicht erfüllt, mit einer Spitze vom besten Eisen mit vielen scharfen Kanten, von außerordentlicher Härte, mit einem durchdringenden äußersten Ende; einem geraden Wurfspeer, einem scharfen bewährten Schwert ganz von Eisen mit lobenswerter Treffähigkeit oder kurz, handlich, schneidig; einem spitzen, zweischneidigen Messer, einem starken Streitkolben, welcher den damit kämpfenden weder durch seine Schwere überwältigt, noch durch seine Leichtigkeit ihn täuscht, um einen kräftigen, durchschlagenden Hieb zu tun, oder einem blanken Beil auf beiden Seiten geschärft mit einem festen Griff, womit man auf einen Hieb eine starke Waffe zerhauen kann; aus 30 Steinen in zwei Beuteln, welche an dem Sattelknopfe rechts und links herabhängen. Dies ist die Ausrüstung eines zum Kampf bereiten Reiters, und wenn etwas daran fehlt, so ist er unvollständig ausgerüstet."

Die letzte Bemerkung, daß der Krieger, der nicht alle vorher aufgezählten Waffen besitze, unvollständig ausgerüstet sei, werden wir als eine doktrinäre Uebertreibung des Autors zu betrachten haben. Das ergibt sich nicht nur aus der Natur der Dinge, sondern auch aus den sonstigen Ausführungen des Autors selbst. Unmittelbar vor dem wiedergegebenen Absatz schreibt er vor, daß die vollkommen Bewaffneten in das erste Glied gestellt werden sollten, die weniger gut ausgerüsteten in das zweite, und so fort bis zum fünften. Der Autor nimmt also selbst an, daß bei weitem die meisten Krieger nicht vollständig ausgerüstet seien, und des weiteren teilt er denn auch die Soldaten nach ihrer Ausrüstung in verschiedene Waffengattungen. 1. Reiter mit langen Lanzen. 2. Reiter mit Wurfspießen. 3. Reiter mit Pfeil und Bogen. 4. Reiter welche ganz vollständig gewaffnet sind.

Der Hauptunterschied gegen die Abendländer ist der viel ausgedehntere Gebrauch von Bogen und Pfeil, der sich mit einer wirklich schweren Rüstung nicht wohl vereinigt. Die schwere Rüstung hindert nicht nur die Handhabung des Geschosses, sondern sie verlangt auch ein starkes Pferd, das, wenn es gar selbst gepanzert ist,

nicht so sehr schnell sein kann. Ist das Pferd aber nicht schnell, kann also der Schütze dem Nahkampf nicht mit Sicherheit ausweichen, so lange er will, so bietet die Schußwaffe ihm kaum noch Vorteile. Was bei Leo als eine Waffengattung erscheint, ist daher bald, wenn es nicht von je so war, in zwei Waffengattungen zerlegt, die gepanzerten Nahkämpfer mit gepanzerten Pferden und die leichtgerüsteten Schützen auf leichten und schnellen Pferden.

Es ist wohl die uralte Tradition der Asiaten und im besonderen der Steppenvölker, die sie diese Waffengattung der berittenen Schützen von je hat besonders pflegen lassen. Als die Kreuzfahrer sie erst kennen gelernt hatten, nahmen sie sie auch an und haben sogar den Namen, den sie ihm geben „Turkopolen“, bis ins Ordensland Preußen übertragen.

Ein fundamentaler Unterschied zwischen occidentalischem und orientalischem Kriegswesen ist jedoch hierin nicht zu sehen, sondern nur ein gewisser Gradunterschied. Wenn die abendländischen Ritter im heiligen Lande ein Turnier veranstalteten, kam es wohl vor, daß muslimische Ritter sich in der Nähe zeigten und endlich eingeladen wurden, mitzuturnieren. Gemeinsames Turnieren ist Beweis genug, daß Ausrüstung, Fechtweise und Kampfgebräuche auf beiden Seiten sehr ähnlich waren. Die Kreuzzugs-Erzählungen bieten noch mancherlei Züge, die bei allem Glaubens- und Rassenhaß doch eine gewisse Gleichartigkeit der Standes-Anschauung zwischen den christlichen und muslimischen Rittern bezeugen.

Richard Löwenherz umgürtete Palmsonntag 1192 bei Accon den Sohn Seifeddins mit dem Schwert. Seifeddin, Saladins Sohn, schickte im Gefecht von Jaffa (5. Aug. 1192) dem König Richard, der zu Fuß auf den Kampfplatz geeilt war, zwei Streitrosse, die dieser dankbar annahm und benutzte.

Christen und Moslims traten sogar in Lehnsverhältnis zu einander.

Schlacht von Sfiffin.
(26. und 27. Juli 657.)

Nach der Ermordung Othmans, des dritten Kalifen, war Ali, der Gemahl von Muhammeds Tochter Fatime, zum Kalifen berufen worden. Er war der Kandidat der Frommen und der Repräsentant des Erbrechts — aber

weshalb sollte der Nachfolger des Propheten gerade aus seiner Familie hervorgehen? Allah konnte sich doch auch einen andern zum Werkzeug wählen. Gegen Ali erhob sich Moawija, der Omajjade, der Befehlshaber der Truppen in Syrien und Repräsentant des kriegerisch-wilden Beduinen-elements. Es schien nichts übrig zu bleiben als die Entscheidung durch die Waffen; Ali stützte sich hauptsächlich auf die im Irak, dem Euphrat- und Tigrislande angesiedelten Eroberer; seine Hauptstadt war die Militär-Kolonie Kufa. Moawija residierte in Damaskus. In der Landschaft Ssiffin am Euphrat trafen sie auf einander und stellten sich derart auf, daß immer Stammverwandte gegen Stammverwandte kämpften: die Asd von Bassora gegen die Asd von Syrien, die Chath'am von Kufa gegen die Chath'am von Syrien. Ali selbst, umgeben von den Medinern, die ihm zugezogen waren, befehligte das Zentrum; die Schlacht wird von August Müller (S. 321) der Ueberlieferung gemäß folgendermaßen geschildert: „Die Stärke der beiden Heere war keinesfalls sehr verschieden: den 70 000 Reitern Alis standen höchstens 80 000 Syrer gegenüber. Auch darin waren sie gleich, daß jedes einer besonderen Elitetruppe sich rühmen konnte: dem Moawija hatte eine ausgewählte Schar feierlich geschworen, zu siegen oder zu sterben, unter den Kufiern aber befand sich eine Anzahl eifriger Frommer, wegen ihres unablässigen Koranstudiums „die Leser" genannt, die auch sonst zusammenhielten und nun hier in drei Haufen sich um Ibn Budeil, Keis Ibn Ssa'ad und den alten Ammar Ibn Jaßir scharten, entschlossene Männer, manche von den Königsmördern darunter, die ihren Abscheu vor Othman nun mit verdoppelter Stärke auf Moawija übertragen hatten. Mit einem kräftigen Stoß auf den linken Flügel der Syrer eröffnete Ibn Budeil den Kampf; es gelang ihm den Habib zurückzudrängen und sich mit seinen „Lesern" einen Weg bis in die Mitte des feindlichen Heeres zu bahnen, ja beinahe das Zelt Moawijas zu erreichen. Da aber traten die Eidgenossen ihnen entgegen und zwangen sie zum Weichen; auch die Mediner, welche Ali aus dem Zentrum zu Hilfe schickte, und die überhaupt diesmal sich nicht besonders ausgezeichnet haben, vermochten sich nicht zu behaupten. Inzwischen ging es auf dem linken Flügel der Irakier auch nicht ganz nach Wunsch: dort hatten die Südaraber des Ibn Dhi'l-Kala bedenkliche Fortschritte gemacht, sodaß nur die Tapferkeit einiger dort postierten Leute von den Rabi'astämmen noch aushielt. Da griff Ali selbst ein, sammelte die Flüchtigen und stellte die Schlacht wieder her; nach dem rechten Flügel sandte er den Malik mit seinen Reitern, dem es ebenfalls gelang, die beginnende Flucht aufzuhalten und den mit seinen „Lesern" in höchster Gefahr befindlichen Ibn Budeil herauszuhauen. Nun ging es rechts wieder vorwärts, bei dem erneuten Ansturm fiel Ibn Budeil, der „wie ein Widder" vor den Seinigen hergedrängt hatte, aber Malik übernahm sofort das Kommando und vermochte selbst die Eidgenossen bis an das Zelt Moawijas von neuem zurückzudrängen. Vier Reihen der Tapfern hatte er bereits niedergeworfen: da rief Moawija nach seinem Pferde, und

hatte es bereits zur Flucht bestiegen, als ihm ein alter männlicher Spruch, der ihm zufällig einfiel, das Ehrgefühl schärfte, daß er blieb. Amr hatte ihm zugesehen: „Heute Kriegestanz, morgen Herrscherglanz", meinte er ruhig. Die Eidgenossen taten ihre Schuldigkeit. Einmal noch gelang es von der andern Seite her einer Schar von „Lesern" unter Ammar dicht heranzukommen: „Da bist Du ja, Amr; hast Dein Gewissen für Aegypten verkauft, mag's Dir Verderben bringen!" rief der trotz seines hohen Greisenalters wie ein Löwe kämpfende Gefährte des Propheten dem Feinde zu, aber selbst das Opfer seines Lebens vermochte den Sieg nicht zu entscheiden. Immer weiter rangen die beiden Heere, ohne daß ein Ende sich absehen ließ; da rief Ali, der von fern den Moawija erblickte, dem Gegner zu: „Weshalb lassen wir sich die Leute zwischen uns töten? Her mit Dir, ich lade Dich vor Gottes Urteil! Wer von uns den andern tötet, behält die Herrschaft!" Amr redete dem Moawija zu, die Herausforderung anzunehmen, der aber bedankte sich: „Du weißt doch", sagte er, daß noch keiner sich ihm gestellt hat, den er nicht getötet hätte"; und als Amr meinte, es sei doch nicht recht anständig, sich zu drücken, fuhr er ihn ärgerlich an: „Du hast wohl Lust, an meiner Stelle zu herrschen?" In der Tat war Alis Tapferkeit und Waffenführung allzu bekannt, als daß sich Moawija von solchem Gange viel Gutes hätte versprechen dürfen; so kann man es ihm kaum verargen, wenn er den ungleichen Zweikampf mied. Selbst die Nacht trennte jetzt die Streiter nicht: ununterbrochen wurde bis zum Morgen an verschiedenen Stellen des Feldes weitergekämpft — die zweite Nacht des Getöses", welche die Sieger von Kadesia zu erleben hatten. Endlich am Morgen des dritten Tages (10. Ssafar = 28. Jan. 657), schien die Entscheidung zu nahen. Malik, dem inzwischen der Oberbefehl über den rechten Flügel bestätigt war, faßte alles, was er von Reitern unter der Hand hatte, zu einem letzten großen Angriff zusammen: er warf die ihm gegenüberstehenden Syrer weit, bis auf ihr Lager zurück; Ali im Zentrum, das siegreiche Vorschreiten seines Leutnants wahrnehmend, drängte mit seinem Fußvolk gegen Moawija an, und dieser geriet in die höchste Gefahr, nach der Zersprengung seines linken Flügels von zwei Seiten umfaßt zu werden. Aber „Krieg ist ein Betrugsspiel" hatte schon der Prophet gesagt. Vielleicht war bereits früher für diesen Fall eine der unwürdigsten Komödien der ganzen Weltgeschichte vorbereitet worden, die erdacht zu haben wieder Amrs Verdienst ist: so viele Korane, als sich gerade auftreiben ließen, wurden an den Lanzen in die Höhe gehalten und den Irakiern entgegengerufen, hier im Buche Gottes sei der Ausgleich für den Zwist unter den Gläubigen zu suchen, nicht in gegenseitiger Ausrottung; man solle den Kampf abbrechen und ein Schiedsgericht einsetzen, welches die Ansprüche Alis und Moawijas nach dem Worte des Höchsten prüfen und alles schlichten werde. So lächerlich ein solcher Vorschlag gerade im Augenblicke des bereits entschiedenen Sieges im Grunde war, so nahe der Einwand lag, weshalb er denn nicht vor all dem Blutvergießen gemacht worden sei,

verfehlte er doch seine Wirkung nicht. Das Ansehen, in welchem die heilige Schrift bei den wirklich frommen Muslimen stand, war ein so gewaltiges, daß auf solche der Gedanke, aus dieser untrüglichen Quelle die Entscheidung zu schöpfen, unter allen Umständen Eindruck machen mußte: hier kam nun dazu, daß die Leser nicht bloß fromme, sondern auch von dem alten arabischen Unabhängigkeitsgefühl durchdrungene Leute waren, deren demokratischem Sinne der Gedanke, die besten Kenner der Offenbarung als Vertreter der Gemeinde über das Chalifat selbst entscheiden zu sehen, etwas äußerst Ansprechendes haben mußte. So hielten diese Leute denn im Kampfe ein; ihrem Beispiele aber folgten eine ganze Menge von andern, deren Beweggründe ganz verschiedener Art gewesen sein müssen: Verräter, die während des Waffenstillstandes den Einflüsterungen von Moawijas Boten Gehör geschenkt, vielleicht geradezu die Rolle übernommen hatten, welche zu spielen sie jetzt sich nicht schämten. An ihrer Spitze stand niemand anders, als El-Asch'ath Ibn Keis der Kindite, der Verräter seines eigenen Volkes. Er hatte den Frommen Medinas niemas vergeben, daß er von ihnen seines südarabischen Königtums entkleidet worden war: nun ergriff er die Gelegenheit, ihnen den Sieg stehlen zu helfen und sich an später Rache zu letzen. Er machte den Sprecher und drang in Ali, schleunigst den Aschtar, der auf der andern Seite weiter kämpfte, zurückzuberufen, ihn selbst aber zu Moawija zu schicken, damit ein Vertrag über das Schiedsgericht zustande käme. Vergeblich hatte der Chalife vom ersten Augenblicke an den „Lesern“ vorgehalten, daß man Leute wie Moawija, Amr, Ibn Abi Sfarch und ihre Genossen doch als Feinde des Glaubens und des Korans selbst genugsam kenne, um ihren Vorschlag als reinen Trug zu durchschauen: die blinden Fanatiker und das verräterische Gesindel drängten sich immer drohender um ihn, schon wurden Rufe laut, man werde ihm das Schicksal Othmans bereiten, wenn er länger zögere — so mußte er sich entschließen, den Boten an Malik abzusenden. Der kühne Reiterführer war außer sich und wollte den Gehorsam weigern; erst als auch ihm gedroht wurde, man werde den Ali töten, wenn er die Schlacht nicht abbreche, gab er schweren Herzens nach. Als er der „Leser“ ansichtig wurde, fuhr er sie ob ihrer Torheit hart an: der Sieg sei zudem bereits errungen, sie sollten ihn nur auf einen Augenblick zu seinen Truppen zurückkehren lassen, so sei das Verderben der Gottlosen, die nie etwas nach dem Koran gefragt, vollendet. Vergebens; von den Verrätern in ihrem frommen Eigensinn bestärkt, verharrten sie bei ihrem Verlangen, und Ali, durch die Scharen der Unbotmäßigen von seinen persönlichen Anhängern getrennt, bei aller seiner vielbewährten Unerschrockenheit in der Schlacht doch vor der Drohung des Mordes zurückschreckend, eines kräftigen Entschlusses hier wie leider immer unfähig, ließ sich dazu bringen, den Asch'ath zu den Syrern abzusenden — das heißt, sich und seine Sache verloren zu geben.“

Diese Darstellung der Schlacht und ihres Abbruchs, welche Wendung schließlich mit dem Untergang Alis endigte, ist, soweit ich sehe, von der

neueren Kritik bisher nur in dem Punkt beanstandet worden, daß man nicht an die Improvisation der Demonstration mit den Korans hat glauben, sondern einen wohlvorbereiteten Verrat dahinter hat vermuten wollen. Hiergegen hat sich Wellhausen in seiner Abhandlung „über die religiös-politischen Oppositionsparteien im alten Islam" gewandt und dargelegt, daß die Geschichte doch nicht so ganz unglaublich sei. Unter den frommen Anhängern Alis waren aus guten Gründen Zweifel entstanden, ob das Recht wirklich auf seiner Seite, ob er der wahre Kalif sei. In beiden Heeren hatte man eine Empfindung davon, wie wahnwitzig es sei, daß sich die Gläubigen unter einander vernichten wollten — man könnte daran erinnern, wie sehr sich später die Franken unter Ludwig dem Frommen und seinen Söhnen gescheut haben, es zum wirklichen Blutvergießen untereinander kommen zu zu lassen. Wellhausen kommt also zu dem Schluß, daß, als das syrische Heer den Koran, an die Lanze gebunden, wie eine Standarte vorantrug, dieser Appell an das beiden Parteien gemeinsam Heilige sehr wohl in dem Heere Alis der schon vorher recht lebendigen Empfindung, daß auch drüben Anhänger des Propheten seien, die Oberhand geben und Ali den Waffenstillstand aufzwingen konnte.

Die Beweisführung Wellhausens scheint mir auch im einzelnen völlig überzeugend; sie bedarf aber noch einer Ergänzung nach der militärischen Seite hin. Diejenigen, die die Ueberlieferung nicht so gutgläubig haben annehmen wollen, sind doch insofern im Recht, als es ganz unmöglich erscheint, mitten in einer Schlacht dadurch, daß eine Anzahl von Leuten Bücher an ihre Lanzen binden, eine solche Wirkung auszuüben, es sei denn, daß die Sache vorher verabredet und die Demonstration nur das Signal für die Ausführung ist. Am allerwenigsten ist das möglich, wenn man so kolossale Heere annimmt, wie Müller. 70—80000 Mann auf jeder Seite, zum sehr großen Teil Reiter, nehmen ja schon (einmal angenommen, daß solche Zahlen überhaupt möglich wären) einen so großen Raum ein und machen ein so ungeheures Getöse, daß irgend eine Verständigung mitten im Kampf nicht mehr möglich ist. Selbst viel kleinere Heere aber — nehmen wir an, auf jeder Seite 10—12000 Mann — können, einmal losgelassen, nicht mehr regiert, gezügelt und zurückgeholt werden. Das ist vollständig ausgeschlossen.

Sehen wir nun die Erzählung von der Schlacht näher an, so erkennen wir bald, daß sie einen durchaus legendarischen Charakter hat. Ich glaube kein Wort davon.

Nun sollen die Heere nicht etwa, sobald sie Fühlung miteinander gewonnen hatten, zum Kampf geschritten sein, sondern schon volle zwei Monate einander unter Manövrieren und Scharmützeln sich gegenüber gelegen haben. Das zeigt zunächst, daß die Heere nicht so sehr groß waren, da man sie sonst nicht so lange an einer Stelle hätte ernähren können; man wird aber noch den Schritt weiter tun müssen und die ganze Schlacht als eine vollständig fingierte Ausgestaltung und Ausschmückung streichen.

Schon bei ihrem Anmarsch werden die Heere von der Empfindung, die gegenseitige Vernichtung womöglich zu vermeiden, erfüllt gewesen sein, und man hat es deshalb zu der großen Schlacht garnicht kommen lassen: hätte sie stattgefunden, so hätte sie unmöglich in der geschilderten Weise abgebrochen werden können. Es gibt mehr Beispiele in der Weltgeschichte, daß kleine Gefechte zu gewaltigen Schlachten von der Tradition aufgebauscht worden sind.

Mit dieser Korrektur, und erst mit dieser Korrektur, ist die Wellhausensche Auffassung von den islamitischen Parteien und dem Untergang Alis durchführbar, dann aber auch vollkommen einleuchtend: *nicht mitten in einer Schlacht*, sondern *bei den Demonstrationen*, in denen die Heere sich einander zeigten, banden die Gefolgsleute Moawijas Koran-Exemplare an ihre Lanzen als Symbole, daß auch sie Rechtgläubige seien. Das wurde drüben verstanden, abends an den Zelten besprochen und gab den Anhängern einer friedlichen Vermittlung die Oberhand, ohne daß ein direkter Verrat im Spiel zu sein braucht.

Neuntes Kapitel.

Allgemeine Ansicht der Kreuzzüge.

Die Kreuzzüge in unser Werk einzuordnen, ist nicht ganz leicht. Sie bilden in vieler Beziehung eine kriegsgeschichtliche Einheit, indem dieselben oder ganz ähnliche Elemente fortwährend mit einander ringen, sie erstrecken sich aber doch wieder über eine so lange Periode, und zwar gerade über eine Periode, innerhalb deren sich wesentliche Abwandlungen vollziehen, daß es geraten scheinen möchte, die Untersuchung zu teilen. Wie zeitlich, so auch sachlich. Die eigentümlichen Verhältnisse unter denen, und die eigenartigen Gegner, mit denen die Abendländer im Orient zu kämpfen hatten, bringen naturgemäß auch bei ihnen eigenartige und neue Erscheinungen hervor. Wenn wir nun gerade im zwölften und dreizehnten Jahrhundert im Abendlande wesentliche Abwandlungen in der Kriegsweise beobachten, die mit den Erscheinungen in den Kreuzzügen Verwandtschaft zeigen, so erhebt sich die Frage, ob hier etwa ein Kausalverhältnis vorliegt, sodaß also der Fortgang geradezu auf die Kreuzzüge aufzubauen wäre, oder aber nur eine Parallelerscheinung, wonach man die Kreuzzüge der Entwickelung im Occident nachfolgen zu lassen hätte. Eine gewisse Rückwirkung der Kreuzzüge auf die Verhältnisse im Abendlande hat wohl sicherlich stattgefunden, aber doch nur in soweit, daß sie eine natürliche Entwickelung noch beförderte und bestärkte. Ich glaube daher am besten zu tun, indem ich das im engeren Sinne Militärische in den Kreuzzügen erst im nächsten Buch in den allgemeinen Zusammenhang einordne und an dieser Stelle nur die

generellen Züge der gewaltigen Bewegung, die für uns in Betracht kommen, zusammenfasse.

Der Aufbau des Feudalstaats im Mittelalter mit stufenweise zerlegter obrigkeitlicher Gewalt ist nicht das einzige Kennzeichen der Epoche; es gehört dazu vor allem auch noch die über alle diese lockeren Staatswesen übergreifende und in sie eingreifende allgemeine Kirche. Man faßt das romanisch-germanische Mittelalter am richtigsten nicht als ein Nebeneinander des deutschen, französischen, englischen und der anderen Reiche auf, sondern nach Rankes Ausdruck als einen geistlichen Universalstaat, innerhalb dessen die einzelnen Königreiche Teile bilden, die in sich wieder mehr oder weniger fest zusammenhängen.

Aus der Kirche, die Engländer, Franzosen, Spanier, Schweden, Dänen, Deutsche und Italiener umfaßt, und aus dem Gegensatz dieser Einheit zum Islam entspringen die Kreuzzüge, die diesem ihrem Ursprung gemäß nicht nach rationell-politischen Motiven geleitet werden, sondern dem mystischen Drange folgend, sich auf die Eroberung einer kleinen Enklave mitten in der muhammedanischen Welt, auf das heilige Land richten.

Da der Krieg ein Mittel der Politik ist und die Kriegführung am letzten Ende immer durch ihren politischen Zweck bestimmt wird, so macht der mystische Urgrund eine rationelle Strategie in den Kreuzzügen von vornherein unmöglich. Hätte das Abendland nur einen Teil der ungeheuren Kräfte, die Palästina verschlang, auf die Gewinnung von Grenzlandschaften verwandt, so hätte man sicherlich dauernde Erfolge erzielt. Als Friedrich Barbarossa die Donau herunterzog, geriet der griechische Kaiser, dessen Reich bereits von lateinischen Elementen erfüllt war, in Besorgnis, das Kreuzheer wolle sich Konstantinopels bemächtigen, und die Serben, Walachen und Bulgaren boten an, sich vom griechischen Reich loszusagen und sich dem römischen Kaiser zu unterwerfen. Hätte der Hohenstaufe doch solche Dinge ins Auge gefaßt, fügt Ranke hinzu! Sein Sohn Heinrich VI. starb, ehe er eine Politik in dieser Richtung ins Werk setzen konnte, und hatte vielleicht schon nicht mehr die Kräfte dazu, die seinem Vater nicht gefehlt hätten.

Aber es ist für uns nicht nötig, uns in solche Möglichkeiten zu vertiefen, es genügt, sich die strategische Widersinnigkeit der

Grundidee der Kreuzzüge und ihre Genesis klargemacht zu haben. Der mystisch-transscendentale Zug der Menschheit ist fähig, eine ungeheure Kraft zu entwickeln, aber sie unmittelbar auf praktisch-irdische Ziele zu lenken, entfällt ihm, und die Kräfte verzehren sich fruchtlos.

Das Gelübde der Kreuzfahrer verpflichtete sie, das heilige Grab zu befreien, aber nicht, dauernd in Palästina zu wohnen, um es zu verteidigen. Eine kleine Zahl fand sich dazu bereit, sodaß die Kreuzzüge zugleich eine Kolonisation bedeuten, aber rings eingeschlossen von Muhammedanern, in mehrere Herrschaften, von Edessa (Urfa) bis Jerusalem verteilt, konnten sie sich nur behaupten, indem von Zeit zu Zeit ein neues Heer aus dem Abendlande die unendliche Reise machte und, sofern es hingelangt, eine vorübergehende Verstärkung brachte.

Ueber die Grundfrage, wie stark die Kreuzheere waren, die der Occident 175 Jahre lang immer von neuem gen Jerusalem sandte, haben wir wieder, wie schon bei den Legionen Cäsars in Gallien nnd bei den Heeren der Völkerwanderung, zwei Gruppen von Aussagen, die sich gegenseitig ausschließen: nach der einen handelt es sich um Heere von Hunderttausenden, nach der andern sind die Schlachten im heiligen Lande von wenigen Tausenden, worunter nur wenige hundert Ritter, zuweilen überhaupt nur von Hunderten geschlagen worden. Eine systematische Untersuchung darüber ist von einem meiner Schüler in Angriff genommen, aber in diesem Augenblick noch nicht abgeschlossen. Als allgemeines Ergebnis kann ich jedoch an dieser Stelle schon mitteilen, daß entsprechend den sonstigen Ergebnissen dieses Bandes für die mittelalterlichen Heere auch die Kreuzzugs-Heere sich als recht klein herausstellen. Als Heinrich von Sybel im Jahre 1881 die zweite Auflage seiner „Geschichte des ersten Kreuzzuges“ erscheinen ließ, wußte er sich noch mit den in den Quellen überlieferten Zahlen nicht anders auseinanderzusetzen, als daß er sie, ohne sich für ihre Glaubwürdigkeit zu verbürgen, einfach mitteilte. Die Quellen des ersten Kreuzzuges aber erzählen von 100000 „loricis et galeis muniti“ und im ganzen 600 000 „ad bellum valentium“ neben zahllosen Unbewaffneten (Fulcher) oder 300 000 pugnatorum (Ekkehard); bei dem Ausfall aus Antiochien sollen es noch 150 000 Steiter (bellatorum) gewesen sein (Orderich). Mir fiel nun damals auf, daß dieses ungeheure Heer vor der Schlacht bei Dorpläum an einem Tage eine

Brücke passiert haben und dann noch einen Marsch gemacht haben sollte, und ich berechnete danach in einem Aufsatz in der „Historischen Zeitschrift" (Bd. 47 S. 423), 1882, alle Umstände in Betracht gezogen, als das denkbar höchste Maximum des Heeres an Köpfen 105 000 Mann, wovon etwa 15 000 Mann wirkliche Krieger. Vorsichtigerweise fügte ich hinzu, daß diese Maximal-Rechnung natürlich nicht ausschließe, daß das Pilgerheer etwa 60 000 Köpfe, darunter 10 000 Vollgewappnete, stark gewesen sei. Heute dürfte kein Zweifel mehr obwalten, daß auch diese Zahl, namentlich die 60 000, aber auch die 10 000, noch erheblich zu hoch ist.

In einer Marburger Dissertation „Die Gefechtsführung abendländischer Heere im Orient in der Epoche des ersten Kreuzzuges" von Otto Heermann (1887) ist bereits zusammengestellt (S. 102), daß die höchste Zahl, die an Reitern in einer Schlacht in Palästina genannt werde, 1200 sei, die höchste Zahl an Fußgängern 9000 (bei Askalon 12. Aug. 1099). Nach Beendigung des eigentlichen Kreuzzuges schmolz das christliche Heer auf 260 Reiter und 900 Fußgänger zusammen, die überdies nur mit großer Mühe aufgebracht werden konnten. Dreimal erscheinen 700 Reiter, einmal 1100; Fußgänger 2000 und 3000. Einmal wird das Gesamtheer auf 8000 Mann angegeben (bei Asdod im Jahre 1123), und dieser letzten Zahl möchte ich noch den Zweifel, ob sie nicht stark übertrieben ist, hinzufügen.

Durch diese Zahlen sind natürlich alle die Hunderttausende, von denen wir vorher gehört haben, ebenso sicher außer Kurs gesetzt, wie die Hunderttausende von Galliern, mit denen Cäsar uns sonst aufwartet, durch seine Bemerkung über die Eburonen. (Bd. I, S. 477). Wenn mit wenig hundert Rittern das heilige Land zu behaupten war, so haben auch nur wenige Tausende dazu gehört, es zu erobern. Diese wenigen Tausende aber stehen in vollem Einklang mit den Heeren der Völkerwanderung, wie wir sie jetzt kennen gelernt haben, den Heeren Karls des Großen, den Heeren der Normannen, mit denen sie Europa verwüsteten und schließlich das Gebiet der unteren Seine, England und Neapel okkupierten. Nicht weniger entspricht die Kleinheit der christlichen Heere dem Charakter der Gegenseite, sowohl des unkriegerisch gewordenen Byzanz, als des Kalifenreiches, wo das Arabertum längst seine kriegerische Urkraft eingebüßt, die Kalifen zu geistlichen

Figuranten reduziert und die Macht in den Händen seldschuckischer oder kurdischer Häuptlinge war, deren Kriegerscharen einen ebenso kleinen Stand über der unkriegerischen Masse der Bevölkerung bildeten, wie die Ritter im Abendlande. Alle die Massenheere der Ungläubigen, die die christlichen Schriftsteller heraufmarschieren lassen, sind ebensolche Produkte der Phantasie in der Renommiersucht, wie die Massenheere der christlichen Pilger der Phantasie im Enthusiasmus des Glaubens.

Immerhin war doch die Ansiedelung der christlichen Krieger in Palästina so geringfügig, daß notwendig in den Zeiten, wo kein Kreuzzug gerade eine Flutwelle brachte, die Muslim von Syrien wie von Egypten erheblich stärker sein mußten, und die Christen hätten sich deshalb wohl nicht so lange behauptet, wenn nicht noch die besondere Organisation der Ritterorden, der Templer, der Johaniter und später auch der deutschen Ritter eine wesentliche dauernde Hilfe geleistet hätte. Während, wie es im Vorwort der Templerregel heißt, die weltlichen Ritter ihre Stärke darin suchten, zu rauben, Beute zu machen und zu morden, wollten die Mitglieder des von Hugo von Payens (1118) gestifteten Ordens der Kirche und der Gerechtigkeit dienen und um der Verbreitung des rechten Glaubens willen ihre Seelen Gott als wohlgefälliges Opfer darbringen. Bernhard v. Clairvaux, der selbst an der Schöpfung teilgenommen, schildert die Templer im Jahre 1125 folgendermaßen:[1] „Bei ihnen fehlt weder im Hause noch im Felde gute Zucht und der Gehorsam wird nicht gering geschätzt. Sie gehen und kommen nach dem Wink des Meisters, sie legen die Kleidung an, welche er ihnen gibt, und begehren von keinem andern weder Kleidung noch Nahrung. In beidem wird Ueberfluß vermieden, nur für die Notdurft wird gesorgt. Sie leben miteinander fröhlich und mäßig, ohne Weiber und Kinder, und damit nichts an der evangelischen Vollkommenheit mangeln möge, ohne Eigentum, in einem Hause eines Sinnes, bemüht, im Bande des Friedens die Eintracht zu erhalten, sodaß in allen gleichsam ein Herz und eine Seele zu wohnen scheint. Zu keiner Zeit sitzen sie müßig oder schwärmen sie neugierig umher; wenn sie vom Streite wider

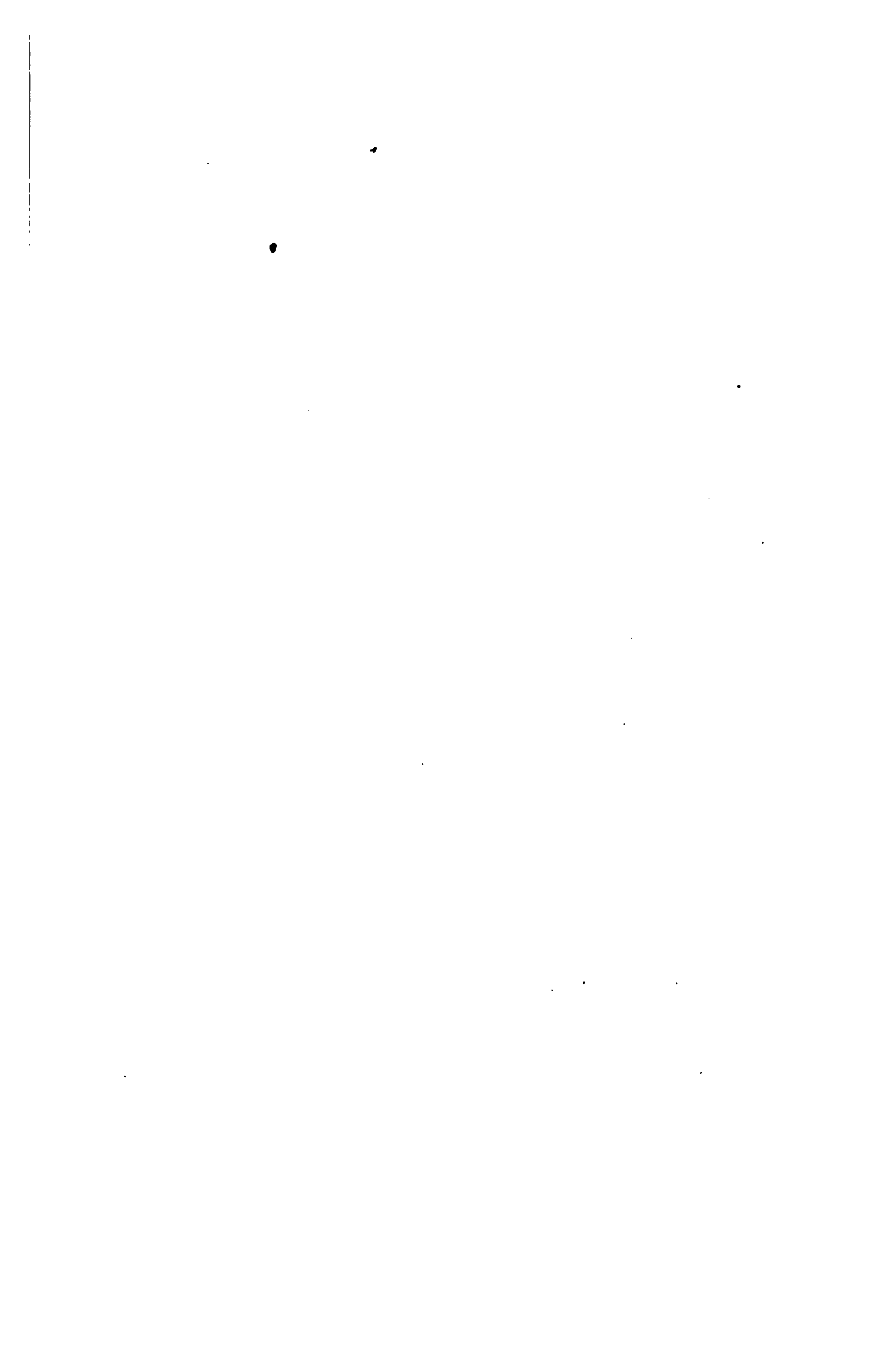
[1]) Opera St. Bernhardi ed. Mabillon I, 549. Nach der Uebersetzung bei Wilcken, Kreuzzüge Bd. II S. 555.

die Ungläubigen ruhen, was selten geschieht, so bessern sie, um nicht ihr Brot umsonst zu essen, ihre schadhaften oder abgenutzten Kleider und Waffen aus. Das Schach- und Brettspiel verabscheuen sie, der Jagd sind sie abhold und nicht minder der sonst beliebten Vogelbeize. Sie hassen die Gaukler, Bänkelsänger, allen üppigen Gesang und alle Schauspieler als Eitelkeit und Torheiten der Welt. Sie gehen nicht stürmisch und unbesonnen in die Schlacht, sondern mit Bedächtigkeit und Vorsicht, friedlich als die wahren Kinder Israel. Sobald aber der Kampf begonnen, dann dringen sie unverzagt in die Feinde, sie als Schafe achtend, und kennen keine Furcht, ob ihrer auch wenige sind, vertrauend auf die Hilfe des Herrn Zebaoth. Darum sind oft von einem von ihnen tausend und von zweien zehntausend in die Flucht getrieben worden. Also sind sie in seltsamer Verbindung zugleich sanftmütiger als Lämmer und grimmiger als Löwen, sodaß man zweifeln kann, ob man sie Mönche oder Ritter nennen soll. Doch ihnen gebühren beide Namen; denn ihnen ist die Sanftmut der Mönche und die Tapferkeit der Ritter zuteil geworden."

Man mag von diesem Idealbilde in den realistischen Betrachtungen so viel abziehen wie man will, die Organisation von Rittern in der Form von Mönchsorden mit ihren Gelübden bleibt eine imponierende Erscheinung, und wennschon ein Fortschritt im spezifisch militärischen Sinne von ihnen nicht ausgegangen ist, so werden wir doch noch vielfältig auf sie Bezug zu nehmen und uns mit ihnen zu beschäftigen haben.[1])

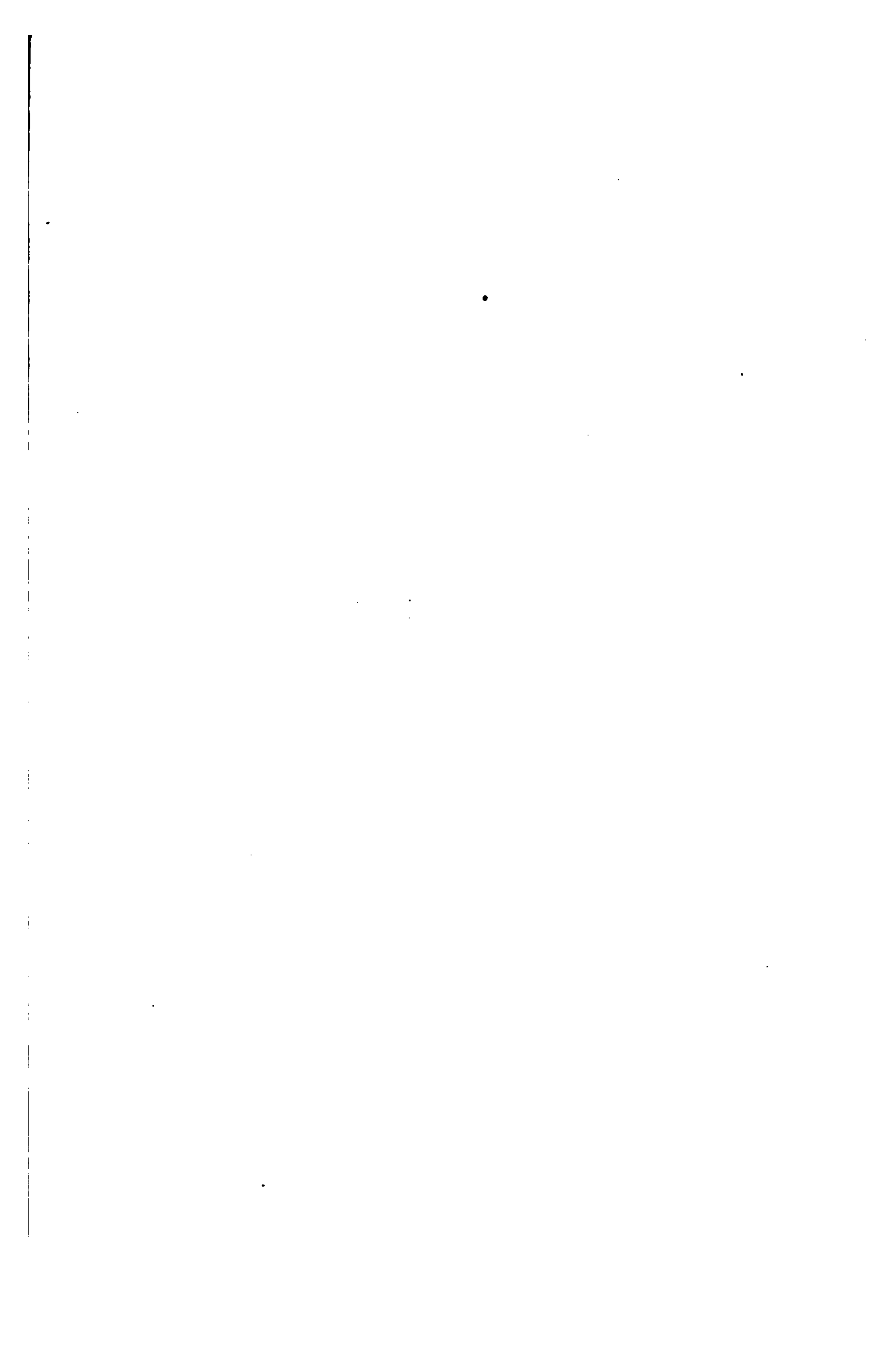
---

[1]) Die Hauptquelle für die Ritterorden sind die Statuten mit ihren späteren Zusätzen über deren verschiedene Redaktionen und alles, was damit zusammenhängt, erst in den letzten Jahrzehnten volle Klarheit geschaffen worden ist. Vgl. Schnürer, Die ursprüngliche Templerregel. (In den „Studien und Darstellungen a. d. Gebiet d. Gesch.", herausg. v. Grauert III, 1 u. 2) Freiburg 1903. Kritisch ediert ist die Templer-Regel von C. de Curzon, La règle de Temple. Paris 1886. Auf Grund dieser Ausgabe ist in höchst dankenswerter Weise die Lektüre für weitere Kreise durch eine Uebersetzung zugänglich gemacht worden in dem Buche: Die Templerregel. Aus dem Altfranzösischen übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. K. Körner. Jena 1902. Die Regel des Johanniter-Ordens (lateinisch) hat Prutz im Anhang zu seiner „Kulturgeschichte der Kreuzzüge" abgedruckt. Die Regel des deutschen Ordens mit allen nachträglichen Gesetzen und Gewohnheiten hat musterhaft in den fünf Texten, in denen sie erhalten ist (lateinisch, französisch, holländisch, deutsch, niederdeutsch) herausgegeben Perlbach, Halle, 1890.



Drittes Buch.

Das hohe Mittelalter.



Erstes Kapitel.

Das Rittertum als Stand.

Die Völkerwanderung bedeutete einst weder die Auffrischung einer in Laster und Greisenhaftigkeit versunkenen Menschheit durch ein sittenreines Naturvolk, noch die Ansiedelung germanischer Bauern an Stelle römischer Ackersklaven, sondern die Ersetzung der römischen, auf Magistratur, Reichtum und Bildung beruhenden Aristokratie durch eine auf dem reinen Kriegertum beruhende, analphabete, germanische. Mit dem fürstlichen Adel der Urgermanen, den wir aus Tacitus kennen, hängt diese Aristokratie wenig zusammen; im fränkischen Reich ist das Geschlecht der Merowinger selber das einzige, das von jenem Uradel übrig geblieben ist. Die stärkste Wurzel der neuen Aristokratie ist zu suchen in den Familien, die durch die Gunst der Könige und das Kriegsglück zu großem Besitz gelangt, namentlich aber als Grafen und nächste Gehilfen der Grafen zu Teilhabern der Regierungsgewalt geworden sind. Ein abgeschlossener Stand ist diese neue Aristokratie aber zunächst im Frankenreiche nicht. Das Wort nobilis in den fränkischen Quellen jener Zeit gebraucht man gleich ingenuus für den Gemeinfreien, was wiederum im Wesentlichen der Franke, der Krieger ist. Aus der Menge dieser sozial und wirtschaftlich sehr dürftig gestellten Edlen erhebt sich die dünne Schicht, die als die neue Aristokratie anzusehen ist.

Anders als bei den Franken hat sich der alte germanische, fürstliche Uradel bei den Sachsen erhalten. Als Karl der Große sie unterwarf, bildeten sie hier einen aufs strengste nach unten ab-

geschlossenen Stand, sodaß die Bedeutung der Worte bezüglich Sachsens eine ganz andere ist als im eigentlich fränkischen Reiche. Aber nur in der Uebergangszeit; indem der sächsische Adel in das fränkische Grafentum eintrat, nahm auch er den Charakter des Amtsadels an.[1]) Ebenso ging es in Bayern, wo sich ebenfalls einige der Uradelsgeschlechter erhalten haben.

Den Adel im Sinne von Aristokratie bilden also schließlich im ganzen Karolingerreich, ohne bestimmt abgegrenzt zu sein und ohne noch eine positive staatsrechtliche Bedeutung zu haben, die großen Grundbesitzer, die auch die hohen Hofämter und die Grafschaften innehaben. Dieser Begriff verfließt nach unten mit dem Begriff des freien Mannes. Wiederum dieser Begriff verliert an Wert und Bedeutung mehr und mehr, je mehr er sich von der Gleichsetzung mit dem Begriff Krieger entfernt, weil einerseits immer zahlreicher Unfreie in den Kriegerstand eintreten und andererseits Freie ihn aufgeben und Bauern werden. Bis ins 11. Jahrhundert haben wir uns den freien wie unfreien Kriegerstand in den romanisch-germanischen Ländern als eine sozial nicht hochstehende, wirtschaftlich dürftig, d. h. nicht anders als die Masse der Bürger und Bauern lebende Schicht des Volkes vorzustellen. Ein Teil von ihnen lebt zur unmittelbaren Verfügung des Herrn an den Höfen der Könige, Herzoge, Grafen, Bischöfe, Aebte, oder als Besatzung auf den Burgen; ein anderer Teil lebt mit kleinen Höfen lehnsweise ausgestattet, auf dem Lande.

In den literarischen Quellen der Zeit spiegeln sich diese Verhältnisse, indem sie nicht nur vom Krieger- oder Reiterstande im allgemeinen (militaris ordo equestris ordo[2]) sprechen, sondern auch die gemeinen Krieger (gregarii milites) von den vornehmen (primi milites)[3]) oder sogar Krieger erster, zweiter und dritter Ordnung unterscheiden.[4]) Technische Ausdrücke oder Rechtsbegriffe

---

[1]) Vgl. Rich. Schroeder, Zeitschr. f. Rechtsgesch., Germ. Abt. Bd. 24 S. 347. Der altsächsische Volksadel und die grundherrliche Theorie.

[2]) Richer z. J. 930 u. 888. SS. III, 584. Bonitho, Jaffé II, 639.

[3]) Wipo cap. 4.

[4]) Bruno cap. 88. Cosmas II. cap. 25. z. Jahre 1087. Eine Urkunde Kaiser Lothars v. J. 1134 unterscheidet „ordo equestris major et minor“; cit. Schröder, D. Rechtsg. S. 430. „milites tam majores quam minores“ Gest. Consul. Andegav. Bouquet, X. 254. „milites plebei“ bei Raimund v. Agiles, Recueil des hist. des Crois. III, 274.

bedeuten alle diese Worte jedoch nicht,[1]) nicht einmal, daß die unterste Stufe schlechtweg die Unfreien umfasse, ist anzunehmen, sondern es waren sowohl in der untersten Stufe sicherlich auch Freie, wie andererseits Unfreie, ohne ihre Unfreiheit abzustreifen, in höhere soziale Stellungen gelangten und sie auf ihre Nachkommen vererbten.

Diese fortwährend aus dem niederen Kriegerstande Emporsteigenden nähern sich damit dem Status einer, man kann auch sagen, der bestehenden Aristokratie. Die Normannen, die England, Unteritalien und Sizilien erobern, sind dem Blute nach nicht lauter Nordländer, sondern Kriegsgesellen verschiedenster Herkunft, die sich dem von den Normannen gebildeten Kern anschlossen. Die Ausdehnung der Herrschaft der deutschen Könige über Italien gab vielen deutschen Rittern Gelegenheit, zu höherer Stellung und Besitz zu gelangen. Das stete Fortschreiten der deutschen Kolonisation gegen Osten schuf immer weiteren Boden für neue Herrengeschlechter. Die Franzosen stellten das größte Kontingent für die Kreuzzüge, die ebenfalls eine Kolonisationsbewegung einschließen. Die Spanier dringen auf ihrer Halbinsel vor gegen die Mauren.

Als Zeugnis, daß die Zahl der mit größerem Besitz ausgestatteten Ritter ursprünglich sehr klein war, dient, daß noch heute die Zahl der Rittergüter auf dem altdeutschen Gebiet sehr gering ist: die große Masse ist im Kolonialgebiet, wie man heute sagt, in Ostelbien.

Die fortschreitende Expansion in der die abendländische Ritterschaft begriffen ist, bringt sie auch sozial noch weiter in die Höhe, und wir bemerken, wie die sozialen Differenzierungen, die wir bisher als rein tatsächliche kennen gelernt haben, beginnen, sich rechtlich zu fixieren; die bisher verschwimmenden Grenzen werden mit festen Linien bezeichnet; erst der hohe und dann vom 12. Jahrhundert an bis gegen Ende des Mittelalters auch der niedere Adel verdichten sich zu abgeschlossenen Ständen.

---

[1]) Das sagt richtig Waitz V, 439, wo auch noch mehr Belege verzeichnet sind (auch S. 398 Anmk. 4). Wenn er jedoch hinzufügt, in welchem Sinne die Ausdrücke gebraucht seien, sei nicht sicher zu sagen, so sehe ich zu dieser Skepsis keinen Grund: rechtliche Begriffe, darüber ist man einig, sind nicht gemeint; die tatsächlichen, sozialen Verhältnisse aber, die gemeint sind, sind ganz klar. Quellen-Stellen stehen auch noch bei Köhler, Ritterzeit Bd. III, S. XX.

Die Form, in der die Standesbildung des niederen Adels sich vollzieht, ist die Zeremonie des Ritterschlages. Wenn der Ritterschlag an die urgermanische Sitte der Wehrhaftmachung oder Schwertleite anknüpfen sollte, so hat der Akt mit der Abwandlung des Kriegswesens selbst einen andern Charakter angenommen. Die Schwertleite bezog sich auf den jungen Mann, dem zum erstenmal die Waffen übergeben wurden, sobald er einigermaßen fähig schien, sie zu führen. Die schwere Rüstung und die schweren Pferde, zu denen man allmählich gelangt war, ließen es nicht mehr angängig erscheinen, einen eben erst dem Knabenalter Entwachsenen damit auszustatten. Er mußte eine längere Lehr-, Uebungs- und Probezeit durchmachen, in der seine Glieder genügend erstarkten, um diese schwere Rüstung zu tragen, den Hengst zu regieren. An die Stelle der alten Wehrhaftmachung, die vielleicht mit dem 14. oder sogar 12. Jahr stattfand, trat also der Ritterschlag, der wohl nicht vor dem zwanzigsten Jahr, oft auch erst viel später vollzogen wurde. Vielleicht sind zeitweilig beide Akte, die Wehrhaftmachung und der Ritterschlag nebeneinander hergegangen; jener aber verlor seine Bedeutung, dieser erwuchs zu einer sehr wichtig genommenen Zeremonie. Die gesamte christliche Ritterschaft bildete eine Art Genossenschaft; wer in sie aufgenommen wurde, leistete einen Eid auf die Standespflichten, und auch die Kirche gab öfter dem Akt noch ihren besonderen Segen. Die Abzeichen des Ritters sind das Wehrgehänge, der Rittergürtel (cingulum militare), und die goldenen Sporen. Den Gürtel, das Wergehenk als Symbol des Kriegerstandes, finden wir in der Literatur schon in dem Augenblick, wo die Germanen an die Stelle der römischen Legionen getreten sind; in den Akten eines Märtyrers Archelaus zur Zeit Konstantins des Großen wird dem Heiligen nachgerühmt, daß er viele Soldaten bekehrt habe, die nun den Kriegsgürtel (cingulum militare) ablegten,[1]) und als Ludwig der Fromme im Jahre 834 gezwungen wurde, in der Kathedrale von Rheims öffentlich Kirchenbuße zu tun und zum Mönch gemacht werden sollte, wird auch ausdrücklich berichtet, daß er seinen Rittergürtel abnahm und auf dem Altar niederlegte (cingulum militare deposuit et super

[1]) Zitiert bei Harnack, Militia Christi S. 84 Anmk.: „ut plurimi ex ipsis adderentur ad fidem domini nostri Jesu Christi derelicto militiae cingulo."

altare collocavit).[1] Jeder Ritter war berechtigt, durch den Ritterschlag einen Mann in seinen Stand aufzunehmen. Solange dieses Recht unbeschränkt war, war also auch der Eintritt nicht schwer, der Stand war offen. Nunmehr aber finden wir Vorschriften, daß nur, wer von ritterlichen Eltern sei, den Ritterschlag empfangen dürfe. König Ludwig VI. von Frankreich (1137) soll befohlen haben,[2] daß, wenn jemand ohne ritterbürtig zu sein, zum Ritter geschlagen worden, ihm die Sporen auf einem Misthaufen wieder abgeschlagen werden sollten, und Friedrich Barbarossa untersagte im Jahre 1187 den Söhnen von Priestern und Bauern, den Rittergürtel anzunehmen.[3] Sein Oheim und Historiograph, Bischof Otto von Freisingen (1158), spricht sehr geringschätzig von den italienischen Städten, die Söhne von Handwerkern zu Rittern schlagen.[4] Die Zusätze zu den Statuten des Templerordens aus

---

[1]) Gesta Cons. Andegavensium. Bouquet, Recueil X S. 254 wird erzählt, daß die Bewohner einer angegriffenen Burg „cingulis militaribus accincti armisque protecti ad pugnam se more militum castrensium paraverunt" und einen Ausfall machen. Der Rittergürtel gehört also dazu, um den täuschenden Schein hervorzurufen, daß Ritter kämen und angriffen.

Den purpurnen oder scharlachnen Rock, der öfter erwähnt wird (Abbo mehrfach, Ruotger, vita Brunonis cap. 30; vita Heinrici IV. cap. 8; Chronik v. Monte Casino z. J. 1137), möchte ich nicht mit Balßer S. 5 zur spezifischen Rittertracht rechnen, da doch ausdrücklich gesagt wird, daß, wenn die Ritter zu arm sind, sie sich mit dem Rock in Naturfarbe begnügen müssen. (Vita Heinrici IV cap. 8) Auch hören wir (Guiart II, 698. cit. Alwin Schultz II, 313 Anmk. 3), daß bei Annahme des Kreuzes die Ritter auf jeden Kleiderprunk verzichten und schlichte, dunkle Gewänder anlegen. Ein Abzeichen ihres Standes haben sie doch nicht ablegen wollen, sondern nur das Prunkkleid.

[2]) So findet man wenigstens in modernen Werken öfter erzählt, ich habe jedoch die Urquelle dafür noch nicht auffinden können, und in den rechtsgeschichtlichen Werken ist von einer solchen Vorschrift nichts zu finden, so wenig wie in den Spezialwerken über Ludwig VI. Daniel, Hist. de la Milice Française (1724). Boutaric, Institutions militaires de la France. 1863. Boutaric, Le régime féodal. Revue des questions historiques. Bd. XVIII. (1875) Glasson, Hist. du droit et des institutions de la France. Bd. t. 1891. A. Luchaire, Manuel des Institutions françaises, période des Capétiens directs. 1892. Derselbe, Hist. des instit. monarchiques de la France t. III a. u. d. Titel Etudes sur les actes de Louis VII (1885). Derselbe, Louis VI, Annales de sa vie. 1890.

[3]) „De filiis quoque sacerdotum dyaconorum ac rusticorum statuimus, ne cingulum militare aliquatenus assumant, et qui jam assumserunt, per judicem prrovintiae a militia pellantur". LL. II p. 185.

In dem Dispens-Formular unter Friedrich II. heißt es: „nostris constitutionibus caveatur, quod milites fieri nequeant, qui de genere militari non nascuntur".

[4]) Gesta Friderici II, 13: inferioris conditionis juvenes, vel quoslibet contemptibilium etiam mechanicarum artium opifices, quos caeterae

dem 13. Jahrhundert verweigern jedem den weißen Mantel, der nicht ritterbürtig ist, und stoßen ihn noch nachträglich aus, falls er auf Grund einer falschen Auskunft über diesen Punkt aufgenommen sein sollte[1]) und das Lehnrecht zieht zu gleicher Zeit die materielle, weittragende Konsequenz, daß alle, die nicht vom Vater oder Großvater her ritterlicher Geburt sind, nicht fähig sind, Lehen zu empfangen.[2])

Der Begriff der Lehnsfähigkeit wird auch mit dem Ausdruck „Heerschild"[3]) bezeichnet, der wiederum auch für die Abstufungen der Lehnsfähigkeit verwandt wird. Niemand darf Lehen nehmen von einem Heerschildgenossen, da er sich ja durch das Gelöbnis (Hulde, Mannschaft) unter ihn stellt. Den ersten Schild hat der Kaiser, den zweiten die Pfaffen-Fürsten, den dritten die Laien-Fürsten, den vierten die Grafen, und so zählte man fort, in Nord- und Süddeutschland etwas verschieden bis zu sieben Schilden. Diese Rangordnung wurde jedoch bald in ihrer Strenge umgangen und war im 14. Jahrhundert schon antiquiert.

Der Ritterschlag als solcher würde keine standesbildende Bedeutung haben, sondern nur die einer persönlichen Auszeichnung, da er persönlich erworben werden muß. Das Entscheidende ist die Bedingung, die hinzugefügt wird, die Forderung der Abkunft von

---

gentes ab honestioribus et liberioribus studiis tanquam pestem propellunt, ad militiae cingulum vel dignitatum gradus assumere non dedignantur.

Nach Daniel, De la Milice Française S. 33 läßt umgekehrt Gunther im Ligurinus den Kaiser so handeln. „Utque suis omnem depellere finibus hostem Posset (possit), et armorum patriam virtute tueri Quoslibet ex humili vulgo, quod Gallia foedum Judicat, accingi gladio concedit equestri."

Wäre uns der Ligurinus nicht selbst erhalten, so müßte uns diese Stelle völlig rätselhaft erscheinen — so mag sie uns (namentlich den alten Historikern und klassischen Philologen!) zur Warnung dienen, wie sehr und wie leicht man durch eine Quelle aus zweiter Hand in die Irre geführt werden kann. Der sonst ganz solide arbeitende Daniel ist hier nämlich einmal flüchtig gewesen und hat dem Kaiser zugeschrieben, was Gunther in Wirklichkeit die Italiener tun läßt (lib. II v. 151 ff.); er hält sich also auch hier einfach an seine Vorlage. Das „Gallia" in seinen Versen begreift nach dem bekannten Sprachgebrauch des Mittelalters auch Deutschland.

[1]) Curzon, La règle du temple cap. 337, 431, 586.

[2]) Vetus auctor de beneficiis I § 4: „rustici et mercatores et omnes qui non sunt ex homine militari ex parti patris et avi jure careant beneficiali".

[3]) Ueber die ursprüngliche Bedeutung Waitz VIII, 117.

ritterlichen Ahnen. Das ist die Kreirung eines Geburtsstandes, den es bisher wohl praktisch, aber noch nicht rechtlich gab.[1])

Als einen Vorläufer dieser Standesbildung vermöge der Fähigkeit, den Ritterschlag zu empfangen, mögen wir eine Verordnung Barbarossas aus dem Anfang seiner Regierung ansehen, der constitutio de pace tenenda vom Jahre 1156, wo festgesetzt wird, daß nur, wer von je und von seinen Eltern her miles sei, duellfähig sei.[2])

Der neue Begriff verdrängte nun vollends die schon längst sich kreuzenden Unterscheidungen und Wertungen von frei und unfrei. Die Unfreien, die zu dem neuen ritterbürtigen Ritterstande gehörten, gingen über in den Adelsstand, und ihre Unfreiheit verflüchtigte sich allmählich so sehr,[3]) daß ursprünglich freie Ritter massenhaft freiwillig in diesen Stand eintraten und schließlich der Unterschied völlig geschwunden ist, obgleich sie hier und da noch bis gegen Ende des Mittelalters einige Spuren der ehemaligen Unfreiheit behalten haben. Wenn es ehedem auf germanischem Boden noch Freie gegeben hatte, die als solche, obgleich Nicht-Krieger, den Vorrang vor unfreien Rittern gehabt hatten, so gewann der Ritter, ob frei oder unfrei, seit dem 12. Jahrhundert den unbedingten Vorrang vor dem gemeinen Freien.[4])

---

[1]) Schröder, D. Rechtsgesch. S. 430 meint, der Unterschied zwischen Rittern (vermöge des Ritterschlages) und Knappen habe sich erst seit dem 13. Jahrh. geltend gemacht, aber eine rechtliche Bedeutung überhaupt nie erlangt.

Das ist zu spezifisch juristisch gedacht. Der Ritterschlag als solcher hatte eine direkte rechtliche Wirkung allerdings nicht, aber nur vermöge einer solchen Form konnte sich doch der Unterschied fixieren, der schließlich zur Bildung des Kleinadels geführt hat.

[2]) M. G. LL II, 103. 10. „Si miles adversus militem pro pace violata aut aliqua capitali causa duellum committere voluerit, facultas pugnandi ei non concedatur, nisi probare possit, quod antiquitus ipse cum parentibus suis natione legitimus miles existat.“

[3]) Das Bamberger Dienstrecht, Ende des 11. Jahrh. bestimmt, daß ein Ministerial, den der Bischof nicht belehnt, in einen andern Dienst treten, aber sich nicht durch Lehen fesseln lassen darf „cui vult militet, non beneficiarie, sed libere“. Eine solche Bestimmung bedeutet bereits ein starkes Verblassen der Unfreiheit.

[4]) Die feineren Unterscheidungen und Bildungen in den verschiedenen Generationen und Landschaften sind hier übergangen. Zallinger „Ministeriales und Milites“ (1878) glaubt z. B. nachgewiesen zu haben, daß in den Landschaften bayrischen Rechts die Ministerialen oder Dienstmannen sich im 13. Jahrhundert als besonderer Stand über den gemeinen milites abschlossen und diese nicht mehr als ebenbürtig ansahen. Nur das Reich und die Fürsten durften solche vornehme und doch unfreie Dienstmannen haben. Diese sind später mit dem freien Adel zum Stande der Herren oder Landherren verschmolzen.

Um zum „Adel“ im modernen Sinne zu werden, hat also der alte germanische Krieger die merkwürdige Verpuppung durchmachen müssen, daß er sich zunächst als einen unfreien Stand bekannte und sich dabei auch stark mit den Abkömmlingen wirklicher Unfreier mischte; dieser unfreie Krieger- und Beamtenstand erhob sich dann zu einer Herrscherkaste. Garzuviel Gewicht ist jedoch auf diesen Durchgang durch die Unfreiheit nicht zu legen; wirklich nachweisbar ist sie eigentlich nur in Deutschland, in Frankreich war sie so unbedeutend, daß ihre Existenz hat völlig abgeleugnet werden können,[1]) in England hat es die Ministerialität überhaupt nicht gegeben, die tatsächliche Tyrannei aber, die die englischen Könige über ihre Ritter ausübten, war viel stärker, als die der deutschen Fürsten über ihre Ministerialen, die trotz ihrer formellen Unfreiheit eine sehr selbstbewußte, anspruchsvolle, auf ihre Gerechtsame pochende Genossenschaft bildeten.

So bedeutsam diese Standesbildung ist, so ist es doch nicht leicht, sie im Gange ihrer Entwickelung in präzise Worte zu fassen. Wir verstehen heute im gewöhnlichen Sprachgebrauch unter einem Ritter den vornehmen und auch in der Regel begüterten Kriegsmann, eben den Stand, der sich seit dem 12. Jahrhundert abgeschichtet und zum Kleinadel entwickelt hat. Kriegsgeschichtlich aber muß man, oder darf man wenigstens, den gesamten Kriegerstand, wie er sich seit der Völkerwanderung aus den eingelagerten Germanen oder doch seit der Schlacht bei Tours vermöge der Vasallität und des Lehnswesens gebildet hat, als Ritterstand bezeichnen, was dann die Inkonvenienz ergibt, daß vom 12. Jahrhundert an dasselbe Wort einen viel engeren Begriff umfaßt, eine Inkonvenienz, die aber wieder historisch berechtigt ist, da auch der mittelalterliche Sprachgebrauch selber höchst unbestimmt ist. In der Sache selber ist kein Zweifel, daß die früher weniger bedeutsamen Schichtungen im Kriegerstande seit dem 12. Jahrhundert stärker

---

[1]) Z. B. von Guilhiermoz. Gegen ihn E. Mayer, Zeitschr. f. Rechtsgesch. Germ. Abt. Bd. 23 S. 310 (1902). Ich mache übrigens zu dieser Streitfrage aufmerksam auf cap. 435 der Templer-Statuten: „A chevalier ne demande l'on pas se il est sers ou esclaf de nul home, quar puis que il dist que il est chevalier de vers pere, de loial matrimoine, se il est vers, il est frans par nature“. In Deutschland hätte diese Bestimmung nicht getroffen werden können.

und stärker hervortreten und daß die Bezeichnung „Ritter" auf eine obere soziale Schicht eingeschränkt wird; der niedere Krieger heißt der „Sergeant" (serviens) oder der „Knecht", und „Ritter und Knechte" wird daher eine viel gebrauchte Formel für das ganze Heer. Wie sehr bei diesen Entwickelungen die Zufälle mitspielen, kann man sich daran veranschaulichen, daß in der deutschen Sprache aus dem einfachen „Reiter" der vornehme „Ritter" geworden und der Knecht auf die allerunterste Stufe gesunken ist, während in der englischen gerade umgekehrt der „knight" „Ritter" bedeutet. Neben dem Wort Knecht steht wieder das Wort Knappe, das der Etymologie nach dasselbe bedeutet, denn Knappe ist Knabe und Knecht bedeutet ursprünglich auch nichts anders als einen jungen Burschen. Knappe aber hat sich allmählich fixiert auf den jungen Mann, der den Ritter als sein Diener und Helfer begleitet, namentlich wenn er selbst von ritterlicher Abkunft ist und seinem Herrn zum Zweck der Ausbildung als Lehrling beigegeben. Schließlich sei noch daran erinnert, daß die deutsche Sprache noch ein drittes Wort hat mit derselben Urbedeutung wie Knecht und Knappe, das Wort „Thegn" (Than) oder „Degen."

Die Standesbildung im romanisch-germanischen Europa hat sich also folgendermaßen vollzogen. Die erobernden und einwandernden Germanen sahen als Vollfreie nur die Krieger, was im wesentlichen sie selber waren, an. Zu einer eigentlichen Standesbildung führte das aber noch nicht, gerade deshalb, weil es sich noch zu so großem Teil mit dem ethnischen Gegensatz deckte. An die Stelle des ethnisch fundamentierten Kriegertums tritt das auf Vasallität und Lehnsbesitz fundamentierte, welches vermöge dieses Unterbaus den Gegensatz zwischen Freien und Unfreien überwölbt, es bleibt aber der Gegensatz von berufsmäßigem und im wesentlichen erblichem Kriegertum und Nicht-Kriegertum, und aus diesem Kriegertum schichtet sich sowohl der höhere wie der niedere Adel aus.

Der Ritter in dem neuen Sinne, der ritterlicher Geburt ist und durch den Ritterschlag in die Genossenschaft aufgenommen wird, bildet also einen Kriegerstand innerhalb des Kriegerstandes. Es ist wichtig, aber keineswegs so ganz einfach, sich klar zu machen, wie das möglich war, denn damit ein solcher Kriegerstand sich

bilde und behaupte, dazu gehören nicht bloß Rechtsformen, sondern auch eine Leistung, eine wirkliche Ueberlegenheit im kriegerischen Tun, im Kampf. Daß einst die Germanen im bürgerlich-friedlichen römischen Weltreich und auch daß später noch die Wikinger sich durch Kriegstaten in der sie umgebenden Welt so sehr hervortun konnten, um als Kriegerstand in sie einzutreten, ist nicht schwer zu verstehen. Aber wie war es möglich, daß nun dieser neue Ritterstand sich so sehr abhob von seiner Umwelt, um schließlich zum regierenden Adel zu werden? Das leuchtet nicht so ohne weiteres ein. Denn weder die natürlichen kriegerischen Eigenschaften, physische Kraft und Tapferkeit, vererben sich so unbedingt und in dem Maße, noch hat die Erziehung eine solche Gestaltungskraft, um nicht sehr häufig durch die angeborenen Eigenschaften von Söhnen anderer Stände desselben Volkes ausgeglichen und übertroffen zu werden, und im besonderen hier, wo ja neben dem Ritterstand der ebenfalls vielfach erbliche Stand der kriegerischen Knechte steht: unter diesen müssen sich doch sehr häufig Männer gefunden haben, die es an Körperkraft, Waffenübung und Mut mit jedem Ritter aufnahmen.

Da der Ritterschlag auch mit religiösen Segnungen verbunden wurde und unter den Gelübden, die der junge Rittersmann ablegte, auch der Dienst der Kirche erscheint, so hat man wohl gemeint, daß der Ursprung des neuen Standes auf kirchlichem Boden zu suchen sei. Die Ritterschaft bildet einen großen allgemeinen christlichen Orden, freilich einen so lockeren, daß das Wort „Orden“ doch nur in sehr übertragenem Sinne anwendbar erscheint. Nichtsdestoweniger hat man geglaubt, die Institution als eine Nachahmung der nicht lange vorher im Morgenlande gegründeten eigentlichen Ritterorden, der Templer und Johanniter, und die Einrichtung des allgemeinen christlichen Ritterordens als eine Frucht der religiösen Erregung des zweiten Kreuzzuges (1147) ansehen zu sollen. Aber es ist leicht zu erkennen, daß man damit auf falscher Fährte ist. Hätte der ganze Vorgang nichts weiter zu bedeuten, als daß gewisse Krieger in feierlicher Weise gewisse religiöse Gelübde aussprechen und an ihrer Tracht gewisse religiöse Abzeichen tragen, so hätte das weder in der Geschichte der Kriegskunst Bedeutung gewinnen, noch zur

Bildung einer so machtvollen, sich durch die Jahrhunderte behauptenden Aristokratie führen können. Es ist vielmehr klar, daß hier eine Erscheinung, im Sinne einer sehr starken Potenz, aus dem Gebiet der Geschichte der Kriegskunst vorliegt, und erst wenn man sich ganz in die Natur des mittelalterlichen Kriegswesens versenkt und seine Triebkräfte aufgefunden hat, wird man imstande sein, diesen Entwickelungsgang zu verstehen. Zu diesem Zweck ist einzusetzen bei der Technik.

Die Schutzwaffen, mit denen die Krieger noch zur Zeit Karls des Großen versehen waren, Helm, Schild, Brünne, waren, wie wir gesehen haben, noch nicht so sehr schwer. Der Helm hatte kein Visier, die Brünne war ein Panzerhemd, welches den Nacken frei ließ. Das ganze Mittelalter hindurch können wir nun beobachten, wie die Rüstung immer vollständiger und schwerer wird.[1]) Während man in der älteren Zeit die Krieger gern nach dem Schilde, als der Hauptschutzwaffe, bezeichnete (scutati), so tritt am Ende des 11. Jahrhunderts an die Stelle dieses Namens die Bezeichnung als Gepanzerte (loricati), und schließlich vom 13. Jahrhundert an zählt man nach verdeckten Rossen (dextrarii oder falerati cooperti.[2])

Die Entscheidung in einem mittelalterlichen Gefecht wird nicht herbeigeführt, wie bei einer römischen Legion, durch das feste Zusammenhalten, die geschickten Bewegungen und den Gesamtdruck disziplinierter und exerzierter taktischer Körper, sondern durch die persönliche Tüchtigkeit und Tapferkeit der Einzelnen. Die persönliche Tüchtigkeit kann aber in hohem Maße unterstützt werden

---

[1]) Selbst wenn es richtig sein sollte, wie Böheim, Handbuch der Waffenkunde S. 12, meint, daß um 1400 eine Erleichterung der Schutzwaffen stattgefunden, so wäre das doch nur ein Wellental in der stetig steigenden Flut gewesen. Die Tatsache aber ist anzuzweifeln und jedenfalls noch nicht genügend festgestellt. Böheim selbst sagt dann auch schon S. 14, daß Anfang des 15. Jahrhunderts die Schutzwaffen verstärkt worden seien.

[2]) Hierüber sehr richtig Baltzer S. 52 ff. Wenn zwischendurch auch die Zählung nach „Helmen" (galea) erscheint, so liegt das in derselben Richtung der Entwickelung, bringt sie aber doch nicht so direkt zum Ausdruck. Die von Baltzer S. 56 erwähnte Erzählung, daß Ritter, um leichter zu kämpfen, ihre Harnische abgetan hätten, ist von Köhler dahin richtiggestellt worden, daß es nicht zum Zwecke des Kampfes, sondern der Verfolgung geschah. Auch so möchte ich die Erzählung nicht als eine historische Tatsache, sondern als Ausschmückung ansehen. Die erste Bezeichnung „dextrariis coopertis" findet Köhler III, 2, 44 im Jahre 1238.

durch die Vorzüglichkeit der Waffen. Die Lanze, die nicht splittert, das Schwert, dessen Schärfe Eisen durchhaut, der Helm, das Schild, der Panzer, die undurchdringlich sind, verleihen den Sieg.

Wieder wie im Homer preisen die Lieder nicht bloß die Helden, sondern wissen auch von der Unverwundbarkeit ihrer Rüstung, von der Geschichte und den Eigenschaften des Schwertes Balmung zu erzählen. Nicht bloß sehr häufig das Schwert, sondern auch andere Waffenstücke des Ritters haben Eigennamen.

Der Mann mit solchen Waffen, mit der schweren vollen Rüstung und der Uebung, sich in dieser Rüstung zu bewegen, war dem Mann mit schwächerer Rüstung im Einzelkampf überlegen. Dennoch konnte er nicht der einzige Krieger werden, denn die schwere Rüstung machte ihn für mancherlei im Kriege notwendige Verrichtungen unbrauchbar. Er konnte nur mit einer gewissen Unbeholfenheit, ohne sich viel von der Stelle zu bewegen, zu Fuß kämpfen; er konnte schwer aufs Pferd, schwer herunter, und sich schwer aufhelfen, wenn er gestürzt war.[1]) Er konnte nicht wesentlich verfolgen. Er konnte keine Fernwaffen gebrauchen. Ja er konnte nicht mit einem Pferde auskommen, sondern mußte wegen des schweren Gewichts das Schlachtroß möglichst bis zum letzten Augenblick schonen, um es nicht zu ermüden, und sich so lange eines andern Tieres bedienen, bedurfte also nicht bloß eines, sondern zweier oder sogar dreier Rosse (seit dem 11. Jahrhunderts aus den Quellen zu erkennen.[2]) In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts beginnt man, was übrigens auch schon von den Ostgothen in den Kämpfen mit Belisar berichtet wird, auch die Pferde zu panzern.[3])

---

[1]) Giraldus Cambrensis, Expugnatio Hibernica, Opera V, 395. „Cum illa nimirum armatura multiplici sellisque recurvis et altis difficile descenditur, difficilius ascenditur, difficillime cum opus est pedibus itur.“ Der Verfasser starb etwa 1220.

[2]) Köhler III, 2, 81. Daß, wo von Rittern mit mehreren Pferden (equitaturis) die Rede ist, damit die Pferde gemeint sind, die der Ritter selbst reitet (wie heute der Kavallerie-Offizier mehrere Pferde hat), nicht etwa Pferde, mit denen er seine Begleiter beritten macht, geht mit Sicherheit aus den Statuten der Ritter-Orden hervor. Vgl. Curzon, La règle du Temple cap. 77. 94. Statuten des Johanniter-Ordens cap. 59 u. 60; bei Prutz, Kulturgesch. d. Kreuzzüge S. 601. Statuten des Deutschen Ordens, Perlbach S. 98.

[3]) Baltzer S. 59. Nach Köhler III, 2, 77 soll Viollet-le-Duc behaupten, daß die Ritterpferde die Kouvertüre erst Ende des 13. Jahrhunderts erhalten hätten.

Während wir also in der Karolinger- und bis in die Ottonen-Zeit das Kriegertum noch in Technik und Bewaffnung trotz mannigfacher Abschattierung doch als ein ziemlich einheitliches anzusehen haben, tritt allmählich der vornehmere Teil, der in der Lage ist, die höchst kostspielige Vollrüstung mit mehreren Pferden und Dienern zu beschaffen und in ihr zu üben, aus der Menge der Krieger immer mehr heraus. Diese Ritter sind nicht imstande, allein Krieg zu führen; sie gebrauchen neben sich Hilfskräfte der verschiedensten Art, nicht bloß persönliche Diener und Pferdeknechte, sondern auch leichte Waffen, Leute zu Fuß, Schützen. In der Uebergangszeit vom Altertum zum Mittelalter haben wir gefunden, daß die verschiedenen Waffengattungen, Infanterie und Kavallerie, verschwinden und in einander übergehen: dieselben Leute fechten zu Pferd und zu Fuß, mit der Fern- und mit der Nahwaffe. Das hält Jahrhunderte lang an. Jetzt bilden sich von neuem Waffengattungen, aber ganz anderer Art als im Altertum: neben den schwer gerüsteten Rittern finden sich leichte Reiter, berittene Bogenschützen, Bogen- und dann auch Armbrust-Schützen zu Fuß und Fußknechte mit blanker Waffe. Sehen wir bloß auf das Aeußere, auf die Waffen, so ist der Unterschied gegen das Altertum vielleicht nicht so groß: auch damals gab es ja dieselben Trutz- und ähnliche Schutzwaffen. Ihrer inneren Bedeutung nach aber, geistig sind die äußerlich ähnlichen Erscheinungen von Grund aus verschieden.

Am meisten entsprechen sich noch die Leichtbewaffneten zu Fuß, im besonderen die Bogenschützen; sie sind hier wie dort bloße Hilfswaffen. Wilhelm der Eroberer hatte sich ihrer bereits in hervorragendem Maße bedient; in Deutschland treffen wir von ihnen bis dahin wenig Anwendung, vom 12. Jahrhundert an aber wächst ihre Bedeutung mehr und mehr.

Schützen zu Pferde hatten die Abendländer ursprünglich nicht und kamen auch bei den Römern kaum vor. Es ist die alte Waffe des Orients, der Perser und Parther. Auch die Kreuzfahrer lernten sie erst bei ihren Gegnern kennen oder wenigstens fürchten und nahmen davon selber solche Reiter in Sold.

Fußkrieger mit blanker Waffe scheinen zeitweilig so gut wie ganz verschwunden zu sein; in Deutschland besonders sind viele Schlachten, wo nicht besonders erwähnt wird, daß Ritter absitzen,

reine Reiterschlachten.[1]) Im ersten Kreuzzuge und überhaupt in den Kreuzzügen erscheinen viele Fußkrieger, aber oft wohl nur weil die Ritter keine Rosse hatten. Dann aber erscheinen sie auch im Abendlande allmählich in steigender Zahl und in ihnen liegt der fundamentale Unterschied gegen die Heere des klassischen Altertums. In diesen bilden sie den eigentlichen Kern; sie sind zusammengehalten in großen Massen, die mit der Zeit feiner gegliedert werden, ohne auf die Wucht der Massenwirkung zu verzichten. Eine solche Infanterie hat das Mittelalter nicht. Der Fußknecht auch mit Schutzrüstung, Stich- und Hiebwaffe ist in der Schlacht nichts Selbständiges, sondern nur Hilfswaffe des Ritters.

Dadurch wird auch dieser seinerseits wieder etwas anderes als der schwergerüstete Reiter des Altertums. Die Hetären Alexanders des Großen mögen dem Ritterbegriff des Mittelalters in seinem früheren Stadium ziemlich nahe gekommen sein. Die späteren, eigentlichen Ritter des Mittelalters sind unzweifelhaft viel schwerer, als die Reiter des Altertums je gewesen sind; die Reiterei Hannibals und Cäsars, barbarische Söldner, kommen dem Begriff moderner Kavallerie näher als dem des Rittertums. Das Rittertum ist eine Waffengattung ganz eigener Art, weil keine der anderen Waffen, weder der leichte Reiter, noch der Fußknecht, noch der Schütze es Mann gegen Mann mit ihnen aufnehmen kann, und bei ihnen daher die Entscheidung des Feldstreits liegt. Ob Ritter eine römische Legion hätten einreiten können, ist sehr fraglich, mittelalterliches Fußvolk aber, das ihnen hätte widerstehen können, gab es nicht. Der Ritter ist also durch die Art uud Kraft seiner Bewaffnung das Knochengerüst des Heeres. Ringsum und von weit her kenntlich, ist er es, auf dessen Beispiel der gemeine Krieger schaut, dessen Geist auf ihn übergeht, der auch für ihn maßgebend ist. Herkunft, Erziehung, Standesgeist, Stellung steigern in ihm den Ehrbegriff und den Ehrgeiz auf das äußerste: er muß ein hervorragend tapferer Mann sein, denn wenn er es nicht ist, ist er weniger als nichts, ist er etwas schlechthin Verächtliches. Man

---

[1]) Waitz VIII, 123 sagt richtig: „Ganz hat es natürlich nie an Fußvolk gefehlt; nur daß sie zumeist bei der Landesverteidigung . . . oder in einem Kriege, wo alles aufgeboten ward, was Waffen führen konnte, zur Verwendung kamen, während sie an den Heerfahrten wenigstens nur ausnahmsweise Anteil nahmen."

sieht, es ist nichts künstlich Gemachtes und auch nichts Beiläufiges, daß diese Waffengattung gleichzeitig ein Geburtsstand ist. Ohne einen solchen sozialen Kern, noch besser ausgedrückt, ohne so tiefe soziale Wurzeln wäre es schwer, die Elite-Truppe zusammenzusetzen, die innerhalb eines mittelalterlichen Heeres die schwergewappneten Reiter sein müssen. Denn die stehende Truppe, die in ihrem Zusammenleben durch die Disziplin zur höchsten kriegerischen Leistung erzieht, wie im Altertum und wieder in der Neuzeit, fehlt in der Epoche des Mittelalters: die militärische Erziehung ist allein Aufgabe der Familie und des Standes. So konnte eine Waffengattung Geburtsstand werden und ein Geburtsstand Waffengattung.

Nicht mit Unrecht schrieb Kaiser Friedrich II. seinem Sohn, er solle ihm Ritter schicken, denn in der Menge der Ritter bestehe der Ruhm des Reiches und seine Macht (cum specialiter in multitudine militum decus imperii et potentia nostra consistat) und als Köln im Jahre 1368 einen alten Bundesvertrag (vom Jahre 1263) mit dem Grafen von Jülich erneuerte, wurde der ausdrückliche Zusatz gemacht, daß die 15 Knappen, die der Graf neben 9 Rittern stellen soll, „guder Lude, zum Schilde geboren“ sein sollen.[1])

Die Bedeutung dieser Waffengattung findet ihren charakteristischen Ausdruck darin, daß die lateinischen Schriftsteller den Ritter kurzweg miles nennen: er, und er allein, der Ritter ist der eigentliche Vollkrieger. Das Wort, das im klassischen Latein den gemeinen Soldaten bezeichnet, bezeichnet jetzt den vornehmsten. Bei einem Schriftsteller Ende des 10. Jahrhunderts, Richer, um 995, findet sich zum erstenmal den Ausdruck milites peditesque, dem man von da an sehr häufig begegnet,[2]) als wenn der Fußknecht überhaupt

---

[1]) Ennen u. Eckertz, Quellen z. Gesch. der Stadt Köln, Bd. IV No. 488, S. 560.

[2]) Roth, Ritterwürde S. 98. Auch Suger in der Schilderung der Schlacht von Brémüle i. J. 1119 gebraucht den Ausdruck, daß König Heinrich „milites armatos ut fortius committant, pedites deponit.“ Die Gesta Francorum c. 6 bei der Schlacht von Doryläum 1096 „Pedites prudenter et citius extendunt tentoria, milites eunt viriliter obviam iis“ (den Türken). Fulcher S. 393 „milites sciebant effici pedites (1098). Ebenso in dem Bericht über die Schlacht bei Ascalon 1099 „quinque milia militum et quindecim milia peditum“. Gervasii Dorob. Chron. de rebus anglicis z. J. 1138 „milites et pedites“. Auch Gest. Consul. Audegav. Recueil des Hist. d. Gaules XI, 265. Papst Innocenz IV. an Kardinal Rainer 1243 (Huill. Bréholles VI S. 181) „cum pro defensione civitatis militia minus necessaria videatur, pedites autem utiliores esse noscantur“.

nicht Vollsoldat wäre. Zu einem technisch sicher und fest umrissenen Ausdruck ist das Wort freilich niemals geworden; man darf also nicht etwa ohne weiteres schließen, wenn eine mittelalterliche Quelle sagt, ein Heer habe so und so viele milites gezählt, daß selbstverständlich noch eine gewisse Anzahl von anderen Kombattanten, leichten Reitern, Knappen, Knechten, Schützen oder sonstigen Fußgängern dabeigewesen sei; wenigstens im 12. Jahrhundert werden unter den milites noch die sämtlichen berittenen Kombattanten verstanden, wo nicht ausdrückliche Zusätze etwas anderes besagen, und ob ein Heer ausschließlich aus Reitern bestand oder auch Fußgänger hatte, muß wiederum erst besonders festgestellt werden. Mit der Zeit aber schränkt sich das Wort miles meist auf den Ritter im eigentlichen engeren Sinne ein.[1])

---

[1]) Zallinger, Ministeriales und Milites S. 4. „Der Ausdruck miles wird in den Urkunden im verschiedensten Sinne gebraucht und dient abwechselnd im Laufe der Zeit als gewöhnliche Bezeichnung einzelner ritterlicher Stände, je nachdem das Moment der ritterlichen Lebensweise oder der Ritterbürtigkeit gerade als besonders charakteristisch oder unterscheidend für eine Klasse erscheinen mochte. So findet er sich in früherer Zeit häufig in der Bedeutung des freien Vasallen, später vorwiegend in der des unfreien Ritters. Auch wird als miles insbesondere derjenige bezeichnet, der bereits die Ritterwürde empfangen hat, gegenüber den bloß ritterbürtigen Knappen."

Waitz V, 436 sammelt eine Reihe von Stellen, aus denen hervorgeht, daß in der älteren Zeit auch die Ministerialen und überhaupt die unfreien Krieger ebenso wie die freien als milites bezeichnet wurden. Er fährt dann fort: „Die königliche Kanzlei unterscheidet miles und serviens", erörtert aber nicht die entscheidende Frage, seit wann diese Unterscheidung durchgeführt wird, ob sich keine Gegenbeispiele finden, und wie weit oder seit wann dieser Gebrauch auch in den Chroniken beobachtet wird.

Köhler I S. IX will, in Spanien und Italien hätten auch die leichten Reiter dauernd milites geheißen, während in Frankreich und Deutschland seit dem 12. Jahrhundert der Ausdruck miles ausschließlich den Ritter bedeutete.

Fulcher. Hist. Hierosol II cap. 81 (Mignet. 155 S. 886) erzählt bei der Schlacht von Ramla: „Milites nostri erant quingenti exceptis illis qu militari nomine non censebantur tamen equitantes. Pedites vero nostr non amplius quam duo milia aestimabantur".

Friedrich II. hatte dem Papst versprochen in Palästina zwei Jahre lang 1000 milites auf seine Kosten zu halten, und schickte Hermann v. Salza, den Hochmeister, nach Deutschland, sie anzuwerben. „Misimus" heißt es in dem Schreiben v. 6. Dez. 1227 magistrum domus Theutonicorum pro militibus solidandis, sed in optione sua potentem, viros eligere strenuos et pro meritis personarum ad suam prudentiam stipendia polliceri". Man kann sich nicht recht vorstellen, daß Hermann sich dabei strikt auf Personen, die den Ritterschlag empfangen hatten, beschränkte, auch nicht, daß er den Angeworbenen, die ihn noch nicht hatten, den Ritterschlag erteilte, sondern muß annehmen, daß er auch zum schweren Reiterdienst qualifizierte Knechte nahm, das Wort „miles" also hier nicht im strengen Standessinne aufzufassen ist.

Auch der ältere Kriegerstand war im allgemeinen erblich und heiratete wesentlich nur unter sich; immerhin konnte ein tapferer Bürgers- und Bauerssohn und selbst ein Unfreier in ihn eintreten und eine Kriegerfamilie gründen, und Söhne aus solchen Familien gingen wieder ihrerseits über zum bäuerlichen oder bürgerlichen Leben. Indem nun aus diesem offenen Kriegerstande eine obere Schicht sich abhob, die an den fürstlichen, gräflichen, auch bischöflichen Höfen und Herrensitzen soziale Zentren fand mit besonderer Bildung und gepflegterer Sitte, schloß dieser Stand sich nach unten ab, und die Abschließung wurde schließlich exklusiv.

An dieser Stelle möchte ich erinnern an eine Andeutung im ersten Bande dieses Werkes (Buch IV, Kap. 1 S. 221 und S. 232) bei der Darstellung des ältesten römischen Staatswesens. Ein noch ungelöstes Problem der alten Geschichte ist der Ursprung der Stadt-Aristokratien, der Eupatriden in Griechenland, der Patrizier in Rom, und wiederum wie es kam, daß diese Aristokratie in Rom sich so viel stärker und dauerhafter bewies als in irgend einer griechischen Stadt. Nachdem wir uns klar gemacht haben, wie im Mittelalter kriegerische Leistung einen Adelsstand hervorgebracht hat, darf man die Frage aufwerfen, ob im Altertum etwa in der vorhistorischen Zeit eine analoge Entwicklungsreihe obgewaltet hat. Man spricht schon längst von einem antiken Mittelalter, und in Italien, scheint es, ist der Reiterkampf, der ein so wesentliches Hilfsmittel ist für die Bildung eines Ritterstandes, von viel größerer Bedeutung gewesen als in Griechenland.

Wie dem aber auch sei, in den historischen Zeiten des Altertums hat es, wie wir gesehen haben, ein Rittertum, das heißt einen Kriegerstand, der als höchst-potenzierter Einzelkrieger die Entscheidung im Kriege gibt, nicht mehr gegeben. Die Patrizier in Rom, und später die Optimaten, regieren vermöge politischer Kräfte und politischer Organisationen. Die römischen Konsuln sind nicht, wie deutsche Herzoge und Grafen, Vorkämpfer auf dem Schlachtfelde, sondern Bürgermeister. Sogar als bereits das Berufssoldatentum und das stehende Heer völlig an die Stelle der alten römischen Bürgerwehr getreten war, sind die Feldherren ihrem Begriffe nach nicht Soldaten, sondern Magistratspersonen geblieben; als Provinzial-Statthalter kommandierten die Prokonsuln und

Proprätoren auch die Truppen. Die germanischen Könige und ihre Beamten waren umgekehrt ursprünglich Krieger und behielten diesen Charakter auch, als sie kraft ihres Kriegertums das Staatswesen in seiner Ganzheit regierten und verwalteten. Die Kaiser und Könige des Mittelalters sind Ritter; ihr ganzer Hof besteht aus Rittern. Die Fürsten und Grafen, die die Landschaften innehaben, sind Ritter, und selbst die Bischöfe und Aebte sind von Rittern umgeben und schwingen oft genug selber die Waffen. „Hofleute" (aulici) stellte nach Einhardt (z. J. 778) Karl der Große an die Spitze seiner Truppen. Wer in dieser Gesellschaft nicht Ritter ist, der ist Kleriker; einen anderen Charakter, als diese beiden, gibt es nicht. Ein König oder sonst ein Vornehmer, der seinen Rittergürtel ablegt, verzichtet damit überhaupt auf das weltliche Leben und steht davor, sich in ein Kloster zurückzuziehen.[1]) Auch Rumold, der Küchenmeister im Nibelungenliede, ist „ein auserwählter Degen". Der Krieger versieht, soweit es nicht der Geistliche tut, nebenher alle höheren Funktionen. Die Inhaber der Aemter an den Höfen und in der Verwaltung der Könige, Fürsten, Grafen, Bischöfe, Aebte sind vermöge ihrer höheren Stellung, ihres Vermögens und Einkommens der hervorragendste Teil der Ritterschaft.

Die römischen Vornehmen brauchten einst bloß Beamte zu sein, weil sie die Gewalt über die Menge vermöge disziplinierter Heereskörper ausüben und handhaben konnten; die Vornehmen des romanisch-germanischen Mittelalters verfügten nicht über exerzierte Manipel und Kohorten: sie konnten Führer des Volkes nur sein, indem sie zugleich selbst die gefährlichsten Kämpfer, die gewaltigsten Recken waren.

In diesen Kreisen lebte der uralte germanische Heldenbegriff, den uns Tacitus geschildert hat, fort und wurde mit Singen und Sagen gepflegt und weiter gebildet. Einseitig hart und melancho-

---

[1]) Die Stellen bei Waitz V, 400, Anmk. 5.

Guilhiermoz S. 429, Anmk. 41 sagt „on sait qu'à l'époque mérovingienne et à l'époque carolingienne, les grands officiers palatins, y compris ceux qui exerçaient les charges les plus pacifiques, recevaient en temps de guerre des commandements militaires" und führt Zeugnisse dafür an. Richtiger drückt man es, wie wir es getan haben, umgekehrt aus: nicht Inhaber friedlicher Aemter erhielten kriegerische Kommandos, sondern Krieger hatten, soweit nicht Geistliche in Betracht kommen, auch die friedlichsten Aemter inne.

lisch ursprünglich, wird er in unserer Epoche lebensfroher, indem in den jüngeren Geschlechtern die Empfindungen für das Schöne erwachen und ihnen schließlich ein ritterliches Schönheits-Ideal aufgeht. Der Ritter verfeinert sich in der Selbstzucht, die er sich damit auferlegt, höfische Sitte und Minne nehmen ihn in Erziehung;[1]) er stellt seine Tapferkeit in den Dienst der Ewigkeits-Ideen, die ihm die Kirche repräsentiert.

Der Ritterstand, der zugleich die höchste Gesellschaftsschicht bildet, ist der spezifische Kriegerstand des hohen Mittelalters, aber nicht das einzige Kriegertum. So bedeutsam und wertvoll der Geburtsstand als Grundlage der Waffengattung ist, so gab es doch unter den gemeinen Kriegern naturgemäß stets viele, die dasselbe leisten konnten; umsomehr, da die Inhaber kleiner Lehen, die nicht zugleich ein Amt hatten, vielfach garnicht in den neuen Ritter-Orden eintraten, solche Familien aber nicht weniger dem erblichen Kriegerstande angehörten.[2]) Nichts hinderte einen Kriegsherrn, gemeine Krieger, die er als persönlich qualifiziert kannte, sei es Inhaber von Knechtslehen, sei es Freigeworbene, mit Ritterwaffen auszustatten.[3])

Praktisch gab es in jedem Heer neben den eigentlichen Rittern auch viele, oft sehr viele rittermäßig bewaffnete Knechte.[4])

---

[1]) Gust. Roethe, Deutsches Heldentum. Rede. Berlin 1906. Verlag v. G. Schade.

[2]) Köhler III, 2, 123 scheint mir das ganz richtig darzulegen.

[3]) Köhler III, 91 spricht von einer Verordnung Ludwig IX., wonach der Knecht (écuyer) keine Eisenhosen, keine Kapuze und keine Armleder tragen durfte. Er beruft sich dafür auf Daniel, Milice française I, 394, wo nichts dergleichen steht. Gemeint scheint die Stelle I, 286, wo Daniel auf Grund einer Abhandlung von Ducange ein Turnier-Zeremoniell aus der Zeit Ludwigs IX. zitiert, wonach die Knappen keine „chausses de mailles, coifettes de mailles sur le bacinet“ und keine „bracheres (je crois, qu'il entend par là les brassats ou manches de mailles“) tragen sollen. Es handelt sich also nur um Turniere: im Ernstfall aus Standes-Eifersucht die Rüstungen künstlich zu verschlechtern, wäre doch auch zu absurd gewesen.

Mit Unrecht schließt Köhler III, 2, 67 auch (mit Berufung auf Niedner und Alw. Schulz), aus Konrads von Würzburg Partenopier v. 5225 ff., daß der Knappe das Schwert nicht am Wehrgehenk habe tragen dürfen, sondern wie ein Kaufmann am Sattel, weil seine Dame ihm geboten hat, daß er es nicht umgürten solle „ê sie. daz viel reine wîp ze ritter in gemachete“.

[4]) Chron. Hanon. M. G. XXI, 552 wird von einem Grafen von Hennegau erzählt, er sei dem König von Frankreich zugezogen: „cum 110 militibus electis et 80 servientibus equitibus loricatis in propriis expensis venit et ibi et in reditu in propriis expensis semper fuit“.

Köhlers Citat III, 2, 39 aus Gislebert SS. XXI, 520 ist nicht richtig. Derselbe Gislebert berichtet S. 522, Balduin von Hennegau sei i. J. 1172 seinem Oheim Heinrich von Luxemburg zu Hilfe gekommen „in 340 militibus et totidem servientibus lauricatis et 1500 clientibus peditibus electis“.

Da es ja auch wiederum vorkam, daß, wie jemand ritterlich kämpfte, ohne den Ritterschlag empfangen zu haben, umgekehrt ein Mann vom Ritterstand auch vielleicht mangels voller Ausrüstung in einer unteren Waffengattung oder nicht in einer eigenen, sondern in einer vom Herrn verliehenen Rüstung diente, wiederum die jungen Leute ritterlicher Geburt, die noch nicht den Ritterschlag empfangen hatten, die Knappen, als leichte Reiter äußerlich mit den gemeinen leichten Reitern zusammenflossen, so sind die Uebergänge sozialer wie technischer Art sehr mannigfach und die einzelnen Waffengattungen und Klassen praktisch weniger leicht auseinander zu halten wie begrifflich.[1])

Insbesondere vom höheren Bürgerstand in den Städten schied sich das Rittertum erst sehr allmählich, indem es zum Landadel wurde. Von je hatte ein erheblicher Teil des Kriegertums in den Städten gewohnt. Es ist ganz unrichtig, daß die Germanen, die sich auf romanischem Boden niederließen, sich auf dem Lande angesiedelt hätten; sie sind sicherlich ursprünglich zum sehr großen Teil als Gefolge der Grafen in den Städten geblieben. Der Kaufmann, der auf Reisen ging, mußte nicht bloß Geschäftsmann, sondern auch ein reisiger Mann, ein Stück Krieger sein. Von den Kriegern der Grafen und Bischöfe in den Städten werden nicht wenige direkt ins Gewerbe übergegangen sein; in dem Edikt des Longobardenkönigs Aistulf v. Jahre 750 und der Verordnung des Erzbischofs von Bremen (oben S. 48) haben wir ja ausdrücklich Krieger genannt gefunden, „qui negotiantes sunt“. Von denen, die in ihrem Kriegerberuf blieben, traten die, die mit genügendem Vermögen ausgestattet waren, in das Stadt-Regiment und verschmolzen mit den wohlhabenden Kaufmannsfamilien zum städtischen Patriciat.[2])

[1]) Wir finden sogar, daß Ritterbürtige es verschmähten, die Ritterwürde zu empfangen und dazu durch ihren Lehnsherrn angehalten werden mußten. Graf Balduin von Flandern bestimmte i. J. 1200, daß der Sohn eines Ritters, der bis zum 25. Jahr nicht Ritter geworden sei, als Bauer angesehen werden solle. In Frankreich wurde es i. J. 1293 bis zum 24. Jahr bei Strafe verlangt von denjenigen Edelleuten (nobiles saltem ex parte patris), die 200 Livres Rente aus Grundbesitz haben, davon 160 als Erbe. Guilhiermoz S. 231. S. 477. In Zürich bis zum 30. Jahr. Zitate bei Köhler III, 2, 65. Die englischen Könige machten im 13. Jahrhundert eine fiskalische Maßregel daraus.

[2]) Köhler III, 2, 6 u. III, 2, 135 will die städtischen Ritter deshalb nicht zum Kriegerstande rechnen, weil sie nicht zu einem Lehnsverband gehörten, nicht Vasallen oder Ministerialen seien. Das ist begrifflich unrichtig: man kann Krieger sein, ohne Lehnsmann zu sein.

In dem Edikt Friedrich Barbarossas, in dem verboten wird, Bauern- und Pfaffensöhne zu Rittern zu schlagen, ist deshalb mit gutem Bedacht vom städtischen Bürgerstande nicht die Rede.

So vielfältig und mannigfach die Uebergänge nach allen Seiten sind, so bleibt doch die Tatsache, daß den Kern des mittelalterlichen Kriegertums ein im wesentlichen erblicher Kriegerstand bildet. Die Reibungen und Unmöglichkeiten, die sich daraus ergaben, wurden praktisch ausgeglichen. Die Söhne von Rittern, bei denen Vererbung und Erziehung nicht ausreichten, den hohen Anforderungen des Standes in physischer und geistiger Beziehung zu entsprechen, wurden in den Klerus und in die Klöster abgeschoben. Die jungen Leute aus den anderen Ständen, in denen sich die für das Rittertum erforderlichen Eigenschaften in hervorragendem Maße bemerkbar machten, konnten zunächst als Knappen und Sergeanten, dann auch in ritterlicher Weise dienen, ohne zu Rittern geschlagen zu sein, und schließlich war auch das Gesetz, daß nur der Ritterbürtige Ritter werden könne, kein unverbrüchliches. Der Kaiser selber und die Könige schlugen natürlich zum Ritter, wen sie für würdig hielten, und schon unter Kaiser Friedrich II. finden wir ein Formular, wonach der Kaiser Personen von Verdienst die Dispensation erteilte.[1]) Aus der Empörung, die öfter in der Literatur zum Ausdruck kommt, daß Unedle zu Rittern geschlagen werden, ist zu schließen, daß das nicht so ganz selten geschehen ist. Schon Wirnt von Gravenberg in seinem zwischen 1204 und 1210 verfaßten Wigalois klagt „Gott möge sie fällen, die dem je ein Schwert geben, der das ritterliche Leben nicht bewahren kann, der von seinem Geschlechte nicht dazu geboren ist.“ Seifried Helbling in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts spottet, daß ein Bauer mit Schild und Schwert so wenig zum Ritter gemacht werden könne, wie man statt des Lammfleisches am Ostermorgen Geisfleisch durch den kirchlichen Segen weihen könne: der Schild möge dem Bauern in diesem Augenblick zum Streichbrett des Pfluges, das Schwert zur Pflugschar, der ritterliche

---

[1]) Roth, Ritterwürde S. 197. In Frankreich kommt merkwürdigerweise die Nobilitierung erst Ende des 13. Jahrhunderts vor. 1271 erhob Philipp III. einen Goldarbeiter in den Adelsstand. Warnkönig u. Stein, Franz. Staats- und Rechtsgesch. I, 250. Daniel, Milice fran. I, 74.

Seidenbeutel zum Säetuch, die Gürtelborte zum hanfenen Futterstrick sich wandeln. Ottokar von Steiermark spottet über die „zu Eisenkappen gemachten Ackertrappen", und die Glosse zum sächsischen Lehnrecht erklärt: wird ein Bauer Ritter und begnadet von dem König, und gebe er die Ritterschaft und das Ritterrecht mit einander, so ärgert der König das Recht. Würd' ein Bauer Ritter, damit hält er nicht Ritters Art."[1])

Berühmt ist die Erzählung, wie ein Reitknecht, den Kaiser Friedrich Barbarossa wegen einer besonders tapferen Tat (vor Tortona 1155) zum Ritter schlagen wollte, diese Ehre ablehnte, da er ein Mann von niederem Stande sei und in seinem Stande bleiben wolle.[2]) Die eigentlichen Ritter müssen also damals bereits sich in ihren Sitten und ihrer ganzen Lebensweise so sehr von dem gemeinen Mann unterschieden haben, daß es diesem, wenn er eine bescheidene Natur war, peinlich erschien, in eine solche Gesellschaft einzutreten, wo er sich fremd gefühlt haben würde.

Die Formel, die nachher 800 Jahre lang im Gebrauch geblieben ist, daß das Volk da ist, um zu arbeiten, der Ritter um zu kämpfen und der Priester um zu beten, finden wir zum erstenmal ausgesprochen in einem Gedicht eines französischen Bischofs an den Capetinger Robert den Frommen.

Triplex ergo Dei domus est, quae creditur una
Nunc orant, alii pugnant, aliique laborant.[3])

---

[1]) Die letzte Zitate nach v. Wedel, Deutschlands Ritterschaft.

[2]) Otto v. Freisingen, Taten Friedrichs II. cap. 18. „At ille, cum se plebejum diceret, in eodemque ordine velle remanere, sufficere sibi conditionem suam". Im Ligurinus II, 580 wird die Geschichte folgendermaßen erzählt:

„Strator erat de plebe quidem nec nomine multum
Vulgato, modica in castris mercede merebat."

Friedrich will ihm geben (v. 610)

„titulos et nomen equestre
Armaque, cornipedesque feros, cultusque nitentes."

[3]) Nach Guilhiermoz, Essai sur l'origine de la noblesse française S. 372. Als Vorläufer dieser Formel zitiert Guilhiermoz einen Brief des Papstes Zacharias im Jahre 747 an den Hausmeier und späteren König Pipin, worin er sagt: die Laien und Krieger sind berufen, das Land zu verteidigen, die Priester Rat zu geben und zu beten. Das Volk, die Volksmasse erwähnt der Papst garnicht. Das ist in den Quellen der Zeit das unkriegerische, waffenlose Geschlecht (imbelle, inerme vulgus), das die Krieger wie das Vieh vor den Wölfen zu verteidigen haben.

Die kriegerische Uebung im Mittelalter war so gut wie ausschließlich individuell.[1]) Der Fußknecht lernte garnichts, der Schütze lernte schießen, der Ritter wurde von Jugend auf im Reiten und Führen der Waffen geübt, erst in der Familie, dann im Dienste eines Herrn. Die ganze standesgemäße Erziehung drehte sich um das Waffenwerk.

Der englische Chronist Roger von Hoveden erzählt, wie König Heinrich II. seinen dritten Sohn Gottfried, den Herzog der Bretagne, zum Ritter geschlagen habe, und dieser darauf voll Ehrgeiz, seinen Brüdern Heinrich und Richard (Löwenherz) gleichzuwerden an kriegerischem Ruhm ritterliche Uebungen gepflegt habe. „Denn es war in ihnen dieselbe Sinnesart, nämlich andern voranzusein in den Waffen, und sie wußten, daß man die Kriegskunst nicht hat, wo sie nötig ist, wenn sie nicht vorher geübt wird. Der Boxer kann nicht mit Zuversicht antreten, wenn er niemals Püffe bekommen hat. Wer sein Blut hat rinnen sehen, wem die Zähne unter der Faust des Gegners gekracht haben, wer am Boden gelegen hat, den Andern über sich, und dennoch nicht den Mut verloren hat; wer noch so oft geworfen, um so trotziger aufgestanden ist, der darf mit Hoffnung in den Kampf gehen. Denn die Tugend wächst, wenn sie gereizt wird, eine Seele aber, die der Furcht erliegt, ist ein flüchtiger Ruhm. Ohne Schuld erliegt der Last, wer zu schwach zum Tragen dennoch mit Eifer herbeieilt. Des Schweißes Lohn harrt, wo die Tempel des Sieges stehen.“[2]) Die

---

[1]) Rust, Die Erziehung des Ritters in der altfranzösischen Epik. Dissert. Berlin 1888 hat keinen rechten Ertrag.

[2]) „Eodem anno (1178) rex Angliae pater transfretavit de Normannia in Angliam, & apud Wodestocke fecit Gaufridum filium suum, Comitem Britanniae, militem: qui statim post susceptionem militaris officii transfretavit de Anglia in Normanniam, et in confinibus Franciae & Normanniae militaribus exercitiis operam praestans gaudebat se bonis militibus aequiparari. Et eo magis ac magis probitatis suae gloriam quaesivit, quo fratres suos, Henricum videlicet regem, & Richardum Comitem Pictavis in armis militaribus plus florere cognovit. Et erat his mens una, videlicet, plus caeteris posse in armis: scientes, quod ars bellandi, si non praeluditur, cum fuerit necessaria non habetur. Nec potest athleta magnos spiritus ad certamen afferre, qui nunquam suggilatus est. Ille qui sanguinem suum vidit; cuius dentes crepuerunt sub pugno; ille qui supplantatus aduersarium toto tulit corpore, nec proiecit animum proiectus; qui quotiens cecidit, contumacior surrexit, cum magna spe descendit ad pugnam. Multum enim adiicit sibi virtus lacessita; fugitiva gloria est mens subiecta terrori. Sine culpa vincitur oneris

Hauptbildungsplätze sind die Fürstenhöfe,[1]) an die die Knaben aus den vornehmen Familien zum Zwecke der Erziehung gebracht werden.

Wolfram von Eschenbach schildert im „Willehalm" die Waffenspiele auf dem Platz vor der Burg: „Da sah man zwischen dem Palas und den Linden die edlen Kinder mit Speeren auf die Schilde tjostieren, dort zu zweien, hier zu vieren, hier in wuchtigem Ansturm aneinander rennen, dort mit Knütteln kämpfen."

Im Wolfdietrich wird die Erziehung geschildert:

„Man lerte die dri vürsten manig ritterspil: Schirmen unde vehten und schieszen zu dem zil, Springen nach der wite und schutten wol den schaft, Und sattel rehte sitzen; des wurden sie dicke sigehaft."

Der Spanier Petrus Alfonsi, Ausgang des 11. Jahrhunderts, stellt in seiner „Disciplina Clericalis" den sieben freien Künsten der Gelehrten die sieben ritterlichen Künste („probitates") gegenüber: Reiten, Schwimmen, Bogenschießen, Faustkampf, Vogelstellen, Schachspiel, Versemachen[2]) — wobei merkwürdigerweise gerade das Wichtigste, das Fechten, fehlt, während anderwärts auch das Auftragen der Speisen und das Bedienen bei Tische als ein Stück der Erziehung des jungen Rittersmanns erwähnt wird.[3]) Den Höhepunkt der Uebung bilden die Kampfspiele vor allem Volk, die jedenfalls bis in die Urzeit zurückgehen. Schon Tacitus deutet dergleichen bei den Tenterern an (lusus infantium, juvenum aemulatio. Germ. cap. 32); am Hofe des Ostgothen Theoderich hören wir davon[4]) und eine ausführliche Schilderung haben wir von den Spielen, die Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle gemeinsam in Straßburg im Jahre 842 veranstalteten, als sie sich den feierlichen Eid geschworen hatten.[5]) Man ritt in Scharen

---

immensitate, qui ad portandam sarcinam etsi impar, tamen devotus occurrit. Bene solvuntur sudoris praemia, ubi sunt templa Victoriae." Hoveden, ed. Stubbs Bd. II, S. 166. Die Sentenzen sind nach Stubbs alle aus Seneca.

[1]) Vgl. unten in dem Kapitel „Theorie" (Buch IV) Rabanus Maurus.

[2]) Die vorstehenden Zitate nach v. Wedel, Deutschlands Ritterschaft, und Alwin Schultz, Das höfische Leben I, 170.

[3]) Stellen bei Guilhiermoz, Essai sur l'origine de noblesse S. 483 Anmk. 60.

[4]) Roth v. Schreckenstein, Ritterwürde und Ritterstand S. 167 nach Ennodius.

[5]) Nithard III, 6.

aufeinander los und schwang die Lanzen, stieß aber nicht zu, sodaß niemand eine Wunde empfing. Mit den schwerer werdenden Schutzwaffen ging man in der Kampfes-Nachahmung einen Schritt weiter und stieß und schlug mit stumpfen Waffen wirklich zu. Die ältere Form wird Buhurt, die neuere, die zuerst in Frankreich aufkam, Tjost oder Stechen und besonders wenn ganze Scharen zugleich aufeinander losritten, Turnier genannt. In Frankreich war es, wo diese Waffenspiele und das ganze höfische Wesen, was damit zusammenhing, zuerst aufkam und von wo es sich über die andern Länder, auch Deutschland, verbreitete. Das Mittelalter selbst wollte wissen, daß ein französischer Ritter, Gottfried de Preully, der im Jahre 1066 getötet wurde, die Turniere erfunden habe. Vornehmlich suchte man sich mit stumpfen Lanzen aus dem Sattel zu stoßen, und dieses Spiel war äußerst gefährlich. Es führte nicht nur häufig zu schweren Verletzungen, sondern auch nicht ganz selten zum Tode, sodaß die Kirche mit immer erneuten Verboten dagegen einschritt und die Turniere in feierlichen Synodal-Beschlüssen bei Strafe des Banns untersagte; das erste dieser Verbote ist vom Jahre 1131, Concil zu Rheims.[1]) Die Ritterschaft ließ sich aber diesen ihren Sport, in dessen Ausübung sich der Standesgeist am kräftigsten offenbarte, man sich von der gemeinen Menge am deutlichsten unterschied, nicht nehmen. Hier mußte sich zeigen, wer ein rechter Ritter war, nicht nur die Kunst der Waffenführung beherrschte, sondern auch die Gefahr, selbst um eines bloßen Spiels willen, nicht scheute. Mit der Zeit wurden, wie es scheint, die Bedingungen und Formen noch verschärft. Man nahm nicht bloß stumpfe, sondern auch spitze Lanzen, vielleicht indem ein Quereisen verhindert, daß die Spitze gar zu tief eindringe, oder verließ sich darauf, daß die schwache Lanze eher zersplittern werde, als den starken Schild und Harnisch des Gegners zu durchbohren. Dann nahm man aber auch starke Schäfte und es kam auch vor, daß wirkliche Feinde sich zum Kampf auf Tod und Leben bei dem Turnier herausforderten.

Bei dem gleichzeitigen Anreiten ganzer Scharen, unter Umständen auch bei einzelnen Paaren, suchte man sich direkt an- und

[1]) Alwin Schultz, Das höfische Leben II, 108.

umzureiten, was natürlich stets zum wenigsten erhebliche Beulen einbrachte.

Der Anlauf ist immer nur ganz kurz und auch das gemeinsame Anreiten nicht etwa mit der modernen Attacke einer geschlossenen Schwadron gleichzusetzen. Dazu würden ganz andere Vorbedingungen, namentlich ein langes Zusammenüben, nicht bloß vorübergehende Zusammenkünfte gehören. Es ist also nur eine Vervielfältigung des Einzelkampfs.[1])

Auch die Städte liebten und übten die Turniere. Kaiser Friedrich II. verbot einmal den Lübeckern, Turniere zu halten,[2]) wegen der Unordnungen, die dabei vorkämen (auch violationes matronarum et virginum), die Magdeburger aber luden nach der Schöppenchronik 1270 alle Kaufleute zum Turnier, die „ridderschop wolden oven". 1368 zogen die Bürger von Konstanz zu einem Stechen nach Zürich.[3]) Erst im 15. Jahrhundert wurden die Patrizier aus den Turnieren verdrängt, wohl deshalb, weil seit dem Siege der Zünfte deren Stellung wesentlich politisch verändert war. Sie hatten dem Rat, in dem oft mehr Zünftler saßen als Geschlechter, zu gehorchen, Steuern zu zahlen und Wachdienste zu tun wie andere Bürger. Viele der stolzesten Geschlechter hatten, seit sie nicht mehr die Herren waren, die Städte verlassen und sind aufs Land gezogen.[4])

Ein besonders schwacher Punkt in diesem Kriegswesen ist die Disziplin; ja, ich möchte zweifeln, ob wir dieses Wort, da es uns doch auf strenge technische Begriffe ankommt, hier überhaupt anwenden dürfen. Eine Tradition des Wesens der Disziplin hatte das Rittertum nicht. Die Wurzel des mittelalterlichen Kriegertums haben wir gefunden in den germanischen Volksheeren, die sich in die römischen Gebiete einlagerten; von der Ordnung und Unterordnung in diesen Volksheeren haben wir gesagt, daß sie zwar keine militärische Disziplin hatten, daß aber der ganze

---

[1]) Ueber die Turniere existieren zwei sorgfältige und ergebnisreiche Quellen-Untersuchungen. F. Niedner, Das deutsche Turnier im 12. u. 13. Jahrh. Berlin 1881 und Becker, Waffenspiele. Progr. von Düren 1887.

[2]) 24. Juli 1230 Huill. Bréh. III, 202. Das Schreiben ist sehr lückenhaft erhalten.

[3]) Konstanzer Chronik. Mone, Quellensamml. I, 316.

[4]) Roth von Schreckenstein, Ritterstand S. 661.

soziale und politische Aufbau doch bis auf einen gewissen Grad etwas ähnliches hervorbrachte. So existiert auch im Lehnstaat eine eigentümliche Ordnung und Unterordnung, Befehl und Gehorsam, ohne welche Elemente ja Massen überhaupt nicht bewegt werden können; aber was wir Disziplin nennen, was die römischen Legionen hatten und was die modernen Heere wieder haben, war das nicht. Die Disziplin beruht auf einer aus der Kommandogewalt entspringenden Strafgewalt, die sich den selbstherrlichen Eigenwillen unbedingt unterwirft und eine Gewohnheit erzeugt, die als solche unausgesetzt wirksam ist. Der schwierigste Punkt bei jeder Disziplin ist noch nicht sowohl die Herrschaft über die Massen, als die Herrschaft des Feldherrn über die Führer. Die neuere Kriegsgeschichte ist erfüllt von den inneren Kämpfen in den Armeen, die entspringen aus dem Widerstreben der Generale gegen die oberste Heeresleitung. Wie schwach aber ist die Gewalt eines mittelalterlichen Fürsten über seine großen Vasallen, verglichen mit der modernen Militär-Hierarchie. Schon die Huldigung, die der Vasall dem Herrn leistet, hat nicht den Sinn des unbedingten Gehorsams. Uns ist die Formel des Eides erhalten,[1] den die italienischen Kommunen und Bischöfe Friedrich Barbarossa leisteten, als er das Königtum in Italien 1158 wieder herstellte: sie schwören nicht etwa, jeden Befehl, sondern sie schwören nur, jeden Befehl, den der Kaiser in Ausübung seiner Rechte gebe, anzuhören, anzunehmen und zu vollstrecken. Wohl gibt es bei Gehorsamsverweigerung die Möglichkeit der Entziehung des Lehns, aber sie führt vielleicht zum Bürgerkrieg. Der Vasall erwartet von der „Milde" seines Herrn Belohnungen und kann sich diese durch Widersetzlichkeiten und Ungehorsam verscherzen, aber die Furcht, Belohnungen zu verlieren, der Gnade des Herrn verlustig zu gehen, ist sehr viel weniger wirksam, als die Furcht vor der Strafe, der schweren, unmittelbaren, bis zur sofortigen Hinrichtung zu steigernden Strafe, wie sie im Wesen der Ordnung liegt, die wir militärische Disziplin nennen. Wohl ist sich der Ritter bewußt, daß er seinem Herrn Gehorsam schuldet, aber der Geist dieses Kriegerstandes erzeugt zugleich einen Trotz, der die Grenzen dieses Gehorsams leicht überspringt. Es ist gewiß echt

[1] Rahewin III, cap. 19.

ritterlich gedacht, wenn Volker Wolfhart, als dieser sich auf den Befehl seines Herrn beruft, höhnt: Der fürchtet sich zu viel, der, was man ihm verbietet, alles lassen will.

Ein neuerer Forscher hat die Ansicht ausgesprochen, der trotzige Unabhängigkeitssinn, der die Bildung des disziplinierten taktischen Körpers ausschloß, sei erst in der Zeit des verfallenen Rittertums entstanden. „Erst als Genußsucht, Roheit und Selbstsucht, Wortbruch, Tücke und Untreue aller Art an die Stelle jener glänzenden Tugenden in der guten alten Zeit getreten waren, konnte jenes falsche Ideal des Ritters aufkommen, der seinen Willen vor keinem, auch dem Höchsten nicht, beugt." Wer die Bücher der deutschen Geschichte durchblättert, findet bald, daß auch hier die Vorstellung von einer „guten alten Zeit" irreleitend ist. So lange freilich die gewaltige Monarchie Karls des Großen bestand, hören wir zwar auch nicht selten von Verschwörungen, aber die bestehende Autorität greift doch durch und waltet vor. Von der Auflösung des Karolingerreichs ab aber, auch unter den imponierendsten Wiederherstellern königlicher Macht begegnen wir immer wieder dem „trotzigen Unhabhängigkeitssinn, der seinen Willen vor keinem, auch dem Höchsten, nicht beugen will". Schon unter den Enkeln Karls beginnen jene immer und immer wiederkehrenden Empörungen der Söhne gegen den Vater, der Herzoge gegen den König, der Grafen gegen den Herzog, der Edlen bei den Sachsen und Bayern, die lieber zu den Heiden in die Verbannung gehen, als sich unterwerfen. Wie bemüht sich Otto der Große vergeblich, den alten Freund seines Hauses, den Herzog Eberhard und seine Franken zu versöhnen, als er sie um einer Verletzung des Landfriedens willen hat bestrafen müssen. Die Sage, die die Kämpfe Herzog Ernsts von Schwaben gegen seinen Vater verherrlicht, hat wohl nicht mit Unrecht in seine Figur diejenige seines Vorgängers, Herzog Ludolfs, hineinverschmolzen, der einst ebenso gegen seinen Vater, König Otto, gefochten hatte. Man wende nicht etwa ein, daß diese Vorkommnisse sich doch alle auf die höchste, die gräflich-fürstliche Schicht beziehen und daß in den niederen Rängen der Krieger ein anderer Geist geherrscht haben könne. Es ist ein unverbrüchliches Gesetz, daß die Disziplin von oben anfängt und sich von oben nach unten forterstreckt. Sind die Obersten und Generale

meuterisch, so sind es auch die Truppen; es ist unmöglich, daß in den Kreisen der Ritterschaft man über die Kriegshoheit der Grafen anders gedacht habe, als in den Kreisen der Grafen über die Kriegshoheit des Königs. Wir haben aus der Zeit Barbarossas Beispiele, daß nicht bloß Fürsten, sondern auch selbst einfache Ritter einen Befehl des Kaisers mißachten,[1]) und die Geschichte des ersten Kreuzzuges zeigt uns auf Schritt und Tritt, wie nur mühsam von Fall zu Fall die allernotdürftigste Führung und Ordnung hergestellt wurde.

Quales constringit nulla potestas, Crimina si fugiunt quae regum sceptra coercent singt der französische Bischof Adalbero von den „nobiles", die „bellatores" sind[2]) — welche Verse wir etwa mit Schiller übersetzen könnten: „Der Soldat allein ist der freie Mann." Oben freilich haben wir gehört, daß der Hauptstock der Ritter, die Ministerialen, sozialrechtlich Unfreie sind. Handelt es sich um verschiedene Elemente innerhalb des Rittertums oder um einen Unterschied zwischen französischen und deutschen Rittern? Keineswegs. Sondern so ist die Komplexheit des menschlichen Daseins, daß Inhalt und Form bis zu einem absoluten Widerspruch miteinander in Gegensatz treten können.

Am meisten Gehorsam war jedenfalls noch in den Ritterorden, wo ein strenges Strafsystem obwaltete und exakte Vorschriften den Dienst und das Leben regelten. Den Tempel-Rittern war es z. B., um die Pferde zu schonen, verboten, ohne besondere Erlaubnis Galopp zu reiten (Kap. 315); wer sein Panzerhemd nicht anzog, sondern in einen Sack tat, mußte einen Sack von Leder oder Drahtgeflecht (nicht Zeug) haben und durfte den Sack nicht ohne Erlaubnis anbinden, sondern mußte ihn in der Hand tragen (Kap. 322). Die Strafen waren, auf der Erde sitzend bei den gemeinsamen Mahlzeiten zu essen, Entziehung des weißen Mantels, Gefängnis, Ausstoßung aus dem Orden. Einem Bruder, der einem Comthur auf einen Befehl einmal geantwortet hatte „Nur Geduld, ich werde es schon tun („espoir, je le ferai"),

---

[1]) Otto Morena S. 622. 1160 an der Adda. 1161 versagen einmal vor Mailand der Böhmenherzog und der Landgraf von Thüringen dem Kaiser den Gehorsam und lassen ihn allein in den Kampf ziehen.

[2]) Zitiert bei Guilhiermoz p. 358.

wurde, weil er nicht auf der Stelle gehorcht habe, durch einstimmigen Beschluß des Kapitels das Ordenskleid genommen (Kap. 588).

Bei der Masse der Knechte wurde wohl kräftig mit dem Stock regiert,[1]) aber auch hier werden wir uns den Gehorsam mehr als den des Dieners gegen seinen Herrn, als den des Soldaten gegen seinen Vorgesetzten vorzustellen haben.

Kaiser Friedrich I. erließ im Anfang seiner Regierung 1158 einmal eine Lagerordnung, die uns erhalten und auch wohl als „Kriegsartikel“ bezeichnet worden ist, die aber doch nicht diesen Namen verdient. Disziplinar-Vorschriften enthält sie garnicht, sondern wesentlich nur eine gewisse Vorbeugung gegen Unordnung und Streitigkeiten der Kriegsgesellen untereinander. Es wird verboten, bei Schlägereien das Feldgeschrei zu rufen, das die Kameraden zur Hilfe forderte; man solle nicht mit Schwertern, sondern nur in den Schutzwaffen und mit Knüppeln zulaufen, um die Zankenden auseinanderzubringen. Wer ein Weinfaß gefunden hat, soll es nicht auslaufen lassen, damit die andern vom Heere auch etwas haben. Es wird festgesetzt, wem bei der Jagd das Wild, das erlegt ist, gehört. Es wird bestimmt, daß niemand ein Weib bei sich haben soll; wer es doch tut, soll seine Rüstung (omne suum harnasch) verlieren, und dem Weibe soll die Nase abgeschnitten werden. Aber Disziplinar-Vorschriften sind immer leicht gegeben und auch von dem mächtigsten Kaiser schwer durchzuführen. Noch in demselben Jahr, wo dieser „Friede“ feierlich beschlossen war, mußte Friedrich eine Menge Dirnen aus dem Lager entfernen.[2])

Die wirkliche Disziplin ist überhaupt so sehr Kunstprodukt, daß sie ohne ein ganzes System von Uebungen garnicht geschaffen werden kann. Als das beste Mittel hat sich von je das Exerzieren bewährt, das den Mann mit jeder Bewegung seines Körpers in

---

[1]) In den Statuten der Templer wird es den Rittern ausdrücklich verboten, die Diener, die aus Frömmigkeit dienen, zu schlagen. (Kap. 51.) Einen Sklaven (esclaf) darf man mit dem Steigbügelriemen schlagen, wenn er es verdient hat, darf ihn aber nicht verletzen oder verstümmeln oder ihm das Halseisen umlegen ohne höhere Erlaubnis (Kap. 336).

[2]) Nach Rahewin lib. III. Vgl. Elsner, Das Heergesetz Friedrichs I. vom Jahre 1158. Progr. d. Matthias-Gymnas. z. Breslau. 1882.

die Hand des Vorgesetzten bringt. Dem Mittelalter ist dieses Exerzieren vollständig fremd, und selbst das anscheinend so scharfe Mittel, daß der Krieger sich seiner Freiheit begab und nicht bloß Vasall, sondern Ministerial seines Kriegsherrn wurde, brachte nicht die wirkliche militärische Unterordnung, das, was wir die Subordination nennen, hervor.

Ein Kriegerstand, der sich fühlt als Inhaber der Gewalt und nicht durch eine strenge Disziplin gezügelt wird, übt seine Gewalttätigkeit auch im täglichen Leben, in den Berührungen mit den Erwerbsständen und selbst untereinander. Aus den Barbaren, die einst hohnlachend die antike Kulturwelt in der Völkerwanderung in Trümmer geschlagen und zertreten hatten, war dieser Kriegerstand hervorgegangen. In den Bürgerkriegen und Fehden des Feudalstaats blieb die Gewöhnung des Blutvergießens und der mit der Kriegführung verbundenen Zerstörung. In dem Dienstrecht des Bischofs Burchard von Worms aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts wird erzählt, daß in einem einzigen Jahr 35 Untergebene des Bistums von Genossen ohne Schuld erschlagen worden seien. Bei Injurien war die Selbsthilfe Sitte und feststehende Regel.[1]) Größere Lehnsbesitzer, die soweit kamen, sich eine eigene feste Burg zu bauen, von der aus sie auch ihrem Grafen oder Lehnsherren Trotz bieten konnten, fühlten sich bald versucht, die Bauern der Umgegend zu drücken und reisende Kaufleute in Tribut zu setzen oder sie völlig auszuplündern.[2]) Die soziale Entwickelung zu vornehmeren Lebensformen brachte die Erleichterung, daß der Stand sich selber eine gewisse Erziehung gab, eine wirtschaftliche Ordnung und das Emporblühen eines neuen Kulturlebens ermöglichte und hervorbrachte. In dem Kreise der Ritter Friedrich Barbarossas und Heinrichs des Löwen sind die Gesänge des Nibelungenliedes vorgetragen worden; ein ganz eigenartiger Zweig der Weltliteratur, die Lieder der Troubadours und der Minnesang ist das Geisteserzeugnis dieses Kriegerstandes. „Wenn der Krieg", sagt Ranke, „zu jedem Ausbruch der Leidenschaft, der

---

[1]) Hälschner, Pr. Strafrecht III, 212.

[2]) Contin. Reginonis z. J. 920 „Multi enim illis temporibus, etiam nobiles, latrociniis insudabant". Weitere Stellen bei Baldamus, D. Heerwesen unt. d. spät. Karolingern S. 18 ff.

Roheit und der tierischen Natur reizt, so hat das Rittertum die Bestimmung, den wahren Menschen zu retten, die Gewalt durch Sitte und Einfluß der Frauen zu mäßigen, die Kraft durch die Richtung auf das Göttliche zu verklären." Oft genug versagte aber auch bei Rittern diese sittigende Kraft der Standeserziehung und der unbeschäftigte, fahrende Kriegsmann wurde immer wieder zum Räuber. So ist die menschliche Natur: derselbe Stand hat sich seine Idealfiguren in Siegfried und Parzival geschaffen, Walter von der Vogelweide und das Raubrittertum hervorgebracht, und dieser Gegensatz spiegelt sich auch in der Ueberlieferung und in der Geschichtsschreibung. Hier wird die Roheit und Unfreiheit im Feudalismus beklagt und verdammt, dort wird das Rittertum romantisch verherrlicht; ja mit Aufhebung aller historischen Anschauung findet sich sogar beides verbunden. In der „Geschichte der Kavallerie" des englischen Oberstleutnants Denison, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Brix, Oberstleutnant im kgl. preuß. Kriegsministerium (1879),[1]) wird über das Rittertum (S. 126) aus einem älteren Buch folgende Darstellung aufgenommen: „Gegen die Mitte des 10. Jahrh. ließen einige arme Adlige, vereint durch die Notwendigkeit einer berechtigten Verteidigung und beunruhigt durch die Ausschreitungen der vielköpfigen souveränen Gewalten, sich die Leiden und Tränen des Volkes zu Herzen gehen. Sie gaben sich unter Anrufung Gottes und des heiligen Georg als Zeugen die Hände darauf, daß sie sich der Verteidigung der Unterdrückten weihen wollten, und nahmen die Schwachen unter den Schutz ihrer Schwerter. Einfach in ihrer Kleidung, strenge in ihren Sitten, demütig bei Erfolgen, fest und unentwegt im Mißgeschick, erwarben sie gar bald außerordentlichen Ruf. Die Dankbarkeit des Volkes in ihrer einfachen und gläubigen Freude schmückte ihre Waffentaten mit wunderbaren Berichten aus, erhob ihre Tapferkeit und vereinigte im Gebet ihre großmütigen Befreier mit den himmlischen Mächten. So natürlich ist es dem Unglück, diejenigen zu vergöttern, welche es trösten."

Wir haben die Schwäche des Feudalstaats gegen barbarische Feinde, sobald sie in einiger Masse auftraten, Wikinger, Sarazenen,

---

[1]) Vgl. meine Besprech. dieses Buches in der Zeitschr. f. Preuß. Gesch. und Landeskunde. Bd. XVII, S. 702.

Magyaren, kennen gelernt; wir werden uns diese Schwäche noch näher bringen, wenn wir daneben halten, wie wenig auch nach Innen die königliche Gewalt sich und ihre Ordnungen durchzusetzen, vor allem also Fehdewesen und Räubertum zu unterdrücken vermochte. Das feudale deutsche Königtum erreicht den Höhepunkt seiner Macht und Ausdehnung unter Heinrich III, dem Sohn des gewaltigen Konrad, des Urenkels von Ottos des Großen Tochter Liutgarde. Unter Heinrich III. schrieb der Lütticher Domherr Anselm das Leben seines Bischofs Wazo (1041—1048) und erzählt in einem eigenen Kapitel dessen Vorgehen gegen die Raubritter in seiner Diözese. Diese Erzählung gibt uns ein so anschauliches Bild von den Sicherheitszuständen im Reiche selbst unter den allerkräftigsten Herrschern, der Natur der daraus entspringenden Kämpfe und der Schwierigkeit, eine durchgreifende Autorität zu bilden — denn wie der Ritter dem Fürsten, so steht dieser wieder dem König gegenüber —, daß ich Anselms Erzählung[1]) hier vollständig einfügen möchte. Sie lautet:

„Frömmigkeit, Mitleid mit den Hilflosen und der Jammer der Armen trieben den Bischof an, sich aus seiner Milde und Ruhe zu erheben und ihnen zu Hilfe zu kommen, in der Ueberzeugung, daß nichts seliger und Gott wohlgefälliger sei, als wenn er die wilde Wut der Räuber in der Unterdrückung des unschuldigen Volkes zähme. Ein großer Teil von ihnen hatte sich in Sümpfen oder auf Felsen feste Zufluchtsstätten gebaut, im Vertrauen auf die sie ringsum Beute machten, die Ummwohner in unerträgliche Knechtschaft schlugen und weit und breit wüteten und das Land verwüsteten. Das Rüstzeug des Herrn beschloß diese von jeher damals aber ganz besonders schädlichen Burgen dem Erdboden gleich zu machen und das Land von diesen Räubereien, deren es schon so lange müde war, zu befreien. Erfüllt von dem Geist, in dem einst Samuel den Amalekiter Agag und Elias die Baalspriester abschlachtete, beginnt unser Held, mit wenig Rittern sich begnügend, bald dies, bald jenes Kastell zu belagern. Die Räuber, im Vertrauen auf ihre Mauern und Sümpfe, wollten anfänglich an die Gefahr nicht glauben, schimpften die Unsrigen und nannten

[1]) M. G. SS. VII p. 222.

sie wahnsinnig, da sie sich einbildeten, ein von der Natur selbst befestigtes Haus einnehmen zu können. Die Unsrigen aber, angefeuert durch ihren herrlichen Führer, arbeiteten wetteifernd an Flechtwerk und Faschinen und bahnten sich Wege. Sie überwanden durch Eifer und Anstrengung die Natur, verwandeln den nur den Fischen und Fröschen bekannten Sumpf in festen Boden und bauen die Maschinen, die den Räubern Verderben bringen sollten. Dann schleudern sie Tag und Nacht, sich untereinander ablösend, Steine auf die Burg, und der Bischof ist selbst zugegen und stärkt sie mit Singen und Beten. Bald, da kein Entsatz durchdringt, ergeben sich die Räuber gegen Sicherung des Lebens und des Leibes, und die Burg wird von Grund aus zerstört. So fällt eine nach der andern. Ich will aber auch erwähnen, daß bei der Belagerung oft mit je 1000, oft mehr, selten weniger, der Bischof nach Sitte der alten Römer den Rittern (armatis) Sold zahlte (cottidianos sumptus praebebat), dem gemeinen Mann (gregario militi) Vieh zu schlachten erlaubte, was für die Ackerarbeit nicht nötig war, und den Besitzern voll vergütet wurde, damit auch in solchen Nöten keinerlei Ungerechtigkeit stattfinde."

Soweit Anselm.[1]) In Frankreich, wo nicht einmal ein starkes Königtum bestand, suchte die Kirche zu helfen und verkündigte die Treuga Dei, den Gottesfrieden, indem festgesetzt wurde, daß wenigstens in den durch die heilige Geschichte geweihten Tagen, von Donnerstag Abend bis Montag früh alle Fehden ruhen und Sicherheit im Lande herrschen sollte. Die Treuga Dei ist dann auch nach Burgund und auf einige Teile Deutschlands übertragen worden. Später suchte man von Zeit zu Zeit durch Verkündigung eines allgemeinen Landfriedens auf gewisse Zeit oder wenigstens

---

[1]) Man ersieht aus dieser Erzählung auch, wie flüssig und unsicher damals noch die Bedeutung des Wortes „miles" war. An der ersten Stelle, wo es heißt, daß der Bischof sich mit wenigen „militibus" begnügte, sind offenbar „Ritter" gemeint; nachher, wo der Autor zwischen den Rittern und dem Aufgebot, was die Belagerungsarbeiten macht, unterscheiden will, nennt er jene „armati" „Schwerbewaffnete", diese „milites gregarii". Unmöglich können das, da es oft mehr als 1000 Mann waren, lauter Berufskrieger gewesen sein; offenbar hat der Bischof seine eigentliche Kriegsmannschaft durch den Landsturm, die brauchbarsten und willigsten Bauern und Bauernsöhne, verstärkt. Dasselbe ist uns ja schon von dem Burgunderkönig Gundobad und dem Gothenkönig Totilas berichtet worden (Bd. II, S. 411.)

durch die Vorschrift, daß eine Fehde drei Tage vor Beginn der Feindseligkeiten angesagt werden sollte (Friedrich Barbarossa etwa 1186), für bürgerlichen Frieden zu sorgen. Zu einem „ewigen Landfrieden" aber ist man erst gelangt unter Kaiser Maximilian (1495), als es mit Rittertum, Feudalität und Mittelalter überhaupt zu Ende war.

Schwertleite und Ritterschlag.

Ueber die Unterscheidung und Bedeutung dieser beiden Akte ist die Erkenntnis jüngst entscheidend gefördert worden durch Guilhiermoz, Essai sur l'origine de la noblesse en France (1902) S. 393 ff., aber gewisse wesentliche Punkte sind mir doch zweifelhaft geblieben. Die Wehrhaftmachung bei den alten Germanen fand zweifellos sehr früh statt, im 14., vielleicht schon 12. Jahr. Guilhiermoz will sie erst ins 20. Jahr ansetzen, aber seine Beweise sind nicht zwingend. Sehr richtig aber ist sein Nachweis, daß im Mittelalter mehrere aufeinander folgende Majorennitäten existierten, die mit den Zeremonien der capillatoria, des Haarschnitts, und der barbatoria, des Bartschnitts, zusammenhängen. Der Ritterschlag kann nicht wohl an die alte Wehrhaftmachung angeknüpft werden, da er einen vollkräftigen Mann voraussetzt, wohl aber wäre es denkbar, daß er an die Stelle eines späteren Akts, der „barbatoria" getreten ist, und während der Rittergürtel (cingulum militare) ursprünglich und bis ins 11. Jahrhundert bei der Wehrhaftmachung überreicht wurde, mag diese Zeremonie im 12. Jahrhundert zu dem zweiten Akt verschoben und mit dem Ritterschlag verbunden worden sein. So lange das cingulum militare mit der Wehrhaftmachung verbunden war, konnte es natürlich auch nicht standesbildend wirken, wohl aber bei dem zweiten Akt, wo die volle, schwere Ritterrüstung angelegt wurde, die nur der wohlhabende Mann besaß und in der Regel nur der Mann von Stande trug. Die Folge davon war, daß dieser Akt als der eigentlich wichtige angesehen und feierlich begangen wurde, während die Wehrhaftmachung, die Schwertleite, die früher am meisten beachtet wurde, jetzt zurücktrat. Man sieht, das Technische, die schwerere Rüstung und das starke Pferd, und das Soziale wirken zusammen.

Schröder (Deutsche Rechtsgeschichte § 42 S. 430) meint, daß die Unterscheidung zwischen Rittern und Knappen sich erst im 13. Jahrhundert geltend gemacht habe; er erkennt dem Akt aber eine sachliche Bedeutung überhaupt nicht zu. Er nimmt an, daß sich neben dem Ritterschlag die Schwertleite mit der Ueberreichung des Rittergurts beim Eintritt in den Waffendienst dauernd behauptet habe. „Von seltenen Ausnahmefällen abgesehen", sagt er, „wurde die Schwertleite stets massenweise vollzogen, regelmäßig im Anschluß an größere Hoffestlichkeiten, bei denen ein Turnier

den jungen Rittersleuten sofort Gelegenheit zu geben pflegte, sich in dem neuen Berufe zu erproben." Ist es aber richtig, daß die jungen Rittersleute sofort nach der Feier im Turnier ihre Tüchtigkeit zu zeigen hatten, so kann der Akt mit der alten Wehrhaftmachung nicht mehr identisch sein. Denn die schwere Turnierrüstung des 12. und 13. Jahrhunderts erforderte die volle Manneskraft mit langer Uebung. Man könnte sich ja vorstellen, daß man neben dem eigentlichen Turnier eine Art Jugendspiele veranstaltete. Das scheint aber wieder dadurch ausgeschlossen, daß Heinrich VI., als er im Jahre 1184 in Mainz feierlich wehrhaft gemacht wurde, neunzehn oder zwanzig Jahr alt war; auch von einem Sohne Heinrichs des Löwen und einem Sohne Herzogs Leopold von Oesterreich wird berichtet, daß sie bereits an Kriegen teilgenommen, ehe sie Ritter geworden.[1])

Ich denke daher, man muß die Feier in Mainz im Jahre 1184 nicht als Schwertleite im alten Sinne, sondern als den Ritterschlag auffassen, wobei ich es dahingestellt sein lasse, ob und wie lange zwei Feierlichkeiten, eine beim Eintritt in den Knappenstand, die alte Wehrhaftmachung, und als zweite der Ritterschlag, der oft ziemlich weit hinausgeschoben wurde, stattgefunden haben.

Roth v. Schreckenstein S. 215 und S. 224 über Ritterschlag und Wehrhaftmachung widerspricht sich selbst.

Die Nordgermanen.

In den nordgermanischen Ländern, Dänemark, Norwegen, Schweden hat die Kriegsverfassung naturgemäß ihre eigene Geschichte. Dahlmann, Geschichte von Dänemark Bd. II S. 308 ff. und Bd. III S. 50 handelt darüber ausführlich. Dazu neuerdings die Berliner Dissertation von Büchner, Die Geschichte der norwegischen Leiländiger. 1903. Ich habe diese Verhältnisse nicht nachgeprüft.

---

[1]) Baltzer S. 7.

Zweites Kapitel.

Das Rittertum militärisch.

Wir haben nach dem bisherigen Gang unserer Untersuchungen im ersten und zweiten Buch dieses Teiles das mittelalterliche Kriegswesen wesentlich unter dem Gesichtspunkt der Verfassungsgeschichte betrachtet und es daneben in einer Reihe von Feldzügen und Schlachten zur unmittelbaren Anschauung zu bringen gesucht.

Dann haben wir in dem vorstehenden ersten Kapitel des dritten Buches die eigentümliche ständische Differenzierung im Rittertum behandelt und sind damit eingetreten in eine Zeit, in der das Kriegswesen und die kriegerischen Aktionen wesentlich komplizierter werden als vorher. Der Uebergang ist allmählich, aber der Unterschied doch so groß, daß wir daraus ein Einteilungs-Prinzip entnehmen und das Mittelalter, wie geschehen, zerlegen konnten. An dieser Stelle wird es auch angezeigt sein, eine generelle Untersuchung einzuschieben, um die Fechtweise und Strategie des Rittertums prinzipiell festzustellen. Die Aufgabe ist ja schon im vorigen Kapitel nicht bloß gestreift, sondern auch schon grundsätzlich beantwortet worden, da ja auf der Fechtweise der Stand der Ritterschaft sich aufbaut, aber sie muß nunmehr unter dem umgekehrten Gesichtspunkt der vorhandenen Standesbildung in ihrer ganzen Breite betrachtet und im einzelnen durchgeführt werden. Das ist schwieriger als in den früheren analogen Teilen dieses Werkes, wo sich gewisse Zeitabschnitte und Entwickelungsstadien leicht von einander trennen, fest umschreiben und sicher charakterisieren ließen. So feste Einschnitte bildet das Mittelalter nicht.

Der Einschnitt, den wir gemacht haben, liegt wohl im allgemeinen im 12. Jahrhundert, aber die Merkmale diesseits und jenseits sind auch umgekehrt später und früher schon zuweilen vorhanden und die Entwickelung geht unausgesetzt weiter, sodaß die verschiedenen Jahrhunderte sich wohl voneinander unterscheiden, aber doch nicht so, daß sie sich voneinander trennen ließen. Die Grundzüge bleiben durch das ganze Mittelalter im weitesten Sinne, von der Völkerwanderung bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts dieselben; die letzte eigentliche Ritterschlacht, von der wir eine eingehende Schilderung haben, die Schlacht von Montl'héry zwischen Karl dem Kühnen und Ludwig XI., 1465, hätte sehr ähnlich auch zwischen Kaiser Heinrich IV. und seinen Gegenkönigen oder schon zwischen den Chlodwigs und Theoderichs geschlagen werden können. Ich habe eine Zeit lang überlegt, ob ich nicht die überaus lebendige und anschauliche Erzählung dieser Schlacht, die uns aus der Feder Comines' erhalten ist, der selbst daran teilgenommen, alle Chronologie bei Seite setzend, unmittelbar an die Schlachten unter Kaiser Heinrich IV. anschließen solle, um zu zeigen, wie ähnlich dem 11. Jahrhundert sich die Dinge noch im 15. abgespielt haben. Ich habe es schließlich nicht getan, weil denn doch in den Einzelheiten auch wieder Verschiedenheiten liegen, die erst im Laufe unserer Betrachtungen zur Erläuterung kommen werden, aber ich möchte es den Lesern empfehlen, an dieser Stelle das Kapitel über die Schlacht bei Montl'héry vorwegzulesen, um den vollen Eindruck der Aehnlichkeit zu haben und dadurch mehr Anschauung von den uns weniger realistisch und lebendig überlieferten Ereignissen des früheren Mittelalters zu gewinnen.

Neben der Gleichheit der Grundzüge des Kriegswesens im ganzen Mittelalter finden wir natürlich auch wieder mancherlei Abwandlungen, Varietäten und Spezial-Formationen, die uns ganz andere Bilder zeigen, sodaß in der Fülle der Erscheinungen das Einheitliche fast verschwindet. Dennoch müssen wir suchen, es zu packen. Wir gehen auf die Weise an die Aufgabe heran, daß wir das 12. und 13. Jahrhundert ins Auge fassen, aber mit dem Untergedanken, daß sehr vieles auch schon früher so war oder auch wiederum bis ins 15. Jahrhundert trotz der Fortentwickelung zum Söldnertum und in den Waffen so geblieben ist. Wo die Grenzen

sind, ergibt sich, soweit es überhaupt zu sagen ist, im einzelnen Fall aus den einzelnen Schlacht- und Feldzugs-Erzählungen und Untersuchungen, die diesem Kapitel voraufgegangen sind oder nachfolgen. Auf die besonderen Verhältnisse in den Kreuzzügen und ihre Rückwirkung auf das Abendland muß bei den einznen Punkten immer von neuem Bezug genommen werden.

Die Krieger Karls des Großen und Ottos des Großen waren, wie wir von neuem beginnen müssen, ganz vorwiegend Reiter mit guten, aber nicht übermäßig schweren Schutzwaffen, die unter Umständen auch zu Fuß kämpfen; Fußmänner als solche und Schützen kommen kaum vor. Nachdem nun dies Kriegertum seit dem 11. Jahrhundert sich wieder schärfer zu Waffengattungen differenziert hat, erhebt sich die Frage, in welcher Art und Form die verschiedenen Waffen im Gefecht zusammenwirkten. Zwei Grundformen sind möglich: die Zusammenfassung jeder Waffe in sich zu größeren Einheiten, schwere Reiter, leichte Reiter, Schützen zu Fuß, blanke Waffen zu Fuß, oder Gruppierung der Nebenwaffen um die Hauptwaffe, die Ritter.

Beide Formen kommen vor; die erste jedoch nur angebrachtermaßen, die prinzipiell herrschende ist die zweite, die Zuordnung der Nebenwaffen zu den Rittern. Das zeigen die Schlachtberichte und das erklärt sich aus der Natur der Waffen. Keine der drei anderen war der Hauptwaffe, den Rittern, gewachsen, und jede wäre verloren gewesen in dem Augenblick, wo sie mit ihnen unter gleichen und normalen Verhältnissen in Berührung kam.

Der Reiter auf leichtem Pferde mit leichten oder fast ganz ohne Schutzwaffen kann es auf einen Zusammenstoß mit dem Reiter auf schwerem gepanzerten Pferde, von Kopf zu Fuß in undurchdringlichen Schutzwaffen, nicht ankommen lassen.

Der Armbrust- oder Bogenschütze mag hoffen, daß sein Geschoß den ansprengenden Ritter oder namentlich sein Pferd an einer ungeschützten oder schwächeren Stelle der Rüstung trifft und außer Gefecht setzt. Aber die Chance ist doch nur ziemlich gering, und namentlich die Möglichkeit, dem Angreifenden mehrere Bolzen oder Pfeile entgegen zu senden, wird selten ausgenutzt werden, da der Schütze nicht abwartet, bis der Reiter ganz nahe ist, was für ihn fast den sichern Tod bedeuten würde, sondern sich zu retten

sucht, solange noch ein gewisser Zwischenraum Hoffnung gewährt. Ein Corps von Fußschützen kann daher, auf sich allein gestellt und im freien Felde, ohne irgend welchen Schutz im Gelände, Rittern nicht gegenübergestellt werden. Die besonderen Erscheinungen, die auf diesem Gebiet die englisch-französischen Kriege im späteren Mittelalter gezeitigt haben, werden in einem eigenen Kapitel zu behandeln sein.

Berittene Bogenschützen hat das Abendland selber nicht ausgebildet. Man lernte sie kennen zunächst bei den Ungarn, dann aber ganz besonders in den Kreuzzügen. Auf die besonderen Vorzüge und Nachteile dieser Waffe kommen wir noch zurück und bemerken hier nur, daß auch sie im allgemeinen den Rittern mit Lanze und Schwert nicht gewachsen ist.

Am meisten Aussicht, den Ritter zu bestehen, hat noch der Fußknecht mit blanker Waffe, der kaltblütig und gewandt genug ist, dem Choc des Gegners auszuweichen und ihn oder sein Pferd dann von der Seite angreift. Das trifft aber nur zu, wo der Einzelne dem Einzelnen gegenübersteht. Größere Haufen können sich zusammenschließen und durch vorgestreckte Spieße den Einbruch der Ritter abwehren; hält der Haufen aber nicht sehr fest zusammen oder entsteht irgendwo eine Lücke, wo die Ritter eindringen, so sind die Fußknechte verloren. Hält sich ein Haufe wirklich gegen die Ritter, so fragt es sich, ob diese Schützen heranbringen können. Römische Kohorten wären in einem solchen Fall zur Offensive übergegangen — das einzige Mittel, was dann noch Rettung bringen kann. Mittelalterliche Fußknechte aber können das nicht — nur als besondere Ausnahme wird dergleichen zuweilen berichtet —, weil dazu ein Zusammenhalt und eine Uebung der geschlossenen Bewegungen gehört, die ihnen fehlt. Wo die Haltung von Fußknechten in mittelalterlichen Schlachten besonders gerühmt wird, geht sie in der Regel über die defensive Abwehr von Rittern nicht hinaus. Für die selbständige Offensive nicht-ritterlichen Fußvolks gegen Ritter finde ich im ganzen Mittelalter, vor den Hussiten und Schweizern, nur ein oder zwei sichere Beispiele: die Schlacht bei Courtray im Jahre 1302, wo die flandrischen Städte über die Franzosen siegten, und vielleicht die Schlacht bei Bannockburn, 1314, wo die Schotten über Eduard II.

von England siegten; was das Fußvolk sonst tut, sowohl im Schützenkampf, wie im Mischkampf, wie in dem passiven Widerstand in zusammengeballter Masse, bleibt innerhalb des Wesens einer Hilfswaffe.

Dies ist das eigentlich entscheidende Moment der Epoche, auf das wir schon mehrfach gekommen sind und auf dessen Wichtigkeit immer von neuem hingewiesen werden muß. In Rom wurde der Reiter dem Legionar nicht gleichgeschätzt (nequaquam par habetur)[1]) im Kampf: im Mittelalter heißt es „100 Rosse sind so viel wert wie 1000 Mann zu Fuß.“[2]) Der Fußmann des Mittelalters ist nur eine Hilfswaffe, so gut wie der leichte Reiter oder der Schütze.

Unter normalen Verhältnissen wird man die Hilfswaffen am besten so verwenden, daß sie die Wirkung der Hauptwaffe, die ja doch die schließliche Entscheidung bringt, möglichst unterstützen. Sie können diese Wirkung bis auf einen gewissen Grad von den Flanken aus ausüben, am stärksten aber doch in der uns bereits aus dem Altertum bekannten Form des Mischkampfes, und dies ist also seit der Bildung der verschiedenen Waffengattungen die eigentliche, normale Kampfesform des Mittelalters.

Ehe wir in die nähere Betrachtung dieses Mischkampfes in seinen mannigfachen Möglichkeiten eintreten, sei noch der Zusammenhang der taktischen mit der institutionellen Entwickelung hervorgehoben, mit anderen Worten an die Herkunft und den sozialen Charakter der Hilfswaffen erinnert.

Die Nebenwaffen haben eine dreifache Wurzel: erstens sind es diejenigen Teile des alten Kriegerstandes, die nicht zum eigentlichen Rittertum emporsteigen und sich in anderer Richtung weiterbilden, zweitens treten in den zur Selbständigkeit erwachenden Stadtbürgern neue Elemente in den Kriegerstand ein, die als Spießer und Schützen fechten, drittens gehen sie hervor aus dem

---

[1]) Bell. Hispan. cap. 15.

[2]) So ruft vor der Schlacht bei Courtray (1302) der Graf von Artois: (Spiegel historial IV, Cap XXV)

„Dit sprac Artoys met ouermode:
Ic belge mi, dat gi dit doet;
Wi syn t'ors, ende si te voet.
Hondert orsse ende M. man
Dat's al eens.“

Gefolge, dem Troß des früheren Kriegers, den Knappen (Ritter-Lehrlingen) und Reitknechten, die bis ins 12. Jahrhundert noch nicht Kombattanten gewesen waren. Sie waren auch schon damals nicht ganz waffenlos und wurden auch für sekundäre Kriegszwecke gelegentlich verwandt, wie die griechischen ψιλοί und die alt-römischen Leichten, aber als wirkliche Krieger in der Feldschlacht sind sie nicht mitzuzählen und folgten dem Herrn nicht ins Gefecht. Mit der Differenzierung innerhalb der Ritterschaft wurde das anders. Der Schwergepanzerte war zwar ein gewaltiger Krieger, aber ein so einseitiger, daß er die Ergänzung durch einen leichter Bewaffneten auch im Gefecht recht gut gebrauchen konnte. Waren das eigene Truppenarten, so konnten es auch die Knechte aus dem Gefolge des Ritters sein, vor allem der Schildträger. Da wir nun finden, daß gerade der Name des Schildträgers, scutarius (woraus escuyer und esquire) häufig auf Krieger niederen Ranges angewandt wird, so wird zu schließen sein, daß diese Waffengattung sich aus beiden Elementen, sowohl den ursprünglichen Nicht-Kombattanten im Gefolge des Ritters, als auch den nicht zum eigentlichen Rittertum aufsteigenden Teilen des älteren Kriegerstandes entwickelt hat: jene wurden zu Kombattanten, diese blieben, was sie waren oder gingen eher noch zurück, indem auf ihre Ausrüstung nur noch verwandt wurde, was übrig blieb. Der Gegensatz zwischen den beiden Elementen erscheint geringer, wenn wir uns klar machen, daß der Ritter von je ja kein einzelner, sondern der Gefolgsmann eines Herrn, das Glied einer größeren Gruppe ist. In der Hand des Lehnsherrn lag es, die gemeinen Krieger mehr für sich zusammenzuhalten oder sie einzelnen Rittern als Schildträger und Kampfgefolge zuzuteilen.

Schon im Altertum finden wir den Mischkampf von Reitern und Fußgängern häufig erwähnt. Die Böotier hatten diesen Kampfmodus, und Cäsar improvisierte eine eigene Truppe zu dem Zweck vor der Schlacht bei Pharsalus.[1]) Vegez (III, 16) behauptet, daß auch die besten Reiter gegen eine solche Mischtruppe nicht aufkommen könnten. Cäsar schildert uns den altgermanischen Misch-

[1]) Thucyd. V, 57, 2. Xenophon, Hellenika VII, 5, 23. Harpokration s. v. Vielleicht auch Polyb. XI, 21. Mittelbar gehört dazu auch das Absteigen der Reiter im Gefecht. Vgl. unten den Exkurs und Bd. I, 503.

kampf im Bellum Gallicum (I, 48): „Es waren 6000 Reiter", erzählt er von dem Heere des Ariovist, „und es waren ebenso viele äußerst behende und tapfere Fußgänger, indem jeder Reiter sich aus dem ganzen Heer einen Fußgänger zu seinem Schutz ausgewählt hatte. Mit diesem kämpften sie vereint. Zu ihnen zogen sich die Reiter zurück, sie eilten den Reitern zu Hilfe, wenn sie ins Gedränge kamen. Wenn einer schwer verwundet vom Pferde sank, umringten sie ihn zum Schutz. Tat rasches Vordringen oder ein eiliger Rückzug not, so entwickelten sie infolge ihrer Uebung eine solche Geschwindigkeit, daß sie, an den Mähnen sich festhaltend, gleichen Schritt mit den Pferden hielten."

Ganz so kann sich im Mittelalter der Kampf nicht abspielen: die Ritter sind viel zu schwer und zu schwerfällig, die Fußknechte sehr wenig ausgebildet und nicht im Verhältnis von Genossen, sondern von Untergebenen oder ganz Fremden zu ihnen. Trotzdem ist das Zusammenwirken analog.

Der locus classicus für die Natur und den Sinn des ritterlichen Mischkampfes findet sich in einer Rede an seine Krieger, die Saba Malaspina vor der Schlacht bei Benevent 1266 Karl von Anjou in den Mund legt. Der König rät seinen Leuten, sie sollten mehr die Pferde als die Männer zu treffen suchen; wenn sie erst zu Falle gebracht seien, würden die Fußgänger die Ritter, die in ihren schweren Rüstungen unbeweglich seien, abtun. Deshalb solle sich jeder einzelne Ritter von einem oder zwei Fußgängern begleiten lassen, wenn sie keine andern hätten, von Söldnern, denn diese verständen sich als kriegserfahrene Leute darauf, sowohl Pferde als gestürzte Reiter abzustechen.[1])

Das erste Beispiel, daß in dieser Weise sich Fußknechte in den Reiterkampf mischen, überliefert der Kreuzzugshistoriker

---

[1]) „Potius equos quam homines offendatis, feriatis et cum gladii cuspide non cum acie ita quod equis hostium vestris ictibus succumbentibus, nostrorum peditum promta manus sessores equorum taliter prostratos ad terram et prae armorum gravidine lentos liberius excipiet et trucidet. Reguletur et aliter in primo conflictu probitas vestra. Singuli milites singulos juxta se pedites habeant, aut duo quilibet, si valeat, etiamsi non possit habere alios, quam ribaldos. Hos enim tam pro conficiendis equis hostilium, tam pro conterendis iis, qui excutientur ab equis, experientia pugnae valde necessarios et utiles esse probat." Muratori SS. VIII, 823.

Wilhelm von Tyrus aus der Schlacht bei Merdy-Sefer 1126. Später findet es sich öfter erzählt, z. B. in der Schlacht bei Arsuf (1191), in der Schlacht bei Bouvines (1214), in der Schlacht bei Cortenuova (1237), wo die Schildträger (armigeri militum) die gestürzten Feinde gefangen nehmen und fesseln.

Die Schützen liefen vor den Rittern her oder hielten sich seitwärts von ihnen und suchten dem Feinde als Plänkler vor dem eigentlichen Zusammenstoß möglichst zu schaden. Einen Fall gegenseitiger Unterstützung finden wir einmal (1264) im Preußenkriege erzählt.[1]) Heinrich Monte, der Häuptling der Natangen, kämpft mit den Rittern vor Königsberg. Er verwundet einen Ritter, Heinrich Ulenbusch, mit seinem Spieß, während er gerade die Armbrust (balistam) spannt; ein Knecht (famulus) des Ulenbusch verwundet mit seinem kleinen Spieß (cum modica lancea) den Monte, sodaß dieser zurückgeht. Typisch ist dieser Fall freilich insofern nicht, da ja der Ritter selbst als Schütze agiert. Eine prinzipielle Betrachtung über den Wert und das Zusammenwirken der verschiedenen Waffen finden wir aber bei einem englischen Chronisten, Giraldus Cambrensis, der uns die Eroberung Irlands durch Heinrich II. erzählt (um 1188).[2])

---

[1]) Dusburg Kap. 104 (99). SS. Rer. Pruss. Bd. I.

[2]) Expugnatio Hibernica. Opera V. (Rer. Brit. Med. aev SS.) p. 395. Ich habe oben schon einen Satz daraus zitiert. „Novi vero, quamquam in terra sua milites egregii fuerint, et armis instructissimi, Gallica tamen militia multum ab Hibernica, sicut et a Kambrica distare dinoscitur. Ibi namque plana petuntur, hic aspera; ibi campestria hic silvestria; ibi arma honori, hic oneri: ibi stabilitate vincitur hic agilitate; ibi capiuntur milites, hic decapitantur; ibi redimuntur, hic perimuntur.

Sicut igitur ubi militares acies de plano conveniunt, gravis illa et multiplex armatura, tam linea scilicet quam ferrea, milites egregrie munit et ornat, sic ubi solum in arcto confligitur, seu loco silvestri seu palustri, ubi pedites potius quam equites locum habent, longe levis armatura praestantior. Contra inermes namque viros, quibus semper in primo fere impetu vel parta est statim vel perdita victoria, expeditiora satis arma sufficiunt; ubi fugitivam et agilem per arcta vel aspera gentem sola necesse est gravi quadam et armata mediocriter agilitate confundi.

Cum illa nimirum armatura multiplici, sellisque recurvis et altis, difficile descenditur, difficilius ascenditur, difficillime, cum opus est, pedibus itur.

In omni igitur expeditione, sive Hibernica sive Kambrica gens in Kambriae marchia nutrita, gens hostilibus partium illarum conflictibus exercitata, competentissima; puta, formatis a convictu moribus, audax et expedita, cum alea; Martis exegerit, nunc equis habilis, nunc pedibus agilis inventa; cibo potuque non delicata, tam Cerere quam Baccho,

Obgleich in seinem Lande vorzüglich, sagt er, sei das Gallische Kriegswesen, worunter er auch das auf England übertragene normannische versteht, doch vom irischen und wallisischen sehr verschieden. Denn dort suche man die Ebene, hier das zerrissene Gelände; dort das Feld, hier den Wald; dort wappne man sich, hier wolle man nicht belastet sein; dort siege man durch Standhaftigkeit, hier durch Behendigkeit. In der Ebene diene die volle, schwere Rüstung, sowohl das Wams wie das Eisen, zu Schutz und Schirm, in der Enge aber, sei es Wald, sei es Sumpf, wo der Fußgänger besser fortkommt als der Reiter, sei der Leichtbewaffnete weit besser dran. Denn gegen Ungewappnete, die immer beim ersten Stoß entweder siegen oder fliehen, genügen auch leichte Waffen; wenn man sie nun aber verfolgen will durch Enge und Unebenheit, wird man notwendig durch die schwere Bewaffnung gehemmt. Denn mit der vielfachen Rüstung in den hohen, gebogenen Sätteln kann man schwer absteigen, auch schwer aufsteigen, am allerschwersten zu Fuß gehen.

„In allen irischen und wallisischen Feldzügen sind daher Iren und Walliser, die in den dortigen Fehden groß geworden sind, am besten. In irischen Kämpfen sollten immer Bogner den Rittern beigegeben sein. Denn wenn die Iren die Schwerbewaffneten mit Steinen angreifen und sich ihnen durch ihre Behendigkeit entziehen und wiederkommen, muß man ihnen mit Pfeilen antworten können."

Am wenigsten kann man aus den Quellen erkennen, wie sich das Zusammenwirken der schweren vollgepanzerten Ritter mit leichtbewaffneten Reitern im Gefecht gestaltete. In kleinen Scharmützeln, wo nur einige Ritter vorhanden sind, mögen sich

---

causis urgentibus, abstinere parata. Talibus Hibernia viris initium habuit expugnationis, talibus quoque consummabilis finem habitura conquisitionis. Ut igitur

„Singula quaeque locum teneant sortita decenter",

contra graves et armatos, solumque virium robore, et armorum ope confisos, de plano dimicare, victoriamque vi obtinere contendentes, armatis quoque viris et viribus opus hic esse procul dubio protestamur. Contra leves autem et agiles, et aspera pedentes, levis armaturae viri taliumque praesertina exercitati congressibus adhibendi.

In Hibernicis autem conflictibus et hoc summopere curandum, ut semper arcarii militaribus turmis mixtim adjiciantur. Quatinus et lapidum, quorum ictibus graves et armatos cominus oppetere solent, et indemnes agilitatis beneficio, crebris accedere vicibus et abscedere, e diverso sagittis injuria propulsetur."

keine Unzuträglichkeiten daraus ergeben, aber je größer die Massen werden, desto mehr beengen die Nebenwaffen den Rittern den Raum und desto weniger können sie ihnen nützen. Die Regeln des Templerordens schreiben allerdings vor (Kap. 179), daß, wenn die Ritter ins Gefecht gehen, ein Teil der Knappen die Packpferde zurückführen soll, ein anderer Teil, vom Confanonier geordnet, den Herren in den Kampf folgen soll. Daß es aber den ungenügend gewappneten Knappen eigentlich zu viel zugemutet ist, sich in die Ritterschlacht zu stürzen, zeigen andere Kapitel (172, 419), wo jedem Ritterbruder und Vollgewappneten, der aus der Schlacht weicht, so lange das Banner weht, schimpfliche Ausstoßung aus dem Orden angedroht, dem Ungewappneten jedoch es anheim gegeben wird, wenn sein Gewissen ihm sagt, daß er weder helfen noch es aushalten könne, sich ohne Vorwurf zurückzuziehen. Da das nun wohl der häufigste Fall ist, so haben die Statuten des deutschen Ordens die Vorschrift, daß die Knappen ins Gefecht folgen sollen, überhaupt nicht, sondern schreiben vor, daß die Knappen sich unter einem Banner sammeln und warten, bis ihre Herren aus dem Gefecht wiederkehren.[1]) Der geringe Nutzen, den ihre Teilnahme am Gefecht stiften konnte, wurde aufgewogen durch die Gefahr, daß, wenn sie sich notgedrungen zurückziehen mußten, eine Panik entstehen konnte, die auch die Ritter ergriff. Fußknechte konnten in jeder Beziehung mehr leisten und weniger schaden. Sie konnten ihrem Herrn in vieler Beziehung helfen, waren weniger der Gefahr ausgesetzt, von den feindlichen Rittern direkt angegriffen zu werden und konnten ausweichen und fortlaufen, ohne daß es ansteckte.[2])

---

[1]) Gewohnheiten cap. 61. Perlbach S. 116.

[2]) Gislebert, Chron. Han. M. G. SS. XXI, 522 schildert ein Gefecht des Grafen Balduin von Hennegau gegen den Herzog von Burgund (1172). Balduin bewaffnet seine armigeri et garciones, sodaß sie sich als Fußgänger verteidigen können. Delbrück I, 306 will, daß er sie zu diesem Zwecke habe absitzen lassen. Das hat Köhler III, 2, 83 verworfen. Es ist nicht bewiesen, daß sie beritten waren. Auch wenn sie beritten gewesen sein sollten, war es aber, wie wir gesehen haben, vielleicht richtig, sie zu Fuß fechten zu lassen. Die Stelle lautet: „cum comes Hanoniensis in parte sua quinque terre sue milites secum haberet, et ex adversa parte cum duce Burgundie Henrico quamplures in superbia nimia, servientibus peditibus stipati, advenirent, comes Hanoniensis vivido ac prudente animo assumpto de armigeris suis et garcionibus clientes pedites ordinavit et eos quibus potuit armis quasi ad defensionem contra multos preparavit militibusque multis ex adversa parte constitutis viriliter restitit et eos expugnavit."

General Köhler vertritt an manchen Stellen seines Werkes die Ansicht, daß berittene, bewaffnete Diener im Gefolge des Ritters im 13. Jahrhundert überhaupt noch nicht vorhanden gewesen seien, oder wenigstens, daß sie, obwohl vorhanden, doch keine Kombattanten gewesen seien. Das ist zu weit gegangen. Sie waren unzweifelhaft da und sind in größerer oder kleinerer Zahl von je dagewesen; sie waren auch Kombattanten, insofern sie zu Nebenzwecken, bewaffneten Fouragierungen, Verwüstungen u. drgl. verwandt wurden. Sie waren auch wirkliche Voll-Kombattanten in kleineren Gefechten, indem sie die Ritter unterstützten. Daß sie den Herren aber regelmäßig in die Schlacht folgten, ist erst sehr allmählich durchgedrungen.

Die Zuordnung einzelner Nebenwaffen zu dem einzelnen Ritter hat schließlich, um die Mitte des 14. Jahrhunderts, zur Bildung des Begriffs der „Gleve“ oder „Lanze“ geführt, worunter man einen Ritter mit seinen Begleitern verstand. Auch der einzelne Ritter kam natürlich noch vor und wurde ein „Einspänniger“ genannt, in der Regel aber rechnet man nach „Gleven“. Das ist freilich ein sehr unsicherer Begriff: es können bis zu 10 Mann auf eine Gleve kommen, sowohl Reiter als Fußmänner, aber es ist wieder ein neuer Beweis, wie sehr der Ritter als die ausschlaggebende Waffe angesehen wird, daß man die Stärke der Heere nach Gleven berechnet: ob die einzelne Gleve etwas mehr oder weniger Neben-Kombattanten zählte, kam nicht so sehr in Betracht. Der Ritter in der Gleve ist freilich wieder nicht bloß der Ritter im strengsten Sinne des Worts, der Ritterbürtige, der Edelmann, der den Ritterschlag empfangen hat, sondern auch Edelleute, die noch nicht zu Rittern geschlagen sind, und Knechte in rittermäßiger Ausstattung. Die Zahl der eigentlichen Ritter ist, je strenger die soziale Scheidung, die Bildung des niederen Adels durchgeführt ist, desto geringer geworden. Zwar sind auch viele Nachkommen von Kriegern, die im 12. und 13. Jahrhundert als „Sergeanten“, „Knechte“ ins Feld gezogen waren, in den Adel eingetreten; sehr viele aber, die sich nicht in ihrem Lehnsbesitz erhalten hatten, sind in die Masse des Volkes heruntergesunken. Es bedarf deshalb stets der Ergänzung der eigentlichen Ritter durch Knechte, die als ausgesuchte, bewährte Leute mit jenen zusammen mehr oder weniger

annähernd dasselbe leisten. Da das Wort „Ritter“, das im 12. Jahrhundert seine Flüssigkeit noch nicht ganz verloren hat, jetzt wohl ziemlich streng auf den eigentlichen Ritter (Edelmann) fixiert ist, so bürgert sich für das ganze reisige Aufgebot der Ausdruck „Ritter und Knechte“ ein.

Das Prinzip des Mischkampfes, wie wir es also seit 1126 quellenmäßig bezeugt finden, aber zweifellos als von je, wo überhaupt verschiedene Waffen zur Stelle waren, als bestehend anzunehmen haben, läßt nun noch mannigfach besondere Anordnungen über die Komposition der Waffen, sei es nach Art und Gelegenheit, sei es nach besonderen Ansichten und Befehlen der Führer, zu, und der Gang des Gefechts selber führt zu mancherlei Formen und Ausgestaltungen.

Wir finden die Anordnung, daß die Schützen den Reitern vorangehen, vor dem Zusammenstoß dem Feinde möglichst zu schaden suchen und sich im letzten Augenblick zwischen den Ritterpferden, die sehr weiten Abstand voneinander halten, zurückziehen. Daß man diese Hilfe wohl benutzt, aber doch keinen entscheidenden Wert darauf legt und auch ohne sie schlägt, ist erklärlich, denn die Zeit, wo die Schützen arbeiteten, konnte immer nur sehr kurz sein, ihr Erfolg nicht sehr groß, dagegen war das Anreiten selber doch etwas behindert, wenn die Schützen sich hier und da zufällig stauten oder sich nicht schnell genug durch die Lücken und um die Flügel herum zurückwanden.

Die Spießknechte sind wohl nur dann vorangegangen, wenn es galt, irgend ein Hindernis, einen Zaun oder dergleichen, wegzuräumen. Im allgemeinen folgten sie den Rittern und mischten sich von rückwärts aus in den Kampf. Ein Fall, wie in der Schlacht an der Elster (1080), wo ein Teil der Ritter absitzt, um von einer für Reiter ungangbaren Seite her an den Feind zu kommen, steht natürlich auf einem ganz anderen Blatt und gehört nicht in diesen Zusammenhang. Abgesehen von solchen besonderen Kombinationen ist die stärkste Einwirkung, die die Fuß-Spießer üben, wenn sie, sich zu festen Haufen zusammenschließend, den Rittern für gefährliche Momente Zuflucht und Deckung gewähren. Zum erstenmal finde ich diese Funktion dem Fußvolk theoretisch

zugewiesen schon bei Vegez[1]) und dann wieder bei Kaiser Leo, der in seiner Taktik (cap. XIV § 20) rät, wenn der Feind aus Reitern bestehe und man selber nur ein schwaches Fußvolk habe, so solle man dieses 1—2 Miglien hinter den Reitern aufstellen und den Reitern befehlen, wenn sie geworfen werden, nicht grade, sondern im Bogen auf dieses Fußvolk zurückzugehen und sich hinter ihm zu sammeln.[2])

Das erste praktische Beispiel dieser Art scheint berichtet zu sein in dem Gedicht über Robert Guiscard,[3]) und ein ganz sicheres Beispiel auch für die Ausführung bietet die Schlacht bei Dorylaum (1097) im ersten Kreuzzuge; hier dürften die Fußmänner freilich zum großen Teil Ritter gewesen sein, die keine Pferde mehr hatten, des weitern aber finden wir diese Methode ganz systematisch in den Kreuzzügen geübt. Gautier, der Kanzler des Fürsten Roger von Antiochien, der uns sehr wertvolle Aufzeichnungen hinterlassen hat, sagt bei seiner Schilderung der Schlacht bei Hab (1119), das Fußvolk sei hinter drei Reiterhaufen aufgestellt worden, um diese zu decken und von ihnen gedeckt zu werden.[4]) Man kam zu dieser

---

[1]) Daß Vegez (II, 17 und III, 14) der Infanterie diese passiv-defensive Rolle zuweist, ist in mancher Beziehung bemerkenswert. Aus den klassisch-römischen Autoren kann er das nicht haben, denn die alte Legion wirkte ja gerade durch ihre Offensive, ihre geschlossene Attacke. Wenn Vegez das umgekehrt darstellt, so entnimmt er das also der ihn umgebenden Gegenwart, und das ist wieder ein Beweis, daß das eigentliche römische Kriegswesen zu seiner Zeit nicht mehr existierte und schon damals das Kriegswesen den Charakter des Mittelalters hatte. Das hat schon Jähns, Gesch. d. Kriegswissenschaft Bd. I, S. 186, richtig gesehen. Daß Vegez gar keine Empfindung für die verschiedenen Zeiten hat, ist ja längst bekannt. Es wäre eine Arbeit von höchstem Wert, wenn es gelänge, die verschiedenen Elemente seines Werkes durch eine sehr sorgfältige Analyse von einander zu scheiden. Aber ob das je möglich sein wird?

[2]) In einem andern Kapitel XVIII § 69 wird gegen die Türken umgekehrt empfohlen, die Reiter hinter das Fußvolk zu stellen. Wie das gemeint ist, ist nicht klar.

[3]) Die in mancher Beziehung interessante Stelle, Gesta Rob. Wisc. I. v. 260 ff., lautet:

> Armati pedites dextrum laevumque monentur
> Circumstare latus, aliquot sociantur equestres
> Firmior ut peditum plebs sit comitantibus illis.
> His interdicunt omnino recedere campo
> Ut recipi valeant, si forte fugentur ab hoste.

[4]) Tribus aciebus antepositis manus pedestris, ut has protegat et ab his protegatur, retro sistitur. In der Ausg. v. Prutz, Quellenbeitr. z. Gesch. d. Kreuzz. I S. 44.

Radulf, Gesta Tancredi cap. 32 (Rec. des Hist. d. Crois. Occid. III p. 629) berichtet von fliehenden Türken „nec fuga gyrum senserunt, adeo

Methode, weil in Syrien die Zahl der Fußgänger zu den Reitern in einem andern Verhältnis stand als im Abendland, denn die aus der Heimat mitgebrachten Pferde gingen meist unterwegs zu Grunde und Ersatz war nicht so leicht zu schaffen. In Antiochien sollen nach dem Bericht der Fürsten an den Papst, der freilich nach allen Richtungen übertreibt, die Ritter nur noch 100 Pferde gehabt haben, und daß das Bedürfnis daran groß war, geht auch daraus hervor, daß die tagebuchartigen Quellen wiederholt hervorheben, daß man Beutepferde gewonnen habe, und in den Statuten der Ritterorden ist öfter von Pferden die Rede, die aus der Heimat geschickt worden sind, welchen teuren Transport man sich wohl gespart hätte, wenn in Syrien passende Pferde genügend zu erlangen gewesen wären. Die Fuß-Spießer spielen daher in den Kreuzzügen, nicht aus Prinzip oder weil man hier besonders tüchtige Leute ausgebildet hätte, sondern notgedrungen eine viel größere Rolle als im Abendlande.

Eine direkte Rückwirkung dieses Verfahrens auf das Abendland ist nicht nachweisbar und nicht anzunehmen, obgleich in den nächsten Menschenaltern hier neue Kräfte auf den Kriegsschauplatz treten, die wohl geeignet erscheinen, dem Ritter eine Hilfe dieser Art zu bieten, nämlich die Bürger, namentlich der italienischen Kommunen. Aber es gibt eigentlich nur ein Beispiel, wo mit deutlichem Erfolg die fragliche Erscheinung zu beobachten ist, die Schlacht bei Legnano, auf die wir in dem besonderen Kapitel über die staufisch-italienischen Kämpfe kommen werden.

Aus der Schlacht bei Bouvines (1214) wird uns ähnliches erzählt, aber bloß als Episode, nicht als das entscheidende Moment und offenbar mit poetischer Hyperbolie.[1])

---

fugere est sperare salutem." Der Erzählung nach bezieht sich das auf Reiter, von denen man sich eine Knäuelbildung nicht vorstellen kann. Man wird das wohl so auszulegen haben, daß der Poet in seinem heiligen Feuer unversehens ein Bild aus dem Verhalten von Fußstreitern auf die Reiter übertrug.

[1]) Wilhelm Brito, Philippis lib. XI v. 605—612. (Duchesne V, 238)

In peditum vallo totiens impune receptus
Nulla parte Comes metuebat ab hoste noceri
Hastatos etenim pedites invadere nostri
Horrebant equites, dum pugnant ensibus ipsi:
Atque armis brevibus, illos vero hasta cutellis
Longior et gladiis, et inextricabilis ordo
Circuitu triplici murorum ductus ad instar
Caute dispositos non permittebat adiri.

Eine eigentümliche, aber analoge Erscheinung ist die Schlacht bei Northallerton (1138), wo ein englisches Landsturm-Aufgebot, indem sich eine Anzahl abgesessene Ritter ins erste Glied stellten, den Anprall eines schottischen Heeres abschlug, ohne aber schließlich selbst zur Offensive überzugehen.

Im allgemeinen bleibt die Methode, daß die Fußmänner, sei es als Schützen, sei es als Spießer, die Ritter im Mischkampf unmittelbar zu unterstützen suchen. Ein schönes Beispiel, wie das erfolgreich durchgeführt werden konnte, bietet der Sieg der Straßburger über ihren Bischof bei Hausbergen im Jahre 1262.

Kommen ungenügend gewappnete Knappen und Fußknechte auch mitten ins Gewühl, so sind sie darum doch nicht gleich verloren; geht ein Ritter ihnen zu Leibe, so salvieren sie sich, wie wir bei den Templern gesehen haben, ohne ihrer Ehre etwas zu vergeben. Der Ritter greift aber immer zunächst den Ritter an, da das allein Entscheidung des Kampfes bringt und daher auch zum Ehrenpunkt erhoben wird. In der Schlacht bei Bouvines sollen 300 leichte Reiter die flämischen Ritter angegriffen, diese es aber nicht der Mühe wert gehalten haben, sich deshalb von der Stelle zu rühren: sie stachen ihnen die ungepanzerten Pferde nieder und ritten dann vor, um Ritter aufzusuchen und sich mit ihnen zu messen, und Heelu, der die Schlacht bei Worringen (1288) besungen hat, läßt einen Sergeanten ausrufen (v. 4954): „Ein jeder nehme einen der feindlichen Herren aufs Korn und lasse nicht ab, bis er ihn tot gestochen. Wenn ihr Heer so groß wäre, daß es bis Köln reichte, sie würden geschlagen sein, wenn erst die Herren tot sind."

So bedeutsam die Unterstützungen erscheinen, die die Hilfswaffen, namentlich die Schützen und die Fuß-Spießer, zuweilen den Rittern leisten, so ist doch nicht zu vergessen, daß es eben nur Unterstützungen sind, die der Grundtatsache, daß die Ritter die entscheidende Waffe sind, keinen Abbruch tun. Man wird kaum zu viel behaupten, wenn man den Satz aufstellt, daß nach den Anschauungen des Mittelalters dauernd das beste, das ideale Heer der Feldschlacht das reine, schwere Reiterheer blieb. Wenn trotzdem die Hilfswaffen in offenbarem ständigen Steigen begriffen sind, so geschieht das nur, weil sie leichter zu haben sind als die schweren

Reiter. Namentlich in den Fehden der kleineren Potenzen, Dynasten und Städte, die nur wenige schwere Reiter und gar wirkliche Ritter aufbieten können, besteht oft die Hauptmasse der Kriegsmannschaft aus den Hilfswaffen. Die großen entscheidenden Schlachten aber der Könige erscheinen noch häufig als reine Reiter-Schlachten, z. B. Tagliacozzo, Marchfeld, Göllheim. Es kommt sogar nicht selten vor, daß ausdrücklich erzählt wird, das Fußvolk, das vorhanden war, sei in die Schlacht nicht mitgenommen, sondern zurückgelassen worden.

Die Frage bleibt, wie die Ritter selber zum Gefecht geordnet wurden. Die Nachrichten lauten darüber aus den verschiedenen Gefechten höchst verschieden. Zwar sagt der byzantinische Kaiser Leo in seiner Taktik (XVIII § 88) von den Franken, sie seien sorglos und ohne Kunst, Berechnung und Vorsorge; deshalb verachteten sie auch die Ordnung besonders bei der Reiterei. Aber Ordnung und Unordnung sind relative Begriffe und unmittelbar vorher hat uns derselbe hohe Autor berichtet, daß die Franken mit ausgerichteter Front und dichtgeschlossen in den Kampf gingen.[1]) Ganz ohne Ordnung durften weder die Franken noch die verschiedenen Völker ihrer Nachkommenschaft die Menge an den Feind bringen.

Wenn uns erzählt wird,[2]) daß vor der Ungarnschlacht König Heinrich I. seinen Sachsen befohlen habe, daß niemand seinem Nebenmann mit einem schnelleren Roß vorauszueilen suche und darauf alle gleichmäßig auf den Feind eingesprengt seien, so ist das dasselbe, was der byzantinische Kaiser berichtet und ist nicht als etwas Außerordentliches oder als eine Neuerung, sondern als die Einschärfung einer Vorschrift anzusehen, die, so natürlich sie war, doch leicht und oft mißachtet wurde.

Wir haben deshalb dieselbe Warnung oben (S. 218) auch bei einem arabischen Militärschriftsteller gefunden und finden die Vorschrift von neuem in der Regel des Templer-Ordens (Kap. 162) „Kein Bruder darf ohne Erlaubnis angreifen oder aus dem Gliede

---

[1]) So wenistens möchte ich den Paragraphen 86 übersetzen: „Ἴσον δὲ τὸ μέτωπον τῆς παρατάξεως αὐτῶν ποιοῦνται καὶ πυκνὸν ἐν ταῖς μάχαις."

[2]) Liudprand, Antapodosis II, 31.

reiten" (Ne nul frère ne doit poindre ne desranger sans congié) und ähnlich beim deutschen Orden.[1])

Den natürlichen Trieben des Rittertums, wo alles auf Persönlichkeit, persönliche Ehre, persönlichen Ruhm, persönliche Tapferkeit basiert war und ankam, entspricht aber nicht Ordnung und Gleichmäßigkeit, sondern Vordrängen und Herausbrechen des Einzelnen, und ganz im Gegensatz zu jener Vorschrift König Heinrichs findet sich deshalb in den Epen öfter die Wendung, daß beim Angriff ein besonderer Held voransprengt in die Feinde einzubrechen und seine Mannen ihm folgen.[2])

Aber was poetisch wertvoll ist, ist darum noch nicht taktisch richtig und im Unterschied von den Liedern haben deshalb die historischen Quellen wohl zuweilen zu rühmen, daß man mit guter Ordnung ins Gefecht gegangen sei, oft aber auch eine Niederlage daraus abzuleiten, daß die Scharen ungeordnet gewesen seien.[3])

Der Scharmeister oder Rittmeister, der zuweilen in den Epen vorkommt und offenbar die Aufgabe hat, die Ritter in Ordnung aufzustellen, begegnet uns in der wirklichen Geschichte nirgends.[4])

Ausdrücklich wird uns mehrfach berichtet, daß die Ritter nicht etwa wie moderne Kavallerie ihre Attacken im Choc machten, sondern daß die Regel war, langsam anzureiten.[5])

---

[1]) Perlbach S. 117.

[2]) Hartung „Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrum" Seite 505 stellt zusammen Kudr. 647, 2. 1403, 1. 1451, 1. Nib. 208 und 204. 2210.

[3]) Vgl. Berthold über die Sachsen in der Schacht an der Unstrut. 1075. Ekkehard p. 223 über ein Gefecht auf dem Kreuzzug 1096. Niederlage des Königs Balduin von Jerusalem bei Ramlah 1102 nach Fulcher.

[4]) Hartung S. 503, Lexis' und Grimm's Wörterbücher geben nur sehr wenige Stellen für diese Wörter.

[5]) Otto v. Freising I, 32 Dux . . . secus quam disciplina militaris et ordo exposuit, non pedetemptim incedens sed praecipitanter advolans in hostem ruit suis gregatim adventantibus et dirupto legionum ordine confuse venientibus.

Baldricus, Hist. Jerosolimitana, Recueil. d. Hist. d. croisades Hist. Occ. IV, 95. „Sagittarios et pedites suos ordinaverunt et ipsis praemissis pedetemptim ut mos est Francorum, pergebant.

Heelu v. 4898 ff. schildert das Anreiten in der Schlacht bei Worringen:

Da die Gegner einander entgegenfuhren, nahmen sie sich ihrer Sache so geruhig an, in Gemächlichkeit, wie sie da von beiden Seiten kamen, gleichwie Leute, die reiten und eine Braut vor sich im Sattel haben.

Auch Guiart in der Schilderung der Schlacht von Mons en Pevèle v. 11494 (zit. Köhler II, 269) sagt, daß jeder Haufe langsam und geschlossen angeritten sei „Chacun conroy lente aléure (vom Stamme „aller") S'en va joint comme en quarreure."

Größere Massen und vollends ganze Heere mußten natürlich in Abteilungen gegliedert sein, die sich, wenn auch oft recht ungleich, aus der Lehns-Hierarchie ergaben.[1]).

Diese Haufen können wir uns tief oder flach, neben- oder hintereinander aufgestellt denken. Direkte Nachrichten darüber finden wir in den Quellen, so zahllose Schlacht-Schilderungen uns überliefert sind, sehr wenig; wirklich genau und eingehend eigentlich nur eine einzige, und diese aus einer Zeit, wo schon so viele neue Elemente des Kriegswesens ins Leben getreten sind, daß man Be-

---

[1]) Kaiser Leo sagt § 80 ff. die Franken stellen sich zu Pferde wie zu Fuß nicht nach Regimentern und Schwadronen in festen Zahlen, sondern nach Stämmen und Genossenschaften auf (οὐκ ἐν μέτρῳ τινι ὡρισμένῳ καὶ ἐν τάξει, ἢ ἐν μοίραις, ἢ ἐν μέρεσι, καθάπερ Ῥωμαῖοι ἀλλὰ κατὰ φύλας καὶ τῇ πρὸς ἀλλήλους συγγενείᾳ τε προσπαθείᾳ πολλάκις δὲ καὶ συνομοσίᾳ).

Waitz d. V. VIII S 179 meint, einzelne Quellenstellen wiesen wohl auf eine Gliederung nach Tausenden hin, sodaß je tausend eine besondere Abteilung bildeten, und das heiße dann ohne Zweifel tausend Reiter, wenn auch vielleicht nicht immer oder nicht vollständig schwer bewaffnete Reiter. Eine solche Abteilung werde als Legio bezeichnet, und dies Wort bezeichne auch die für die Schlacht gebildete taktische Abteilung.

Das ist eine unrichtige Auffassung. 1000 Reiter sind eine so gewaltige Masse, daß sie nicht als eine taktische Abteilung bezeichnet werden können, und eine derartige Gliederung nach Zahlen läßt sich mit der Natur der feudalen Kontingente unter ihren Lehnsherren nicht vereinigen. Kaiser Leo hat es richtiger aufgefaßt. Widukinds Angabe bei der Schlacht auf dem Lechfelde ist, was die 1000 betrifft, eine bloße Zahl und was den Ausdruck „Legion" betrifft, eine gelehrte Dekoration.

Eine leise Spur von der Einteilung zu je 10 Kriegern befindet sich bei den Normannen. Von Tancred von Hauteville wird berichtet, er habe am Hofe des Grafen von der Normandie zehn Ritter unter sich gehabt (in curia comitis decem milites sub se habens servivit). Gottfried Malaterra, Migne CXLIX, 1121. Ferner sind die Ritterdienste, die Wilhelm der Eroberer seinen größeren Vasallen auflegt, immer durch fünf oder zehn teilbar.

Die Tempel-Ritter werden in „Staffeln" (eschielle) gruppiert, wenn man ins Feld zieht (Regeln cap. 161). Wie stark eine eschielle war, habe ich nirgends ersehen können.

Kaiser Friedrich I. teilt auf dem Kreuzzug sein Heer in Abteilungen zu 50. Wie fremd eine solche, uns als selbstverständlich und unentbehrlich erscheinende Gliederung einem Feudalheer ist, erhellt am besten aus der Umständlichkeit mit der Ansbert uns die Maßregel berichtet. (Fontes rer. Austriac. A. Scriptores, Bd. V. S. 34). Interea serenissimus imperator ut fidelis et prudens familiae domini dispensator de statu sanctissimae crucis exercitus in dies sollicitus, praefecit eidem pentarchos seu quinquagenarios magistros militum, ut videlicet universi in suis societatibus per quiquagenos divisi singulis regerentur magistris, sive in bellicis negotiis, sive in dispensationum controversiis salvo iure marschalli aulae imperialis. Sexaginta quoque meliores ac prudentiores de exercitu delegit, quorum consilio et arbitrio cuncta exercitus negotia perficerentur, qui tamen postea solertioris cautelae dispensatione et certi causa mysterii pauciori numero designati sedecim de sexaginta sunt effecti.

denken tragen möchte, ob Rückschlüsse auf das hohe Mittelalter ohne weiteres erlaubt sind. Es handelt sich um das Treffen von Pillenreuth im Jahre 1450 zwischen dem Markgrafen Albrecht Achilles und den Nürnbergern. Das ist also eine Zeit, in der das Schießpulver längst in Anwendung war und auch das Schützengefecht mit Bolzen und Pfeil eine viel stärkere Ausbildung erfahren hatte. Aber wir werden uns überzeugen, daß die Bedingungen des Reitergefechtes, zum wenigsten in diesem Treffen, noch denen des 13. Jahrhunderts so ähnlich waren, daß man ohne Gefahr einer Einführung falscher Vorstellungen an diesem Ereignis eine Reihe von charakteristischen Eigenschaften der mittelalterlichen Ritterschlacht studieren kann.

Das Treffen bei Pillenreuth.
11. März 1450.

Das Treffen ist uns ausführlich geschildert in einer Sammlung des Nürnberger Bürgermeisters Erhard Schürstab,[1]) der selber als Kriegshauptmann dabei war und auch von der Gegenseite die besten Nachrichten hatte, da man eine ganze Anzahl Edelleute aus dem Gefolge Albrechts in Nürnberg gefangen einbrachte.

Albrecht hatte die Nürnberger herausgefordert, indem er ihnen sagen ließ, er werde in ihrem Weiher von Pillenreuth, zwei Stunden südlich der Stadt, fischen; sie möchten kommen und ihm helfen die Fische fangen und essen, er erwarte sie. Die Nürnberger erließen einen Aufruf zum allgemeinen Auszuge und kamen an mit 500[2]) Reitern und 4000 Mann zu Fuß, bewaffnet mit Armbrust, Büchsen und Spießen. Die Stadt hatte damals 20 000 Einwohner und beherbergte dazu etwa 9000 ihrer ländlichen Untertanen, die sich vor den Kriegsnöten hinter die Stadtmauern gerettet hatten. Ueberdies hatte die Stadt Söldner in ihren Dienst genommen, darunter den Ritter Kunz von Kaufungen, der später als Prinzenräuber berühmt wurde, und Heinrich Reuß von Plauen, der den Oberbefehl über die ganze Nürnbergische Kriegsmacht führte. Der Markgraf hatte 500 Reiter.[3])

---

[1]) Herausgeg. von Karl Hegel, Chroniken d. deutschen Städte Bd. II. 1864.
[2]) Nach S. 485. Nach dem Bericht S. 203 waren es nur 400.
[3]) 450 „gereisige Pferde" und „bei fünfzig Drabanten" nach dem Briefe Albrechts, Städte-Chron. II, 495.

Die Einzelheiten der Aufstellung und des Gefechts übergehen wir; was uns an dieser Stelle interessiert, ist die Aufstellung der beiderseitigen ritterlichen Haupthaufen. Heinrich von Plauen forderte den „edlen und männlichen" Heinz Zenger auf, mit vier anderen Rittern die Spitze zu bilden. „Die fünf hielten die Spitz am ersten Glied." Das zweite Glied bildeten 7, das dritte 9, das vierte 11 Ritter, dann kam der Haufe der Knechte und das letzte Glied bildeten 14 „Ehrbare" (Patrizier) von Nürnberg, „die hielten zusammen den Haufen". Die Ritter der ersten Glieder sind alle namentlich genannt. Der Haufe ist im ganzen 300 Mann stark; ob die hinteren Glieder 11 oder vielleicht 13 oder 14 Mann zählen, ist nicht ersichtlich; es kommt auch nicht darauf an, jedenfalls ist der Haufe 22—25 Mann tief.

Ins Moderne übertragen würde die Aufstellung also etwa einem Regiment Lanzen-Kürassiere von drei Schwadronen entsprechen, alle drei nebeneinander, jede vier Rotten breit, der Kommandeur mit den Rittmeistern und Leutnants an der Spitze und als Schließende.

Ein moderner Kavallerist, dem man erzählen wollte, ein Oberst habe in dieser Art sein Regiment in den Kampf geführt (denn es handelt sich wohlgemerkt nicht um eine Marsch-, sondern um eine Gefechtsordnung), würde unzweifelhaft antworten, der Mann gehöre vors Kriegsgericht oder ins Tollhaus.

Gerade dadurch wird uns die Erzählung so wichtig, weil man an ihr, je weiter man sie prüft, desto besser den fundamentalen Unterschied zwischen Kavallerie und Ritterschaft erkennen und demonstrieren kann. Denn daß wir es nicht mit einem Phantasiebilde zu tun haben, verbürgt uns die Herkunft des Zeugnisses, und daß wir es nicht bloß mit einer Marotte des Herrn Heinrich von Plauen zu tun haben, erhellt daraus, daß nach demselben Zeugnis Markgraf Albrecht seinen Haupthaufen ganz ebenso ordnete (auch hier werden uns die Ritter in den einzelnen Gliedern namentlich genannt), und daß wir auch an anderen Stellen Aehnliches erzählt oder vorgeschrieben finden.[1])

---

[1]) Daß die Polen bei Tannenberg in dieser Ordnung angeritten seien, hat Köhler II, 695 allerdings mit Unrecht aus Dlugoß, Hist. Polon. XI S. 240 (Ausg. v. 1711) gefolgert.

Das Eigentümliche ist die schmale Front (höchstens 14 Rotten) und die Zuspitzung nach vorn. Betrachten wir zunächst die schmale Front, der die große Tiefe korrespondiert. Stellen wir uns vor, daß der Gegner mit ebenso starker Kopfzahl statt dessen zu zwei oder auch zu drei oder auch vier Gliedern aufmarschiert ist, so wird er im Anreiten von beiden Seiten gegen die feindlichen Flanken einschwenken; die Reiter in der tiefen Kolonne werden nicht imstande sein, ihre Pferde plötzlich aus der bisherigen Richtung herauszureißen dem Angreifer entgegen; sie werden von der feindlichen Lanze in der Seite getroffen werden, ohne sich dagegen wehren zu können. Wird dieser Verlust ausgeglichen durch Vorteile, die die Tiefe der Aufstellung mit sich bringt? Beim Fußvolk bringt die Tiefe der Massen den Druck hervor, der den schwächeren Feind niederwuchtet oder durchbricht. Bei Reitern aber findet diese Wirkung nicht statt. Das wußten schon die antiken Theoretiker, von denen Aelian in seiner Taktik (cap. 18 § 8) sagt, daß eine tiefe Aufstellung von Reitern nicht denselben Vorteil habe wie von Fußtruppen, da die hinteren Glieder der Reiter die andern nicht vorwärts drücken könnten, wie beim Fußvolk; Reiter bildeten durch festen Anschluß an die Vorderen nicht etwa eine einzige gewichtige Masse, sondern im Gegenteil, wenn sie sich zusammendrängen wollten, so würden sie ihre Pferde aufregen und in Verwirrung setzen.

Moderne Kavallerie-Reglements schreiben deshalb das gerade Gegenteil der Anordnung der Ritter bei Pillenreuth vor. „Die Linie, heißt es,[1]) ist die einzige Gefechtsformation geschlossener Kavallerie. In Kolonnen wird daher niemals (oder höchstens als Notbehelf, falls Zeit und Raum zur Entwickelung

---

Aber von dem Gefecht bei Hiltenried 1433, wo Herzog Johann v. Neumark die Hussiten besiegte, berichtet Würdinger, Kriegsgesch. v. Bayern, der Archivalien benutzt hat, ganz dieselbe Aufstellung der Ritter wie bei Pillenreuth unter Nennung der Namen. Die Banner standen im dritten Gliede.

So zu sagen reglementarisch vorgeschrieben ist die Aufstellung mit der Spitze in der Anweisung des Kurfürsten Albrecht Achilles an seinen Sohn Johann für den Feldzug gegen den Herzog v. Sagan, die sog. „Preparation" v. J. 1497. Gedr. in Jähns Handbuch v. Gesch. d. Kriegsw. S. 979 ff. Die Banner stehen hier im 11. resp. 14. oder 19. Gliede.

[1]) Leitfaden f. d. Unterricht in der Taktik d. kgl. Kriegsschulen. 2. Aufl. 1890 S. 45. Exerzier-Regl. f. d. Kavallerie (1895) No. 319—331.

fehlten) attackiert, da eine gleich starke Kavallerie des Gegners in Linie allein durch diese Form überlegen ist." „Der Erfolg der Attacke beruht vornehmlich auf der Wucht des Stoßes und auf der Anwendung der blanken Waffen. Die letzteren kommen bei der Linie sämtlich, bei der Kolonne nur zum kleineren Teil zur Anwendung. Die Linie hat ferner vor einer der Zahl nach gleich starken Kolonne den wesentlichen Vorteil der größeren Breite voraus, wodurch es möglich wird, mit den überflügelnden Teilen den Gegner zu umfassen und ihn in der Flanke, seiner schwächsten Seite, zu attackieren. Kavallerie in der Flanke angegriffen, ist ebenso geschlagen wie Kavallerie, welche stehenden Fußes den Gegner erwartet."

Selbst wenn also bei einer Kolonne wie der Pillenreuther die Spitze die feindliche Front durchbrechen sollte, was nicht einmal sicher ist, so wird damit nichts gewonnen sein, da die Masse des Regiments, wehrlos gegen den doppelten Flankenangriff, mittlerweile vernichtet ist.

Ein Ritterkampf aber ist etwas ganz anderes als ein moderner Kavallerie-Kampf.

Auch bei einem Ritterkampf ist, ganz wie bei einem modernen Reitergefecht, das Abgewinnen der Flanke von wesentlicher Bedeutung, aber es vollzieht sich nicht so leicht, weil alle Bewegungen viel langsamer sind. Erst wenn man sich schon sehr nahe ist, werden die Rosse in lebhaftere Gangart gesetzt und auch dann bleibt sie so mäßig, daß es dem Reiter möglich bleibt, sein Roß dem aus der Flanke anreitenden Gegner entgegenzuwenden. Die tiefe Kolonne von Pillenreuth ist deshalb nicht so gemeint, daß die Masse während des Kampfes in dieser Formation verharren solle, was der großen Mehrzahl die Anwendung ihrer Waffe unmöglich machen würde, sondern es wird angenommen, daß im Augenblick des Anreitens die hinteren Glieder fortwährend rechts und links überquellen, sodaß so zu sagen der Aufmarsch im Anreiten und Zusammenprallen stattfindet. Das ist, im Unterschied von der Gegenwart, möglich, weil man sich so laugsam bewegt, und vorteilhaft, weil dadurch die Geschlossenheit des Angriffs verbürgt wird. Gewiß wäre es in thesi besser, der Aufmarsch wäre schon vorher vollzogen, aber dann müßte man sich in breiter Front vorwärts

bewegen, und das ist sehr schwer; dazu gehört eine Exerzier-Uebung, die diesen lockeren Scharen durchaus fehlt. Namentlich gibt das Anreiten in breiter Front leicht Lücken, die gefährlich werden können.

In dem schon angeführten Leitfaden heißt es weiter (S. 46), an die Kavallerie müsse der Anspruch großer Bewegungsfähigkeit gemacht werden. „Die Linie hat dieselbe nicht, da Direktionsänderungen in ihr schwerfällig sind und sich außerdem gangbarer Boden in der Breitenausdehnung, wie sie die Linie erfordert, nur hier und da findet. Deshalb bedarf die Kavallerie zum Manövrieren der Kolonne. Dieselbe muß außer größter Beweglichkeit im Gelände auch die schnellste und einfachste Entwickelung zur Linie gestatten." Zu der hier verlangten schnellsten Entwickelung der Linie aus der Kolonne gehört eine Manövrier-Fähigkeit und Exerzier-Uebung, über die „Ritter und Knechte" nicht verfügen: deshalb das Anreiten in langsamem Tempo und tiefer Kolonne, aus der sich erst im Augenblick des Zusammenstoßes von selber die Linie entwickeln soll.

Nun verstehen wir auch die eigentümliche Spitze. Ordnete man die Schar einfach in einer gleichmäßigen, tiefen Kolonne, sagen wir 12 Mann breit und 25 Mann tief, so waren die ersten Glieder der Gefahr ausgesetzt, von einem etwas breiter formierten Gegner sofort flankiert zu werden. Indem aber das folgende Glied immer um einen Mann debordiert, schützt dieser die Flanke des Vorgliedes, ohne gleich selbst derselben Gefahr ausgesetzt zu sein. Weiter aber als auf fünf oder sechs Glieder erstreckt sich die Gefahr nicht; die folgenden Glieder sind bereits beim Zusammenstoß ganz von selbst so weit im Ueberquellen, daß sie den gegnerischen Flankenstößen begegnen, und wollte man die allmähliche Verbreiterung der Kolonnen bis zum Schluß fortsetzen, so ginge man des Hauptvorteils der schmalen Formation, der leichten, sicheren Führung wieder verlustig.

Der Sinn des Anreitens in der tiefen Kolonne ist also, daß man auf diese Weise die ganze Masse dichtgeschart gleichmäßig an den Feind bringt. Die schließenden Ritter halten auch die etwa weniger zuverlässigen Knechte in der Masse fest. Erst im Kampf selbst oder ganz kurz vorher verbreitert sich die Masse so weit, daß

der Einzelne zum Waffengebrauch gelangen kann. Die Reduzierung des ersten Gliedes auf fünf Mann hat den Vorteil, die Kolonne leicht dirigieren zu können und die allmähliche Verbreiterung gewährt den vorstehenden Gliedern eine Flanken-Deckung, wie heute ein debordierendes zweites Treffen dem ersten.

Eine zur Linie aufmarschierte Front würde gegen solche Kolonne den Nachteil haben, daß sie sehr schwer zu dirigieren ist, und daß sie locker und lückenhaft an den Feind kommen würde, während ihr Vorteil, die Flankierung, nicht wirksam werden würde, da die hinteren Glieder der feindlichen Kolonne fortwährend überquellend, ihr schon entgegenkommen und bei der Langsamkeit der beiderseitigen Bewegungen zu diesem Entgegenkommen Zeit genug haben würden. Die allein wirklich der Flankierung ausgesetzten Glieder sind durch die Spitz-Anordnung geschützt, die ihrerseits zu dem Herausquellen der hinteren Glieder rechts und links nach vorn naturgemäß überleitet.

Die moderne Kavallerie wirkt als einheitlicher taktischer Körper durch den möglichst geschlossenen Stoß und mit besonderer Wucht aus der Flanke, da der geschlossene Körper sich seitwärts nicht verteidigen kann. Die Kolonnen-Aufstellung der Ritter bedeutet nicht einen geschlossenen Stoß von ganz besonderer Massivität und Stärke, sondern ist eine bloße Annäherungs-Formation, aus der sich dann der Kampf der Einzelnen entwickelt.

Ist dies der unzweifelhafte Sinn der Pillenreuther Aufstellung, so scheint darin die Konstruktion der Spitze etwas zu theoretisch, man möchte sagen doktrinär, gedacht, denn es ist klar, daß die beiden Reiter, die rechts und links immer das voraufgehende Glied überragen, ihr Pferd schwerlich so genau um eine Pferdelänge zurückhalten, sondern schon beim Zusammenstoß alle im ersten Gliede sein werden, soweit das verschiedene Temperament und die verschiedene Schnelligkeit der Pferde, auch der verschiedene Eifer der Ritter überhaupt noch eine ausgerichtete Linie hat bestehen lassen. Wir können die Spitze also als eine in der rauhen Praxis verschwindende Ueberfeinheit, mit der man nur eine kurze Zeit lang[1])

---

[1]) Vor dem 15. Jahrh. kommt die „Spitze" nicht vor.
Chacun conroy lente aléure
S'en va joint comme en quarreure

so zu sagen gespielt hat, beiseite lassen, das Wichtige und Entscheidende ist das mit kavalleristischen Prinzipien im stärksten Widerspruch stehende Anreiten in der tiefen Kolonne, acies, cuneus, Keil, Spitz, wie sie in den Quellen genannt wird.

Sehen wir von der Verminderung der Rottenzahl in den vorderen Gliedern, als einer in der Praxis unwesentlichen Finesse, ab, so bleibt das Anreiten in einer sehr tiefen Kolonne, und dies haben wir in der Natur des Ritterkampfes so gut begründet gefunden, daß wir ohne weiteres annehmen dürfen, es sei auch in den früheren Jahrhunderten der Epoche so geübt worden.

Die Kolonnenordnung ist aber doch nicht die einzig übliche gewesen. Der Vorteil, den man bei einer breiteren und dünneren Aufstellung durch Flankierung gewinnen konnte, war, wennschon nicht entscheidend, immer vorhanden, und wir haben ein anschauliches Quellenzeugnis, daß man sich dieser Polarität bewußt war und sowohl mehr diesem als jenem Prinzip zuneigen konnte. In der Schlacht bei Worringen (5. Juni 1288) erzählt uns Jan von Heelu (V. 4918), Herr von Liedekerke habe während des Vorgehens ausgerufen: „Der Feind dehnt sich so sehr nach den Seiten aus, daß wir, ehe wir es uns versehn, umringt sein werden. Es wäre gut, wenn wir uns mehr auseinanderziehen und unsre Haufen flacher werden lassen." Heelu aber verwirft das als eine Turniersitte, die auf den ernsten Streit nicht passe und läßt Liebrecht von Dormaël, einen der angesehensten brabantischen Ritter, den anderen Standpunkt vertreten. Als dieser „dünne" rufen hörte,

---

sagt Guiart v. 11494 in seiner Schilderung von Mons en Pevèle (1304), zit. bei Köhler II, 269. Das erste Beispiel für den Spitz ist vielleicht die Stellung der Dauphineer „en pointe" in der Schlacht bei Mons en Vimeux 1421 zit. bei Köhler II, 226 Anmk. Ende des 15. Jahrh. unter Maximilian ist der Haufe sicher wieder geviert. Leonh. Fronsperger spricht von der „gespitzten" Schlachtordnung als einer veralteten. Köhler III, 2, 251. Eine Anordnung der Reiter im Keil oder Rhombus finden wir auch im Altertum schon erwähnt, bei Aelian cap. 18 und Asklepiodot cap. 7. Unter den Gründen, die wohl zum Teil theoretische Phantasien sind, ist auch angegeben, daß die Führung und die Schwenkungen leichter seien als beim Gevierthaufen. Was die Führung betrifft, so ist es offenbar richtig; was die Schwenkungen betrifft, so verstehe ich das so, daß man eben keine eigentliche Schwenkung zu machen braucht, sondern leicht nach halbrechts oder halblinks drehen kann, indem man den Rhombus in ein Quadrat verwandelt.

rief er wütend: „dicke, dicke und enge! Jeder an seinen Nebenmann heran, so hart wie möglich! und wir werden Ehre einlegen an diesem Tage.“ Alles rief nun dicke! dicke! nahe zusammen!

In der Schlacht von Bouvines (1214) berichtet uns umgekehrt Wilhelm der Britte von einem Franzosen, der alle seine Ritter in einem Gliede aufstellte; dazu habe er ihnen gesagt: das Feld ist breit, breitet euch aus, damit euch der Feind nicht umfasse. Es schickt sich nicht, daß ein Ritter sich den andern zum Schilde nehme.[1])

Als eine besondere Eigenschaft einer breiteren und dünneren Aufstellung muß schließlich hervorgehoben werden, daß sie allein die Mitwirkung von Fußgängern im Mischkampf ermöglichte. Kamen die Reiter in einer so dichten Kolonne wie bei Pillenreuth, so konnten unmöglich weder Schützen noch Spießer ihnen sekundieren: sie wären von den Pferden der eigenen Reiter niedergetreten worden. Die große Masse des Nürnbergischen Fußvolkes folgte auch bei Pillenreuth in eigenen Haufen ziemlich weit hinter den Reitern, auch die Schützen, dienten also bloß als Rückhalt. Wollte man die Fußgänger wirklich mitkämpfen lassen, so mußten die Reiter sehr locker stehen, und das geschah ganz von selbst, wenn sie in breiterer Front anritten. Ritten sie aber 20—30 Pferde tief an, wo nun alle nach vorn drängten, so schob sich in jede Lücke, die breit genug war, von hinten ein Reiter ein.[2])

So stark der prinzipielle Gegensatz zwischen der Aufstellung im Spitz und in der Linie (en haye) ist, so konnten doch beide Formen nebeneinander bestehen, sogar in derselben Schlacht nebeneinander angewandt werden, da es sich ja, wie ich wiederhole, nur um Annäherungs-, nicht um Kampfes-Formen handelt. Auch bei Anreiten in einer tiefen Kolonne wird angenommen, daß die Kolonne sich im Beginn des Kampfes zur Linie verbreitert, weil

---

[1]) Istos in una et prima acie posuit et dixit illis: campus amplus est: extendite vos per campum directe, ne vos hostes intercludant. Non decet, ut unus miles scutum sibi de alio milite faciat; sed sic stetis, ut omnes quasi una fronte possitis pugnare.

[2]) Köhler meint II, 226 und III, 2, 253, die Stellung in Linie sei erst im 15. Jahrh. aufgekommen. Ich sehe für diese Annahme keinen Grund. Wo Mischkampf stattfand, muß sie von je Platz gegriffen haben. Boutaric p. 297 sagt ganz allgemein: „Les chevaliers combattaient en haye, c'est à dire sur une seule ligne; derrière eux se tenaient les écuyers.“

jeder Einzelne zum Waffengebrauch zu kommen sucht. Der Unterschied, der bleibt, ist, daß die in der Kolonne Herankommenden eine sehr viel engere, geschlossenere Front bilden werden, als die schon aufmarschiert von weit her Ansprengenden.

Bei sehr großen Heeren müssen natürlich mehrere Kolonnen gebildet werden, die mit einer gewissen Distanz nebeneinander aufmarschieren. Blieben sie hintereinander, so würden die Letzten ja erst sehr spät oder garnicht mehr an den Feind kommen.

Einen gewissen Unterschied zwischen der späteren und früheren Zeit dürfte nur machen, daß die Zahl der Ritter im Verhältnis zu der Zahl der Knechte im 15. Jahrhundert sehr klein geworden ist und daher die Neigung, Massen zu bilden, die von den Rittern zusammengehalten werden, zugenommen haben könnte.

In Widerspruch mit der Nebenordnung der verschiedenen Kolonnen scheint zu stehen, daß wir von früh an immer wieder von Rivalitäten um den „Vorstreit" hören. Schon in der Schlacht an der Unstrut (1075) machten die Schwaben geltend, daß ihnen von Alters her dieses Recht gebühre, und da uns die Erzählung von zwei von einander unabhängigen Quellen (Lambert und Berthold) berichtet wird, so wird man sie für richtig halten dürfen. Noch vor der Schlacht bei Sempach (1386) hören wir wieder davon und Ritterschaften haben sich für gewisse Landschaften das Recht urkundlich verbriefen lassen.[1]) Was hätte dieses Recht für eine Bedeutung gehabt, wenn die verschiedenen Landsmannschafts-Haufen nebeneinander aufmarschierten?

Die Erklärung wird die sein, daß die Schlachten sehr häufig begannen, ehe die Heere vollständig aufmarschiert waren. Derjenige Haufe also, der zuerst aus dem Lager abrückte und auf den Feind stieß, kam vor den andern ins Gefecht, obgleich diese nicht etwa hinter ihnen hielten, sondern aus der Marsch-Kolonne oder aus dem Lager möglichst schnell an seine Seite zu gelangen suchten. Man kam also staffelweise an den Feind und ins Gefecht und sehr häufig geschah es, daß der Erstfechtende auch der Einzigfechtende blieb, da die Schlachten oft nicht wirklich durchgekämpft, sondern gleich beim ersten Anreiten entschieden wurden, weil die

[1]) Baltzer p. 106 zitiert dafür zwei Zeugnisse.

eine Partei im Bewußtsein ihrer Inferiorität ihre Sache verloren gab. Beim Aufmarsch zur Schlacht an der Spitze zu sein, war also in der Tat für eine ruhmliebende Ritterschaft ein begehrenswerter Vorzug, obgleich ideell die Haufen nebeneinander standen.

Das quellenmäßige Zeugnis für die Auffassung, daß der Begriff des „Vorstreits“ mit der Nebenordnung der Kontingente sich ausgleicht durch den staffelförmigen Angriff, der ja eine erst allmählich zur Ausführung gelangende Nebeneinander-Ordnung bedeutet, finden wir in den Kreuzzügen. In der Schlacht bei Atharib (1119) berichtet uns Gautier[1]) von einem Korps (acies) des Heiligen Petrus, das das Recht gehabt hat, voranzuschreiten und zuerst auf den Feind einzuhauen. Diesem folgen die des Gaufrid und des Guido, verstärken aber nicht den Angriff des ersten Corps, sondern greifen, als sie dessen Erfolg sehen, andere Gegner an und besiegen sie ebenfalls. Das läßt keine andere Deutung zu, als daß die drei Heerhaufen staffelförmig in den Kampf gegangen sind.[2])

Gerade in den Kreuzzügen ist dieses staffelförmige Angreifen wohl deshalb zum Prinzip gesteigert worden, weil man es hier in der Hauptsache mit berittenen Bogenschützen als Gegnern zu tun hatte. Diese begannen ihre Arbeit natürlich möglichst früh; die günstigste Zeitspanne waren für sie die Minuten des gegnerischen Aufmarsches. Wenn im Abendlande der Erstaufmarschierte gewiß oft aus bloßer Ungeduld und ritterlicher Undisziplin losstürmte, so war im Orient ein objektiver Grund vorhanden, nämlich der Verlust, den man von den Bognern erleiden mußte, wenn man ihnen nicht schleunigst zu Leibe ging. Wie klagten in der Schlacht bei Arsuf die Ritter, als Richard Löwenherz aus guten Gründen das Angriffs-Signal nicht geben ließ: wehrlos seien sie dem Feinde preisgegeben! Und wie stoben die Türken, auch nach dem Bericht, den wir von ihrer Seite, aus der Feder Boaeddins, des Historiographen Saladins, besitzen, auseinander, als die lanzenbewehrten Ritter auf

---

[1]) Prutz Quellenbeiträge S. 29 „acies . . . beati Petri a dextris antecedens, cujus juris est antecedere et primum hostes percutere.“

[2]) Diese wertvolle Beobachtung hat bereits Heermann S. 85 gemacht und auch Köhler hat ihm beigestimmt. Die Schlacht endete schließlich doch mit einer schweren Niederlage.

sie einsprengten! Ganz entsprechend wird uns schon von der Ungarnschlacht Heinrichs I. im Jahre 933 berichtet, daß die Sachsen durch ihr schnelles Ansprengen den Feinden keine Zeit zur Entsendung des zweiten Pfeiles ließen,[1]) und Otto von Freising erzählt von der Ungarnschlacht im Jahre 1146, daß der Herzog Heinrich Jasomirgott durch die Schnelligkeit seiner Attacke den ungarischen Bogenschützen zuvorkam und sie vernichtete, dann aber durch die Ritter des Königs von Ungarn besiegt wurde.[2])

Hiermit ist bereits das Entscheidende über das Verhältnis von Rittern zu berittenen Bognern ausgesprochen.

Die berittenen Bogner sind die uralte Waffengattung des inneren Asien, der Perser, Parther, Hunnen, Araber, Türken. Sie sind eine furchtbare Waffe, wie die immer neuen Kriegserfolge dieser Völker dartun, aber doch nur unter gewissen Bedingungen. Der Ritterschaft der Kreuzfahrer, die ihnen mit Lanze und Schwert angaloppierend zu Leibe ging, hätten diese Bogenreiter noch viel weniger widerstehen können, als sie es tatsächlich getan haben, wenn sie nicht schließlich außer dem Bogen auch mit blanken Waffen versehen gewesen wären, nicht viel anders als die Abendländer, und so bei genügender Ueberzahl auch den Nahkampf hätten aufnehmen können. Die volle Kraft kann der Bogenreiter nur entwickeln, wo eine weite Ebene ihm gestattet, beliebig auszuweichen und von neuem vorzugehen, sobald der Gegner ermüdet ist und von der Verfolgung abläßt. Der Ursprung dieser Waffengattung muß deshalb in Steppenländern gesucht werden, wo die Waffe so vorteilhaft war, daß man die große Mühe und Arbeit, die auf die Erlernung und Einübung der nötigen Kunstfertigkeit verwandt werden muß, nicht scheute. Ist die Kunstfertigkeit erst geschaffen und wird sie traditionell fortgepflanzt, so kann die Waffe auch auf andere Gegenden übertragen werden. Die Kreuzfahrer erkannten nur zu bald den Schaden, den diese Reiter ihnen zufügten, und suchten sich zu sichern, indem sie selber Türken in Dienst nahmen. Im Jahre 1115 finden wir die ersten „Turcopolen", aber schon die Verteidiger der Davidsburg in Jerusalem, die nach der Kapitulation

---

[1]) Liudprand. Antapod. II, 31.
[2]) Gesta Friderici I, 32.

in den Dienst Raimunds von Toulouse traten, mögen als Bogenreiter-Corps gedient haben. Kaiser Friedrich II. hatte sarazanische Bogner zu Fuß und zu Pferd in seinen italienischen Feldzügen in seinem Heer. Das Abendland selber hat die Waffe der Bogenreiter zwischen seinen Bergen, Wäldern und Sümpfen, da sie doch nur eine beschränkte Anwendung hat und nur mit große Mühe zu schaffen ist, nicht ausgebildet.[1])

Man hat die Ansicht ausgesprochen und namentlich General Köhler hat sein ganzes Werk darauf aufgebaut,[2]) daß die Ritterheere sich in drei Treffen aufstellten und zu kämpfen pflegten. Der Ausdruck ist aber zu verwerfen und paßt auf Ritterheere in keiner Weise. Wir werden darauf zurückzukommen haben, wenn wir den Fortgang der Entwickelung bis zur Umwandlung der Ritter in Kavallerie verfolgt und dabei auch festgestellt haben, was technisch unter Treffen zu verstehen ist.

Sehr häufig entscheidet bereits der erste Zusammenstoß, der erste Moment, indem ein Teil sich geschlagen gibt und davoneilt. Ist das nicht der Fall, kommt es zu einem längeren Gefecht, so ist die Aufgabe und die Ehre des Ritters die Kêre, wie es in den deutschen Heldenliedern genannt wird, das ist das Durchreiten, Umkehren und abermals Durchreiten durch den feindlichen Schlachthaufen unter fortwährendem Fechten, wie es uns Cäsar (B. G. VII, 66) schon von den gallischen Rittern erzählt.[3]) Die Erweiterung dieses Hin- und Wiederreitens jedoch zu einem „roulement perpetuel“ von ganzen hintereinander geordneten Abteilungen (Treffen) ist eine phantastische Ausschmückung, die sich am allerwenigsten mit der

---

[1]) Köhler III, 1, 95 hat einigen Stellen gesammelt, wo sie vorkommen; namentlich Eduard III. von England errichtete 1356 eine Garde von Bognern zu Pferde. Im Registerband unter den Nachträgen hat der Verf. dann noch eine Stelle aus dem Wigalois zugefügt. Ich füge noch den Bundesvertrag der Lombarden hinzu, Murat. Ant. IV, 490. Zu einer wirklichen Waffe sind sie jedoch auch in England nicht geworden. Im 15. Jahrh. haben wir zwar viele Bogenschützen zu Pferde, aber es ist ihnen nur Transportmittel, im Gefecht selbst sitzen sie ab.

Die Sarazenen Friedrichs II. hält Köhler ausschließlich für Fußbogner. Annal. Parm. maj. SS. XVIII, 673 wird jedoch ausdrücklich gesagt, daß der Kaiser vor Parma 1248 „balistarii tam equites quam pedites“ gehabt habe.

[2]) Köhler I p. V und III, 3, 355. Bis ins 10. Jahrh. habe man noch in einem Treffen gefochten, vom 11. an in dreien.

[3]) Köhler II, 35 hat einige Beispiele gesammelt, die aber im Grunde dartun, daß solches Fechten in der Praxis sich weniger und besonders weniger mit Glück durchführen ließ, als in den Heldenbüchern.

Vorstellung vereinigen läßt, daß die einzelnen „Treffen“ viele Glieder tiefe Kolonnen gewesen seien.[1]) Auch die Erzählungen von dem Waffenstillstand, den man zuweilen mitten im Kampf schloß, um neue Kräfte zu schöpfen[2]), oder daß ein Ritter seinem Gegner, das Gefecht unterbrechend, den Ritterschlag erteilt,[3]) werden wir mehr der Romantik als der Geschichte zurechnen.

Wie viele Haufen im einzelnen Falle nebeneinander oder hintereinander gestellt wurden und wie tief und breit die einzelnen Haufen waren, das macht, wie sich aus den Grundprinzipien des ritterlichen Gefechts ergibt, nicht so sehr viel aus. Die Entscheidung lag in der Menge, der Tüchtigkeit, der Zuversicht der einzelnen und demnächst daran, daß sie mit einer gewissen Gleichmäßigkeit an den Feind kamen; die Form der Aufstellung ergab sich aus der vorhandenen Zahl und dem Raum, den das Gelände bot, so gut wie von selbst. Am meisten taktische Bedeutung hat es noch, wenn von einem Haufen berichtet wird, daß er bestimmt gewesen sei, Hilfe zu bringen, wo es not tue, also als Reserve zu dienen. Das ist aber nicht zu verwechseln mit der modernen Reserve, die die schließliche Entscheidung geben soll. Wenn bei gleich starken Heeren von zwei modernen Feldherren der eine gleich das ganze ins Gefecht schickt, der andere, sagen wir, ein Drittel zurückbehält, so rechnet er darauf, daß seine Zweidrittel, obgleich schwächer, doch genügen werden, eine Zeitlang den Kampf zu führen und in diesem Kampf in dem überlegenen feindlichen Heer die taktische Ordnung so weit aufzulösen, daß schließlich ein Angriff noch geordneter Truppen den Kampf entscheidet. Bei einem Ritterheer spielt die Auflösung der Ordnung eine viel zu geringe Rolle, um den Nachteil, zunächst eines Truppenteils im Gefecht zu entbehren, auszugleichen. Die Reserve, die erst eingreift, nachdem das Gros so gut wie besiegt ist, würde wenig mehr ausrichten und den Feldherrn würde der Vorwurf treffen, daß er seine Truppen verzettelt ins Gefecht gebracht habe. Der Zweck einer Reserve ist daher im Ritterheer ein ganz anderer, als in einem modernen, nämlich durch ein kurzes Zurückhalten einer Abteilung die

[1]) Köhler I, 468. II p. XIII.
[2]) Köhler II, 42.
[3]) Daniel, Hist. de la milice française p. 82.

Möglichkeit zu haben, sie gerade dahin zu führen, wo durch irgend einen Zufall eine dünne Stelle, eine Schwäche entstanden ist, während der Feind dort vielleicht gerade sehr gedrängt und stark ist. Es handelt sich also, modern gesprochen, nicht sowohl um eine Reserve, als um eine zurückgehaltene Staffel.

Die Fälle, wo tatsächlich berichtet wird, daß in einem Gefecht der bereits siegreiche Teil durch die plötzlich eingreifende Reserve des Gegners geschlagen wurde, z. B. bei Tagliacozzo sind quellenmäßig zu unsicher überliefert, um daraus prinzipielle Schlüsse zu ziehen. Wahrscheinlich handelt es sich dabei nicht um vorbedachte Manöver, sondern um Zufalls-Erscheinungen, im besonderen ist es natürlich ausgeschlossen, daß ein Feldherr absichtlich das Gros seines Heeres erst besiegen läßt, in der Hoffnung dann mit der Reserve sich auf den aufgelösten und ungeordneten Sieger stürzen zu können. Der Plan kann immer nur darauf gehen, mit den letzten Truppen einzugreifen, während das Gefecht noch unentschieden ist.

Die Heranführung der letzten Staffel ist der letzte mögliche Akt der Führung. Nachdem der Feldherr angeordnet oder die verschiedenen Führer verabredet haben, welchen Platz jedes Banner einnehmen soll, hauen die Könige und Herzoge selbst mit drein und suchen ihren Ruhm nicht im Feldherrentum, sondern in der Ritterschaft.[1])

Wenn wir in nur äußerlich einigermaßen geordneten, vervielfältigten Einzelkämpfen von Rittern mit der Unterstützung der anderen Waffen den eigentlichen Typus des mittelalterlichen Gefechts und der mittelalterlichen Schlacht erkannt haben, so ist mit dieser Feststellung der typischen Erscheinung doch noch nicht die Fülle der Möglichkeiten erschöpft. Es sind Verhältnisse denkbar und wir finden Beispiele, wo entweder auch die Ritter sich veranlaßt sehen, zu Fuß zu kämpfen oder wo die Nebenwaffen zu besonderer und stärkerer Einwirkung gelangen.

Ob man nun diese Art von Gefechtsführung als die Taktik des Rittertums bezeichnen soll oder nicht, ist ein bloßer Wortstreit.

---

[1]) Ganz selten finden wir einmal, daß ein König hinter der Front bleibt, z. B. bei Ascalon i. J. 1125, zit. bei Heermann S. 120. Oder der alte König Jagiello von Polen bei Tannenberg 1410.

Nach Clausewitz' Definition ist Taktik die Verwendung der Streitkräfte zum Zwecke des Gefechts; unzweifelhaft hat danach auch ein ritterliches Heer seine Taktik, und wenn man in Betracht zieht, daß doch auch über die Ordnung der Haufen gewisse Anordnungen getroffen und den Verhältnissen angepaßt werden müssen, daß eine Reserve zurückbehalten und vorgeführt wird, daß über die Aufstellung und das Vorgehen der Schützen und der Fußknechte Befehle erlassen werden, daß unter Umständen auch einmal die Schützen oder die Fußknechte eine besondere Aufgabe erhalten, so ist auch eine Taktik im Sinne einer gewissen Kunst der Führung vorhanden. Immer aber ist diese Leistung so gering, daß im Grunde doch diejenigen, die den Ritterheeren die Taktik abgesprochen haben, sachlich im Recht sind.

Viollet le Duc hat einmal gesagt „Zu behaupten, daß die feudalen Heere jeder Taktik bar gewesen wären, heißt beinah behaupten, daß ein Land keine Literatur hat, weil ihr die Sprache nicht versteht."[1]) Der französiche Gelehrte glaubt also, daß die Wissenschaft es nur noch nicht verstanden habe, die Geheimnisse der mittelalterlichen Taktik in den Quellen zu finden und aus ihnen herauszulesen, und man hat sich seitdem viel Mühe gegeben, die so gestellte Aufgabe zu lösen und die Lücke unseres Wissens auszufüllen, aber es ist nichts Haltbares dabei zu Tage gekommen.

Freilich aus den mittelalterlichen Quellen dies oder jenes herauszulesen, ist nicht schwer. Aber diese Quellen sind gerade für unsere Zwecke sehr fragwürdiger Natur.

Die meisten mittelalterlichen Schriftsteller haben keinen Sinn dafür, sobald sie ins einzelne gehen, das zu erzählen, was wirklich geschehen ist oder was ihnen selber glaubwürdig schien, sondern sie malen und schmücken aus, und das ganz besonders bei dem spannendsten und aufregendsten aller Ereignisse, der Schlacht. Das Wirkliche wäre ihnen vielleicht nicht der Mühe wert gewesen, aufzuzeichnen; ihre Erzählung macht von vornherein gar keinen anderen Anspruch oder man kann auch sagen, erhebt den Anspruch, Wahrheit und Dichtung zu sein. Auch im Altertum haben wir ja derartige

---

[1]) Viollet le Duc, Dictionnaire raisonné du mobilier français de l'epoque carlovingienne à la renaissance VI, 372.

Geschichtsquellen, die unvorsichtigerweise noch immer von modernen Historikern benutzt werden, aber wir haben neben ihnen einige wirkliche Geschichtsschreiber, die es uns ermöglichen, die wahren Zusammenhänge zu erkennen. Wenigstens an einer und an einer besonders wichtigen Stelle, bei Cannä, sind wir in der Lage, die beiden Arten der Ueberlieferung miteinander konfrontieren zu können, und ich kann nicht genug empfehlen, sich an dieser Konfrontation, so zu sagen, zu üben, und die Schilderung, die uns Appian von der Schlacht von Cannä gibt, wohl im einzelnen zu studieren, um für die Fälle, wo uns die wahre historische Ueberlieferung fehlt, gerüstet zu sein. Für das Mittelalter ist das besonders nötig, da der Geist der Epoche phantastisch und unkritisch, die Erzähler selten sehr hoch stehend, und endlich der Gebrauch der fremden, der lateinischen Sprache noch eine besonders gefährliche Quelle für Abirrungen von der Wirklichkeit ist. Fortwährend spielen Reminiscenzen aus antiken Schriftstellern hinein in die Erzählungen, und mit den Worten werden Begriffe und Bilder übertragen, die auf die Verhältnisse der Zeit nicht passen. Hat doch der Historiker Barbarossas, Rahewin, kein Bedenken getragen, seine Erzählung der Belagerung Cremas mit allen Einzelheiten, Einteilung des Heeres in sieben Haufen u. dgl. einfach aus Josephus' Erzählung der Belagerung Jerusalems durch Titus abzuschreiben. Der französische Mönch Richer im zehnten Jahrhundert erzählt uns in aller Breite und in eleganter Sprache eine ganze Reihe von kriegerischen Ereignissen, z. B. die Schlacht König Odos gegen die Normannen i. J. 892. Die Schilderungen aber sind reine Phantasiegemälde.

Der einzelne Quellenbericht besagt bei solcher Disposition der Schriftsteller, scheine er auch noch so exakt, überaus wenig, und nur indem man die Berichte durch die ganze Epoche hindurch alle gegenseitig sich kontrollieren läßt, kann man von den typischen Erscheinungen sichere Vorstellungen gewinnen.

Die Erkenntnis der ritterlichen Gefechtsführung macht auch begreiflich, weshalb das Mittelalter nie auf die Erzeugung der eigentlichen militärischen Disziplin ausgegangen ist.

Für den unmittelbaren militärischen Zweck wäre damit nichts zu gewinnen gewesen. Die Schlacht-Entscheidung ruhte ja immer

auf der Ritterschaft; wo diese hielt und so lange sie sich hielt, war sie auch für die anderen Waffen der Halt, der Nerv, das Knochengerüst; die Ritterschaft aber beruhte auf dem höchstgesteigerten persönlichen Ehrbegriff, der durch eine scharfe Disziplinierung nichts gewonnen, vielleicht sogar eine Beugung erlitten hätte. Es ist für den Ritter nicht genug, daß das Heer siege, er will und muß auch persönlich seinen Anteil am Siege haben; denn die persönliche Auszeichnung ist die Idee, in der er lebt, die der Disziplinierung widerstrebt und ihn zum Einzelkämpfer macht und den byzantischen Kaiser Leo sagen ließ, die Angriffe der Franken zu Pferd und zu Fuß seien ungestüm und unwiderstehlich in ihrer Zähigkeit.[1]) Wohl sind Gefechte verloren gegangen, weil Ritter in trotziger Tollkühnheit gegen einen Befehl handelten, aber das sind Zwischenfälle, die auch in den best-disziplinierten Heeren vorkommen, und bei dem außerordentlich geringen Maß von Führung, das wie wir gesehen haben, bei Ritterheeren Raum hat, können diese Art Verfehlungen nicht so stark ins Gewicht fallen. Die Hauptnachteile der mangelnden Disziplin dürften sein die Auflösung bei der Verfolgung und die Sucht, statt überhaupt zu verfolgen, zunächst ans Plündern zu gehen. Auf dem ersten Kreuzzug wurde einmal beschlossen, daß Ohren und Nase demjenigen abgeschnitten werden sollten, der vor dem vollendeten Siege plündere.[2]) Philipp August verkündete vor der Schlacht bei Bouvines, er habe eine Anzahl Galgen errichtet und werde jeden aufknüpfen lassen, der vor vollständig erkämpftem Siege beim Plündern betroffen werde.[3])

Gier nach Beute ist auch das Streben nach Gefangenen, die ein Lösegeld versprechen könnten, und diese Neigung potenziert sich durch den mehr und mehr sich ausbildenden Standesgeist der Ritterschaft, der in dem Gegner zugleich den Ordensbruder, beinah den Kameraden sieht, den das natürliche Gefühl vor dem Aeußersten zu bewahren und zu schonen sucht. Derartige humane Empfindungen sind für den wahrhaft kriegerischen Geist höchst gefährlich und wir finden sie schon sehr früh. Orderich erzählt von der Schlacht bei

[1]) So möchte ich das „σφοδρῶς καὶ ἀκατασχέτως ὡς μονότονοι“ (Taktik § 87) übersetzen.

[2]) Vor Askalon, 12. Aug. 1099. Albert v. Aachen VI, 42, nach Röhricht, Geschicht. d. 1. Kreuzz. S. 200. Ankg. 8.

[3]) Richer v. Sens M. G. SS. XXV S. 294.

Brémule (1119), wo Heinrich I. von England Ludwig VI. von Frankreich besiegte, es seien von den französischen Rittern nur drei getötet werden, aber 140 gefangen, „weil sie vollständig in Eisen gekleidet waren, und man sich aus Gottesfurcht und Kameradschaft gegenseitig schonte."[1]) Ebenso berichtet Giraldus Cambrensis, 100 Jahre später, neben anderen Unterschieden zwischen den Wallisern und den Rittern, daß jene aufs Töten, diese aufs Gefangennehmen ausgingen. In den Kämpfen der östreichischen Ritterschaft gegen die Schweizer hören wir später die Klage, daß die groben Bauern statt gefangen zu nehmen, totschlagen.

Anschauliche Bilder aus dem ritterlichen Kriegsleben und Kriegswesen gewähren uns an vielen Stellen die Statuten der Ritter-Orden, namentlich der Templer.[2])

Wenn ein Banner lagern will, wird ein Platz für die Kapelle mit Stricken umschlossen. Dann wird der Platz für den Meister, das Speisezelt, den Komthur der Provinz und den Proviantmeister bestimmt; die anderen Brüder wählen sich ringsum ihren Platz erst wenn der Ruf ertönt ist „Lagert Euch Ihr Herren Brüder in Gottes Namen". (Kap. 148.)

Kein Bruder darf sich weiter vom Lager entfernen, als daß er den Ruf oder das Glockenzeichen hören kann; auch von seinen beiden Knappen muß der eine stets in der Nähe bleiben, während der andere auf Holz- oder Futterholen ausgeht (Kap. 149).

Die Ritter sollen nicht eher satteln noch aufsitzen, als bis der Befehl gegeben ist. Sie sollen nachsehen, ob von der Ausrüstung nichts liegen geblieben ist. Im Zuge soll jeder seine Knappen mit der Rüstung vor sich, die die Pferde führen (denn jeder Ritter hat drei oder vier Pferde), hinter sich reiten lassen,[3]) und niemand darf seinen Platz in der Reihe verlassen, es sei denn, um für einen

---

[1]) Orderich XII, 18 „ferro enim undique vestiti erant et pro timore Dei notitiaque contubernii vicissim sibi parcebant nec tamen occidere fugientes quam comprehendere satagebant".

Giraldus, Opera V, 396. ibi capiuntur milites, hic decapitantur; ibi redimuntur, hic perimuntur.

[2]) Vgl. oben S. 231 Anmkg.

[3]) Die Bestimmungen des Deutschen Ordens, die vielfach nach dem Muster der Templer gearbeitet sind, sagen in den „Gewohnheiten" Kap. 46 (Perlbach S. 111), daß der Ritter auf dem Marsch seine Knappen vor sich reiten lassen solle, um seine Rüstung besser im Auge zu haben.

kurzen Augenblick sein Pferd zu probieren. Niemand, bei Gefahr das Ordenskleid zu verlieren, darf ohne Befehl angreifen oder aus dem Gliede reiten (Kap. 162, 163, 166). Wenn es zum Gefecht geht, nimmt der Marschall das Banner in die Hand und bestellt 5—10 Ritter, sich um ihn zu scharen und das Banner zu hüten. Diese Brüder sollen rings um das Banner auf den Feind einhauen, so gut sie können, und dürfen sich nicht von ihm trennen, noch entfernen, die anderen Brüder aber können vorn und hinten, rechts und links, kurz überall da, wo sie glauben, dem Feinde schaden zu können, angreifen (Kap. 164).[1]) Ein Komthur trägt ein um eine Lanze gewickeltes Reservebanner, das er entfaltet, wenn etwa dem Hauptbanner irgendwie ein Unfall zustieße. Es ist ihm deshalb verboten, mit der Lanze, um die das Reservebanner gewickelt ist, zuzustoßen, auch wenn er Gelegenheit dazu hätte. (Kap. 165, 241, 611.)

Auch wenn er noch so schwer verwundet ist, darf der Ritter nicht ohne Erlaubnis das Banner verlassen. (Kap. 419, 420.) Auch bei einer Niederlage darf der Ritter das Schlachtfeld nicht verlassen, bei Strafe ewiger Ausstoßung aus dem Orden, so lange noch das Banner weht, und wenn das eigene Banner verloren ist, so soll er sich an das der Johanniter oder an ein anderes christliches Banner anschließen. Erst wenn alle geschlagen sind, darf der Ritterbruder sein Heil suchen, wo Gott ihm rät, hinzugehen. (Kap. 168, 421.)

Wie oben aus der Kolonnen-Aufstellung von Pillenreuth, so könnte man auch aus diesen Ordensregeln, indem man sie mit einem modernen Reglement vergleicht, den ganzen Unterschied zwischen Rittertum und Kavallerie herauslesen. Nicht den leisesten Ansatz finden wir bei den Rittern von Uebungen in geschlossenem Reiten, Aufmarschieren, Schwenkungen. Alles was von Führung vorhanden ist, beschränkt sich auf das Verbot, ohne Befehl die Reihen zu verlassen und auf eigene Hand anzugreifen — ein Verbot, das in einem Kavallerie-Reglement schon garnicht mehr

[1]) Ganz ähnlich die Bestimmung im Deutschen Orden, Perlbach S. 117. „Nullus frater insultum faciat, nisi prius vexillum viderit insilisse. Post insultum vexilli quilibet pro viribus corporis et animi, quidquid poterit exercebit et redibit ad vexillum, cum viderit oportunum."

für nötig gehalten wird — und auf die Anordnungen für das Banner. Die Führung will also nichts, als gleichmäßig an den Feind kommen, und nachdem der Kampf begonnen hat, ihn durch das Hochhalten des Banners bis zur äußersten Intensität durchführen.

Das ist das Umgekehrte von dem, was der moderne Kavallerie-Taktiker lehrt. „Der Einbruch, heißt es hier,[1]) ist die eigentliche Kampfesthat der Kavallerie, er bringt die unmittelbare Entscheidung. Nur bei zweifelhaftem Erfolg des Einbruchs wird das nachfolgende Handgemenge eine besondere Wendung herbeiführen." Weiter sagt das moderne Reglement: „Kavallerie ist niemals schwächer als nach einer gelungenen Attacke" und legt deshalb entscheidendes Gewicht darauf, daß nötigenfalls schnell wieder gesammelt wird[2]) und womöglich einzelne Abteilungen überhaupt geschlossen bleiben. Bei den Rittern dient die Abteilung um das Banner einigermaßen demselben Zweck; vom Sammeln aber, von Signalen und Befehlen im Gefecht ist überhaupt nicht die Rede, so wenig wie von Flankierungen bei der Attacke oder vom Schutz gegen Flankierungen durch den Feind, von zweiten Treffen oder von Reserven, denn die Entscheidung liegt im Kampf, im Handgemenge. Da giebt es keine Führung mehr: der Kampf ist ausschließlich dem Ritter selbst überlassen, der dem Feinde schaden mag, wo und wie er immer kann.

Die geschlossene Abteilung in der Hand ihres Führers ist das Wesen der Kavallerie. Das Signal „Sammeln" spielt deshalb bei ihren Uebungen eine solche Rolle, daß die Gäule sich von selbst nach dem Fleck, von wo sie es ertönen hören, in Karriere setzen. Ritter haben mit solchen Uebungen und Signalen nichts zu schaffen und die Trompete nichts mit ihnen.[3])

---

[1]) Meckel, Taktik I, 50.

[2]) „Der schwächste Augenblick der Kavallerie ist unmittelbar nach vollführter Attacke; derselbe kann nicht schnell genug beseitigt, die Ordnung, Ruhe, Geschlossenheit nicht rasch genug wieder hergestellt werden, um im Stande zu sein, allen Eventualitäten die Spitze zu bieten." Instruktionen des Generalmajors Carl von Schmidt, Berlin 18 6, p. 152.

[3]) Von Signalen im Gefecht erinnere ich mich in keiner mittelalterlichen Quelle etwas gelesen zu haben. Die Templer gaben die Signale im Lager mit einem Glockenzeichen. Vor der Schlacht bei Atharib befahl nach Gautier (Prutz S. 27) Fürst Roger, daß beim ersten Trompetenstoß sich alle rüsten (audito primo sonitu gracilis, das ist eine Art Trompete, greille) beim zweiten sich sammeln, beim dritten zum Gottesdienst erscheinen sollten. Als es nachher in die Schlacht geht

Frühere Untersuchungen, die sich mit dem Kriegswesen des Mittelalters beschäftigt haben, haben sich naturgemäß immer von einer gewissen Neigung lenken lassen, die Analogien zu modernen Erscheinungen aufzuspüren, um dadurch das Vergangene anschaulicher zu machen. Das Ergebnis unserer Untersuchung ist vor allem, die fundamentale Verschiedenheit des mittelalterlichen Kriegertums von allem modernen, und ebenso auch vom antiken, ins Licht zu stellen. Eine Ritterschar ist etwas schlechthin anderes, als eine Schwadron Kürassiere mit Lanzen. Machen wir uns noch einmal systematisch klar, weshalb die taktischen Begriffe, die wir in der Kriegsgeschichte des Altertums kennen gelernt haben, im Mittelalter nicht mehr erscheinen.

Die Kunst der antiken Feldherren zeigt sich, indem sie die besonderen Vorteile der Offensive und der Defensive, die besonderen Vorzüge jeder Waffe und die Besonderheiten der Bodengestaltung ausnutzen und zu ihren Gunsten zu wenden wissen, die Nachteile aber vermeiden.

Bei Marathon haben wir gesehen, wie der Feldherr das ganze Heer bis zu einem bestimmten Augenblick in der Defensive hält, später immer wieder, wie gewisse Teile des Heeres zur Defensive bestimmt werden, um dadurch für die Offensive an einem anderen Punkt einen Kraftüberschuß zu gewinnen. Für ein Ritterheer ist das nicht möglich, da Reiter keine Defensive haben, sondern nur offensiv agieren können.

Damit ist auch die taktische Verwendung des Terrains in den Hintergrund getreten. Ritterheere können nicht anders schlagen, als auf einem Blachfeld.[1] Anlehnung der Flügel kann wohl noch

---

(S. 29) rücken die Christen vor „gracilibus, tibiis, tubisque clangentibus.“ Auch Herzog Johann von Brabant befiehlt vor der Schlacht bei Worringen, daß die Posaunen blasen sollen nach der Manier, da man stürmt oder turnieren soll, um seinen Leuten Mut zu machen. Die „minstrere“ ließen das Blasen, als sie das herzogliche Banner sinken sahen, fingen aber wieder an, als es wieder aufgerichtet wurde. (Jan v. Heelu v. 5668, 5694, S. 211, 212). Köhler III, 2, 340 hat aus dieser Stelle geschlossen, daß es sich um einen allgemeinen Gebrauch handele und daß die Bläser in der Nähe des Banners gewesen seien, um, auch wenn Staub die Fahne umschleierte, den Ort zu bezeichnen, wo sie sich befand. Das ist in jeder Beziehung zu viel geschlossen. Ducange zitiert s. v. aus der Vita St. Pandulfi n. 15: „illam tubam, quam ad significandum proelium tubare significavi.“

[1] Heermann in seiner Schrift über die Gefechtsführung abendländischer Heere in der Epoche des ersten Kreuzzuges (S. 103) hat festgestellt, daß alle die zwölf Schlachtfelder auf diesem Gebiet, deren Terrainformen erkennbar sind (Dory-

unter gewissen Umständen eine Bedeutung haben, aber doch nur eine sehr geringe.[1]) Die Reiterschlacht wird schnell zum allgemeinen Gewühl, wo Flügel und Front gar keine Rolle mehr spielen. Nicht sowohl eine gute Anlehnung, als genügenden Raum für die Bewegung der Reiterscharen zu gewinnen, war Aufgabe der Führung.

Wohl unterstützen sich im Mittelalter und im Altertum die verschiedenen Waffengattungen gegenseitig, aber nur indem der Schütze, der Fußknecht, der leichte Reiter dem Ritter sekundiert; von einer Taktik der verbundenen Waffen kann man nicht sprechen, weil den drei Hilfswaffen die selbständige Bedeutung fehlt. Daß die Schützen oder Fußknechte nach Art einer Phalanx oder Legion einen feindlichen Ansturm aufhielten, um derweilen den Rittern eine umgehende Bewegung zu ermöglichen, davon kann keine Rede sein; dazu sind sie viel zu schwach.

Die taktische Aufgabe für ein Ritterheer ist also eine schlechthin andere als sie für ein griechisches oder römisches war. Die Verbindung der verschiedenen Waffen hat nicht den Zweck der Gegenseitigkeit, was erst die wahre Taktik der verbundenen Waffen macht, sondern alle andern Waffen dienen nur der einen, entscheidenden, den Rittern. Deren Bedürfnisse und Charakter allein bestimmen das Schlachtfeld und die Führung, und da diese keine Defensive haben und auch das Gelände nur in einer ganz einseitigen Weise benutzen können, so sind kunstvolle taktische Kombinationen nicht möglich.

Der Punkt, um den sich alles dreht und von dem aus alles anders orientiert wird, ist der geringe Wert der Fußknechte mit

---

läum, See von Antiochien, Antiochien, Askalon, Ramla (1101), Joppe, Ramla (1105), Sarmin, Mardy-Sefer, Atharib, Hab) Ebenen darstellen, und daß von Terrainschwierigkeiten, Kämpfen um Oertlichkeiten, Waldungen in allen Erzählungen der Quellen sich kaum je eine Spur findet.

Kaiser Leo, Taktik XVIII, 92 sagt, den Franken sei beim Reiterkampf koupiertes Terrain unangenehm, weil sie mit ihren Lanzen einen scharfen Choc zu machen pflegen. Dieser scharfe Choc ist natürlich nicht im modernen Sinne zu verstehen.

[1]) Namentlich gegenüber berittenen Bognern, also in den Kreuzzügen, kommt sie in Betracht. Heermann (S. 103) führt das auf die Taktik der Muslimen zurück, die mit ihrer großen Ueberlegenheit immer die Christen zu umgehen suchten. Diese große Ueberlegenheit der Ungläubigen ist als christliche Fabel auszuschalten; der Grund ist vielmehr in der verschiedenen Bewaffnung zu suchen.

der blanken Waffe. Rüstow hat das einst so begründet: das Fußvolk verfiel, weil es nicht angesehen war. Weshalb aber war es nicht angesehen? Bei den Römern galt einst der Legionar mehr als der Reiter. Gewiß kam das Fußvolk nur um so mehr herunter, nachdem es einmal seinen alten Rang verloren hatte und nun ihm weder besondere Sorgfalt zugewandt wurde, noch die Besten und Tüchtigsten sich hingezogen fühlten. Der entscheidende Grund für die Abwandlung aber ist der Verlust des taktischen Körpers. Der mittelalterliche Fußknecht ist nur er selbst, nicht das Glied einer fest zusammenhaltenden, disziplinierten Cohorte. Es ist deshalb eigentlich ungerecht, wenn man dem Fußvolk vorwirft, es habe nichts getaugt: es konnte garnicht mehr sein, als es war; man könnte beinah sagen: es sollte garnicht mehr sein, da ja die Ritter die Entscheidungswaffe sein sollten und wollten. Das Fußvolk, auch viel Fußvolk war deshalb keineswegs überflüssig, sondern nützlich und schwer entbehrlich als Ergänzung der Ritter, auch in der Schlacht selbst, und ganz notwendig und unentbehrlich außerhalb der Schlacht, im besonderen bei Belagerungen.

Besonders zusammengefaßt seien hier noch einmal die Einwirkungen, die die Kreuzzüge auf die Kriegsweise der abendländischen Ritter ausübten.

Das Erste ist, daß sie einer Waffe begegneten, die ihnen so gut wie neu war, den berittenen Bognern, und ferner mußten sie selber, bei der Unmöglichkeit der Beschaffung des Ersatzes von Ritterpferden, das Fußvolk in ganz anderer Weise für das Gefecht heranziehen, als es in der Heimat üblich und nötig gewesen war. Beides mußte weitwirkende Folgen nach sich ziehen. Die gegenseitige Unterstützung durch die verschiedenen Waffengattungen mußte sorgfältig studiert und ausgebildet werden, die Praxis des Mischkampfs wurde prinzipiell gepflegt, auch die Waffe der berittenen Bogner selbst suchte man sich anzugliedern; um sich gegen die plötzlichen Ueberfälle der Bogenreiter zu schützen, mußten die Kreuzfahrer auf ihre Marschordnung viel größere Sorgfalt verwenden, als sie wohl im Abendland üblich war. Mehrfach finden wir erwähnt, daß man in drei Kolonnen nebeneinander zog, um sofort nach allen Seiten zum Kampf bereit zu sein: ein Verfahren,

was natürlich nur in Gegenden, die dazu die nötige Wegsamkeit und Bewegungsfreiheit gewähren, möglich ist.[1])

Roßkampf und Fußkampf der Deutschen.

Ueber die Frage, ob und wie weit die deutschen Ritter vom neunten zum dreizehnten Jahrhundert zu Fuß oder zu Pferde kämpften, hat Baltzer S. 98 ff. eine Reihe von Zeugnissen gesammelt, die sich direkt widersprechen. Die Krieger König Arnulfs saßen ab 891, als sie die Normannen-Schanze erstürmten und 896, als sie die Mauern Roms erstiegen. Otto von Nordheim ließ einen Teil der sächsischen Ritter zu Fuß fechten in der Schlacht an der Elster, gegen Heinrich IV. 1080; dasselbe geschah in der Bleichfelder Schlacht 1086 und vor Damaskus unter Konrad III. 1147 „facti pedites, sicut mos est Teutonicis in summis necessitatibus bellica tractare negotia" sagt Wilhelm von Tyrus.[2]) In der Schlacht von Bouvines 1214 läßt Guilelmus Brito (Philippis X. v. 680) König Philipp August sagen: Teutonici pugnent pedites, tu, Gallice, semper eques pugna. Der Biograph Robert Guiscards sagt von den Deutschen, sie seien keine besonderen Reiter.[3]) Der Byzantiner Joh. Cinnamus rühmt ihnen nach, daß sie im Fußkampf den Franzosen überlegen seien. (Baltzer S. 47 Anm. 5.) Zuzufügen ist noch, daß auch Kaiser Leo (886 – 911) in seiner Taktik von den Franken sagt, daß sie den Fußkampf liebten wie den Reiterkampf.[4]) Von einzelnen Rittern wird öfter berichtet, daß sie, um zu kämpfen, namentlich in der äußersten Not, vom Pferde springen.

Umgekehrt rühmten sich die Deutschen (Liutpr. antap. I 21; III 34), daß sie bessere Reiter seien als die Italiener. Der Fuldaer Annalist sagt gerade bei der Gelegenheit der Normannenschlacht 891, daß die Franken eigentlich zu Pferde kämpften. Der byzantinische Kaiser Nicephorus soll zu Luitprand gesagt haben, daß die Deutschen weder zu Pferde noch zu Fuß tüchtig seien und der Böhme Cosmas (II, 10) sagt von den Deutschen

---

[1]) Heermann meint in seiner Einleitung, daß wir die ritterliche Kriegführung am besten und sichersten aus der ersten Zeit der Kreuzzüge kennen lernen können. In den späteren Zügen haben möglicherweise die Abendländer etwas von den Orientalen angenommen, ihre ersten Siege müssen sie mit ihrer mitgebrachten Taktik erfochten haben und über diese Ereignisse haben wir auch die breiteren Quellen-Erzählungen, die für die abendländischen Ereignisse viel dürftiger sind. So natürlich dieser Gedankengang erscheint, so ist er doch nicht richtig: die eigentümlichen neuen Kampfesbedingungen waren gleich von Anfang an da, schon bei Doryläum, und man mußte suchen, sich ihnen anzupassen

[2]) Buch XVII cap. 4. Ausg. v. Basel (1549) S. 397.

[3]) SS IX, 257. Gesta Rob. Wiscardi II, 154.

[4]) Leo, Taktik XVIII, 84 „Χαίρουσι δὲ μᾶλλον τῇ πεζομαχίᾳ καὶ ταῖς μετὰ ἐλασίας καταδρομαῖς." Das „μᾶλλον" heißt nicht mehr, sondern „sehr". Ich möchte die Stelle übersetzen: „sie pflegen ebensowohl den Fußkampf, wie den Ansturm zu Pferde."

direkt, daß sie des Fußkampfes nicht gewohnt seien. An einer anderen Stelle (S. 3) glaubt Baltzer aus Thietmar von Merseburg (976—1019) herauszulesen, daß diesem die Beteiligung von Fußvolk am Kriege als etwas Ungewöhnliches erschienen sei.

Baltzer wägt die Zeugnisse gegen einander ab und kommt zu dem Schluß, daß die Deutschen, auch nachdem längst der Reiterdienst bei ihnen üblich geworden, doch noch nicht völlig mit ihm vertraut gewesen seien. Es sei mit ihren kavalleristischen Leistungen nicht glänzend bestellt gewesen.

Dieser Schluß ist sachlich wie quellenkritisch zu verwerfen. Die Germanen sind schon zu Cäsars Zeiten vortreffliche Reiter gewesen und im Besonderen die Sachsen haben sich schon gegen Karl den Großen zu Pferde geschlagen. Auch die Friesen werden schon in einem karolingischen Kapitular (oben S. 29) als Reiter genannt. Es ist völlig ausgeschlossen, daß in einem Volk, in dem die Kunst des Reitens von je heimisch gewesen war und in dem ein sich stetig übender Ritterstand existierte, die Geschicklichkeit des Kampfes zu Pferde nicht auf der Höhe gewesen sei. Baltzer meint, der Reiter, der sich zu Roß ganz in seinem Element fühlt, wird nur da, wo es ganz unumgänglich ist und je bedenklicher die Lage, desto schwerer sich dazu entschließen, abzusitzen und zu Fuß zu kämpfen. Das kann man durchaus nicht so im allgemeinen sagen. Die Ueberlegenheit des Reiters macht sich hauptsächlich in der Menge geltend; hundert Ritter zu Pferde sind unzweifelhaft sehr viel mehr als hundert Streiter zu Fuß auf ebenem Felde: ein großer Teil der Fußgänger wird sofort überritten werden. 100 Reiter sind so viel wert wie 1000 Mann zu Fuß, soll der Führer der Franzosen, der Graf von Artois, vor der Schlacht bei Courtray gesagt haben.[1]) Im Einzelkampf jedoch mag ein gewandter Fußgänger es ganz wohl mit einem Reiter aufnehmen und daß Reiter im Kampf absteigen, wird, so merkwürdig es uns erscheint, in der Geschichte des Kriegswesens vielfältig z. B. auch bei den Kosacken[2]) und auch im Altertum[3]) berichtet. Ist man vielleicht bei den Römern, von denen es unendlich oft erzählt wird, noch geneigt, das durch einen Mangel an Reitkunst zu erklären, so ist die Erklärung doch nicht quellenmäßig begründet und sie muß völlig versagen, wenn wir, ganz umgekehrt, bei Polybius (III, 115) lesen, daß die Reiter Hannibals, deren kavalleristische Qualität keinem Zweifel unterliegen kann, in der Schlacht bei Cannä im Reitergefecht von den

---

[1]) Guiart oben S. 275.

[2]) Im 7. u. 8. Beih. z. Mil. Woch. Blatt 1894 ist ein Tagebuch d. Hauptmann v. Linsingen aus dem Jahre 1812 mitgeteilt, wo es S. 277 heißt, als Kosacken eine isolierte Kompagnie attackiert haben: „Merkwürdig war, daß bei diesem Nahkampf die meisten Kosacken von den Pferden sprangen und zu Fuß kämpften" — und zwar mit ihren Lanzen!

[3]) Fröhlich, Beitr. z. Gesch. d. Kriegführung der Römer (1886) S. 60 hat dazu aus Livius elf Stellen gesammelt. Ich füge noch hinzu Polyb. XI, 21, wo allerdings die Lesart zweifelhaft ist, und Polyb. Fragm. 125 (Dindorf), wo das Abspringen der R iter zum Kampf von den Keltiberern berichtet wird

Pferden sprangen und in dieser Barbarenart, wie Polybius sagt, statt regelmäßige Attacken zu machen, die Römer überwanden. Dasselbe berichtet Cäsar mehrfach (B. G. IV, 2. u. 12) von den als besonders tüchtige Reiter gerühmten Germanen, und es geschieht auch in der Sachsen-Schlacht im Nibelungliede (Str. 212).

Vollends ein Mann, der sich als verloren ansieht, nicht mehr fliehen will oder kann und nur noch bis zum Aeußersten fechtend zu sterben trachtet, springt zu dem Zweck gern vom Pferde und kämpft zu Fuß. Denn wenn er zu Pferde bleibt, kann er durch Verwundung des Rosses zu Fall gebracht und wehrlos gemacht werden, zu Fuß ist er nur von sich selbst abhängig. Die positivste aller Aussagen über unsere Zeit ist die der Annalen von Fulda über die Normannenschlacht. „Francis pedetemptim certare inusitatum est.“ Baltzer sucht sie auf die Weise zu beseitigen, daß er meint, die Bemerkung gelte vielleicht nur für die Franken im engeren Sinne oder die Lothringer. Dieser Einwand ist durchaus willkürlich, denn der Verfasser spricht nicht von den Lothringern, sondern von den Franken, und warum in aller Welt sollen gerade die Lothringer besonders gut geritten haben?[1]) Durch solche Einschränkungen kann man natürlich jede Aussage in ihr Gegenteil verkehren. Trotzdem habe ich nichts dagegen: man muß sie nur auf alle solche Aussagen anwenden und erkennt dann, daß sie allesamt unzuverlässig sind. Bei jeder einzelnen ist es möglich, daß irgend eine uns nicht mehr erkennbare Tendenz, ein Irrtum, eine bloße Laune zu einem ganz falschen Urteil geführt hat. Daher die Erscheinung, daß man Zeugnisse von gleich guter äußerer Beglaubigung zusammenbringt, die sich schnurstracks widersprechen. Mit der bloßen Quellen-Kritik ist hier nicht durchzukommen. Die Sachkritik, die die Perioden im Großen ins Auge faßt, muß hinzukommen. Wie gefährlich es ist, auf vereinzelte Aussagen zu bauen, hat uns in concreto das Kapitel über den Ursprung des Lehnswesens gelehrt: auf einige solche vereinzelte Notizen hin hatte man sich die Ansicht gebildet, daß die Franken in der Völkerwanderung noch bloße Fußkämpfer gewesen seien, und hat sich dadurch in einer so kardinalen Frage, wie der Genesis des Feudalstaats auf eine falsche Fährte locken lassen.

Nicht auf Grund einzelner Zeugnisse also, die durchweg unzuverlässig sind und sich untereinander widersprechen, sondern auf Grund der kritischen Prüfung und Abwägung der Einzelzeugnisse in Zusammenstellung und Vergleichung mit dem gesamten Entwickelungsgang des Kriegswesens ergibt sich der Schluß, daß von der Völkerwanderung an bei den sämtlichen germanischen Völkerschaften die Kunst des Roßkampfes gepflegt war und sehr hoch stand. Allein bei den Angelsachsen scheint wirklich der Roßkampf niemals ausgebildet worden zu sein, was vielleicht damit zusammenhängt,

[1]) Die Stellen, die Baltzer S. 99 Anmk. 11 dafür anführt, haben m. E. gar keine Beweiskraft.

daß sie sehr wenige oder keine Pferde mit über das Meer gebracht hatten und ein eigentlicher Kriegerstand bei ihnen ja nur in sehr beschränktem Umfange zur Entwickelung kam. Der wirkliche Ritter aber, der auf dem Festlande ausgebildet und von da durch die Normannen auch nach England überführt worden ist, ist sowohl Kämpfer zu Fuß wie zu Pferde, und wenn er zu Fuß kämpft, so ist das in keiner Weise ein Zeichen, daß er des Roßkampfes nicht genügend kundig sei. Von jedem echten Ritter muß gelten, was Widukind (III, 44) von Herzog Konrad dem Roten rühmt „dum eques et dum pedes iret in hostem, bellator intolerabilis.“

Ritter und Knechte.

Daß und wie sich der Ritterstand im engeren Sinne als niederer Adelstand aus dem älteren allgemeinen Kriegerstande abschichtete, liegt wohl ziemlich deutlich vor Augen. Schwieriger ist es, sich klar zu machen, wie das untere, nicht rittermäßige Kriegertum zusammengesetzt war, sich gestaltete und fortbildete, namentlich das Fußvolk. Hier wird der Forschung noch manches zu tun bleiben. Im Besonderen fragt sich, inwiefern und seit wann und in welcher Art die Begleiter der Ritter zu Pferde und zu Fuß Kombattanten waren oder geworden sind.

Baltzer p. 78 f. meint, daß bis ins 11. Jahrhundert die Ritter meist noch keine Knappen oder Schildträger bei sich gehabt, da sie z. B. wie mehrfach erwähnt wird, selber auf Fouragierung ausgehen. Ich möchte die Beobachtung etwas anders fassen. Von der Völkerwanderung an sind ja selbst die Vornehmsten im Heere nicht bloße Führer, sondern auch Kämpfer. Von den Königen und Herzogen an abwärts bis zur Masse der Reiter gibt es Zwischenstufen und Uebergänge. Die Gewohnheit, einen Burschen bei sich zu haben, ging gewiß schon früh bis in die gemeinen Reiter herunter. Darum aber waren sie doch Gemeine, die auch selber aufs Futterholen ausgingen, und häufig hatten sie auch keinen Burschen oder hatten ihn beim Troß, wo er Packpferde führte oder Wagen lenkte. Die Männer vom Ritterstand aber, der sich allmählich oben abschichtete, hatten natürlich zum allerwenigsten einen Waffen- oder Schildträger und meist noch außerdem mehrere Knechte um sich.

Baltzer stellt denn auch fest, wie von der Mitte des 11. Jahrhunderts an die Zahl der Knappen zunimmt; sie waren oft beritten, bewaffnet aber nur für den Notfall und wurden auch nur zu sekundären militärischen Fällen oder ausnahmsweise im Gefecht verwendet.

Köhlers Ansicht über die Bildung der Waffengattungen im Mittelalter und ihr Verhältnis zu einander ist schwer festzustellen, da der Autor sich an verschiedenen Stellen seines Werkes widerspricht. Fest steht bei ihm, daß das Gefolge des Ritters ursprünglich unbewaffnet und unberitten ist und den Ritter nicht ins Gefecht begleitet. Von Anbeginn der Periode an jedoch, die er behandelt, soll neben den Rittern als besondere Waffen-

gattung eine leichte Reiterei existiert haben. Vom 11. Jahrhundert an soll auch Fußvolk zeitweilig eine wesentliche Rolle gespielt haben und zwar wird sowohl von Fußknechten, die den Rittern ins Gefecht folgten, wie von selbständigem Fußvolk gesprochen Die Gleve oder Lanze, d. h. die prinzipielle Zuordnung der Hilfswaffen zu dem einzelnen Ritter, soll erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts formiert worden sein.

Ich stimme Köhler darin zu, daß die Begleitung des Ritters ihm ursprünglich nicht ins Gefecht folgte,[1]) wenn auch wohl jeder Mann irgend eine Art Waffe hatte;[2]) ob einer der Begleiter einmal einen Klepper hatte oder nicht, war zufällig und hatte weder für den Kriegszweck noch für die Heeresbewegung Bedeutung. Köhler hat nicht genügend auseinander gehalten die beiden Fragen, ob der Ritter einen berittenen Knecht hatte und ob der berittene Knecht ihm ins Gefecht zu folgen pflegte. Die erste Frage ist unzweifelhaft zu bejahen: im 12. Jahrhundert erscheinen berittene und bewaffnete Leute im Gefolge des Ritters. Der Mann, den Barbarossa vor Tortona (1155) zum Ritter schlagen wollte, und der diese Ehre ablehnte, wird strator genannt, d. h. er war Reitknecht[3]) und war beritten, denn er trug „ein Beil, wie es diese Art Leut am Sattel zu haben pflegen.“[4]) Im Jahre 1158 überfallen die Brescianer böhmische scutiferi und nehmen ihnen die Pferde weg.[5]) Waren also diese „scutiferi“ beritten, so werden es auch die „milites et scutiferi“ gewesen sei, die in demselben Feldzug im Lande umherziehen und Burgen und Ortschaften erobern, zerstören und verbrennen.[6]). Urkundlich wird bezeugt ein „servus equitans“ im sog. Ahrer Dienstrecht[7]), und Köhlers Versuch (III, 1 p. XVII) das Zeugnis wegzudeuten ist so gekünstelt, daß er mir nicht widerlegenswert erscheint. Richtig hingegen erscheint mir die Textverbesserung, die Köhler in dem Weißenburger Dienstrecht v. Jahre 1029[8]) vornimmt, sodaß dieses Zeugnis fortfällt.

Im Jahre 1240 aber befiehlt Kaiser Friedrich II., daß 20 Ritter, 20 Schützen und 20 Knechte, alle beritten, nach Sardinien gehen sollen.

Annal. Jan. SS. XVIII, 158 ist im Vertrag des Grafen v. Savoyen mit Genua mitgeteilt: der Graf soll monatlich 16 Pfund erhalten „pro

---

[1]) Auch Heermann S. 101 hat das für die Zeit des ersten Kreuzzuges nachgewiesen.

[2]) Köhler III, 2, 39 u. 83 führt Stellen an, wonach armigeri u. garciones mit Waffen versehen werden, und schließt daraus daß sie generell unbewaffnet waren. Das ist zu viel geschlossen, es sind zweifellos nur die schweren Schutzwaffen gemeint, die sie nicht gehabt hatten und mit denen sie versehen wurden.

[3]) rex Chonradus . . . papae . . . stratoris officium exhibuit. Bernold 1095. cit. Waitz VI, 194.

[4]) Otto v. Freising Gesta Fried. II cap. 18.

[5]) Otto Morena M. G. SS. XVIII, 603.

[6]) Otto Morena p 606, Otto von Freisingen SS, XX, 398.

[7]) Lacomblet, Urkundenbuch IV, 792.

[8]) Gedr. bei Giesebrecht. D. Kaiserzeit II, 686.

milite cum donzello armatis et duobus scutiferis". Ferner war der edle Herr Lotharingus von Brescia in dem Heer „cum militibus 50, quorum quisque erat cum duobus equis et cum tribus scutiferis et donzellis bene armatis". Ferner war da ein anderer „cum saumerio et duobus scutiferis". Köhler III, 2, 87 übersetzt den „donzellus" mit Edelknecht, die „scutiferi" gibt er als „andere Knechte, wahrscheinlich jüngere Söhne aus ritterbürtigen Familien". Das ist offenbar ganz willkürlich; möglich aber ist, daß die Pferde alle für den Ritter waren und die Knechte im Gefecht zu Fuß.

1239 wird ein Vertrag zwischen dem Papst und Venedig geschlossen, wonach dieses stellen soll „300 milites et pro quolibet milite dextrarium unum, roncinos duos, scutiferos tres cum armis". Köhler I p. X nimmt an, die 3 Pferde seien für den Ritter, die scutiferi zu Fuß. Das wird wohl richtig sein; sonst hätten es wenigstens 4 Pferde sein müssen.

Ist somit der berittene und bewaffnete Knecht im 12. u. 13. Jahrhundert dargetan, so folgt daraus noch nicht, daß er dem Herrn beritten ins Gefecht folgte, namentlich nicht in die eigentliche Schlacht, und ich möchte deshalb Köhler wenigstens nicht widersprechen, daß das erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts Sitte geworden ist.

Neben der Frage der berittenen Diener erhebt sich die der selbständigen leichten Reiter.

Daß die Krieger sich von je her durch Bewaffnung wie durch Rang unterschieden, ist zweifellos, aber die Verschiedenheiten sind nicht derart und nicht so groß, um verschiedene, getrennte Waffengattungen zu konstituieren. Wäre das der Fall, so müßte die Unterscheidung in den vielen Gefechtserzählungen viel stärker hervortreten.

Köhler will hier allenthalben Dinge scharf von einander sondern, die in der Wirklichkeit garnicht so scharf geschieden waren; dadurch gerät er in fortwährende Widersprüche mit sich selbst und verteidigt mit Heftigkeit Behauptungen, die gar keine wesentliche Bedeutung haben, und statt durch die scharfen Distinktionen zu größerer Klarheit zu kommen, weiß man schließlich garnicht mehr, was er eigentlich meint.

Die Hauptstellen, auf die es ankommt, dürften folgende sein.

Bd. II S. 14 wird gesagt, daß im 12. Jahrhundert die Diener des Ritters unbewaffnet und unberitten gewesen seien. Ebenso III, 2, 83.

III, 2, 87 lesen wir, daß im 13. Jahrhundert die Sitte entstanden sei, daß die Edelknechte (Knappen, scutiferi, armigeri) zu Fuß den Rittern ins Gefecht folgten.

III, 3, 249 aber wird gesagt, daß im 12. Jahrhundert die Sitte entstanden sei, die Mannschaft (zu Fuß) im Gefolge des Ritters zu bewaffnen und mit ins Gefecht zu nehmen.

Bd. I S. IX hören wir, daß die Gleve (oder Lanze), bestehend aus dem Ritter und zwei leichten Reitern in seinem Gefolge, erst 1364 in Frankreich und 1365 in Deutschland eingeführt worden sei. Ebenso

Götting. Gel.-Anz. 1883 S. 412. Vgl. auch III, 2, 89, wo ausdrücklich betont wird, daß bis zur Einführung der Gleve der Ritter ein berittenes Gefolge nicht gehabt habe.

II, 14 aber steht, daß seit 1240 von den beiden Dienern des Ritters, die schon vorher bewaffnet waren, der eine beritten gemacht wurde. Wenn hinzugefügt wird, daß die beiden Diener nicht Kombattanten gewesen seien, so wird dadurch zwar der direkte Widerspruch gegen die vorher zitierten Stellen vermieden, aber man fragt, wozu denn diese Diener (von denen ausdrücklich gesagt wird, daß sie im 12. Jahrhundert noch unbewaffnet gewesen seien) im 13. mit Waffen versehen worden sind?

Bd. I S. IX u. III, 2, 24 hören wir, daß die leichten Reiter gewöhnlich das erste Treffen bildeten.

III, 2, 75 aber heißt es: „Die Reiter des Mittelalters kämpfen in enggeschlossenen Haufen, die von den Leichtbewaffneten gebildet wurden und in denen die Ritter nur den Spitz und das letzte Glied, wenn ihre Zahl ausreichte, auch die äußeren Rotten bildeten, die also den Haufen der leichten Reiter umschlossen . . . . Erst im 15. Jahrhundert entwickelte sich bei den Franzosen die Stellung en haye, gebildet aus den Schwergewaffneten, hinter denen die leichtbewaffneten Reiter stehen." In Deutschland sei diese Stellung nie heimisch geworden, sondern der geschlossene Haufe geblieben.

Vgl. ferner I, 193 Anmkg.

Bd. II Vorbem. p. VI spricht Köhler von den wirksamen Aufgeboten des Fußvolks und seinem Einfluß auf die Schlachtordnung, das sich seit Senlac (1066) in ununterbrochener Reihenfolge erkennen lasse. Besonders wird das sächsische Fußvolk des 11., die Brabanzonen des 12., das Fußvolk der deutschen Städte des 13. Jahrhunderts hervorgehoben.

Nach Bd. III, 3, 248 ist die Blüte des Fußvolks im Abendland nur kurz, Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts und datiert erst von den Erfahrungen des dritten Kreuzzuges. Die Deutschen hätten sogar erst die Erfahrungen von 1197 durchmachen müssen, um sich ebenfalls dazu zu bequemen. In diesem Entstehen des Fußvolks will Köhler an dieser Stelle den wichtigsten Einfluß sehen, den die Kreuzzüge auf das Kriegswesen des Abendlandes ausgeübt haben.

Nach S. 274 hat es vorher im Abendland nur einige Spuren vom Fußvolk gegeben. S. 378 sind wenigstens die Normannen vorbehalten. Die Brabanzonen des 12. Jahrhunderts, deren Bedeutung sonst stark hervorgehoben wird, sind an diesen Stellen dem Verf. offenbar entschwunden.

S. 309 ist es nicht der dritte Kreuzzug, sondern es sind die Kreuzzüge überhaupt, in denen sich die Taktik mit Fußvolk entwickelt hat; die Schlachten des ersten Kreuzzuges bei Antiochien und Askalon werden genannt als Muster, nach denen sich das Abendland gebildet hat.

S. 307 hat die Bedeutung des Fußvolks zu Anfang des 13. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht (Ende des 12., wie wir

oben gesehen haben, nach dem 3. Kreuzzug hat es erst angefangen) und sich seitdem allmählich verringert.

Nach S. 272 war auch in den Kriegen Friedrich II. die Reiterei von der Mitwirkung des Fußvolkes abhängig.

I, 219 hören wir, daß das Fußvolk Friedrichs II., die Sarazenen, bei Cortenuova auf den beiden Flügeln gestanden habe, „wie es in Italien noch lange nachher der Fall war.“

III, 3, S. 275 aber heißt es schon, daß es im 13. Jahrh. an einer organischen Verbindung mit der Reiterei gefehlt habe, und daß deshalb z. B. auch Cortenuova, die Hauptschlacht Friedrichs II. (1237), als Reiterschlacht anzusehen sei. S. 334 hören wir, daß Friedrich II. das Fußvolk durch seine Verachtung zu einer kümmerlichen Rolle herabsinken ließ.

In Deutschland hat nach S. 308 das Fußvolk nur kurze Zeit, zu Anfang des 13. Jahrh., eine Rolle gespielt, in Frankreich noch weniger. Vom deutschen Fußvolk und den Brabanzonen hört man nach S. 309 im Laufe des 13. Jahrh. nichts mehr; nur vom Fußvolk der Städte sei noch die Rede.

S. 378 aber haben die Kommunaltruppen niemals die Rolle einer „infanterie de ligne“ gespielt.

Nach III, 2, 145 und III, 3, 308 beginnt die kläglichste Zeit für das Fußvolk um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Der Reiterdienst herrscht ausschließlich in Italien.

Nach III, 3, 275 tritt dagegen das Fußvolk im 14. Jahrhundert selbständig auf.

S. 310 hören wir, daß nicht die Schußwaffe, sondern nur der Spieß dem Fußvolk eine selbständige Stellung geben konnte; dieser aber sei erst mit den Schweizern zur Geltung gekommen und habe sich erst in den Burgunderkriegen in seiner ganzen Wichtigkeit gezeigt, also Ende des 15. Jahrhunderts.

S. 329, 334 und 377 sollen wieder die Schlacht bei Certomondo (1289) und andere Gefechte der Zeit von der höchsten Bedeutung für die Geschichte des Fußvolks, ja „epochemachend“ dafür sein.

S. 320 wird zugestanden, daß die Leistungen des Fußvolks nicht so erheblich gewesen seien, um sich dauernd in Achtung zu behaupten. Bd. I, S. 429 aber hören wir, daß Kaiser Friedrich II. auf die Idee eines Fußvolks, wie es bereits vorher bestanden hatte, nicht gekommen sei, weil er in den Anschauungen seiner Zeit lebte. „Es war der ritterliche Ehrgeiz, der keinen anderen Krieger neben sich duldete.“ Diese Exklusivität des Rittertums habe die traurigsten Folgen gehabt. Ebenso ist es III, 2, 327 u. III, 3, S. 307. 316 - 18 der Standesgeist der Ritter, 2, 310 sogar die Entartung des Rittertums, wodurch das Fußvolk unterdrückt wird.

Nachweislich falsch ist in diesen Sätzen vor allem, daß es ursprünglich eine selbständige leichte Reiterei neben den Rittern gegeben habe. Solche leichten Reiter als selbständige Waffengattung sind nirgends in den Quellen

der älteren Zeit aufzufinden. Die Stellen, die Köhler dafür anführt (III, 2, 11 und III, 2, 29), haben keine Beweiskraft.

Ann. Altah. z. J. 1042 (SS XX, 797) ist von Rittern und Knechten die Rede, aber nichts läßt sie als getrennte Waffengattungen erscheinen.

Chron. monast. Casinensis SS VII, 818 wird von einem Gefecht Heinrichs des Stolzen bei Benevent i. J. 1137 erzählt: „Set cum scutiferi ducis in prima acie terga vertissent, dux eventum fortunae alteratum perpendens, praecepit militibus ut fluvium transvadentes montem in quo civitas sita erat ascenderent et ab Aurea porta civitatem invaderent.“

Köhler will hier in den „scutiferi“ die leichten Reiter sehen, die das erste Treffen bildeten. Das ist offenbar unmöglich. Ein „erstes Treffen“ setzt ein zweites voraus, das ihm folgt. Dieses zweite Treffen kann aber nicht, wenn das erste in voller Flucht ist, ganz unberührt davon eine Bewegung anders wohin machen. Sollte der Ausdruck „scutiferi“ hier überhaupt eine besondere Truppe bedeuten, so doch „acies“ gewiß nicht „Treffen“, sondern höchstens „Schlachthaufe“. Das ist aber sehr unwahrscheinlich, da wir von einer derartigen Trennung der Reiter nach Waffengattungen, wenn sie in das mittelalterliche Kriegswesen gepaßt hätte, viel öfter hören müßten. Vielmehr wird die wahrscheinlichste Auslegung dieser Stelle die sein, daß „acies“ „Gefecht“ bedeutet: die Schildknappen waren zum Zweck des Fouragierens abgeschickt, wurden überfallen und geschlagen (wobei man „in prima acie“ sowohl „in einem ersten Zusammentreffen“, wie „im Beginn des Gefechts“ übersetzen kann), und darauf ließ der Herzog die Stadt durch die Ritter von einer anderen Seite erstürmen.

Noch weniger ist gesagt, daß „expeditissimi equites“, die zu einer Verfolgung abgeschickt werden, eine besondere Waffengattung darstellen.

In der Chronik von Moyenmoutier aus dem 11. Jahrhundert (SS IV, 59) ist unterschieden zwischen der Schar der loricati (30), die der Abt zu stellen hat, und den clypeati. (Vgl. Waitz VIII, 116). Köhler III, 2, 31 Anmkg. stimmt Baltzer zu, daß die loricati und clypeati als getrennte Corps behandelt seien. Das ist aber aus dem Wortlaut der Quelle nicht zu entnehmen.

Ebensowenig ist auf getrennte Reiterkorps zu schließen aus Ann. Colm. maj. SS. XVII, 209 z. J. 1282, wo es von Italiener heißt „occiderunt de inimicis suis 1300 clipeatos, praeter alios qui armis gravibus utebantur.“ Vielleicht sind diese „clipeati“ Fußvolk.

Eine livländische Urkunde v. J. 1261 (zit. Köhler III, 2, 45) setzt fest, daß der Ritter 60, der probus famulus 40, der servus cum equo et plata 10 Hufen haben sollen. Wieder haben wir die verschiedenen Waffenarten, aber es folgt daraus nicht, daß sie verschiedene Corps bildeten.

An vier Stellen (I, 175. 219. II, 15. 17) spricht Köhler von „leichten Waffen auf verdeckten Pferden“. Das ist eine offenbare Un-

möglichkeit. Alle vier Stellen gehen zurück auf die preußische Ordensurkunde v. J. 1285 (Cod. Warm. I S. 122; zit. Köhler II, 15 Anmkg. 3) „sepedicti teodales et eorum heredes in dextrariis faleratis et armis levibus erunt obligati deservire". Diese Urkunde wird so auszulegen sein, daß die leichten Waffen neben dem verdeckten Roß zu stellen sind.

Im engen Zusammenhang mit den vorstehenden Darlegungen stehen die an verschiedensten Stellen des Köhlerschen Werkes immer wieder aufgenommenen Untersuchungen über die Bedeutung der Worte scutarius, scutifer, armiger. Scutifer und armiger sollen im wesentlichen, wie es scheint, identisch sein,[1] scutifer und scutarius aber scharf unterschieden werden (III, 2, 37, Anmkg.).

Die scutarii sind nach II p. XI die Mannschaft im Gefolge des Ritters, so weit sie über den Troßknechten (lixae) stehen. Die scutarii sind also „die Mannschaft, welche der Ritter zu seiner Bedienung mit sich führt". III, 2, 86. Mit scutarius gleichbedeutend sind die Ausdrücke donzellus, damoiseau, valetus, servus, serviens; auch der garcio und der bubulcus sind scutarii.

Der scutifer und armiger ist ein Edelknecht oder Ritterlehrling und gehört also mit in den weiteren Begriff der scutarii. (III, 2, 86.)

Scutifer bedeutet aber auch den ausgelernten Ritterbürtigen, der noch kein Lehen hat und den Schwergewaffneten (Sergeanten?) im Besitz eines Lehens (III, 2, 19), schließlich auch den leichten Reiter unfreien Standes (III, 2, 31, vgl. III, 2, 24).

Man sieht, der Versuch scutarius und scutifer zu unterscheiden, ist Köhler selbst unter den Händen zerflossen.

Auch was Köhler über das Fußvolk und seine Entwickelung sagt, ist ja so voller Widersprüche, daß es sich selbst aufhebt. Am treffendsten dürfte die Stelle sein, wo es heißt:

(III, 3, 306.) „Das Fußvolk, wo es in der Ritterzeit überhaupt in der Verbindung mit Reiterei auftritt, ist nur eine Hilfswaffe, und daher in dieser Zeit überhaupt keine Waffe im heutigen Sinne."

Ich fasse noch einmal zusammen, daß trotz der tatsächlichen Verschiedenheiten in der Schwere und Güte der Waffen und der noch größeren Verschiedenheiten in der persönlichen Vornehmheit der Krieger doch bis ins 12. Jahrhundert das Kriegertum prinzipiell eine Einheit bildete; erst im 12. Jahrhundert differenzieren sich wirkliche Waffengattungen. Das ganz schwere Rittertum schichtet sich nach oben als der Ritterstand in engerem Sinne ab; neue kriegerisch nicht so hoch potenzierte Elemente treten in das Kriegertum ein, aber wesentlich nur als Fußvolk. Die Begleiter des Ritters, die bisher Nicht-Kombattanten waren, nehmen allmählich mehr Kombattanten-

[1] III, 2, 50. Freilich Bd. II p. XI werden sie doch wieder von einander unterschieden.

Charakter und folgen auch je nach Umständen ihrem Herrn ins Gefecht. Für die Zahlenberechnungen folgt daraus, daß bis zum 11. Jahrhundert milites und Kombattanten identisch sind; vom 12. Jahrhundert an muß man vorsichtiger sein und kann oft mit den einfachen glatten Kombattanten-Zahlen nicht auskommen, weil die Grenze zwischen Kombattanten und Nicht-Kombattanten flüssig ist.

Von wann an der Begriff der Gleve als eines schweren Reiters mit mehreren Nebenkämpfern sich gebildet hat, wage ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Der Name mag, wie Köhler will, nicht älter als 1364 sein, die Sache aber geht doch wenigstens bis ins 12. Jahrhundert zurück. Jähns, Gesch. d. Kriegsw. I, 295 sieht sie von Anfang an als das Charakteristikum der Feudalheere an und nennt die Kombination eines Ritters mit einem Schützen, die in den Kreuzzügen aufgekommen sei, eine „doppelte Gleve". Es gibt jedoch keine Quellen dafür.

Der Unterschied zwischen den verschiedenen Pferden des Ritters, dem dextrarius und dem roncinus wird nicht als ein absoluter zu fassen sein. Auch der dextrarius kann einmal von dem Knappen geritten werden oder das Gepäck tragen. Die Hauptsache ist, daß der Ritter stets ein frisches Pferd zur Verfügung hat. Hat er drei Pferde, von denen er selbst das eine benutzt hat, der Knappe das zweite, das dritte als Packpferd gedient hat, so ist dies letzte, da das Gepäck gewöhnlich viel leichter ist als ein Reiter, das frische Pferd.

Drittes Kapitel.

Söldner.

Wir haben es als einen Irrtum erkannt, daß jemals ein einzelner Mann auf eigene Kosten in den Krieg gezogen sei; das ist nur möglich auf ganz kurze Entfernungen und auf ganz kurze Zeit, bei Nachbarfehden, aber nicht in den Kriegen der Großstaaten, von denen wir handeln. Von Chlodwig an müssen die Krieger, die ins Feld zogen, von einer größeren Organisation oder einem größeren Herren ausgerüstet und unterhalten worden sein. Der Herr, der vornehmlich in dieser Art Kriegszüge organisierte, ist der Graf, und ob der Graf nun die Krieger, die er hinausführte, aus seinen belehnten oder nicht belehnten Vasallen und ererbten Kriegsknechten auswählte oder zugereiste fahrende Ritter und Kriegsgesellen, die ihm brauchbar schienen, hinzunahm, machte für die Leistung keinen bemerkbaren Unterschied. Auch den eigenen Leuten mußte wohl der Herr von je neben der Verpflegung auch etwas an barem Gelde geben, vom 12. Jahrhundert an sogar ziemlich viel; wir haben oben einige Beispiele angeführt (S. 103) wie viel die Ministerialen für eine Romfahrt erhielten. Der Uebergang von einem Vasallen- und Ministerialen-Aufgebot zu einer Söldnertruppe war also praktisch viel leichter, als es nach dem begrifflichen Gegensatz scheinen möchte. Bis auf einen gewissen Grad ist vermutlich von je beides nebeneinander hergegangen. Von einem venetianischen Dogen Vitalis oder Urseolo wird schon im 10. Jahrhundert erzählt, er habe in Longobardien und Tuscien Söldner angeworben, und sei deshalb von den Bürgern Venedigs umgebracht worden.[1])

[1]) Petrus Damiani, Vita Romualdi SS. IV p. 848 (geschrieben ca. 1040).

Graf Fulco von Anjou schickte i. J. 992 ein Heer, „sowohl von den Seinen als von Söldnern“ gegen den Herzog Conan von Bretagne.[1]) Zur Zeit Kaiser Heinrichs III. warb Papst Leo IX in Deutschland Truppen gegen die Normannen in Unteritalien.[2]) Das Heer, mit dem der Eroberer im Jahre 1066 nach England hinüberging, bestand zum größten Teil aus Söldnern, und wir haben gesehen, wie schnell sich die Elemente der Feudal-Verfassung, die ja nur teilweise von den Normannen nach England übertragen wurde, dort vollständig in Söldnertum umsetzten. Bald finden wir dieselbe Erscheinung auf dem Kontinent. Schon in den Kriegen Heinrichs IV. spielt das Geld eine erhebliche Rolle: die Subsidien, die der Kaiser in Konstantinopel dem deutschen Kaiser zahlte, damit er ihm den Normannen Robert Guiscard vom Halse halte, benutzte dieser für seine eigenen Kriegszwecke: auch hören wir öfter, daß der König Geld lieh und seine Städte ihm Steuern zahlten. Unter seinem Sohne Heinrich V. hören wir zum erstenmal das Wort von dem unersättlichen Schlunde des königlichen Fiskus (regalis fisci os insatiabile).[3]) Der Herzog von Lothringen schickte im Jahre 1106 den Kölnern Gelduni zu Hilfe[4]) und unter Friedrich Barbarossa sind die Brabanzonen ein sehr wesentlicher Teil seiner Streitmacht. Das Heer, das der Erzbischof Christian von Mainz im Jahre 1171 über die Alpen führte, bestand zumeist aus ihnen. Gegen den Kaiser warben im Jahre 1158 die Genuesen Schützen, und Byzanz wirbt in Italien nach des Deutschen Ragewin Ausdruck (B.IV.p.20) „milites qui solidarii vocantur“. Es sind nicht bloß vorwiegend germanische Landschaften, aus denen diese Söldner kommen, sondern es werden auch noch im besonderen Aragonesen, Navarresen und Basken genannt. Sie werden auch coterelli, ruptuarii, triaverdini, stipendiarii, vastatores, gualdana (gelduni), berroerii, mainardieri, forusciti, banditi, banderii, ribaldi, satellites[5]) genannt.

---

[1]) Rich. IV cap. 82 „exercitum tam de suis, quam conducticiis congregabat“.

[2]) Hermannus Contractus SS. V. z. J. 1053.

[3]) Waitz VIII, 238, 402, 411.

[4]) Ann. Hildesh. SS. III, 110.

[5]) Mikulla, Die Söldner in den Heeren Kaiser Friedrichs II. Berliner Dissert. 1885. S. 5

Ducange zweifelt, ob statt Triaverdinis nicht zu lesen sei „Triamellinis“, welches Wort von einer gewissen Art Dolche abgeleitet wäre.

Das Lehnskriegertum ist ein Produkt der Naturalwirtschaft; daß neben ihm und aus ihm sich wieder ein Söldnertum entwickelte, konnte nicht geschehen, ohne daß eine gewisse Geldwirtschaft wieder aufgekommen war und dazu gehörte, daß eine gewisse Menge von Edelmetall im Umlauf war.

Der Vorrat von Edelmetall dürfte in der Periode der Völkerwanderung, wo der regelmäßige Bergbau ganz aufhörte, immer weiter gesunken und in der Epoche der ersten Karolinger auf dem Tiefpunkt gewesen sein.[1]) Schon im 8. Jahrhundert aber sollen neue Quellen erschlossen worden sein; man wusch Gold in französischen und deutschen Flüssen, und in Poitou wurde schon in der Karolingerzeit wieder viel Silber durch Bergbau gewonnen. Im 9. Jahrhundert fand man Silber im Elsaß und im Schwarzwald, seit dem 10. in Tirol, Steiermark, Kärnthen und besonders in Böhmen und im sächsischen Erzgebirge, von 970 an im Harz. Etwa von derselben Zeit an, vielleicht auch schon früher, gewann man auch Gold in Böhmen, Salzburg, Ungarn und Siebenbürgen,

---

[1]) Peschel, Ueb. die Schwankungen der Wertrelationen zwischen d. edlen Metallen und den übrigen Handelsgütern. Deutsche Vierteljahresschr 1853. 4. H. S 1.

Soetbeer, Beitr. z. Gesch. d. Geld- und Münzwesens in Deutschl. Forsch. z. Deutsch. Gesch. Bd. I bis VI u. 57. Ergänz. Heft zu Petermanns Mitteil. 1879.

Lexis, Artikel „Gold“ und Artikel „Silber“ im Handwörterbuch d. Staatswissenschaft.

Waitz, Heinrich I, Excurs 15 „Ueber die angebliche Entdeckung der Metalle im Harz unter Heinrich I.“ Danach ist der Harzbergbau unter Otto I. durch Widukind und Thietmar sicher bezeugt; ob er wirklich bis auf Heinrich I. zurückgeht, bleibt fraglich. Inama-Sternegg, Deutsche Wirtschaftsgesch. d. 10. bis 12. Jahrh. II, S. 430 f.

Die von Peschel berechneten Getreidewerte sind offenbar unzuverlässig und seine Ansicht, daß vom 14. Jahrhundert an eine Abnahme der Metallvorräte in Europa zu beobachten ist, sicher unrichtig.

Soetbeer II, 306 glaubt Symptome gefunden zu haben, daß unter den Merowingern noch immer viel bar Geld vorhanden gewesen sei. Die Ansicht bedarf wohl der Nachprüfung.

Der Florentiner-Gulden wurde seit 1252 geprägt.

Helfferich, Geld und Banken Bd. I S. 87 sagt: Das 5., 6. u. 7. Jahrhundert n. Chr. G. hat bei nahezu stillstehendender Edelmetallproduktion und bei einem starken Abfluß von Edelmetall nach dem byzantinischen Reich und dem entfernteren Osten offenbar eine außerordentliche Verringerung des Edelmetallbestandes von Westeuropa herbeigeführt;“ daß gerade ins byzantinische Reich aus dem Westen Edelmetall abgeflossen sei, scheint mir noch nicht erwiesen; wenigstens zeigt sich auch dort nur Mangel und kein Ueberfluß. Die allgemeine Verringerung im römischen Reich aber muß viel früher angesetzt werden und führte schon im 3. Jahrh. n. Chr. zur Katastrophe. Vgl. Bd. II S. 224.

meist also Landschaften, die die Römer noch nicht oder nur wenig hatten ausbeuten können.

Sind die einzelnen Daten über den Beginn dieser bergmännischen Erfolge auch unsicher, und liegen die Zeiten der eigentlich reichen Ausbeute auch erst später, so ist doch vom 12. Jahrhundert an die Zunahme so deutlich, daß sie schon erheblich früher eingesetzt haben muß. Schon der Mönch Abbo bei seiner Schilderung der Belagerung von Paris (886) klagt (Buch II v. 605—609) über die Ritter, die nur mit Gold geschmückte Kleider tragen wollen und ebenso schildert uns der Biograph des Erzbischofs Brun, des Bruders Ottos des Großen, dessen Ritter als in Purpur und Gold einherschreitend (inter purpuratos ministros et milites suos auroque nitidos vilem ipse tunicam induxit).[1])

Es ist aus den Quellen im Einzelnen nicht zu erkennen, ob es sich bei den Söldnern um Fußvolk handelt oder um Leute zu Roß, die rittermäßig kämpften;[2]) jedenfalls haben auch sehr bald Ritter im strengsten Sinne des Wortes Solddienst genommen.[3]) Als König Wladislaw von Böhmen im Jahre 1158 die Seinigen zum Zuge nach Italien aufbot, erzählt uns der Chronist, waren sie anfänglich sehr unzufrieden; als der König aber erklärte, daß, wer nicht wolle, zu Hause bleiben dürfe, den Mitziehenden aber Lohn und Ehre in Aussicht stellte, da drängte sich alles zur Heeresfolge. In der älteren Zeit hatte ein sehr karges Lehen oder bloß der Unterhalt am Hofe den Entgelt für den Kriegsdienst gebildet, jetzt, wo das bare Geld und der Wohlstand überhaupt zugenommen hatten, bot auch der Kriegsdienst Gelegenheit zu höherem

---

[1]) Ruotger, vita Brunonis cap. 30.

[2]) Delpech II, 43 hält die Brabanzonen für Reiter. Köhler III, 2, 148 ff. erklärt sie für Fußvolk. Aber ohne seine Ansicht zu begründen. Wenn er S. 152 sein Erstaunen ausspricht, daß sie nach der Schlacht bei Bouvines verschwunden seien und wir später nur noch Landesaufgebote und Städter in Deutschland als Fußtruppen fänden, so spricht das gegen seine Meinung, daß die Barbanzonen bereits ein so hoch entwickeltes Fußvolk gewesen seien. Ueberdies zitiert er selbst S. 147 Anmk. eine englische Quelle, Gerv. Dorob. Chron. de rebus anglicis a. 1138, daß der erste der historischen Söldnerführer, Wilhelm von Ypern „milites et pedites multos“ geführt habe. Ferner ist in dem Vertrage zwischen Barbarossa und Ludwig VII. von Frankreich v. J. 1170 (Marténe, Amplissim Coll. II, 880) ausdrücklich von den Brabantiones sive coterelli als „equites seu pedites“ gesprochen.

[3]) Gisleb. SS. XXI, 544. Balduin habe gehabt milites auxiliatores, qui quamvis non essent solidarii, tamen in expensis ejus erant.

Erwerb und Gewinn. Die feudale Grundlage ist in Deutschland und Frankreich nicht in dem Maße geschwunden wie in England, aber die Verhältnisse haben sich doch den englischen allmählich genähert. Lehen und Ritterstand waren nicht mehr die unmittelbaren Träger des Kriegsdienstes, sondern behielten ihre Bedeutung hauptsächlich nur darin, daß sie einen Stand trugen und fortpflanzten, der dauernd ein vorzügliches Material, einen ideellen Werbeplatz für Soldkrieger bot. Man darf wohl sagen, daß sich darin die Bedeutung der sozialen Wurzel, der Standesgrundlage der Ritterwaffe am allerstärksten manifestiert, daß, obgleich das Kriegswesen mehr und mehr zum Söldnertum überging, wo ein starker, tapferer, geübter Mann soviel gilt wie der andere, dennoch das Rittertum als Stand sich behauptete und gerade in dieser Zeit sich zum niederen Adel einformte.

Die Parallel-Erscheinung ist, daß unter den Inhabern der Ritterlehen die Neigung auftaucht, sich in einen einfachen Groß-Grundbesitzerstand umzuwandeln.

Im „Kleinen Lucidarius" (auch Seifrid Helbling genannt) zwischen 1283 und 1299 erzählt der Knappe seinem Herrn, daß man sich am Hofe nicht mehr von Parcival und Gahmuret, sondern von Milchkühen, Korn- und Wein-Handel unterhalte,[1]) und im nächsten Jahrhundert läßt der österreichische Dichter Suchenwirt einen niemals aus der Heimat gekommenen Ritter sagen

„Da stee ich alz ain ander rint
Und pin ain haimgezogen chint."

Schon im 12. Jahrhundert war das Söldnerwesen so weit ausgebildet, daß es berühmte Söldner-Führer gab, die man als Vorläufer der späteren Candottieri bezeichnen kann. Der erste war Wilhelm von Ypern, ein wie es scheint illegitimer Sohn Philipps von Flandern. Er heiratete eine Verwandte Papst Calixt II., wurde Herr von Sluys und in England durch König Stephan Graf von Kent. Die Bande, an deren Spitze er bald hier bald da Krieg führte, bestand aus Reitern und Fußvolk, und die Chronik[2]) beschreibt seine Stellung „quasi dux fuit et princeps eorum". († 1162.) War Wilhelm von Ypern selber ein vornehmer Ritter,

[1]) XV, 100 zit. Roth v. Sch. S. 352.
[2]) Gervas. Dorob. l. c.

so war ein anderer, der als Brabanzonenführer genannt wird, Wilhelm von Cambray, ein ehemaliger Priester. Die meisten dieser Führer aber werden wohl ritterlicher Abkunft gewesen sein oder stiegen wenigstens durch Erwerb von Lehen und Würde in die erste Gesellschaftsklasse auf. Der Bandenführer Mercadier, ein Provençale, war die Hauptstütze Richards Löwenherz, als er aus der Gefangenschaft zurückkam, und soll zu dem König in persönlicher Freundschaft gestanden haben.

Mit der Zeit bildete sich als Vermittelung zwischen der feudalen Kriegsverfassung und dem Söldnertum der Modus aus, daß Geldmächte, Könige oder Städte, mit Fürsten und Herren feste Soldverträge schlossen, sodaß diese mit dem festen Kern ihrer angesessenen und angeerbten Kriegsleute, ihren Vorrat an Waffen und eigener Erfahrung und Autorität sich verpflichteten, bestimmte Mannschaften, sei es für einen bestimmten Feldzug, sei es für den Fall des Bedürfnisses, zu stellen. Den ersten Vertrag dieser Art schloß schon im Jahre 1103 Heinrich I. von England, der Sohn des Eroberers, mit dem Grafen Robert von Flandern, der sich verpflichtete, dem König für 400 Mark Silber jährlich 1000 Ritter zu 3 Pferden zu stellen. Der Vertrag ist sehr genau spezialisiert. Er gilt nicht gegen den Lehnsherren Roberts, den König von Frankreich. Der Graf soll die Ritter 40 Tage nach empfangener Botschaft bereitstellen. Der König von England soll die Schiffe schicken, um sie abzuholen. Solange die Vlamen in England sind, soll der König sie verpflegen und ihnen ihre Verluste an Material ersetzen wie seinem eigenen Gefolge (der „familia"). Der Vertrag wurde dadurch bekräftigt, daß die Barone und Kastellane des Grafen von Flandern in einem besonderen Aktenstück die Verpflichtung gegen den König von England anerkannten, und nach 50 Jahren, 1163, wurde der Vertrag von den Nachfolgern erneuert.[1])

---

[1]) Der erste Vertrag ist abgedruckt Rymer, Foedera Bd. I S. 7, der zweite S. 22. In den Sold-Bedingungen sind Bestimmungen, die nicht miteinander zu vereinigen scheinen. In der Verpflichtung der Barone ist gesagt, daß, wer 30 M. pro feodo erhalten, 10 milites zu stellen habe und so fort. Die Gesamtsumme für 1000 Ritter beträgt aber nur 400 M. In der Erneuerung von 1163 aber ist für je 10 Ritter 30 M. ausgemacht.

Als Mittelding zwischen Soldvertrag und politischem Vertrag erweist sich diese Abmachung darin, daß der Graf erstlich den Dienst gegen seinen Oberlehns-

Derartige Verträge sind später unendlich viele abgeschlossen worden, namentlich auch von deutschen Reichsstädten mit benachbarten Dynasten.[1])

Die Vorteile, statt der Lehnsritter Soldritter ins Feld zu führen, die man, wenn man nur den Sold aufzubringen vermochte und pünktlich zahlte, ganz in der Hand hatte, waren für den Fürsten so offenbar und so groß, daß im 13. Jahrhundert in Frankreich die Lehnsherren erledigte Lehen lieber an Bürger verkauften, die dafür zahlten, als einen neuen Ritter darauf anzusetzen, der dafür diente.[2])

Wir haben gesehen, wie leicht schon der wirkliche, vermögende Ritter zum Räuber wurde; noch viel mehr dazu angelegt war natürlich der gemeine, heimatlose Soldknecht. Schon die Landschaft, die sie auf dem Kriegspfade durchzogen, litt schwer bei der so sehr schwach entwickelten Disziplinar-Macht in einem derartigen Kriegshaufen, am schrecklichsten aber wurden sie, wenn sie nach Beendigung eines Krieges entlassen auf eigene Hand das Land durchstreiften. In Banden, bewaffnet wie sie waren, blieben sie zusammen, drangsalierten und schanden die Einwohnerschaft aufs äußerste und schonten weder Kirchen noch Klöster. Schon von vornherein waren es ja die gewalttätigsten, rohesten Elemente des Volkes, ihrer Natur nach dem bürgerlichen Leben und dem friedlichen Erwerb feindlich, die der Werbung folgten und nun in der Rechtlosigkeit und Wildheit des Krieges jeden Zügel und jedes Gefühl des Mitleids abstreiften. Gleich von einem der ersten Söldnerheere, von denen uns berichtet wird, dem, welches der strenge, eifrige Papst Leo IX. im Jahre 1053 geworben hatte gegen die Normannen, berichtet uns der Chronist Hermann von Reichenau, daß es aus Abenteurern und landflüchtigen Verbrechern bestanden habe. Die Könige selber, die sich dieser Banden bedienten, mußten nachher nach Mitteln suchen, das Land von ihnen zu befreien.

---

herrn ausschließt, zweitens aber auch, falls dieser selbst England angreifen sollte, sich verpflichtet, ihm nur gerade so viel zu leisten, daß er sein Lehen nicht verwirke.

„Tam parvam fortitudinem hominum secum adducet quam minorem poterit ita tamen ne inde feodum suum erga Regem Franciae forisfaciat."

[1]) Köhler III, 2, 155 hat eine Anzahl zusammengestellt.

[2]) Boutaric p. 1138.

Kaiser Friedrich und Ludwig VII. von Frankreich schlossen im Jahre 1171 (14. Febr.) einen Vertrag, in dem es heißt, daß sie persönlich zusammengekommen seien mit vielen Baronen und sich gegenseitig verpflichtet hätten, die „ruchlosen Menschen, die Brabanzonen oder Coterelli genannt werden", nirgends in ihren Reichen zu dulden. Auch kein Vasall soll sie dulden, es sei denn, daß ein Mann in seinem Lande ein Weib genommen oder dauernd in seinen Dienst getreten sei. Wer es dennoch tue, solle von den Bischöfen mit Bann und Interdikt belegt werden, er soll allen Schaden ersetzen und die Nachbarn sollen ihn mit Gewalt dazu anhalten. Ist der Vasall zu mächtig, um von den Nachbarn bezwungen zu werden, so werde der Kaiser selber die Strafe vollziehen.[1])

Das Lateran-Concil von 1179 verfügte die schärfsten kirchlichen Strafen gegen alle „Brabanzonen, Aragonesen, Navarresen, Basken, Triaverdiner" und auch gegen die, die sich weigerten, die Waffen gegen sie zu ergreifen.

Es sind auch einige Fälle überliefert, wo man sich ihrer mit Gewalt entledigte. Die Brabanzonen unter dem Priester Wilhelm von Cambray, die eine Zeitlang auch König Heinrich II. von England gedient hatten, bemächtigten sich des Schlosses Beaufort in Limousin, von wo sie die Umgegend brandschatzten und wurden hier endlich (1177) von dem Grafen Ademar und dem Bischof von Limoges überwältigt und sämtlich niedergemacht.[2])

1183 wurde bei Charenton eine große Bande von Brabanzonen vernichtet; es hatte sich ein großer „Friedensbund" unter Führung eines Zimmermanns Durand in Auvergen zu ihrer Vernichtung gebildet.

---

[1]) M. G. LL. IV Constit. I, 331 und Martène et Durand, Veter. script. ampl. collectio Bd. II S. 880. Die Herrscher seien übereingekommen, inter cetera de expellendis maleficis hominibus, qui Brabantiones sive Coterelli dicuntur tale fecimus utrimque pactum et statutum. Nullos videlicet Brabantiones vel Coterellos equites seu pedites in totis terris aut imperii infra Rhenum et Alpes et civitatem Parisius (sic) aliqua occasione et uerra retinebimus.

[2]) H. Géraud, Les routiers au douzième siècle. Bibl. de l'école des chartes Bd. III. (1841) p. 132.

Als aber dieser Friedensbund eine Wendung gegen die Herren nahm, vernichteten diese wiederum im Bunde mit den Brabanzonen die aufrührerische Plebs.

Einige Geld- und Sold-Sätze.

Erhalten ist uns der Entwurf des Vertrages, den Ludwig der Heilige 1268 mit dem Dogen von Venedig abzuschließen willens war, der aber nicht ausgeführt wurde, weil der König schließlich mit den Genuesen sich vereinigte. In diesem Contractus navigii verspricht[1]) Marcus Quirinus namens des Dogen von Venedig dem Könige, falls er das Passagium von Johannis bis zum nächsten Jahre antritt, fünfzehn Schiffe, für viertausend Pferde und zehntausend Mann. Zwölf Schiffe sollen 50 Matrosen zur Bemannung haben, die Roccafortis und die S. Maria aber 110 und der S. Nicolaus 86. Für die Roccafortis und die S. Maria zahlt der König als Miete je 1400 Mark (also etwa 56 000 R.-M.), für den Nicolaus 1100 M. (44 000 R.-M.), für die zwölf anderen je 700 M. (28 000 R.-M.). So kostete die Schiffsmiete nach unserem Gelde allein beinahe eine halbe Million R.-M. Der Ritter, mit zwei Dienern, einem Pferde und einem Pferdejungen, hat 8½ Mark (340 R.-M.) Fahrgeld (navigium) zu bezahlen, die Beköstigung mit inbegriffen. Ein Ritter allein für einen gedeckten Platz (placa cooperta), zwischen dem Mittelmast und dem Hinterteil, 2¼ M. (90 R.-M.); ein Knappe (scutifer) für einen ungedeckten Platz (placa discooperta) 7 Unzen (35 R.-M.); der Knecht und das Pferd 4½ M. (180 R.-M.); der Pilger für einen Platz am Mittelmast bis zum Buge inkl. Kost 3¾ M. (30 R.-M.). Das erforderliche Holz zum Kochen wird geliefert.

Philipp August gab jedem Ritter monatlich drei Goldstücke; Richard Löwenherz ließ darauf vor Acca bekannt machen, daß er jedem, der in seinen Dienst treten wollte, monatlich vier Goldstücke geben werde. Unter den Goldstücken sind wahrscheinlich Byzantiner verstanden. Zur Zeit des h. Ludwig galt 1 Byzantiner 10 Livres tournois, und Natalis de Wailly schätzt den Wert des Livre tournois auf 20 Fr. 26 C. Ein Byzantiner hätte also den Wert von 202 Fr. 60 C. Demnach zahlte Philipp August monatlich 607 Fr. 80 C., Richard sogar 810 Fr. 40 C. Joinville verlangt, da er bei seiner Gefangennahme sein Hab und Gut eingebüßt hat, vom Könige Ludwig IX. für die Zeit von Jacobi (25. Juli) bis Ostern 1200 Livres, für jeden der drei Ritter, die er angeworben, gleichfalls 400 Livres. Nimmt man Livres tournois an, so erhält Joinville 24 312 Fr., die Ritter je 8104 Fr.; sind gar Livres parisis gemeint, so steigt die Summe auf ca. 30 396, resp. 11 132 Fr. Der Sold wäre somit in den 50 bis

[1]) Nach Alwin Schultz, Das höfische Leben II, 316.

60 Jahren ganz bedeutend gestiegen, denn Philipp August zahlt nur 7293,60 Fr. pro Jahr, der freigebige Richard 9724,80 Fr. und Ludwig IX. muß 10 805, resp. 18 509 Fr. jährliche Löhnung seinen Rittern zugestehen. Joinville bekommt sogar aufs Jahr 32 416, resp. 40 528 Fr.

Eine Tabelle von Sold-Sätzen für Krieger aller Art von 1231 bis 1785 findet sich bei D'Avenel, Hist. économique Bd. III S. 664 bis 680.

Interessante Sold-Berechnungen auch bei Köhler I, 167.

In den Soldverträgen der Grafen von Flandern mit den Königen von England von 1101 und später (Rymer, Foedera I p. 1) werden auf den Ritter drei Pferde gerechnet.

Viertes Kapitel.

Strategie.

Was wir vom Begriff der Taktik im Mittelalter gesagt haben, gilt auch von der Strategie: Strategie, das ist die Verwendung des Gefechts zum Zwecke des Krieges, war selbstverständlich vorhanden, aber nur selten im Sinne einer Kunst.

Wir haben die militärischen Leistungen des Lehnsstaates als überaus klein kennen gelernt. Die Heere sind gering an Zahl, sehr wenig diszipliniert und nicht einmal von unbeschränkter Dienstverpflichtung.

Die Macht Karls des Großen beruhte auf dem ungeheuren Umfang seines Reiches und seiner durchgreifenden monarchischen Autorität; die eigentlich militärische Leistung war, wie der langsame und geringe Fortschritt gegen die Sarazenen und die Endlosigkeit der Sachsenkriege zeigt, nur gering. Von Strategie wagt man in diesen Feldzügen kaum zu sprechen und die Teilreiche seiner Nachfolger sind bald völlig ohnmächtig. Auch als die beiden großen Könige des Sachsenstammes, Heinrich und Otto, durch einen Kompromiß mit den anderen großen Vasallitäts-Familien und der Stammes-Autonomie in dem östlichen Teil des karolingischen Reiches wieder eine starke Zentralgewalt geschaffen hatten, gelang es Otto wohl, unter Zusammenfassung aller Kräfte seines Reiches den Ungarn auf dem Lechfelde eine große Niederlage beizubringen, aber die militärische Macht des neuen Reiches war darum doch immer noch keineswegs groß und auch nicht sehr zuverlässig, da die halbe Selbständigkeit der großen Lehnsträger fortwährend die Autorität der Krone und den Landfrieden in Frage stellte. Ottos Heer in der Schlacht auf dem Lechfelde haben wir auf nicht

mehr als 6000—8000 Mann angenommen. Erst wenn man sich diese Zahl recht vor Augen hält, versteht man die Erfolge der Heiden. Nur zum Teil durch Kriegskraft, ganz wesentlich dadurch ist man der Gefährdung durch die Seeräuber-Heere des Nordens und die Reiter-Heere der asiatischen Nomaden ledig geworden, daß die Normannen und die Magyaren selber in den christlichen Kulturkreis eintraten.

Nichts ist charakteristischer für mittelalterliches Kriegswesen als die Fehde zwischen Kaiser Otto II. und seinem Vetter König Lothar von Frankreich im Jahre 978. Der mächtige deutsche König, Herr von Deutschland und Italien und römischer Kaiser, muß aus seiner Hauptstadt Aachen fliehen, als der fast machtlose König der Westfranken plötzlich angerückt kommt. Wohl sammelt er, um sich zu rächen, schnell ein Heer und kommt damit bis vor Paris, kann aber der befestigten Stadt nichts anhaben und muß wieder umkehren und erleidet auf dem Rückzug noch erhebliche Verluste.[1])

Auch die Heere der salischen und staufischen Kaiser waren noch nicht wesentlich größer als das Heer Ottos des Großen auf dem Lechfelde — da wir hier einige zuverlässige quellenmäßige Nachrichten haben, ein nachträglicher Beweis für unsere Schätzung der Heere Karls des Großen, denn bei der zunehmenden Bevölkerung und gesteigertem Wirtschaftsleben in diesen Jahrhunderten sind die Heere jedenfalls nicht kleiner geworden.

Was sich in den Elementen der Kriegführung in dieser Zeit veränderte, hing mit der politischen Entwickelung zusammen.

Die weitere Durchführung des Lehnsstaates brachte es mit sich, daß alle die Halbselbständigkeiten, die dadurch geschaffen wurden, die Fürsten wie die Städte, bemüht waren, zu ihrer eigenen Sicherung sich mit Befestigungen zu versehen. Die Städte verstärkten ihre Mauern, auf den Hügeln und Bergen erhoben sich schwer einnehmbare Burgen. Die Bauten der Könige selber nehmen einen anderen Charakter an: während die Merowinger und Karo-

---

[1]) Annal. Altah. z. J. 978 relictis in alia ripa fluminis victualibus cum plaustris et carucis et pene omnibus utensilibus, quae exercitui erant necessaria. Das nimmt alles der Feind den Deutschen und fügt ihnen vielen Schaden zu.

linger ihre Pfalzen noch frei in der Ebene bauten, bauen die Sachsen-, Salier-, und Staufen-Könige auf Hügeln oder sonst geschützten Plätzen Schlösser, die verteidigungsfähig sind.[1])

Dadurch wächst die Kraft der Defensive gegenüber der Offensive, und es wird dem Schwächeren leicht gemacht, sich der Entscheidung zu entziehen, dem Stärkeren aber erschwert, selbst wenn er einen Sieg errungen, davon auch Frucht zu pflücken, denn die Belagerung jeder einzelnen Stadt und Burg ist eine harte Arbeit und es gibt ihrer unzählige. Der gewaltige deutsche Kaiser Friedrich, dem noch viele Italiener zuzogen, gebrauchte, um das Städtchen Crema zu bezwingen, über ein halbes Jahr. (1160.)

Statt einer wirklichen Belagerung finden wir öfter das System einer lockeren Blockade angewandt: man umgab die feindliche Stadt mit Kastellen, die ihr den Verkehr mit der Außenwelt abschnitten. So brachten schon die Normannen in Unteritalien die griechischen Städte zur Ergebung[1]), und mit diesem Mittel bezwang Barbarossa zweimal Mailand, ohne daß er zu einer eigentlichen Belagerung und gewaltsamem Angriff geschritten wäre. Dazu gehört aber, daß man die eigenen Truppen sehr lange zusammenhält, und das können die mittelalterlichen Feudalheere nur selten.

Die Entscheidung in all den großen Staufen-Kriegen, auch in der Niederwerfung Heinrichs des Löwen durch Barbarossa und in dem Kampf zwischen Beider Söhnen, Philipp und Otto, hängt schließlich mehr als von Kriegstaten, von der Parteinahme oder dem Parteiwechsel der großen Lehnsträger und der großen Städte ab, und diese Parteinahme wird durch militärische Erfolge wohl beeinflußt, aber doch nicht beherrscht. Einige wenige Male erscheint daher in dieser Epoche die Verteilung und Spannung der Kräfte derart, daß eine wirkliche Strategie auftaucht, z. B. in der Art, wie Otto der Große die Schlacht auf dem Lechfelde herbeiführte, und in dem Kriege Heinrichs IV. gegen den Gegenkönig Rudolph von Schwaben; und wie im Kriege die verschiedenen Elemente, das Politische, Strategische und Taktische fortwährend wechselseitig aufeinander einwirken, so erscheinen in diesen Schlachten auch Momente der

---

[1]) W. Weitzel, Die deutschen Kaiserpfalzen vom 8. bis 16. Jahrh. Halle a. S.
[2]) Heinemann, Gesch. d. Normannen in Unteritalien S. 120.

Taktik, wie wir sie sonst kaum beobachten. Die späteren Kriege der großen Staufer hingegen bieten trotz zahlloser Waffentaten nichts Aehnliches. Daß der Sieg von Hastings mit einem Schlage und auf die Dauer das große angelsächsische Reich unter die Herrschaft der Normannen bringen konnte, hängt mit dem ganzen unentwickelten politischen Zustand des Landes zusammen. Die deutschen Könige haben eine ähnliche Herrschaft in Italien nicht aufrichten können (obgleich man ihnen im freien Felde von vornherein keinen Widerstand zu leisten wagte), weil Italien, romanisch wie es ist, dennoch in den selbständigen Kommunen und in der universellen Institution des Papsttums stärkere Widerstandspotenzen hatte, als das germanische Reich der Angelsachsen. Es ist den Italienern schließlich sogar gelungen, den Kaiser in offener Feldschlacht zu besiegen, aber es ist wohl zu beachten, daß die Niederlage bei Legnano (1176) für die schließliche Entscheidung doch keine wesentliche Bedeutung gehabt hat. Es war eine Zufalls-Schlacht, dadurch herbeigeführt, daß der Kaiser mit gar zu großer Zuversicht seine aus Deutschland angekommenen Kontingente durch das Mailändische Gebiet hindurch, einige Meilen an der Stadt vorbei, von Como nach Pavia führen wollte. Auf diesem Wege stellten ihn die Mailänder mit ihren Bundesgenossen. und die Deutschen erlagen der Ueberzahl. Aber das eigentliche Entscheidende ist, daß der Kaiser, seit er mit Heinrich dem Löwen zerfallen war, aus Deutschland nur noch sehr mäßige Streitkräfte heranziehen konnte, Mailand aber an den anderen italienischen Kommunen einen viel stärkeren Rückhalt hatte, als in den früheren Kriegen. Auch ohne die Niederlage von Legnano hätte Friedrich schließlich ein maßvolles Abkommen eingehen müssen, und daß die Mailänder ihm trotz ihres Sieges weit entgegenkommen, zeigt, daß sie seine Bedeutung nicht überschätzten.

Wiederum ist ganz ebenso der große Sieg Kaiser Friedrichs II. über die Mailänder und den lombardischen Bund bei Cortenuova (1237) so gut wie ohne Folgen geblieben.

Hat es etwa dem Mittelalter an der theoretischen Erkenntnis gefehlt, daß im Kriege die Feldschlacht das eigentlich Entscheidende ist und daß es daher das höchste Gesetz der Strategie ist, alle Kriegskraft auf dem Schlachtfelde zusammenzubringen und zu vereinigen? Es ist interessant zu hören, daß es dem Rittertum an

dieser Einsicht nicht gefehlt hat. Eine französische Chronik, die „Taten der Grafen von Anjou", läßt (1041) Lisäus den Seneschall zu seinem Grafen Gottfried Martell, als dieser Tours belagert und Entsatz naht, sprechen: „Besser ist es, daß wir vereinigt fechten, als daß wir von euch getrennt überwunden werden. Schlachten sind kurz, aber der Gewinn des Siegers ist groß. Belagerungen dauern lange und führen schwer zum Ziel: Schlachten unterwerfen euch Völker und Städte, und die in der Schlacht Besiegten verschwinden vor ihren Feinden wie ein Rauch. Ist die Schlacht gewonnen und der Feind besiegt, gehört euch die Herrschaft und auch Tours." [1])

In demselben Geiste ließ Saladin, als sich die großen Heere des dritten Kreuzzuges nahten, die Mauern vieler syrischer Städte niederreißen, um sein Feldheer durch die Besatzungen zu verstärken. So hatte ja auch schon Totilas, der Ostgothe, gehandelt.[2]) Aber das sind Ausnahmen und mußten Ausnahmen bleiben. Ganz vorwiegend finden wir durch das ganze Mittelalter hin das entgegengesetzte Prinzip, die Stärke der Verteidigung in festen Plätzen auszunutzen, da die Verhältnisse nur selten so liegen, um Siege im freien Felde wirklich ausnutzen zu können: Feudalheere sind dazu zu klein und zu schwach. Selbst Entsatzschlachten, die dem Angreifer den Vorteil bieten, das belagernde Heer in einer sehr ungünstigen Position angreifen zu können, finden sich nur selten.

Wie die Schlacht sich taktisch nicht wesentlich über den vervielfachten Kampf erhebt, zu dem man nur den Entschluß zu fassen braucht, so sind auch die strategischen Erwägungen nicht viel mehr als Ausführungen der Beschlüsse der Politik. Da es über das „Wie" einer Schlacht meist nichts Wesentliches zu beschließen gibt,

---

[1]) Recueil des Hist. d. Gaules XI, 266: melius est nos convenire et pugnare, quam nos a vobis separari et superari. In bellis mora modica est, sed vincentibus lucrum quam maximum est. Obsidiones multa consumunt tempora et vix obsessa subjugantur municipia: bella vobis subdent nationes et oppida, bello subacti evanescent tamquam fumus inimicis. Bello peracto et hoste devicto vastum imperium et Turonia patebit. Das „bellum" in dieser Betrachtung ist mit „Schlacht" zu übersetzen. — Daß das Werk, dem wir die Stelle entnehmen, als historische Quelle spät und unzuverlässig ist. macht für uns natürlich nichts aus, da es uns nicht auf die Authentizität der Rede des Seneschalls, sondern auf den Nachweis, daß solche Reflexionen im Mittelalter erscheinen, ankommt.

[2]) Bd. II, S. 396.

so bleibt immer nur die Frage, ob man sich stark genug fühlt, zu schlagen oder nicht. Wer sich nicht stark genug fühlt, sucht einen festen Platz auf, und für den Gegner bleibt wieder nur die Frage, ob er belagern soll oder nicht. Das mag von mancherlei Umständen abhängen und der Entschluß oft sehr schwer sein, aber eigentlich strategischer Natur im höheren Sinne des Wortes, im Sinne einer Kunst, ist er nicht. Auch Ausrüstung, Ordnung des Marsches, Fürsorge für die Verpflegung mögen einen hohen Grad von Umsicht und Tatkraft erfordern, können aber nur in einem gewissen relativen Sinne als Handlungen der Strategie angesehen werden.

Selbst der entscheidende Entschluß, eine Schlacht zu schlagen, ist im Mittelalter insofern nicht strategisch, als er nicht im vollen Sinne des Worts ein Entschluß des Feldherren ist. In einem disziplinierten Heer wird geschlagen, indem der Führer es befiehlt. Ein mittelalterlicher Führer hat dazu sein Heer nicht genügend in der Gewalt. Er kann nur schlagen, wenn nicht nur er selbst, sondern sein ganzes Heer die Schlacht will. Auch in disziplinierten Heeren ist das Vertrauen der Massen in den Ausgang ein sehr wichtiges Moment: in einem mittelalterlichen Heer kann man ohne dies Moment überhaupt nicht schlagen. Es ist ein höchst charakteristischer Vorgang, den uns Widukind zweimal, vor einer Schlacht der Sachsen gegen die Slaven und vor der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde, berichtet (I. 36 und III, 44), daß nämlich jeder noch einmal erst dem Feldherrn und dann die Krieger sich untereinander feierlich Hilfe gelobten. Auch sonst finden wir eine derartige feierliche Verpflichtung unmittelbar vor der Schlacht erwähnt, auch bei den Muslim. Der einheitliche Wille, der in dem Ganzen herrschen muß, ist nicht durch den Organismus des Heeres als solchen gegeben, der alles in dem Willen des Feldherrn beschließt, sondern muß im Moment geschaffen und verbürgt werden.

Dieser Umstand, die große Abhängigkeit des Feldherrn von der Stimmung und dem Willen des Heeres, wird auch einiges dazu beitragen, daß die Schlachten in den mittelalterlichen Kriegen so selten sind. Kriege fast unausgesetzt, Schlachten in vielen Jahren nicht, denn dazu gehört, daß in beiden gegnerischen Heeren gleichzeitig das Gefühl der Ueberlegenheit vorhanden ist, es sei

denn, daß der eine Teil nur notgedrungen schlägt, weil er das Gefecht nicht vermeiden kann. Auch ein moderner Feldherr schlägt in der Regel nicht, ohne daß er auf den Sieg rechnet. Er schlägt aber vielleicht auch gegen eine unzweifelhafte Ueberlegenheit, weil er hofft, durch seine Führer-Geschicklichkeit und Benutzung des Geländes die Inferiorität des Heeres auszugleichen. Der mittelalterliche Feldherr hat dazu, wie uns bei der Betrachtung der Frage der Taktik klar geworden ist, keine Aussicht: er schlägt nur, wenn er selbst und mit ihm sein Heer von der eigenen Superiorität überzeugt ist.

Charakteristisch für das ritterliche Kriegswesen und die Schwierigkeit, auf ihm eine wirkliche Strategie aufzubauen, ist, wie häufig es vorkommt, daß der taktisch geschlagene Teil dennoch seinen strategischen Zweck erreicht. Die Natur der Dinge verlangt und sagt, daß, wer das feindliche Heer erst besiegt hat, seinen sonstigen Zweck wahrscheinlich erreichen wird. Ein ritterliches Heer ist aber so wenig in der Hand des Feldherrn, daß die Abspannung, die auch nach einem Siege, namentlich einem verlustreichen, einzutreten pflegt, öfter nicht zu überwinden ist und den Führer zwingt, von der weiteren Verfolgung seiner Absichten abzustehen. Das haben wir in den Kriegen Heinrichs IV. mehrfach festgestellt und werden noch mehr Beispiele dafür finden.

Feldherrn-Taten, wie des Miltiades bei Marathon, des Pausanias bei Platää, des Epaminondas bei Leuktra, des Hannibal bei Cannä, des Scipio bei Naraggara, des Cäsar bei Pharsalus finden wir im Mittelalter nicht, es sei denn auf dem Lechfelde. Auch der Entschluß Wilhelms des Normannen, nach seiner Landung in England nicht sofort auf London vorzurücken, sondern den Gegner an der Küste zu erwarten und hier seine Kräfte zusammenzuhalten, mag als ein Akt der Strategie gebucht werden, der durch die Größe und Bedeutung des nachfolgenden Sieges einen tiefen Hintergrund erhält, aber erst nach einiger Reflexion kommt man doch dazu, das Wort Strategie dafür zu gebrauchen. In dem Kriege zwischen Heinrich IV. und Rudolf ist wohl strategisches Denken sichtbar, aber da keine große Entscheidung dadurch herbeigeführt worden ist, entbehrt es des vollen Interesses. Einige künstlich und geschickt herbeigeführte Ueberfälle, wie z. B.

Friedrichs II. Angriff auf die Mailänder bei Cortenuova kann man dem Gebiet der Strategie zurechnen, aber es ist nicht der große Stil darin, wie in der Lechfeld-Schlacht.

Es wäre ein gänzliches Mißverständnis, zu meinen, daß deshalb die Persönlichkeit als solche im mittelalterlichen Heer von geringerer Bedeutung gewesen wäre. Im Gegenteil: eben weil die Technik und damit auch die Kunst der Taktik und Strategie kein rechtes Objekt hat, muß die Persönlichkeit umsomehr machen. Der Genius des Strategen tritt, prinzipiell gesprochen, in die Erscheinung, wo er Schlachten herbeiführt und sie durch die Kunst der Taktik gewinnt. Im Mittelalter sind Schlachten fast immer nur möglich, wo auch der Gegner sie will, und ein solches direktes Gegeneinanderstreben der Kräfte ist selten und kann nur selten sein. Die Kraft und das Talent der Führenden wird an anderer Stelle gebraucht, vor allem in dem Zusammenhalten des lockeren Gefüges des Lehnsstaats.

Das deutsche Reich bricht immer wieder zusammen und wird immer wieder aufgebaut, je nach den Männern, die an der Spitze stehen, verschwinden und wiederkommen. Hier ist die Persönlichkeit alles.

Fünftes Kapitel.

Die italienischen Kommunen und die Hohenstaufen.

Wie in Francien bildeten sich bei Verfall des Karolinger-Reichs auch in Italien mehrere große Territorial-Herrschaften, Markgrafschaften genannt, ähnlich den deutschen Herzogtümern. Viel schneller und kraftvoller als diesseits der Alpen entwickelten sich aber dann in Italien die Städte zu selbständigen politischen Potenzen und haben eine größere Rolle gespielt als die italienischen Fürsten.

Von den Mitgliedern des Kriegerstandes wohnten in Italien von je ganz besonders viele in den Städten, und das hat sich auch unter dem nach fränkischem Muster aus- und fortgebildeten Lehnswesen nicht verändert. In einer Urkunde des Bischofs von Modena v. Jahre 998 wird neben der Zustimmung der Kanoniker auch die der Ritter und des Volkes der Stadt ausdrücklich erwähnt.[1]) Unter Kaiser Heinrich III. war einmal langer Bürgerkrieg zwischen den Rittern (milites) und dem Volk (plebs) von Mailand. Die Ritter mußten heraus und bestürmten die Stadt von außen, indem sie vor den 6 Toren 6 Burgen errichteten. Heinrich legte endlich den Streit bei, indem er drohte, 4000 Ritter zu schicken, und die Mailänder gewährten ihren Emigranten Amnestie.[2])

---

[1]) „cum consensu . . . . Canonicorum ejusdemque civitatis Militum ac populorum."

Auch bei einem i. J. 1106 in Modena abgeschlossenen Vergleich wird unterschieden zwischen milites und cives. Hegel Gesch. d. Städteverf. von Italien II, 174.

[2]) Arnulph cap. 18, SS. VIII p. 16 ff.

Friedrichs II. Angriff auf die Mailänder bei Cortenuova kann man dem Gebiet der Strategie zurechnen, aber es ist nicht der große Stil darin, wie in der Lechfeld-Schlacht.

Es wäre ein gänzliches Mißverständnis, zu meinen, daß deshalb die Persönlichkeit als solche im mittelalterlichen Heer von geringerer Bedeutung gewesen wäre. Im Gegenteil: eben weil die Technik und damit auch die Kunst der Taktik und Strategie kein rechtes Objekt hat, muß die Persönlichkeit umsomehr machen. Der Genius des Strategen tritt, prinzipiell gesprochen, in die Erscheinung, wo er Schlachten herbeiführt und sie durch die Kunst der Taktik gewinnt. Im Mittelalter sind Schlachten fast immer nur möglich, wo auch der Gegner sie will, und ein solches direktes Gegeneinanderstreben der Kräfte ist selten und kann nur selten sein. Die Kraft und das Talent der Führenden wird an anderer Stelle gebraucht, vor allem in dem Zusammenhalten des lockeren Gefüges des Lehnsstaats.

Das deutsche Reich bricht immer wieder zusammen und wird immer wieder aufgebaut, je nach den Männern, die an der Spitze stehen, verschwinden und wiederkommen. Hier ist die Persönlichkeit alles.

Fünftes Kapitel.

Die italienischen Kommunen und die Hohenstaufen.

Wie in Francien bildeten sich bei Verfall des Karolinger-Reichs auch in Italien mehrere große Territorial-Herrschaften, Markgrafschaften genannt, ähnlich den deutschen Herzogtümern. Viel schneller und kraftvoller als diesseits der Alpen entwickelten sich aber dann in Italien die Städte zu selbständigen politischen Potenzen und haben eine größere Rolle gespielt als die italienischen Fürsten.

Von den Mitgliedern des Kriegerstandes wohnten in Italien von je ganz besonders viele in den Städten, und das hat sich auch unter dem nach fränkischem Muster aus- und fortgebildeten Lehnswesen nicht verändert. In einer Urkunde des Bischofs von Modena v. Jahre 998 wird neben der Zustimmung der Kanoniker auch die der Ritter und des Volkes der Stadt ausdrücklich erwähnt.[1]) Unter Kaiser Heinrich III. war einmal langer Bürgerkrieg zwischen den Rittern (milites) und dem Volk (plebs) von Mailand. Die Ritter mußten heraus und bestürmten die Stadt von außen, indem sie vor den 6 Toren 6 Burgen errichteten. Heinrich legte endlich den Streit bei, indem er drohte, 4000 Ritter zu schicken, und die Mailänder gewährten ihren Emigranten Amnestie.[2])

---

[1]) „cum consensu . . . . Canonicorum ejusdemque civitatis Militum ac populorum."
Auch bei einem i. J. 1106 in Modena abgeschlossenen Vergleich wird unterschieden zwischen milites und cives. Hegel Gesch. d. Städteverf. von Italien II, 174.
[2]) Arnulph cap. 18, SS. VIII p. 16 ff.

Im Jahre 1067 schlossen die Parteien zu Mailand einen Vertrag, in dem sie als Strafen für Uebertretung festsetzten, daß der Erzbischof 100 Pfd., einer vom ordo capitaneorum 20 Pfd., vassorum 10 Pfd., negotiatorum 5 Pfd. zahlen müsse.

Unter den longobardischen Königen und unter den Karolingern waren selbständige Kommunen noch nicht möglich, da auf der einen Seite das Königtum noch zu stark, auf der anderen in den Städten selbst die Einheit und der einheitliche Sinn der Stände noch zu schwach war; erst die Auflösung und Lockerung der königlichen Gewalt vom Ende des neunten Jahrhunderts an schuf mit der Bildung der dynastischen Territorial-Gewalten auch den Raum für selbständige Städte. Mit der Selbständigkeit erwuchs ein einheitlicher Bürgersinn, ein Kommunal-Patriotismus, der die Stände zusammenband und auch in den bisher unkriegerischen Ständen den kriegerischen Sinn wieder anregte.

Auf welchem Wege und in welchen Formen die Selbständigkeit endlich erlangt worden ist, kann hier außer Betracht bleiben.[1]) Das Wesentliche für uns ist die Annäherung und der Zusammenschluß der Stände, im besonderen des Krieger- und Bürgerstandes. Ohnehin mußte das Zusammenleben in den Städten vielfältig zu Vermischung führen, und die Krieger ergriffen bürgerliche Berufe, ohne darum ihren Stand als Freie und Krieger aufzugeben. Wir haben ja schon unter den Longobarden-Königen Krieger kennen gelernt, die zugleich Kaufleute waren. Auf der andern Seite ist ja auch unter der Lehnsverfassung das allgemeine Landesaufgebot für Defensivzwecke, zu Wachdienst und Mauerverteidigung verwendbar und angewandt worden. Schon Anfang des 8. Jahrhunderts finden wir nach einer freilich späteren und wenig zuverlässigen Ueberlieferung, daß in einem Konflikt mit dem Kaiser in Byzanz Ravenna und drei andere Städte des Exarchats sich erhoben hätten und die ganze Bürgerschaft militärisch organisiert worden sei.[2]) Noch zur Zeit Ottos des Großen konnte Luidprand[3]) in dem Stolz des herrschenden Longobardenvolkes schreiben: „Wir verachten die

[1]) Handloike, Die lombardischen Städte unter d. Herrschaft der Bischöfe und die Entstehung der Kommunen. Berlin 1883.

[2]) Hegel I, 252. Hartmann Gesch. Italiens i. Mittelalt. II, 2, 80. 117.

[3]) Rel. de Legat. Const. cap. 12.

Römer so sehr, daß wir unseren Feinden keinen größeren Schimpf anzutun wissen, als daß wir „die Römer“ zu ihnen sagen, indem wir Gemeinheit, Feigheit, Untugenden aller Art darin zusammenfassen.“ Aber der nationale Gegensatz, der zugleich ein Berufs-Gegensatz war, war schon im Absterben begriffen; noch bis ins 11. Jahrhundert haben sich Reste der longobardischen Sprache im Norden Italiens gehalten, dann aber sind sie verschwunden. (Vgl. Bd. II, S. 460). Die Römer, die den Longobarden als Halbfreie gegolten hatten, gingen allmählich in den Stand der Freien über,[1]) und die Bürgerschaft als Gesamtheit verteidigte die Freiheit der städtischen Kommune.

Die Leistungen des städtischen Kriegertums, das auf diese Weise entstand, müssen wir in und aus den Kriegen der Kommunen mit den hohenstaufischen Kaisern kennen lernen.

Erste Unterwerfung Mailands (1158.)

Die Herrschaft der Deutschen über Italien hatte unter dem ersten Staufen-Könige fast aufgehört; nicht einmal die Kaiser-Krönung hatte Konrad III. mehr erlangt. Als sein Nachfolger, Friedrich I., seine Regierung damit begann, durch Aussöhnung mit den Welfen den Frieden in Deutschland herzustellen, und sich, unterstützt und begleitet von Heinrich dem Löwen, wieder die Kaiser-Krone zu holen, zeigte sich bald, daß er, um in Italien zu herrschen, es mit Gewalt unterwerfen müsse. Die Nachbar-Fehden der einzelnen Kommunen und Fürsten boten ihm die Aussicht, daß ein großer Teil von vornherein bereit sein würde, sich ihm anzuschließen, um dem näheren Feinde zu entgehen. Piacenza z. B. verpflichtete sich 1158, den Kaiser mit 100 Rittern und 100 Bognern während der ganzen Belagerung Mailands zu unterstützen und

---

[1]) Hegel II, 31. In einem Freibrief Heinrichs III. für Mantua heißt es „cives videlicet Eremannos“, was Hegel II, 143 dahin auslegt, daß die Bürger als Arimannen erklärt werden.

Als Zeugnis für die Annäherung der Stände von der anderen Seite mag das Gesetz Kaiser Lamberts von 898 gelten „Ut nullus comitum arimannos in beneficio suis hominibus tribuat“. Wenn der Kaiser in dieser Weise die Arimannen, d. h. die freien Krieger in Schutz nehmen mußte, so waren sie unter einem Druck, der den Unterschied zwischen ihnen und den Bürgern und Bauern notwendig verringerte.

außerdem noch mit 100 Schützen für einen Monat, und die deutschen Fürsten und Ritter ließen sich willig über die Alpen führen, wo ihnen Lohn und Herrschaft in Aussicht gestellt wurde.

Im siebenten Jahr der neuen Regierung wurde die große Heerfahrt angetreten (1158). Auf vier verschiedene Uebergänge wurde der Anmarsch verteilt: durch Friaul die Herzoge von Oestreich und Kärnthen mit den Ungarn; der Kaiser selbst mit den Böhmen und vielen Fürsten und Bischöfen über den Brenner; andere durch das Rheintal über den Splügen; der Herzog von Zähringen mit den Oberlothringern und Burgundern durch das Rhonetal über den großen St. Bernhard. Daß das vereinigte Heer sehr bedeutend war, unterliegt keinem Zweifel, die Annahme aber von 10 000 Rittern, die nach der Vereinigung mit den italienischen auf 15000 Ritter und im Ganzen 100000 angeschwollen sein sollen, ist eine starke Uebertreibung.[1]) Zwar wagten die Italiener keinen Widerstand im freien Felde, aber so groß das Heer nach damaligem Begriff war, so genügte es doch nicht, Mailand wirklich zu belagern[2]) oder es auch nur gleich vollständig einzuschließen, was bei 100 000 oder auch 50 000 oder 30 000 Kriegern keine Schwierigkeit hätte haben können. Man versuchte wohl ein und das andere Mal einen Handstreich, einen Ueberfall auf ein Tor, aber als das nicht gelang, begnügte man sich mit Verwüstung der Felder und Abschneiden der Zufuhr, was die Stadt im Laufe eines Monats zur Unterwerfung brachte (6. August erschien der Kaiser vor der Stadt, am 7. September war die Kapitulation).

Zweite Unterwerfung Mailands (1159—1162.)

Im September 1158 zur Unterwerfung gezwungen, empörte sich Mailand schon im Beginn des Jahres 1159 von neuem. Der Kaiser mußte erst einen Zuzug aus Deutschland abwarten, ehe er

---

[1]) Nach den Gesta Friderici in Lombardia p. 30 (M. G. XVIII, 365) waren 15 000 Ritter (milites fuerunt appretiati quindecim milia) vor Mailand; nach Ragewin III, 32 waren es an 100 000 Mann (circiter 100 milia armatorum vel amplius). Diese beiden Angaben hat man dann auf die obige Weise kombiniert. Die Ann. S. Disibodi M. G. SS. XVII, 29 geben nur 50 000 Mann (Teutunicorum seu etiam Longobardorum). Vgl. Giesebrecht, Gesch. d. d. Kaiserzeit, Bd. VI, S. 359.

[2]) Ragewin III, 34.

ernsthaft in die Kriegshandlung eintreten konnte. Zunächst beschloß er Crema zu belagern. aber so klein das Städtchen war — es hatte nur eine Viertelmeile im ganzen Umfang —, so gebrauchte man doch ein volles halbes Jahr, vom 2. Juli 1159 bis zum 26. Januar 1160, den Ort zu bezwingen, und es blieben nicht Kräfte genug übrig, daneben etwas Größeres zu unternehmen. Der Kaiser selbst, Heinrich der Löwe, Herzog Welf und eine ganze Reihe der ersten deutschen Fürsten waren zugegen, aber die Cremasken wehrten sich nicht nur aufs tapferste und schlugen mehrere Stürme ab, sondern machten auch Ausfälle, und gegen Mailand selbst wurden nur einige Verwüstungszüge unternommen, die hier und da zu erfolgreichen Scharmützeln führten. Den Cremasken wurde endlich eine Kapitulation auf freien Abzug zugestanden.

Während Friedrich das kleine Crema belagert, ist er so engagiert, daß die Mailänder es wagen, die Burg Manerbio am Comer See zu belagern.[1]) Der Kaiser detachiert 500 Ritter, die zusammen mit einem Aufgebot aus den Grafschaften Seprio und Martesana die Mailänder vertreiben. Von Crema nach Manerbio (Erba) sind 62 Kilometer, also 2—3 Tagemärsche. Dabei konnte man von der Gegend von Crema aus die Belagerer von Manerbio leicht von Mailand abschneiden — wie schwach muß Friedrich gewesen sein, daß die Mailänder diese Belagerung wagen durften!

Die Einnahme Cremas aber war für das Ritterheer bereits eine so große Arbeit gewesen, daß man nicht sofort zu einer zweiten schreiten konnte. Der Kaiser mußte zunächst das Heer entlassen und im Sommer (1160) gingen die Mailänder ihrerseits zum Angriff vor und eroberten eine Anzahl kaiserlicher Burgen. Das führte zu einem größeren Treffen im freien Felde.

Schlacht bei Carcano.
9. August 1160.

Die Mailänder belagerten, nachdem die deutsche Mannschaft, die Crema zur Uebergabe gezwungen, zum größten Teil in die Heimat abgezogen war, die Burg Carcano, etwa fünf Meilen von

[1]) Ragewin IV, 58.

Mailand, eine starke Meile östlich von Como; sie hatten ihre ganze Mannschaft und dazu Ritter von Brescia und Piacenza bei sich. Die Burg zu entsetzen nahte sich der Kaiser mit seinen deutschen und italienischen Zuzügen und wollte sein Heer, das von entgegengesetzten Seiten heranzog, zwischen Carcano und Mailand vereinigen, sodaß er die Belagerer von ihrer eigenen Stadt abschnitt. Noch ehe er alle seine Kontingente beisammen hatte, rückte er tollkühn fast unmittelbar vor das mailändische Lager, offenbar, um den Feind auf keinen Fall ungeschlagen von dannen zu lassen. Aber er hatte die Gegner unterschätzt; sie erkannten, daß sie verloren seien, wenn sie sich so von ihrer Basis abschneiden ließen, und beschlossen, auf der Stelle ihrerseits das Entsatzheer anzugreifen.

Das mailändische Fußvolk, das den deutschen Rittern entgegen ging, hielt ihrem Ansturm nicht stand; es wurde auseinandergesprengt, erlitt große Verluste und verlor das Carroccio. Auf dem andern Flügel jedoch, dem linken der Kaiserlichen, siegte, vermutlich noch von einem anderen Teile ihres Fußvolks unterstützt, die Ritterschaft der Mailänder und ihrer Verbündeten über die italienischen Ritter und Fußtruppen Friedrichs, und als die beiden siegreichen Flügel sich wieder sammelten, erkannte der Kaiser, daß er zu schwach sei, um es auf einen zweiten Kampf ankommen zu lassen. Ohne Zweifel waren die Mailänder von Anfang an der erheblich stärkere Teil gewesen, und der Kaiser soll am Schluß nur noch 200 Ritter um sich gehabt haben. Trotzdem wagten auch die Mailänder keinen neuen unmittelbaren Angriff, umsoweniger, da ein heftiger Regen niederging. Sie zogen sich in ihr Lager zurück und ermöglichten es dadurch dem Kaiser, ungefährdet ebenfalls den Rückzug anzutreten, den er nach Como, in welcher Richtung die geschlagenen Teile seines Heeres geflohen waren, nahm.

Durch diesen Rückzug freilich trennte er sich von Truppen, die ihm noch von Lodi und Cremona zuzogen, 280 Rittern, und die Mailänder benutzten die Gelegenheit, diese, als sie herankamen und dem Kaiser schon ganz nahe waren, zu überfallen und ihnen große Verluste beizubringen. Den Rest rettete Friedrich, indem er selber herbeieilte.

Trotz ihres Sieges hoben die Mailänder nach einigen Tagen

die Belagerung von Carcano auf (20. Aug.), da sie eine Wiederholung des Angriffs durch den Kaiser fürchteten. Carcano gehört also zu der Gruppe der im Mittelalter so häufigen Gefechte, wo der gefechtsmäßig geschlagene Teil dennoch seinen strategischen Zweck, das war hier für den Kaiser der Entsatz der Burg Carcano, erreicht. Vergleiche Melrichstadt, Flarchheim.

Als Warnung bei der Benutzung von Quellen-Aussagen sei noch der Bericht der Mailänder Annalen in der Bearbeitung des Cobagnellus hinzugefügt, dem die Historiker bisher mehr oder weniger Vertrauen entgegengebracht haben. Der Autor, der etwa 70 Jahre nach der Schlacht schrieb, erzählt (SS. XVIII, 369 ff.), im Sommer 1160 seien die Mailänder mit Unterstützung der Placentiner einmal ausgerückt gegen den Kaiser, der ihr Land verwüstete; sie hätten mit sich geführt das Carroccio und 100 Wagen, von Meister Guilelmus konstruiert, die nach Form eines Schildes gebaut, vorn und ringsherum mit Sicheln versehen waren. In die erste Schlachtlinie stellten sie diese Wagen, in die zweite das Carroccio mit den Schützen, in die dritte („Kohorte") die Ritter (milites) mit den Fahnen und anderen Feldzeichen, in die vierte (quarto loco) die Placentiner. Als der Kaiser das hörte, wurde er von Furcht ergriffen und zog in der Nacht ab.

In der Schlacht bei Carcano stellten die Mailänder in das erste Treffen (acies) alle Krieger bis zu 40 Jahren, es waren 1500. In das zweite alle bis zu 50 Jahren; das waren auch 1500. In das dritte alle Aelteren, die besonders Kriegserfahrenen, das waren 1000. Die Placentiner und Brescianer stellten sie neben das Volk, um diesem einen Halt zu geben und das Carroccio zu verteidigen (juxta populum, qui confortarent et manutenerent populum et auxilium praestarent populo ad carocium manutenendum et defendendum). Die beiden ersten Treffen der Mailänder werden geschlagen, und der Kaiser bedrängt das um das Carroccio gedrängte Fußvolk (populus). Da kommt der Haufe der Alten, der sich so lange in einem Tal versteckt gehalten hat, und mit ihm ergreift auch das Volk mit dem Carroccio, das schnell wie ein Schlachtroß daherstürmte (populus cum caroccio qui impulsus a populo ita velocissime currebat ut destrarius), die

Offensive, und der Kaiser mit den Seinigen ergreift die Flucht und wird geschlagen.[1])

Einschließung Mailands.

Erst im Frühling des nächsten Jahres (1161) erschien wieder so großer Zuzug aus Deutschland, daß der Kaiser direkt gegen Mailand vorgehen konnte. Die Stärke einer Reihe von Kontingenten ist uns wohl ziemlich zuverlässig überliefert.[2]) Herzog Friedrich von Schwaben hatte über 600 Ritter (ultra sexcentos milites bene armatos), der Erzbischof Reinald von Köln über 500; der Sohn des Böhmenkönigs zusammen mit einem Herzog, seinem Ohm, 300 (equites).

Heinrich der Löwe ist zwar auch bei Beginn der Belagerung in Italien gewesen, wird jedoch bei den Kämpfen nicht genannt und ist jedenfalls vor dem Fall Mailands nach Deutschland zurückgekehrt. Zum Vergleich aber dürfen wir heranziehen, daß er nach einer guten Nachricht zwei Jahre vorher bei Crema mit 1200, sein Oheim Welf mit 300 Rittern erschienen war.[3])

Wenn so mächtige und zugleich dem Kaiser so nahestehende und ihm eng verbundene Fürsten wie der Herzog von Schwaben und der Erzbischof von Köln doch nicht mehr als sechshundert oder fünfhundert, und der Löwe, der unvergleichlich mächtigste aller deutschen Fürsten, der Herr zweier Herzogtümer, nicht mehr als 1200 Ritter zu dem Heer stellten, so kann die deutsche Gesamtmacht nicht über einige Tausend Ritter hinausgegangen sein. Das Heer vom Jahre 1158 wird stärker gewesen sein, als das von 1159 oder 1161; immerhin wird der Vergleich der Feldzüge untereinander uns berechtigen, mit noch größerer Bestimmtheit als vor-

---

[1]) Die Darstellungen des Treffens von Carcano in den erzählenden Werken von Raumer, Giesebrecht, Prutz ꝛc. sind alle verfehlt, besonders da sie die Fabeln des Codagnellus nicht ausgeschieden haben. Die quellenmäßige Begründung meiner Darstellung ist gegeben in den „Beiträgen z. Kriegsgeschichte der staufischen Zeit“ von Benno Hanow. Berlin. Dissert. 1905. Die Darstellung bei Köhler III, 3, 124 ist zumeist Phantasie.

[2]) Otto Morena M. G. SS. XVIII p. 631.

[3]) Ann. Weingartenses Welfici M. G. SS. XVII, 309. Der Herzog von Bayern und Sachsen sei dem Kaiser zu Hilfe gezogen „in mille ducentis loricis“, Welf „in trecentis loricis Deuthonicorum.“

her die Zahl von zehntausend Rittern im Jahre 1158 für stark nach oben abgerundet zu halten.

Obgleich nun noch sehr zahlreiche Kontingente aus Italien von Kommunen und Fürsten zum Kaiser stießen, so wurde eine Belagerung der rebellischen Stadt dennoch wieder nicht ins Auge gefaßt. Friedrich begnügte sich, in einem Feldzug von zehn Tagen (Mai—Juni 1161), die unmittelbare Umgebung Mailands vollständig zu verwüsten. Dann entließ er die italienischen Kontingente und schnitt von einem Lager an der Adda aus den Mailändern die Zufuhr ab; jedem, der Lebensmittel nach Mailand einführte, wurde Abhauen der rechten Hand angedroht, und diese Strafe auch an fünfundzwanzig Bürgern von Piacenza an einem Tage vollstreckt. Im Herbst wurde auch noch ein Teil der deutschen Fürsten und Ritter nach Hause geschickt; der Rest genügte, die Mailänder im Zaum zu halten und zu verhindern, daß größere Lebensmitteltransporte in die Stadt gelangten. Zu weiterer Einschüchterung scheute der Kaiser nicht das gräßliche Mittel, vornehme Gefangene blenden und verstümmeln zu lassen und sie so in die Stadt zurückzuschicken. So brachten Hunger, Entsetzen und Hoffnungslosigkeit die Stadt nach neunmonatlichem Ausharren endlich dahin, sich auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. (1. März 1162).

Schlacht bei Tusculum.
29. Mai 1167.

Die Römer zogen in Masse, Ritter und Volk, gegen Tusculum aus, das Erzbischof Reinald von Köln besetzt, während der Kaiser noch Ankona belagerte. Der Erzbischof Christian von Mainz kam dem Amtsbruder zu Hilfe. Taktisch ergibt das Treffen nichts. Die Schilderung Ottos von St. Blasien (M. G. SS. XX.), Christian habe bestimmt, welche zuerst kämpfen, welche dem Feinde in die Flanke fallen, welche als Reserve zurückgehalten Hilfe bringen sollten („qui primi committunt, qui consertos hostes a latere irrumpant, qui subsidia pondere proelii laborantibus ferunt"), ist nichts als rhetorische Floskel und widerspricht den besseren Nachrichten, wonach gerade Christians Truppen, von langem Marsche ermüdet und von den Römern

plötzlich angegriffen, zunächst wichen und erst durch das Eingreifen der Kölner Mannschaft, die den Römern in den Rücken fiel, degagiert wurden. Vor den vereinten Kaiserlichen ergriffen die Römer die Flucht, zuerst die Ritter, dann auch das Fußvolk, und erlitten sehr große Verluste. Die Deutschen waren durch einige italienische Grafen unterstützt.

Interessant ist das Gefecht durch die übereinstimmende Ueberlieferung, daß die Römer trotz ihrer sehr großen Ueberzahl geschlagen wurden, weil sie, wie der Chronist von Lodi, selbst ein Italiener, berichtet, die Deutschen „mehr fürchteten als andere."[1]) Man fühlt sich noch einmal daran erinnert, daß Belisar es einst ablehnte, die römischen Bürger gegen die Gothen ins Gefecht zu führen, obgleich sie sich dazu angeboten hatten, weil er fürchtete, daß sie nicht standhalten würden.

Interessant ist das Gefecht ferner durch die Erzählung derselben Quelle, die Deutschen seien, wie sie es zu tun pflegten, mit dem lauten Gesang „Christ ist erstanden" ins Gefecht gestürmt. Der Lodenser ist ein vortrefflicher, zuverlässiger Berichterstatter; trotzdem kann ich einen gewissen inneren Zweifel, ob das zu glauben ist, nicht überwinden. Es ist ja freilich dieselbe Ritterschaft, die zur Befreiung des heiligen Grabes auszog und die Nibelungen-Charaktere formte, also mag auch wohl mal ein an ihrer Spitze

---

[1]) Die Stelle aus Otto Morena lautet vollständig so: Die Römer fliehen „tum quia forte justitiam non habebant, tum etiam quia postquam in campo exeunt, non sicut sui majores fecere, faciunt, imo vilissimi sunt, tum etiam qui Teutonicos magis timebant quam alios." Was bedeutet hier „justitia"? Die „gerechte Sache"? Oder die rechte Art und Weise", nämlich des Kämpfens?

Ich wandte mich dieserhalb an den vortrefflichen Kenner des mittelalterlichen Latein, den der Wissenschaft seitdem zu früh entrissenen Paul v. Winterfeld, er wußte aber auch keinen Rat. Er schrieb mir:

„Daß iustitia die ‚gerechte Sache' bedeuten sollte, ist auch mir ganz unwahrscheinlich, rein sprachlich; denn biblisch ist die Wendung nicht: ich habe den Artikel iustitia der Konkordanz durchgesehen, aber nur Deuteron. 24, 13 gefunden habeas iustitiam coram deo.

„Aber ob nun ‚die rechte Weise' das Richtige trifft? es wäre das doch sehr farblos, zumal ein Gedanke damit zusammengestellt ist, der gegen diese Bedeutung zu sprechen scheint: tum quia forte iustitiam non habebant, als auch weil (oder vielmehr: „oder weil"?) sie überhaupt nichts taugen. Was verstehen Sie da unter „rechter Weise"? jedenfalls meint forte diesen einzelnen Fall gegenüber dem ‚überhaupt' des andern Gliedes. Ich habe das Gefühl, als sei iustitia eine Verderbnis; aber zu emendieren weiß ich sie nicht: fiduciam würde passen, daß es zu weit abliegt, versteht sich von selber".

kämpfender Bischof mit „Christ ist erstanden" in die Schlacht gesprengt sein, und in den Kreuzzügen mag das wirklich zur Sitte geworden sein, aber so ganz allgemein, auch in diesen Kaiser- und Papst-Kriegen, läßt sich ein solcher Schlachtgesang schwer bei der deutschen Ritterschaft vorstellen. Die Worte lauten „signo dato maximis vocibus cantum Teutonicum, quem in bello Teutonici dicunt videlicet „Christus qui natus" et cetera omnes laetantes acriter super Romanos irruerunt".

Die Annalen des Klosters Egmond an der Nordsee im Bistum Utrecht wissen ebenfalls von dem Siege und berichten, die deutschen Ritter seien mit dem „furor Teutonicus" angestürmt. Der Ausdruck ist bereits geprägt im Altertum von dem Dichter Lukan inbezug auf die Teutonen. Im Mittelalter wird er zum erstenmal gebraucht von Ekkehard im Jahre 1096, und zwar in tadelndem Sinne, wie er auch später bei den Schriftstellern bald Tollheit, Unvernunft, bald Tapferkeit bezeichnen soll.[1])

Der Erzbischof Reinald schrieb über seinen Sieg einen Brief nach Hause,[2]) der uns als Beispiel dienen darf, wie vorsichtig man mit den Quellen umgehen muß. Die Zahl der Römer gibt er einmal auf 40 000, einmal auf 30 000 an. 9000 sollen getötet, 5000 gefangen, kaum 2000 zurückgekehrt sein. Die Zahl der Kölner Ritter (milites) war nicht mehr als 106 (nach der Lesart der Kölner Annalen 140) — und von den Unsrigen, versichert der Bischof, haben wir keinen Mann verloren (nostros omnes sano et integro numero recepimus). Die anderen zahlreichen gleichzeitigen Quellen, die uns von dieser Schlacht berichten, haben sämtlich von diesen und unter sich verschiedene, offenbar völlig willkürliche Angaben über die Verluste der Römer.[3])

An der großen numerischen Ueberlegenheit und dem großen Verlust der Römer brauchen wir nicht zu zweifeln, da auch Kardinal Boso in seinem Leben Papst Alexanders III. dasselbe berichtet;[4]) auch daß Reinald nicht mehr als 106 (oder 140) Ritter gehabt

[1]) Dümmler, Sitz.-Ber. d. Berliner Akademie 1897. I S. 112. Lucan, de bello civili I, 256. Annal. Egmondani SS. XVI, 458.
[2]) Gedr. Sudendorf, Registrum II, 146.
[3]) In Varrentrapps Christian von Mainz S. 38 sind alle diese verschiedenen Angaben, nach der Größe geordnet, säuberlich zusammengestellt.
[4]) Lib. pontif. ed. Duchesne p. 415.

hat, wird richtig sein; Christian wird auch nicht mehr als einige hundert Ritter gehabt haben und dazu hatten beide Bischöfe noch ihre Sergeanten und Söldner (Brabanzonen), sodaß sie im ganzen höchstens einige tausend Krieger anführten. Aber die Zahl von 30 000 bis 40 000 Römern ist natürlich eine ungeheuerliche Uebertreibung. Reinalds Behauptung, daß er keinen Mann Verlust gehabt habe, würde uns den ganzen Sieg in etwas fragwürdigem Lichte erscheinen lassen, wenn wir nicht auch in diesem Punkt Renommage zu argwöhnen hätten. Der Chronist von Lodi, der ebenfalls angibt, daß die Römer zwanzigmal stärker gewesen seien als die Kaiserlichen, läßt doch auf beiden Seiten viele verwundet werden und umkommen.

Interessant ist in Reinalds Brief noch die scharfe ständische Scheidung, die sich ausspricht in der Bemerkung, die Ritter hätten die überreiche Beute den Söldnern und Sergeanten überlassen und sich selber mit dem Ruhme des Sieges begnügt.

Die Folge des Sieges war die Einnahme von Rom durch den Kaiser.

Eine völlig fabelhafte Erzählung von der ganzen Schlacht hat Otto von St. Blasien. Ich setze sie (nach der Uebersetzung in den „Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit") vollständig hierher zur Stärkung des Sinnes für Kritik; noch in der Geschichte Papst Alexanders III. von Reuter und in der Geschichte der Stadt Rom von Gregorovius ist dieser Bericht der Erzählung der Schlacht zu Grunde gelegt. Er lautet:

„Im Jahre 1166 seit der göttlichen Fleischwerdung sammelte Kaiser Friedrich, nachdem er, wie erwähnt, den Streit der Fürsten ausgeglichen und die Verhältnisse in Germanien gut geordnet hatte, aus allen Teilen des Reiches ein Heer und führte, schon zum vierten Male die Alpen überschreitend, den Heerbann nach Italien. Dann überschritt er den Apennin und wandte sich, sein Heer durch Tuscien[1]) führend, nach der Mark Ancona und umschloß die aufständische Stadt Ancona mit Belagerung. Unterdes wandte sich Reginold, der Kölner Erzbischof, der vorher in Reichsgeschäften sich

[1]) Das ist unrichtig. Der Kaiser ging nicht durch Tuscien, sondern drang von Norden in die Romagna ein.

von ihm getrennt hatte, während er mit seiner Heerschar zum Kaiser zurückkehrte, gegen die Burg Tusculanum bei Rom, um dort einiges zu erledigen. Als man dies von Kundschaftern zu Rom vernahm, brachen die Römer, deren Zahl man auf 30 000 Bewaffneter berechnete, aus der ganzen Stadt hervor und schließen den Erzbischof in der Burg zur Schmach des Kaisers plötzlich durch Belagerung ein. Sobald dies dem Kaiser zu Ancona gemeldet worden war, berief er die Fürsten und fragte sie, ob man dem Erzbischofe unter Aufgabe der Belagerung Anconas zu Hilfe kommen müsse oder nicht. Das wurde von einigen Fürsten und zumeist von Laienfürsten, welche von einer Aufhebung der Belagerung die Verbreitung ungünstiger Gerüchte fürchteten, widerraten. Ueber diese Abmachung der Fürsten erzürnt und ärgerlich, weil die Laienfürsten ihn und seinesgleichen so gering achteten oder in Gefahr verließen, berief der herrliche Erzbischof von Mainz, Christian, alle die Seinen und andere, welche er durch Bitten und Lohn erlangen konnte,[1]) sammelte 500 Ritter und 800 Söldner, zum Kriege trefflich gerüstet, und nahm seinen Weg gegen die Römer nach Tusculanum zur Befreiung des Erzbischofs. Als er dort ankam und das Lager jenen gegenüber aufgeschlagen hatte, suchte er bei den Römern nur für diesen Tag um der Rast seines Heeres willen durch Parlamentäre um Frieden nach, indem er die Tugend edler Denkweise, wie sie den alten Römern eigen war, ihnen ins Gedächtnis zurückrief, wodurch er seine Forderungen von ihnen zu erlangen meinte. Sie selbst aber, in diesem und allem andern den Alten durchaus unähnlich, antworten, sie wollten in sein Begehren nicht willigen, sondern drohen höchst anmaßend, sie würden an diesem Tage ihn selbst und sein ganzes Heer den Vögeln des Himmels und den wilden Tieren auf der Erde zur Speise geben,[2]) und so führen sie, die Belagerung aufhebend, 30 000 Streiter gegen 500 deutsche Ritter in die Schlachtreihe vor. Der Erzbischof aber, keineswegs erschrocken über die Antwort, welche er von ihnen empfangen hatte — denn er war auch vorher nicht unerfahren in den Mühen

[1]) Diese ganze Szene ist reine Fiktion, da Christian garnicht beim Kaiser vor Ancona war, sondern von Genua aus durch Toscana angerückt war und nicht weit von Reinald stand. Der Kaiser hat erst hinterher von den Vorgängen erfahren. Vgl. Varrentrapp, Christian v. Mainz, S. 28 ff.

[2]) Von alledem ist kein Wort zu glauben. Vgl. Varrentrapp l. c.

des Krieges —, ermuntert die Seinen, obwohl im Vergleich mit jenen sehr wenige, aber doch sehr erprobte Streiter, zum Kampfe durch Versprechungen und Drohungen mit allem Fleiß und redet vor ihnen in hochherzigen Worten der Mahnung, sie möchten ihre Hoffnung nicht auf die Flucht setzen, da sie ja vom Vaterland und dem Heere des Kaisers zu weit entfernt seien, als daß sie fliehen könnten, sondern, eingedenk ihrer angeborenen Tapferkeit und der den Feinden von Natur eingepflanzten Feigheit, sollten sie für ihr Leben mit allen Kräften streiten.

Als er aber die Ritter von deutschem Zorn (animositate Teutonica) erfüllt sah — denn durch seine Mahnung war ein gewissermaßen unbesiegbarer Mut in ihr Herz gefallen —, ordnet er die Reihen, und bestimmt genau, welche zuerst kämpfen, welche in die kämpfenden Feinde von der Seite einbrechen, welche den unter der Last des Treffens sich Mühenden Hilfe bringen sollen, indem er sich selbst aufstellte, um mit der auserlesensten Mannschaft Hilfe zu bringen. Und nun rückte er mit erhobenen Fahnen und weit ausgedehnten Kohorten, auf Gott seine Hoffnung setzend, gegen die Römer in den Kampf. Der Kölner Erzbischof aber rüstete sich mit der Burgmannschaft und all den Seinen, welche auf 300 mit Waffen wohlgerüstete Ritter geschätzt wurden, um auf alle Weise Hilfe leisten zu können, und blieb ruhig in der Burg bis zum Ausbruch des Kampfes. Nachdem nun also die Schlacht begonnen hatte und beim ersten Zusammenstoß der Heere die Lanzen zerbrochen waren, wird der Kampf mit den Schwertern geführt, während die Bogenschützen beider Parteien mit ihren Pfeilen das Licht des Tages nach Art der Schneeflocken verdunkeln. Und siehe, der Kölner greift, mit schlagfertigen Rittern aus der Burg hervorbrechend, die Römer vom Rücken an und drängt auf sie tapfer ein, und so werden sie von allen Seiten umringt, von vorn und vom Rücken bestürmt. Während die Römer also nur mit der Wucht der Menge kämpften, bricht der Bischof Christian mit den Seinen von der Seite in ihre Schlachtreihe ein, reißt sie in der Mitte auseinander und haut an drei Stellen auf die künstlich getrennten Feinde ein. Nachdem viele getötet, mehrere gefangen genommen waren, ergreifen die Römer überwunden die Flucht, und bis zur Stadt von den Siegern verfolgt, werden sie in blutigstem

Morde hingeschlachtet. Die Bischöfe nun kehren, nachdem sie die Ritter vom Morden zurückgerufen hatten, zum Schlachtfelde zurück und brachten mit größter Freude triumphierend jene Nacht zu.

Am Morgen eilten die Römer auf das Schlachtfeld hinaus, um die Leichname der Gefallenen aufzuheben; sie wurden durch die Bischöfe, welche die Ritter gegen sie entsendeten, in die Flucht geschlagen und entkommen, nach der Stadt zurückkehrend, kaum dem Tode. Endlich bitten sie durch Boten, welche sie an die Bischöfe sandten, flehentlich, daß ihnen aus Liebe zum heiligen Petrus und aus Achtung vor dem Christentum gestattet werde, ihre Toten aufzuheben. Das wurde von den Bischöfen unter der Bedingung gewährt, daß sie die Zahl der in diesem Treffen auf ihrer Seite getöteten oder gefangen genommenen zusammenrechneten und unter eidlicher Versicherung der Wahrheit ihnen selbst schriftlich überreichten, und daß sie erst nach Erfüllung dieser Bedingung in Frieden ihre Toten zum Begräbnis aufhöben. Als sie diese Zählung vornahmen, fanden sie die Zahl von etwa 15000 in diesem Treffen ihrerseits Gefallenen oder Gefangenen, und sie begruben, nach gegebener Erlaubnis, die Leichen der Getöteten, die sie unter lautem Wehklagen aufhoben."

Schlacht bei Legnano.
29. Mai 1176.

Nach vergeblichen Friedens-Verhandlungen und Friedens-Hoffnungen erwartete Barbarossa im Frühjahr 1176 Zuzug aus Deutschland, um den Krieg gegen die Mailänder wieder aufzunehmen. Er hatte außer seiner persönlichen Begleitung, mit der er in Pavia, vier Meilen südlich von Mailand, verweilte, ein Söldnerheer unter Christian von Mainz in Italien, das sich an der apulischen Grenze mit den Normannen schlug. Es ist anzunehmen, daß der Kaiser dieses Heer, das noch am 16. März bei Carseoli in der Nähe von Rom einen Sieg davongetragen, für die Entscheidung im Norden heranzog, umsomehr, da Heinrich der Löwe diesmal seine Hilfe versagt hatte und das deutsche Heer infolgedessen kleiner war als früher. Wo Christian jedoch tatsächlich gestanden hat, als das Nahen der Nordländer gemeldet wurde, ist nicht

überliefert; vielleicht war er Pavia schon nahe, vielleicht war er noch fern. Auf jeden Fall hatte der Kaiser die Aufgabe, das deutsche Heer, das auf der Straße über Disentis, Bellinzona und Como direkt nördlich von Mailand heranrückte, mit den südlich stehenden Heeresteilen, zunächst wenigstens mit der Pavesen, zu vereinigen. Hätte das deutsche Heer statt des Luckmanier einen östlichen Paß, etwa gar den Brenner zum Uebergang über die Alpen gewählt, so hätte die Vereinigung keine Schwierigkeiten geboten. Es ist nicht überliefert, weshalb der Kaiser das nicht so angeordnet hat, vermutlich deshalb nicht, weil die zuziehenden Fürsten, die Erzbischöfe von Köln und Magdeburg, die Bischöfe von Würzburg, Worms, Münster, Verden, Osnabrück Hildesheim, Brandenburg, die Grafen von Flandern, von Holland, von Saarbrücken, Herzog Berthold v. Zähringen[1]) und der Landgraf von Thüringen, alle bis auf drei aus dem westlichen Deutschland kamen und ebenso wie die staufischen Ritter aus Schwaben den Umweg über einen der östlicheren Pässe scheuten. Nun lag der feindliche Hauptort, Mailand, gerade zwischen den zu vereinigenden Korps.

Friedrich beschloß, die Führung der Heranziehenden selbst zu übernehmen, und eilte ihnen, Mailand im Bogen umgehend, nach Como entgegen. Etwa auf demselben Wege gedachte er zurückzukehren und das Heer nach Pavia zu bringen. Die Mailänder aber erkannten, in welche Gefahr sie geraten würden, wenn der Kaiser alle seine Streitkräfte vereinigte. Die Situation hat eine gewisse Aehnlichkeit mit derjenigen vor Carcano, und wieder faßten die Mailänder denselben Entschluß: den Kaiser anzugreifen, ehe er alle seine Streitkräfte beisammen hatte. Sie mahnten die verbündeten Städte zum Zuzug und rückten den Deutschen entgegen, sodaß sie ihnen den Weg nach Pavia verlegten.

Es kam zur Schlacht, indem beide Heere im Marsch, etwa drei Meilen nordwestlich von Mailand, bei Legnano aufeinander-

---

[1]) Ob wirklich Herzog Berthold von Zähringen an der Schlacht teilgenommen und gefangen worden ist, bezweifelt Wyß in der Allg. D. Biogr. 540, II, scheint aber von Giesebrecht VI. 530 widerlegt. Giesebrecht VI, 528 hält für möglich, daß auch der Markgraf Dietrich v. d. Lausitz an der Schlacht teilgenommen. Wir wissen aber nur aus einer undatierten Urkunde, die wahrscheinlich erst in den Dezember 1176 zu setzen ist, daß er am Hofe des Kaisers war, und das läßt einen Rückschluß auf den Mai nicht zu.

stießen. Die an der Spitze ziehenden mailändischen Ritter wurden von den Deutschen geworfen und flohen zum Teil an dem ihnen folgenden Fußvolk vorbei. Dies Fußvolk hatte den Marsch aus dem Lager, das man in der Nacht inne gehabt, vielleicht gerade angetreten oder war etwa im Begriff aufzubrechen, als der Sturm der Flüchtigen und der verfolgenden deutschen Ritter heranbrauste. Das Fußvolk aber wurde nicht in die Flucht mit hineingerissen, sondern es gelang, es in einem großen, festen Haufen zusammenzuhalten, der den Deutschen die Schilde entgegenhielt und die Lanzen entgegenstreckte. Auch ein Teil der Ritter, wohl von den Pferden springend, war in dieser Masse. Nach einer Quelle scheint es, als ob das Lager von einem Graben oder Kanal umgeben gewesen wäre, wohl nicht vollständig, aber doch auf mehreren Seiten, sodaß die Verteidigung sehr erleichtert war. Auf jeden Fall brach sich die Verfolgung an dem Widerstand der geschlossenen Masse des Fußvolks. Von Schützen, die der Kaiser herangebracht hätte, ist nicht die Rede, sei es, daß er nur sehr wenige hatte, sei es, daß die Bürger von Como, die mit ihm zogen und unter denen jedenfalls Schützen waren, noch zu weit zurück waren.

Während nun die deutschen Ritter sich vergeblich bemühten, in die Masse des mailändischen Fußvolks einzudringen, kamen die flüchtigen mailändischen Ritter wieder zum Stehen, indem sie auf die Ritter von Brescia stießen, die von ihrem weiten Marsche eben erst anlangten, der Bundeshauptstadt zu helfen. Man erkannte, daß die Schlacht noch nicht entschieden war, daß der Kampf bei dem Fußvolk noch tobte, und fand den Entschluß, den bedrängten Brüdern, die, wenn keine Unterstützung kam, doch schließlich unterliegen mußten, zu helfen. Die deutschen Ritter, im Kampf mit dem mailändischen Fußvolk begriffen, sahen sich plötzlich auch von feindlicher Ritterschaft von neuem und in der Flanke angegriffen. Ermutigt durch diesen Anblick mögen auch die mailändischen Fußmänner zur Offensive übergegangen sein. An Zahl waren sie jetzt sicherlich bedeutend überlegen; so wurden die Deutschen, die mit den Comasken zusammen etwa 3000 bis 3500 Mann[1]) stark ge-

[1]) Das Heer, das über die Alpen gekommen war, zählte nach den Gesta Frider. in Lomb. ed. Holder-Egger (Annal. Mediol. maj.) 2000 Mann d. h. Ritter; weder ist diese Zahl zu halbieren, als ob nur die Hälfte Ritter gewesen

wesen sein mögen, geschlagen; mit Mühe und Not hat sich der Kaiser selbst, man weiß nicht wie, da er eine Zeitlang verschwunden war, nach Pavia gerettet.[1])

Philipp von Schwaben.

Wir haben gesehen, wie gering die Kräfte waren, die tatsächlich in den italienischen Kriegen des gewaltigen Barbarossa gegeneinander kämpften. Den Widerstand einer einzigen festen Stadt zu überwinden, fällt dem Herrn dreier großer Königreiche unendlich schwer.

Als nun gegen seinen Sohn Philipp eine Gegenpartei den Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, zum Gegenkaiser wählte, haben wir dieselbe Erscheinung, daß der Staufe, auf dessen Seite der bei weitem größte Teil der deutschen Fürsten steht, den Gegner doch nicht niederdrücken kann.

Die Feldzüge verlaufen in bloßen Verwüstungen. Im achten Jahr, 1205, macht Philipp, nachdem fast ganz Deutschland ihn anerkannt, eine Heerfahrt gegen Köln, das noch zu Otto hält, der es selbst verteidigt. Obgleich mehrere Herzoge bei ihm sind, ist Philipp doch nicht imstande, die Belagerung von Köln durchzuführen.

1206 macht Philipp eine zweite Fahrt gegen Köln mit einem angeblich sehr großen Heer. Die Kölner aber, unter Führung

---

seien (Giesebrecht), noch zu multiplizieren, als ob noch Kombattanten niederen Ranges selbstverständlich hinzukämen. Der Kaiser selbst hatte von Pavia nach Gottfried v. Viterbo 500, nach den Gesta Frid. 1000 Ritter herangeführt. Dazu die Comasken, die schwerlich mehr als die 500 Mann waren, die gefallen oder gefangen worden sein sollen (Gest. Frid. und Contin. Sanblasiana SS. XX, 316).

[1]) Die maßgebende Quellen-Untersuchung für Legnano ist die schon zitierte Dissertation von Hanow.

Güterbock in der D. Liter.-Zeit. Nr. 26 (1. Juli 1905) hat moniert, daß die Arbeit die Chronik des Tolosanus nicht herangezogen habe, und in der Tat hätte sie ausdrücklich erwähnt werden müssen, aber nur um sie als bedeutungslos abzulehnen. Sie ist etwa ein Menschenalter später geschrieben und in allen kontrollierbaren Angaben falsch oder konfuse Auch was Güterbock sonst gegen Hanow vorbringt, ist entweder unsubstanziiert oder evident falsch. Vgl. die „Entgegnung“ und „Antwort“ in der D. Lit.-Zeit. Nr. 31.

Die Darstellung, die Köhler I, 69 ff. von der Schlacht gibt, beruht auf unkritischer Kontaminierung der verschiedenen Quellen-Aussagen, namentlich auch Benutzung des ganz unzuverlässigen Gottfried von Viterbo; vieles ist auch bloße Phantasie. Treffend hingegen sind die Bemerkungen desselben Autors in der Anmerkung Bd. III, 3, 122: hier spricht nicht der kritische Quellen-Forscher, sondern der praktische, erfahrene Soldat.

Ottos, wagen ihm doch im freien Felde entgegenzutreten; sie hatten nicht mehr als 400 Ritter und 2000 Mann zu Fuß. Auch als dies Heer von den Kaiserlichen bei Wasserburg fast völlig vernichtet wurde (27. Juli 1206), unterwarf sich Köln noch nicht gleich und Philipp schritt auch nicht zur Belagerung, sondern bewilligte der Stadt nach monatelangen Verhandlungen die allermildesten Bedingungen.

Der Grund ist unzweifelhaft, daß die Fürsten, nachdem Köln seine Bereitwilligkeit kundgegeben, sich zu unterwerfen, für eine Belagerung nicht zu haben gewesen wären. Man sah in dem Verhalten der Stadt nicht eine Rebellion, die aus prinzipiellen Gründen bestraft werden müsse, sondern eine Fehde, wie sie bei der Institution des Wahlkönigtums nicht zu vermeiden war, einen bloßen, so zu sagen konstitutionellen Zwischenfall.

In dem Augenblick, als Philipp endlich nach zehnjährigem Kampf wirklich die Oberhand zu gewinnen schien, wurde er ermordet.

Kaiser Friedrich II.

Der Unterschied zwischen Kaiser Friedrich I. und seinem Enkel Friedrich II. in den lombardischen Kämpfen ist, daß dieser aus Deutschland nur noch selten Unterstützung erhielt, dafür aber in dem Erbe seiner Mutter, dem Königreich Neapel-Sicilien, die Grundlage seiner Macht in Italien selber hatte. Die deutschen Fürsten fanden sich nicht mehr bereit, in größerer Zahl und mit Anspannung ihrer Mittel über die Alpen zu ziehen, da der Gedanke, Lohn und Ehre im Dienste des Reiches zu gewinnen, seit Barbarossa schon sehr verblaßt und das dynastische Streben der einzelnen Fürstenhäuser an die Stelle des Reichsgedankens getreten war und den Sinn der Herren erfüllte. Auch sein unteritalisches Königreich, das nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. (1197) in den Zeiten der Vormundschaft in Anarchie verfallen war, brachte Friedrich II. erst allmählich wieder wirklich in seine Gewalt und suchte dann die Rechte des Reichs in Oberitalien, die ihm als König und Kaiser gebührten und die ebenfalls in der Zwischenzeit obsolet geworden waren, wieder geltend zu machen. Hätte seine Politik Erfolg gehabt, so wäre vermutlich das Ergebnis ein geeintes Königreich Italien unter Lösung vom Deutschen Reiche geworden.

Der erste Versuch, den Friedrich machte, die Zügel der Herrschaft über die oberitalischen Kommunen wieder anzuziehen (1226), mißglückte. Zehn Jahr später, als er sich durch Nachgiebigkeit gegen die landesherrlichen Ansprüche der Fürsten in Deutschland eine gute Position verschafft und sich von dort Zuzug gesichert hatte, begann er den entscheidenden Kampf, dessen Ende er nicht mehr erlebte.

Wenn einst Barbarossa oder die Kaiser vor ihm mit dem deutschen Heer südlich der Alpen erschienen waren, hatten die Italiener sich nicht getraut, ihnen im freien Felde zu begegnen. Wenn geschlagen worden ist, und namentlich, wo Barbarossa unterlegen ist, bei Carcano und Legnano, waren es nur Teilheere, die die Mailänder geschickt und entschlossen anfielen, ehe sie sich mit anderen Korps, wie sie beabsichtigt, vereinigten. In der Hauptsache hatten die Lombarden sich immer auf die Defensivkraft ihrer Städtebefestigungen verlassen. Friedrich II. traten sie mit einem Bundesheer in freiem Felde entgegen, aber doch nicht um zu schlagen, sondern um ihn durch Manövrieren, durch Stellungen in dem von Flüssen und Kanälen durchschnittenen Lande an der Belagerung und Einnahme fester Plätze zu verhindern. Das erste Jahr (1236) gelang es, mit solchem Manövrieren durchzuhalten. Im zweiten (1237) ging der Kaiser selbst noch einmal nach Deutschland und kam im Herbst mit 2000 Rittern wieder über den Brenner zurück. Er bewog Mantua, dem lombardischen Bunde abzusagen, und bedrohte, von Südosten dagegen anrückend, Brescia. Diese Stadt zu decken, nahm das lombardische Heer eine durch Wasserläufe so geschützte Stellung (bei Manerbio, hinter dem Flüßchen Lusignolo), daß der Kaiser nichts machen konnte. Als der November zu Ende ging, blieb ihm nichts übrig, als die Kontingente aus den reichstreuen Städten, die sich nicht länger halten lassen wollten, zu entlassen.

Gerade diese Situation aber wußte der Kaiser mit kluger Berechnung auszunutzen, um noch im letzten Augenblick zu der ersehnten Entscheidung zu gelangen und den Gegnern den tödlichen Schlag zu versetzen.

Schlacht bei Cortenuova.[1])
27. November 1237.

Als die Lombarden sahen, daß der Kaiser seine Stadt-Kontingente entlassen und selber westwärts ziehend den Oglio überschritt, um, wie es schien, nach Cremona ins Winterquartier zu gehen, beschlossen sie, auch ihrerseits den Heimweg anzutreten. Sie hatten ihren Zweck, Brescia zu decken erreicht. Der direkte Weg aus ihrer bisherigen Stellung nach Crema und Mailand hätte sie nur einen Tagemarsch entfernt von dem Platz, wo Friedrich selbst über den Oglio gegangen war (Pontevico), über den Fluß geführt; vorsichtig genug bogen sie noch einen Tagemarsch weiter nach Norden aus, bis fast an den Fuß der Alpen, um den Zusammenstoß zu vermeiden. Aber der Kaiser war selber sofort den Fluß aufwärts marschiert, und plötzlich sahen sich die Lombarden, die ruhig bei Cortenuova, im Gebiet von Bergamo, lagerten, angegriffen. Da die Kaiserlichen einen längeren Marsch zurückzulegen hatten, so begann die Schlacht erst spät am Tage. Die Vorhut der Lombarden wurde von den kaiserlichen Rittern geworfen. Was von dem lombardischen Heer nicht sofort, von der Panik ergriffen, die Flucht nahm, sammelte sich um das Carroccio, das, wie bei Legnano, an einer durch einen Graben oder Kanal geschützten Stelle stand. Friedrichs Ritter waren nicht imstande, diese Stellung zu erstürmen. Es wäre die Sache der sarazenischen Bogner gewesen, ihnen den Zugang zu eröffnen. Nach einigen Quellen haben sie auch gekämpft und ihre Köcher entleert; da jedoch der Kaiser in seinen eigenen Berichten über die Schlacht, die uns erhalten sind, ihre Tätigkeit garnicht erwähnt, so kann ihre Wirkung nicht so sehr groß gewesen sein. Vielleicht waren sie nicht sehr zahlreich oder kamen erst sehr spät auf dem Schlachtfelde an. Auf jeden Fall konnte die Schlacht an diesem Tage nicht ausgekämpft werden. Der Kaiser befahl, daß die Ritter die Nacht ruhen sollten, ohne den Panzer abzulegen, um das Treffen am nächsten Tage fortzusetzen.

Die Lombarden aber warteten die Erneuerung des Kampfes nicht ab. In der Nacht griff die Flucht immer mehr um sich

---

[1]) Die maßgebende Untersuchung für Cortenuova ist die Dissertation von Karl Hadank, Berlin 1905. Verlag von Richard Hanow. 63 S.

und wurde schließlich allgemein. Man ließ das Carroccio im Stich und nahm nur das Kreuz des Fahnenmastes, das man abbrach, mit, aber auch dieses blieb schließlich liegen und wurde von den Kaiserlichen erbeutet. Das ganze Lager fiel in ihre Hände, und noch viele Lombarden wurden auf der Flucht getötet oder gefangen.

Nach einer Art von offiziösem Bulletin, der „Encyklika an die Getreuen des Reiches", die unter dem Namen des Petrus de Vineis erhalten ist, ist das kaiserliche Heer, als es den Marsch zur Schlacht antrat, über 10 000 Mann stark gewesen,[1]) müßte also, da schon eine Anzahl Bürger-Kontingente entlassen waren, vorher noch erheblich stärker gewesen sein. Die Zahl scheint nach dem, was wir bisher von Ritterheeren gehört haben, sehr hoch zu sein, und der Ton der Erzählung scheint nicht auszuschließen, daß die Zahl reichlich hoch gegriffen ist, um die Stärke des Kaisers zu bezeugen, jedenfalls nicht umgekehrt, daß etwa die Zahl zu gering angegeben sei, um den Ruhm des Siegers zu erhöhen. Da die 10 000 „sui exercitus" nicht als Reiter bezeichnet oder sonst wie eingeschränkt sind, so sind darunter alle Kombattanten im weitesten Sinne zu verstehen.

Die lombardischen Städte hatten bei der Erneuerung ihres Bundes im Jahre 1231 abgemacht, daß das Bundesheer 10 000 Mann zu Fuß, 3000 Ritter und 1500 Schützen stark sein solle.[2]) Es wird anzunehmen sein, daß die tatsächliche Stärke, die am Schluß des Feldzuges, Ende November, noch beisammen war, hinter der Soll-Stärke, wenn diese überhaupt je erreicht wurde, sehr wesentlich zurückblieb, vielleicht, namentlich an Fußvolk, nur die Hälfte betrug.[3]) Es war also nicht unnatürlich, daß der Bund die Schlacht im offenen Felde zu vermeiden suchte, da der Kaiser sowohl in der Zahl wie auch vermutlich in der Qualität der Krieger der überlegene war.

---

[1]) ultra decem milia sui exercitus secum trahens ..... signa direxit victricia.

[2]) Ann. Placent. Guelf. M. G. SS. XVIII, 453. Sie versprechen einander Hilfe, „militum, peditum et balistariorum".

[3]) Nach den Annal. Plac. Gib. hätte freilich Piacenza allein 1000 Ritter gestellt; aber wenn wir diese Zahl akzeptieren und die andern Bundes-Kontingente entsprechend ersetzen wollten, wäre es nicht verständlich, weshalb die Lombarden der Schlacht mit dem Kaiser so ängstlich aus dem Wege gingen. Vielleicht sind jene 1000 das Gesamt-Kontingent Piacenzas gewesen.

Da es sich um eine große Aktion handelt, bei der beide Teile ihre ganze Kraft eingesetzt hatten, so ist es für uns sehr wertvoll, von beiden Seiten Zahlenangaben zu haben, die positiv und zuverlässig genug sind, um mit Sicherheit sagen zu können, daß es sich hüben und drüben um nicht mehr als etwa 10 000 Kombattanten, alles eingeschlossen, gehandelt hat.

Fortgang des Krieges nach Cortenuova.
1238—1250.

So groß der Sieg des Kaisers, so schwer die Niederlage der Lombarden bei Cortenuova war, eine Entscheidung wurde dadurch nicht herbeigeführt. Wohl baten die Mailänder um Frieden, aber zu der unbedingten Unterwerfung, die Friedrich forderte, wollten sie sich nicht verstehen, und so ging der Krieg weiter, ohne daß Cortenuova wesentliche Spuren hinterlassen hätte. Weit entfernt von dem Gedanken, nun etwa Mailand selbst zu belagern, konnte Friedrich schon im nächsten Jahr nach Cortenuova nicht einmal Brescia nehmen.

Obgleich der Kaiser die bedeutenden Mittel des straff verwalteten Königreichs Neapel-Sicilien zur Verfügung hatte, obgleich eine nicht geringe Zahl der großen italienischen Kommunen und mächtige Fürsten an seiner Seite fochten und ihn mit aller Kraft unterstützten, obgleich auch Deutschland ihm in den ersten Jahren ansehnliche Hilfe schickte, so reichte seine Macht zu einer durchgreifenden Kriegführung doch nicht aus.

Der Krieg verläuft in bloßen Verwüstungszügen, Ueberfall oder Berennung von Burgen, und zuweilen Belagerung einer Mittelstadt, die meist nicht zum Ziel führt, es sei denn, daß in der belagerten Stadt selber eine Partei für den Belagerer sich geltend macht. Nicht die Kriegstaten sind es, die entscheiden, sondern der Parteiwechsel, der die Städte und Fürsten von der einen zur anderen Seite hinüberführt; der Parteiwechsel tritt aber um so leichter ein, als in den meisten Städten Faktionen sind, die um die Herrschaft ringen und entweder am Kaiser oder am Städtebunde und am Papst einen Anhalt suchen. Die verschiedenen, wechselnden Unternehmungen in jedem Jahr sind daher mehr durch politische als militärische Motive bestimmt. Zu Zusammenstößen und zu

Gefechten, auch zu größeren Gefechten kommt es dabei nicht selten, aber ihr Erfolg, selbst wenn eine Partei einmal große Verluste erleidet, ist immer sehr gering, da die Kräfte zur Ausnutzung durch Belagerungen im großen Stil nicht hinreichen.

Belagerung von Parma.
1247/48.

Köhler nimmt an, daß Parma etwa 80 000 Einwohner gehabt habe. Das ist sicher viel zu viel. Heute hat es knapp 50 000, und der Stadtteil auf dem linken Ufer war nach Köhlers Angabe damals bedeutend kleiner als gegenwärtig, der auf dem rechten jedenfalls nicht größer.[1]) Kaiser Friedrich II. hatte nach den Annalen von Parma selber 10 000 Mann,[2]) und das wäre ja schon ein sehr bedeutendes Heer; jedenfalls haben wir in dieser Angabe aus dem Lager der Gegner das Maximum dessen, was wir vielleicht annehmen dürfen.

Friedrich betrieb die Belagerung in der Art, daß er dem kleineren Stadtteil auf dem linken Flußufer gegenüber ein befestigtes Lager anlegte, das er Vittoria nannte, und von hier aus die Umgegend von Parma verwüstete und Zuzug zu verhindern suchte.[3]) Da der Hauptteil der Stadt aber nicht eingeschlossen war, die Belagerten selber über bedeutende Streitkräfte verfügten und ihre

---

[1]) Daß Riccardus di San Germano von 60 000 Einwohnern spricht, hat natürlich keine Beweiskraft.

[2]) Ann. Parm. major. M. G. SS. XVIII 673 „decem milia militum cum innummerabili populo diversarum gentium“. Daß die „milites“ nicht etwa bloß als „Ritter“ im engeren Sinne, sondern als Kombattanten aufzufassen sind, zeigen die Ereignisse.

Man glaubte früher noch eine andere bemerkenswerte Stärke-Angabe zu besitzen bei Salimbene, der selber im Beginn der Belagerung in Parma war und dem Kaiser 37 000 Mann gibt. Die Zahl hat sich jedoch als ein Lesefehler herausgestellt. Salimbene sagt nur, daß das Heer des Kaisers ungeheuer gewesen und zitiert dazu cap. XXXVII Ezechiel. Aus diesem „37 Ezechiel“ sind 37 000 geworden. M. G. SS. XXXII S. 196.

Quellen, die von 60 000 Mann sprechen (Schirrmacher IV, 441), sind natürlich nicht wiederholenswert.

[3]) Collenuccio aus Mainardino v. Imola nach Scheffer-Boichorst z. Gesch. d. XII. und XIII. Jahrh. S. 283 schildert das Lager „fu da longhezza di questa citta 800 canne e la larghezza 600, e era la canna di 9 braccia; e haveva 8 porte e le fosse larghe e profonde di intorno.“ Der Kaiser selber hatte an Mainardino geschrieben: „civitatem [Parmensem] civitatis nostre, que vires obsistentium ab hyemalis temporis quantalibet tempestate tuebitur, nova constructione vel oppressione comprimimus.“

Bundesgenossen, namentlich die Mantuaner, die mit einer Flotte auf dem Po erschienen, ihnen tatkräftig halfen, so hatte der Kaiser keine Aussicht, sie wirklich zu bezwingen, höchstens sie allmählich mürbe zu machen. Köhler berechnet, daß, wenn der Kaiser die Stadt völlig hätte einschließen wollen, die Kontravallation einen Umfang von einer deutschen Meile gehabt und 40 000 Mann Besatzung erfordert hätte. Angenommen, daß dieser Umfang nicht zu groß berechnet ist, so ist es doch sicher die Besatzung, denn die Kontravallation brauchte ja nicht allenthalben gleichmäßig besetzt zu werden. Es genügte, wenn an den Zuzugsstraßen allenthalben sturmfreie Forts errichtet wurden und ein Graben mit Pallissadierung den Belagerten die freie Bewegung nahm. In diesem Falle hätte der Kaiser auch nicht das besondere Deckungskorps bei Guastalla nötig gehabt. Daß Friedrich, der doch ein erfahrener Kriegsmann war, sich statt dessen mit jener Viertels-Blockade begnügte, scheint mir ein genügender Beweis, daß er für die Einschließung zu schwach war, sein Heer also nur eine sehr mäßige Stärke gehabt haben kann.

Im Winter entließ der Kaiser die Kontingente von Bergamo, Pavia, Tortona, Alessandria und detachierte nach Treviso und Alessandria. Die Truppen, die bei ihm blieben, bestanden aus 1100 Reitern, 2000 Cremonesen zu Fuß und einer unbestimmten Zahl Saracenen, die Gesamtzahl wird also 5000 schwerlich überschritten haben.

Hiervon waren noch 1000 Mann detachiert, und der Kaiser selbst war mit 500 Reitern auf die Jagd geritten, als die Parmesen am 18. Februar einen Ausfall machten.

Köhler hat plausibel gemacht, daß der Ausfall nicht vorbedacht war. Die Parmesen wollten im Grunde nur eine Expedition an den Po gegen König Enzio machen, hatten dazu etwa die Hälfte ihrer Mannschaft bestimmt und fielen mit der anderen Hälfte nur aus, um jener den Rücken zu decken. Da geschah es, daß die Kaiserlichen ohne Befehl und ohne volle Wappnung sich in eine Rauferei mit den Ausgefallenen einließen, die für sie so übel auslief, daß die Verfolger mit den Fliehenden zugleich in Vittoria eindrangen und es einnahmen. Nach ihrem eigenen Bericht haben die Parmesen 1500 Mann erschlagen und 3000 ge-

fangen genommen, der Wahrheit näher wird wohl der Bericht der Placentiner Annalen sein, wonach 100 Ritter und 1500 Fußgänger gefangen wurden.

Hätte der Kaiser eine bedeutendere Truppenzahl in Vittoria gehabt, so hätte ein solcher Ueberfall wohl nicht gelingen können. 5—6000 Mann aber waren für die Durchführung des strategischen Planes, wie ihn Friedrich betrieb, an sich nicht zu wenig. Selbst wenn die Verteidiger von Parma vielleicht zahlreicher waren, so konnten sie die Gegenfestung Vittoria doch nicht nehmen und konnten ihrerseits fort und fort von dort aus drangsaliert werden. So etwa hatten ja auch einst die Normannen Paris und die mailändischen Ritter ihre eigene Stadt belagert, und auch Barbarossa hatte einst Mailand nicht wirklich eingeschlossen, sondern nur die ganze Umgegend verwüstet und die Zufuhren abgesperrt. Das hatte genügt, in etwa neun Monaten die Unterwerfung herbeizuführen. Friedrich II. war viel schwächer, auch im Verhältnis zu der belagerten Stadt, die gewiß viel kleiner als Mailand war. Barbarossa beherrschte Oberitalien so weit, daß er Mailand wirklich aushungerte, ohne daß auch nur ein ernstlicher Versuch von anderer Seite gemacht wurde, der Stadt zu helfen. Gegen Friedrich II. standen im Jahre 1247 so viele Kommunen in Waffen, daß er nicht bloß gegen die Stadt, sondern ebenso sehr gegen ihre helfenden Freunde zu kämpfen hatte. Trotzdem würde der Kaiser vielleicht zum Ziel gelangt sein, wenn nicht die Indisziplin und der Leichtsinn der Soldaten bei der zufälligen Abwesenheit des Kaisers den Parmesen die unverhoffte Gelegenheit zu dem vernichtenden Schlage gegeben hätte. Den Kaiser trifft also nicht der Vorwurf eines strategisch falsch angelegten und geleiteten Unternehmens, sondern der der Unvorsichtigkeit, daß er persönlich das Lager verließ an einem Tage, wo die Besatzung durch Detachierung sehr geschwächt war.

Dies Ergebnis ist wichtig auch weiter rückwärts. Wäre der Kaiser wirklich noch im Herbst 1247 imstande gewesen, ein ganz großes Heer aufzustellen, so ist nicht abzusehen, weshalb er solche Anstrengung nicht zu einer Zeit gemacht hat, als sein Sieg von Cortenuova noch nachwirkte und er damit den definitiven Erfolg hätte erraffen können. Besondere neue Hilfsmittel standen ihm im

Jahre 1247 keineswegs zu Gebote; im Gegenteil, er war durch mannigfachen Abfall geschwächt. Nehmen wir aber an, daß seine Kräfte tatsächlich bereits sehr reduziert waren, so wird sein Verhalten durchaus verständlich.

Die mehr oder weniger zufällig herbeigeführte Niederlage schadete zwar für den Augenblick dem Staufen sehr, führte aber die Entscheidung in dem Kampf so wenig herbei, wie einst sein Sieg von Cortenuova.

Rückblick.

Ueberblicken wir vom Standpunkt der Geschichte der Kriegskunst diese fast hundertjährigen Kämpfe, so erkennen wir bald, daß die italienischen Städte ein Fußvolk nach Art des antiken, der griechischen Phalanx, der römischen Legion nicht hervorgebracht haben. Zwar spielt das Fußvolk zuweilen eine wesentliche Rolle, namentlich bei Legnano, aber doch nicht die entscheidende: so zahlreich es ist, bleibt es doch nur eine Hilfswaffe der Ritterschaft. Selbst wenn die direkten Quellen-Aussagen über den Verlauf der Schlacht von Legnano nicht sicher genug oder verschieden auslegbar erscheinen sollten: der weitere Fortgang der Dinge gibt die Entscheidung und läßt keinen Zweifel: hätte das Fußvolk bei Legnano eine Wirkung nach Art der antiken Infanterie ausgeübt, so würde sich daran irgend eine Entwickelung geknüpft haben. Davon findet sich aber nichts. Die Mailänder haben nicht im entferntesten aus ihrem Siege den Schluß gezogen, daß sie jetzt im Besitz eines neuen überlegenen Kriegswesens den deutschen Kaiser nicht mehr zu fürchten hätten, sondern sie haben auf sehr bescheidene Bedingungen hin Frieden geschlossen, und in der nächsten Generation wie in den folgenden, die wir noch kennen lernen werden, unterscheidet sich ihr Kriegswesen in nichts von dem in anderen Ländern und in dem Jahrhundert vorher oder nachher.

Zu dem bürgerlichen Kriegertum, wie es in den alten Zeiten etwa Athen und Rom gezeitigt haben, daß die gesamte Bürgerschaft nach dem streng durchgeführten Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht in Masse ausgerückt wäre und Schlachten geschlagen hätte, ist es also in den italienischen Kommunen nicht gekommen. Es fehlte dazu, ganz abgesehen davon, ob die nötige

kriegerische Tüchtigkeit sich gefunden hätte, die eine wesentliche Vorbedingung, die jenen antiken Republiken eigentümlich war, die politische Einheit von Stadt und Land, das Zusammenhalten von Bürgertum und Bauernschaft. Nicht sowohl die städtischen Bewohner von Athen und Rom, als die Bauern, Köhler und Fischer von Attika und die Bewohner der ländlichen Tribus rings um Rom haben die Masse der Phalanx und der Legionen gebildet. Die italienischen Bauerndörfer aber wurden wohl beherrscht von den Städten, bildeten aber nicht mit ihnen einen einheitlichen Körper, waren nicht Mitbürger der Städter, und die Kommunen selber haben trotz ihres republikanischen Charakters die ritterliche Kriegsverfassung im wesentlichen stets behalten. Wie der Kriegsdienst im einzelnen bestimmt worden ist, ist nicht überliefert; in der Hauptsache wird es wohl über ein Aufgebot von Freiwilligen nicht hinausgegangen sein, was aber in Zeiten großer Not oder großer politischer Erregung einen sehr erheblichen Teil der Bürgerschaft, wenigstens zu kurzen Expeditionen und ganz besonders zur Verteidigung der Mauern in die Waffen gebracht haben wird. Für den letzteren Zweck mag auch die allgemeine Wehrpflicht praktisch geworden sein.

Für die Kriegführung draußen im Felde aber sandte man rittermäßig bewaffnete Reiter, verstärkt durch Schützen und Spießer. Indem sich zu diesen Kriegsfahrten die Elemente, die einen angeborenen kriegerischen Sinn in sich verspürten, an das überlieferte Kriegertum anschlossen und sich an ihm und mit ihm fortbildeten, gab das, solange ein lebendiger Kommunal-Patriotismus das Ganze beseelte, eine ganz brauchbare und tüchtige Kriegerschaft, die es auch mit den deutschen Rittern, die von ihren Königen über die Alpen geführt wurden, aufzunehmen wagte, wennschon die stolzen Deutschen spotteten über die Krämer und Handwerker, die man in Italien zu Rittern schlage.

Das Carroccio.

Wir haben erkannt, daß das Kriegswesen der italienischen Kommunen das ritterliche war und blieb, aber mit der besonderen Eigenschaft, daß im Mischkampf das Fußvolk eine stärkere, zuweilen auch eine viel stärkere Potenz bildete, als sonst in der Zeit. Zur

Bildung einer wirklichen Infanterie jedoch, fester taktischer Körper, wie die Phalanx und Legion, ist es nicht gekommen. Als eine Art Ersatz für die fehlenden taktischen Körper haben wir das Carroccio anzusehen. Das Carroccio ist ein schwerer, von acht Ochsen gezogener Wagen, auf dem eine hohe Stange mit einer Fahne aufgerichtet ist; an der Spitze war auch wohl die Monstranz mit geweihten Hostien befestigt. Auf dem Wagen standen Priester. Nicht übel hat man dies Heiligtum mit der israelitischen Bundeslade verglichen. Wir kennen die Schwäche des nicht fest zusammengeschlossenen Fußvolks gegenüber Reitern; das Carroccio hinter der Front soll einen weithin sichtbaren Mittelpunkt bilden, wo alles sich wieder sammelt, was augenblicklich von seiner Stelle verdrängt oder in Verwirrung geraten ist. Auch die Verwundeten begeben sich zum Carroccio oder werden dort hingebracht, um vor ihrem Scheiden von den Priestern die Absolution zu erhalten. Wir werden annehmen dürfen, daß vor jeder Schlacht den Kriegern noch einmal eingeprägt worden ist, die Fahne nicht zu verlassen, sondern sich in der äußersten Not um das Heiligtum zu scharen und es zu retten oder mit ihm unterzugehen. Die Stimmung der Entschlossenheit und des Vertrauens auf den Sieg, die in einer gut geordneten und geführten Legion (die ja übrigens auch ihre Feldzeichen hat), von selber vorhanden ist, wird durch das Carroccio künstlich hervorgerufen und durch den religiösen Charakter des Symbols gesteigert. Wir finden einen solchen Fahnenwagen zum erstenmal genannt in Mailand im Jahre 1039, eben also um die Zeit, als durch das Zusammenschließen der Stände die italienischen Kommunen sich bildeten und bürgerliche Elemente, die lange des Kriegertums entwöhnt waren, wieder die Waffen aufnahmen. Der Erzbischof Heribert bewaffnete, wie die Quelle sagt, alle „a rustico ad militem, ab inope usque ad divitem.“[1]) Die Kirche stand also schon bei dem ersten Auftreten des städtischen Symbols (wenigstens dem ersten, das uns überliefert ist) Gevatter, der spätere Bund der Kirche mit den Kommunen trug noch mehr dazu bei, dem Carroccio einen kirchlichen Charakter zu geben, und wir finden es diesseits der Alpen besonders bei

---

[1]) Arnulph SS. VIII .p. 16.

Heeren, die mit der Kirche in Beziehung stehen. Die Gegner Heinrichs IV. führten es in der Schlacht von Bleichfeld 1086, der englische Landsturm unter Führung des Erzbischofs von York in der Schlacht von Northallerton 1138, Richard Löwenherz in Syrien 1191; ferner Otto IV. bei Bouvines 1214, die Kölner bei Worringen 1288, die Mainzer 1298 bei einer Belagerung von Alzey. Bei den italienischen Kommunen gehörte es wohl das ganze 12. und 13. Jahrhundert zur ständigen Ausrüstung eines Bürger-Auszuges.[1])

Schlacht bei Tagliacozzo.
23. August 1268.

An die Kämpfe der hohenstaufischen Kaiser mit den italienischen Kommunen schließe ich noch eine Ansicht der Schlacht, in der der Letzte des großen Geschlechtes, Konradin, seinen Untergang fand, nicht mehr im Kampf gegen die Städter, sondern gegen den französischen Fürsten Karl von Anjou, den die Päpste herbeigerufen, um die Staufen aus ihrem Erbreich Neapel zu vertreiben.

Die Ur- und Hauptquelle für die gewöhnliche Darstellung dieser Schlacht ist die Aufzeichnung eines französischen Mönches Primatus, der wahrscheinlich im Kloster St. Denys bei Paris geschrieben hat; aus ihm hat namentlich Villani geschöpft und alle neueren Forscher, Raumer, Schirrmacher, Delpech, Köhler, Busson, Hampe, Oman haben diese Erzählung bei kleinen Abweichungen im einzelnen zur Grundlage genommen. Sie ist jedoch neuerdings von Roloff[2]) auf Grund der besseren und ursprünglicheren Quellen als in jeder Beziehung unglaubwürdig nachgewiesen worden. Was wir von der Schlacht mit historischer Sicherheit sagen können, ist wesentlich aus den Ghibellinischen Annalen von Piacenza und aus den kurzen Angaben Karls von Anjou selber zu entnehmen.

---

[1]) Die Quellen-Stellen über das Carroccio sind zusammengestellt und behandelt von Muratori, Antiquitates II, 489. Vgl. dazu ferner Waitz VIII, 183. San Marte, Zur Waffenkunde S. 323. Köhler I, 185. II, 147, 190. III, 2, 344. Die Meinung, daß die Einrichtung aus dem Orient stamme, scheint mir nicht begründet.

[2]) Die Schlacht bei Tagliacozzo. Neue Jahrb. f. d. Klass. Altertum, Gesch. u. D. Liter. 1903. I. Abt. XI. Bd. 1. Heft. S. 31.

Auf beiden Seiten erscheinen in allen Schlachtberichten nur Reiter; das Fußvolk, das daneben hier und da erwähnt wird, hat also nur eine sehr unbedeutende Rolle gespielt, vielleicht auch garnicht mitgefochten.

Da auch die Placentiner Annalen angeben, daß das vereinigte Heer Konradins und seines Bundesgenossen Heinrichs von Kastilien, des Senators (Bürgermeisters) von Rom, stärker gewesen sei als dasjenige ihres Gegners, so scheint das angenommen werden zu müssen. So ganz möchte ich mich aber doch nicht darauf verlassen, besonders, da mir auch der völlige Mangel des Fußvolks in den Schlachtberichten nicht unverdächtig ist: Roloff hält die Berichte, wonach Konradin fünf- bis sechstausend, Karl viertausend Reiter gehabt hat, für glaubwürdig. Wenn man diese Reiter Ritter nennt, so ist damit wohl schon etwas über den eigentlichen Ritterbegriff hinausgegriffen. Viele darunter werden nicht nur den Ritterschlag nicht gehabt, sondern auch gemeine Reiter gewesen sein, die, wenn auch mehr oder weniger schwer gerüstet, doch nicht ritterlicher Geburt waren.

Die Schlacht verlief derart, daß zunächst die Truppen Konradins, die vereinigten Deutschen, Spanier und Italiener siegten, dann aber, als bei ihnen schon eine große Auflösung eingetreten war, durch das Eingreifen einer französischen Reserve unter König Karls eigener Führung geschlagen wurden.

In welcher Absicht und in welcher Art Karl diese Reserve, wie es scheint, verdeckt, zurückhielt, ist aus den Quellen nicht ersichtlich und man kann darüber nur Vermutungen anstellen. Ausgeschlossen ist natürlich, daß Karl von vornherein mit Absicht den größeren Teil seines Heeres schlagen ließ, in der Berechnung, daß er dann aus seinem Versteck die aufgelösten Sieger anfallen und vermöge seiner Geschlossenheit überwinden werde. Wenn vermöge eines so einfachen Kunststücks eine Minderzahl eine Mehrzahl besiegen könnte, so würde das öfter gemacht worden sein. Die Absicht bei der Zurückhaltung einer Reserve kann immer nur darauf gehen, einzugreifen, während der Kampf noch unentschieden schwankt; ein späteres Eingreifen würde ja von der andern Partei auf das leichteste abgewehrt werden, wenn auch nur eine ganz mäßige Schar geschlossen und kampffertig bleibt und dadurch einen

Kern für die Sammlung der augenblicklich Zerstreuten, aber an sich um das vielfache Ueberlegenen bietet.

Roloff schildert den Zustand eines siegreichen Ritterheeres sehr anschaulich folgendermaßen: „Man stelle sich den Kampf zweier Ritterheere vor. Mehrere tausend Einzelkämpfer beginnen ungefähr gleichzeitig das Handgemenge; nach einiger Zeit beginnt die schwächere Partei zu weichen: natürlich wird jetzt ein Teil der Sieger den Weichenden nachdrängen, ein anderer vom Pferde springen, um sich die Wunden zu verbinden, die durch den Kampf beschädigte Rüstung in Ordnung zu bringen, das Pferd zu wechseln, den zu Boden geworfenen Gegner völlig zu töten oder gefangen zu nehmen, ihm etwaige kostbare Rüstungs- und Waffenstücke zu entreißen. Ein Kommando, das solch eigenmächtiges Plündern und Ausruhen verhinderte und den Ritter zwänge, stets gerüstet und auf alles gefaßt zu bleiben, gibt es ja nicht. Ein derartiger Zustand, der von jedem Siege eines ritterlichen Heeres unzertrennlich ist, setzt ohne Zweifel den Gefechtswert bedeutend herab, und eine Truppe, die in einem solchen Moment angreift, muß, selbst wenn sie erheblich schwächer ist, bedeutende Vorteile haben: viele abgestiegene Ritter sind gegen die Anreitenden fast wehrlos, und das angegriffene Heer wird sich über einen weiten Raum verteilt haben, sodaß der Angreifer vielleicht zunächst gar keinen ebenbürtigen Gegner findet und die feindlichen Streitkräfte sukzessive aufreiben kann. Wie der Kampf sich bei einem solchen Ueberfalle gestaltet, das hängt ganz von den besonderen Umständen ab; bei einer großen Ueberzahl der Angegriffenen ist es nicht ausgeschlossen, daß sie den Kampf aufnehmen und siegreich durchfechten. Da der Ritter Einzelkämpfer ist und sich ohne Schwierigkeit für seine Person nach allen Seiten hin wenden kann, so wird es nicht viel ausmachen, ob der plötzliche Stoß auf die Flanke oder den Rücken erfolgt: das Entscheidende ist immer die Frage, wie viele Ritter im Moment des Stoßes kampfunfähig sind und wie weit sie verstreut sind."

In einem solchen Moment der beginnenden Selbstauflösung, fährt Roloff fort, müsse Karl das staufische Heer angegriffen haben. Das war sehr vorteilhaft, aber, um es noch einmal zu betonen, doch nur ein Zufall, vielleicht dadurch herbeigeführt, daß das Gros

des angiovinischen Heeres schneller geschlagen und geflohen war, als Karl berechnet hatte. Unzweifelhaft ist es noch zu einem harten Kampf gekommen; weshalb dieser Kampf aber mit dem Siege der Franzosen endete, wissen wir nicht, denn an sich genügt das Auftreten der neuen Truppen und ihre Ordnung gegenüber der sehr großen, durch den Sieg moralisch gehobenen Mehrzahl nicht, um ohne weiteres als entscheidend angesehen zu werden. Ob vielleicht, wie Roloff weiter vermutet, bei dem aus drei Nationalitäten zusammengesetzten Heer Konradins großes Mißtrauen der verschiedenen Teile gegen einander herrschte und eine Panik ausgebrochen ist, weil man bei dem plötzlichen Auftreten neuer feindlicher Scharen Verrat argwöhnte?

Kriegsgeschichtlich ist jedenfalls aus dieser Schlacht wenig zu entnehmen und zu lernen, da wir eben über die beiden Hauptmomente, weshalb und wie Karl von Anjou seine Reserve oder seinen Hinterhalt bildete, sowie weshalb er damit einen so gewaltigen Erfolg erzielte, quellenmäßig nicht unterrichtet sind und bloße Vermutungen uns nicht weiterführen. Nur negativ darf man schließen, daß treffenmäßige Ordnung damals nicht üblich war, da Konradins Heer, wenn es ein zweites Treffen gehabt hätte, nicht so völlig hätte aufgelöst sein können.

Als Beitrag für die Kritik mittelalterlicher Erzählungen mögen noch aus Roloff folgende Einzelheiten hier angeschlossen sein. Heinrich von Kastilien soll sich mit seinen Spaniern auf der Verfolgung so weit vom Schlachtfelde haben weglocken lassen, daß er erst wieder zurückkam, als Karl die Deutschen dort besiegt hatte. Nun kam es zu einem dritten Kampf. Diese Zerlegung der Schlacht in getrennte Akte erscheint ja geeignet, den Sieg der Minderzahl zu erklären, ist aber von Roloff mit quellenkritischen und sachlichen Gründen als Fabel dargetan. In dem angeblichen dritten Kampf sollen nun die Spanier fest zusammengehalten haben wie eine Mauer, sodaß die Franzosen nicht in sie einzudringen vermochten. Aber Erard von Valery, der überhaupt der Held der Legende ist, wußte Rat; er unternahm mit dreißig Rittern eine Scheinflucht; die Spanier, in der Meinung, die Franzosen flüchteten sämtlich, setzten ihnen nach und lösten damit ihre geschlossenen Glieder. Jetzt dringen die Franzosen in sie ein zum Einzelkampf; aber

vergebens: die Panzer der Spanier sind undurchdringlich gegen Hieb und Stoß. Da rücken die Franzosen ihren Gegnern dicht auf den Leib und ergreifen sie bei den Schultern und Armen, um sie von den Pferden zu reißen. Weil sie in ihren leichten Kettenpanzern behender sind als die Spanier in ihren schweren Plattenpanzern, so haben sie damit Erfolg. Nach tapferem Kampf werden die Spanier völlig geschlagen.

Wessen Blick einigermaßen geschärft ist für Kriegslegende, erkennt sie hier sofort: wenn Leichtergewappnete die Schwergewappneten so einfach überwinden, so würden wir wohl öfter davon hören und die Schwergewappneten würden sich nicht so lange in der Kriegsgeschichte gehalten haben. Roloff aber weist die Legende auch quellenmäßig als eine solche nach, indem er heranzieht, daß Primatus für die Schlacht bei Benevent zwei Jahre vorher schon eine ganz ähnliche Geschichte zu erzählen weiß, nur daß hier die lebendige Mauer nicht von Spaniern, sondern von Deutschen gebildet wird. Man sieht nicht ein, warum die Deutschen bei Benevent anders gefochten haben sollen als bei Tagliacozzo, und Andreas von Ungarn, der die Schlacht von Benevent wenige Jahre darauf ausführlich schilderte, weiß von einer solchen interessanten Einzelheit nichts. Der Ursprung der Erzählung ist einfach, daß sie immer von denen berichtet wird, mit denen die Franzosen den härtesten oder letzten Kampf geführt haben. Die nächstbeteiligten ältesten Quellen in Italien selbst wissen von solchen Einzelheiten nichts. Erst in der Ferne ist die Legende entstanden. Die heimgekehrten Ritter, von denen Primatus in St. Denys seine Geschichten hörte, fabelten ihm vor, daß sie die gewaltigen Männer, die sie in Italien besiegt hatten, noch erst mühsam und listig auseinanderbringen mußten, um mit ihnen handgemein werden zu können, und steigerten, wie es bei Uebertreibungen geht, die Undurchdringlichkeit der spanischen Rüstungen so sehr, daß sie die Kriegstüchtigkeit ihrer Gegner eigentlich wieder aufhoben: denn was sind Gegner, die man schließlich mit den bloßen Händen überwindet? Sollten die kampfgeübten Spanier nicht den Leuten, die ihnen nach Armen und Schultern griffen, um sie von den Pferden zu reißen, mit ihren Schwertern oder Dolchen dabei bös in die Finger geschnitten haben? Daß Ritter von Leichtgerüsteten oder

Ungewappneten überwunden werden, ist nur dann möglich, wenn mehrere über einen herfallen, und dann wird der Ritter nicht wegen, sondern trotz seiner guten Rüstung überwältigt. Das mag auch bei Tagliacozzo geschehen sein.

Sehen wir genau zu, so sind diese durch ihre schwere Rüstung unfähig gemachten Krieger noch viel ältere Bekannte: wodurch erklärten doch die Griechen den Sieg ihrer angeblichen Minderzahl bei Salamis? Die Phönicier, das seekundigste aller Völker, sollten sich so große und schwere Schiffe gebaut haben, daß sie sie nicht recht zu lenken und zu regieren vermochten.

Vergleicht man Roloffs Ergebnis über den Verlauf der Schlacht bei Tagliacozzo mit den bisher üblichen, nur in Einzelheiten abweichenden Erzählungen, so dürfte darin auch wieder ein Beweis gefunden werden, wie wenig die bloße Quellenkritik ohne Sachkritik zu leisten vermag. Wie stolz ist unsere Historiographie gerade auf die Exaktheit der an den mittelalterlichen Quellen geübten Methode — und mit all ihrer Exaktheit hat sie, wohlgemerkt die moderne, kritische Forschung, bisher über Tagliacozzo ganz solche Fabelbilder geliefert, wie die antike Historiographie über Xerxes oder über die Cimbern und Teutonen.

Italienische Infanterie.

Die Vorstellung, daß die italienischen Städte eine wirkliche Infanterie hervorgebracht und daß diese den Ausschlag gegen die staufischen Kaiser gegeben habe, ist systematisch verteidigt worden in der Dissertation von Julius Reinhard **Dieterich** „Die Taktik in den Lombardenkriegen der Staufer" (Marburg, 1892). Diese Untersuchung beruht auf eingehendster Quellen-Analyse und ist deshalb sehr wertvoll, obgleich der Grundgedanke und deshalb die Ergebnisse im einzelnen durchweg zu verwerfen sind. Es ist eigentlich eine Art Gegenschrift gegen meine „Perser- und Burgunderkriege". Der Gegensatz existiert aber auch insofern wieder nicht, als er auf nichts als auf ein fundamentales Mißverständnis hinausläuft.

In den „Perser- und Burgunderkriegen" habe ich zum erstenmal den polarischen Gegensatz des taktischen Körpers und des Einzelkriegertums aufgestellt. Dieterich bestreitet diesen Gegensatz. Denn, sagt er (S. 5), „die Einheit des Willens in einer Vielheit von Kriegern" findet schon ihren Ausdruck, wenn zwei Krieger sich zur Abwehr eines zahlreichen oder überlegenen Feindes Rücken an Rücken, oder wenn mehrere sich so nahe zusammenstellen, daß ihre rechte Brust durch den Schild des Nebenmannes

gedeckt wird.“ Das ist richtig, verwischt aber das Entscheidende. Es handelt sich ja nicht um einen absoluten, sondern um einen polarischen Gegensatz d. h. ein Haufe von Rittern und eine Schwadron Kürassiere sind sehr ähnlich und doch grundverschieden, indem in jenen ein sehr geringer Grad von Einheit, ein sehr hoher von Einzel-Qualität — in dieser ein sehr hoher Grad von Einheit, ein viel geringerer von Einzel-Qualität vorhanden ist. Ein Haufe von Rittern, der gar keine Einheit, keinerlei Führung hätte, ist ebenso wenig denkbar, wie eine Kürassier-Schwadron, in der gar keine persönliche Tapferkeit und Waffengewandtheit wäre. Aber unzweifelhaft wiegt in dem einen das eine, in dem andern das andere Moment außerordentlich vor. Eine Kürassier-Schwadron ist keineswegs, wie es bei Dieterich erscheint, die bloße Fortentwickelung eines Ritterhaufens, sondern etwas wesentlich Verschiedenes, insofern gewisse Eigenschaften gewonnen werden, andere aber dafür verloren gehen. Dieterich polemisiert gegen mich, als ob ich den Ritterheeren allen und jeden organischen Zusammenhang, alle und jede Führungs-Fähigkeit und Führung abgesprochen hätte. Er weist nach, ganz mit Recht, daß auch in den mittelalterlichen Heeren eine gewisse Führung war, nennt daraufhin die Abteilungen und Haufen in diesen Heeren taktische Körper und hebt also den spezifischen Charakter und die Verschiedenheit der Heere dieser Epoche von denen des Altertums und der Neuzeit auf. Quellen-Stellen, die ungefähr so klingen, als ob es in mittelalterlichen Heeren ganz, oder fast ganz so zugegangen wäre, wie heute, gibt es natürlich in Menge, aber wer sich dadurch verführen läßt, die Unterschiede zu übersehen, verfehlt die Hauptsache. In der Schlacht bei Dorylãum haben, nach Radulf, Tankred und sein Bruder Wilhelm aus der Defensive herausgehend, durch eine Attacke die Türken von einem beherrschenden Hügel zu vertreiben gesucht; Boemund, der den Oberbefehl führte, habe das als Tollkühnheit getadelt und sie zurückhalten wollen, weil solche Einzelunternehmungen die Ordnung des Ganzen gefährdeten. Heermann S. 17 und nach ihm Dieterich S. 20 haben finden wollen, das „kennzeichne die Höhe der auch von den Vornehmsten und Tapfersten geforderten Selbstverleugnung“ und machen einen Schluß auf Subordination und Disziplin. Ich möchte das Geschichtchen umgekehrt als einen Beleg für die von mir aufgestellte Thesis verwerten. Der Tadel Boemunds, daß Einzelangriffe auf eigene Hand die Ordnung des Ganzen gefährdeten, wird tausendmal ausgesprochen worden sein, aber das ist doch kein Beweis, daß eine Disziplin existierte, die dergleichen verhinderte. Ja, wenn die Geschichte von Boemund und Tankred nur weiter ginge, wie die römische Legende vom Konsul Manlius und seinem Sohn! Aber nein: Tankred kümmert sich nicht um den Befehl, sein Bruder Wilhelm fällt in dem Gefecht und Boemund läßt es bei seinem theoretischen Tadel bewenden! Nichts kann uns deutlicher zeigen, wie fremd der wahre Begriff der Subordination und Disziplin den Ritterheeren war.

Ganz ebenso steht es mit den weiteren Beweisen Dieterichs: „Wir können, schreibt er S. 24, aus dem harten Tadel, der unzeitige Angriffe,

leichtsinnige Unternehmungen einzelner Führer und Abteilungen, ungeordnetes und zerstreutes Vorgehen, Insubordination und Eigenmächtigkeit trifft, auf eine straffe Kriegszucht schließen. Ich erinnere nur an Friedrichs Ausspruch über die Tollkühnheit des Grafen von Bubingon 1158 vor Mailand, an die gerügten übereilten Vorstöße der Genuesen 1148 auf Tortosa und 1221 auf Ventimiglia, den durch Uneinigkeit der Führer verschuldeten ordnungslosen Zusammenstoß der Pavesen und Mailänder 1155 vor Tortona, an das Gefecht von Lodi, 1195, an das kopflose Vorgehen der Piacesen gegen die Pavesen 1213, vor allem aber an die Schlachten von Castelleone, Curtenuova und Tagliacozzo."

Alle diese Beweise von Insubordination sollen Beweise von Disziplin sein, weil sie getadelt wurden! Weiter.

„Dagegen rühmt der von den Mailändern aufgefangene und nach chevalereske Behandlung entlassene miles explorator der Pavesen (1157) die Besonnenheit, mit der die Feinde es vermieden, das Lager zu verlassen und (wider den Willen der Oberen) anzugreifen. Im Jahre 1160 während der Belagerung Faras enthalten sich, mit wenigen Ausnahmen, die deutschen milites auf Befehl des Kaisers, ebenso 1161 vor Mailand während eines Gefechtes der Pavesen mit den Mailändern des Kampfes. Ein Wort Gregors von Montelongo, des Bundesfeldherrn, genügte, die kampflustigen Piacentiner von der Verfolgung des Enzio zurückzuhalten."

Hier haben wir einmal glücklich einige Beispiele, daß Befehle von Vorgesetzten befolgt werden, und es wird auch wohl noch öfter geschehen sein, aber ich denke, gerade der Ton der Erzählung zeigt uns, wie unsicher es mit dieser Subordination stand. Der Befehl des Kaisers oder des Feldherrn genügt, wird uns erzählt, daß die Ritter, freilich immerhin mit Ausnahmen, Folge leisteten — ja, was ist denn das für ein Begriff von Kommandogewalt und Disziplin, wo das Wort des Feldherrn nicht genügt, um Gehorsam zu finden?

Sechstes Kapitel.

Die deutschen Städte.

Das Kriegswesen der deutschen Städte beruht, ganz wie das italienische, auf dem in den Städten angesessenen Rittertum, dessen Kreis sich aus der reich gewordenen Kaufmannschaft ergänzt und mit ihr verschmilzt. Es wurde der Dienst zu Roß, wie schon Roth von Schreckenstein ganz richtig gesagt hat,[1]) zuerst von den in der Stadt befindlichen Rittern geleistet; späterhin aber von allen denjenigen, welche hierzu hinreichendes Vermögen besaßen. Man könnte bezweifeln, ob das Vermögen eine genügende Bürgschaft für kriegerische Brauchbarkeit abgibt, aber es kommt auf der einen Seite die Standes-Tradition in Betracht, die den ritterlichen Ehrbegriff erhält, auf der anderen das kriegerische Moment, das in dem Kaufmannsstande einer Zeit steckt, in der die öffentliche Rechtssicherheit sehr wenig Schutz bot, und schließlich die Möglichkeit, sich durch einen reisigen Knecht vertreten zu lassen. Sehr häufig sind die Beispiele, daß Bürger zugleich Ritter genannt werden.[2]) „Halb sind es", sagt Arnold in seiner „Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte" (II, 186) „Ritter, die wie diese von geistlichen und weltlichen Herren Lehen besitzen, zu Roß und Harnisch dienen und an allen Vorrechten der Ritterschaft teilnehmen: halb sind es Bürger, die in den Städten ihre eigentlichen Wohnsitze haben, Gewerbe und Handel treiben und städtische Interessen verfolgen."[3])

---

[1]) Die Ritterwürde und der Ritterstand S. 502.

[2]) Roth p. 470.

[3]) Vgl. Bremer Urkundenbuch, herausgeg. v. Ehmk u. Bippen Bd. I Nr. 172. Erzbischof Gebhard verspricht 1233 den Bremer Bürgern:

Die zu Roß dienenden Bürger hießen in Straßburg, Magdeburg, Zürich und in anderen Städten Konstafler oder Konstofler (dasselbe Wort wie connétable = comes stabuli). Im Jahre 1363 stellten die Straßburger Konstafler 81 Gleven, die Zünfte 21, die Schiffleute 5, die Krämer 4, die Weinleute 4 2c. Kaiser Ludwig der Bayer forderte von den Reichsstädten, daß sie ihn „nach alter Gewohnheit“ über den Berg mit einer Reiterschar zur Kaiserkrönung geleiten sollten.[1])

In Italien hatten die langen Kämpfe gegen die staufischen Könige, wie wir gesehen haben, doch keine wirklich kriegerische Bürgerschaft erzeugt. Die Leistungen, die die Menge hier und da aufzuweisen hat, waren in ihrer Natur beschränkt und vorübergehend. Noch weniger war in Deutschland Veranlassung und Gelegenheit zur Ausbildung eines kriegerischen Geistes in den Bürgerschaften. Auch seit die Zünfte anfangen, den Geschlechtern die Herrschaft streitig zu machen und mit ihnen um die Besetzung der Ratsstellen zu ringen, kommt doch nicht viel kriegerische Leistung zu Tage, und die nie abreißenden Fehden mit den benachbarten Fürsten und Rittern führen ebenso wenig zur Ausbildung einer wirksamen, spezifisch städtischen Kriegsverfassung. Die Menge der Kleinbürger bewaffnet sich wohl ebenfalls und besitzt gewisse kriegerische Eigenschaften oder nimmt sie an, bleibt aber doch immer nur Hilfswaffe für die Ritterschaft, im besonderen als Schützen,[2]) als welche sie auch im kaiserlichen Dienst Ruhm erwarben. In der Chronik Arnolds von Lübeck werden einmal vermöge langer Uebung kriegstüchtige Bürger gerühmt,[3]) und namentlich gegen Raubritter sind sie

„Cives Bremenses mercatores non tenebuntur ad archiepiscopi Bremensis expeditionem, ni voluerint, exceptis illis mercatoribus qui vel tamquam ministeriales vel tamquam homines ecclesiae ab ecclesia sunt feodati, quorum quilibet ad expeditionem ecclesiae evocatus servicium suum per unum hominem poterit redimere, competenter armis instructum. Vgl. Donandt, Gesch. d. Bremer Stadtrechts I, S. 111.

[1]) H. Fischer, Die Teilnahme der Reichsstädte an der Reichsheerfahrt. Leipz. Dissert. 1883 S. 14. Die erste Romfahrt, an der sie sich tatsächlich beteiligten, war freilich erst 1310. S 29.

[2]) Lindt, Beitr. z. Gesch. d. Deutsch. Kriegsv. i. d. Staufischen Zeit (Tübinger Dissert. 1881) S. 28 führt dafür mehrere Stellen an, die älteste z. Jahre 1114.

[3]) 1204 „collecta multitudine militum vel etiam civium, qui propter continuas bellorum exercitationes gladiis et sagittis et lanceis non parum praevalent.“

auch oft genug ausgezogen, aber das sind doch mehr Raufereien als Krieg. Im 14. Jahrhundert kam es auf, daß die Zünftler auf Wagen ausrückten, je sechs rittlings auf einem Gestell sitzend. Aber schon 1256 beschloß man auf einem Städtetag in Mainz, nach Kräften Söldner zu halten,[1]) und zwar warb man nicht bloß gemeine Soldknechte oder Ritter, sondern schloß Verträge mit Herren und Rittern der Nachbarschaft, die sich gegen Entgelt zu dauernder Hilfe verpflichteten.

Diese Soldverträge sind nach allen Richtungen das Charakteristische für das städtische Kriegswesen. Im Jahre 1263 schloß Köln einen Vertrag mit dem Grafen Adolf von Berg in der Form eines Schutz- und Trutz-Bündnisses. Der Graf wird Bürger; er verpflichtet sich, der Stadt zu helfen mit neun Rittern und 15 Knappen auf verdeckten Rossen gegen täglich fünf Mark Kölnische Pfennige. Entsprechend sollen die Kölner dem Grafen mit 25 Mann aus den Geschlechtern, gewappnet, auf verdeckten Rossen helfen. Aehnliche Verträge wurden geschlossen mit den Grafen Wilhelm und Walram von Jülich und Dietrich von Katzenellenbogen. Noch nach 100 Jahren wurde dieser Vertrag fast wörtlich erneuert.[2]) Die Stadt Worms verpflichtete sich in ähnlicher Weise die Grafen von Leiningen.[3]) Wie wenig kriegerisch muß sich die Kölnische und Wormser Bürgerschaft vorgekommen sein, daß sie eine solche Hilfe in Anspruch nahm! Um ganze 24 oder 25 Mann werden solche Verträge geschlossen! Aber es sind eben Ritter, und 25 Ritter sind nicht so wenig — ich erinnere an die Sorgfalt, mit der Karl der Große einst vorschrieb, ob einer seiner Grafen zwei oder vier Mann von seinen Kriegern zu Hause lassen dürfe. Diese Kapitularien werden erst verständlich, wenn man sich klargemacht hat, daß auch das karolingische Heerwesen auf einem ritterlichen Kriegerstand, nicht auf Bauernaufgeboten beruhte. Das Unkriegerische der Masse ist das natürliche Komplement eines Ritterstandes, und so versprechen auch die Kölner ihrerseits Bundes-

---

[1]) Arnold II, 241.

[2]) Ennen u. Eckertz, Quellen zur Gesch. d. Stadt Köln. Bd. II Nr. 449. S. 165 u. Bd. IV, Nr. 488. S. 560. Vgl. III, 232. Arnold, Verfassungsgesch. d. deutschen Freistädte I, 443.

[3]) Arnold II, 243.

hilfe, nicht etwa mit einem Bürger-Auszug, sondern mit verdeckten Rossen zu stellen.

Wenn die Bürger überhaupt auszogen, wollten sie wenigstens nicht weiter fort, als daß sie noch denselben Abend wieder zu Hause sein konnten: so beschlossen einmal ausdrücklich die rheinischen und schwäbischen Städte im Jahre 1388.[1]) Die Vorschriften, die öfter gegeben worden sind, daß und welche Waffen die Bürger halten sollten und daß Harnisch-Schauen abgehalten werden sollten, um das zu kontrollieren, haben eine wesentliche praktische Bedeutung nie erlangt.

Die ausführlichen Erzählungen und Schilderungen, die wir namentlich aus der Geschichte der Stadt Köln, z. B. in der Reimchronik des Meisters Gottfried Hagen[2]) besitzen, lassen uns die Zustände oft in sehr anschaulichen Bildern erkennen. Die Schlacht bei Worringen (1288) jedoch, die in der Tradition als ein Sieg der Kölner Bürger über ihren Erzbischof und seine Ritter gefeiert wird, gehört nicht in diesen Zusammenhang, da die Kölner in ihr nur eine Nebenrolle gespielt haben.

Gefecht bei Frechen.
1257.

Im Jahre 1257 brach ein Kampf zwischen der Stadt und ihrem Erzbischof Konrad von Hochstaden aus. Nachdem schon einige Gefechte stattgefunden, ließ der Erzbischof alle Straßen, die nach Köln führten, besetzen und schnitt der Stadt die Zufuhr zu Wasser und zu Lande ab, um sie durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Einer der Herren, die als Bundesgenossen der Stadt in ihrem Dienst standen, Dietrich von Falkenburg, übernahm das Kommando über die Bürger und forderte sie auf, hinaus-

---

[1]) „Das si nüt vil me reysetent uf die herren, denn do es in nohe gelegen was, das sü möhtent desselben tags wider heym kumen und nit durftent über nocht usse sin". Königshofen. Chronik deutscher Städte, 9, 845. Vischer, Forsch. d. deutsch. Gesch. Bd. II S. 77. Köhler, Bd. III, 2, 381.

[2]) Des Meisters Godefrit Hagen, der Zeit Stadtschreibers, Reimchronik der Stadt Köln aus dem dreizehnten Jahrhundert. Mit Anmerkungen und Wörterbuch nach der einzigen alten Handschrift zum ersten Male vollständig herausgegeben von E. von Groote, Stadtrat, Köln a. Rh. Druck und Verlag von M. Dü Mont-Schauberg. 1834.

zuziehen und den Feind zu verjagen, da es eine Schande für die Stadt sei, sich durch 400 Feinde die Straßen sperren zu lassen. Die Bürger erklärten sich bereit, ihm zu folgen, und bei Frechen griff man die Bischöflichen an; nach Hagen hätten die Kölner gesiegt, indem Falkenburg selbst, der sich anfänglich zurückgehalten und seine Kräfte geschont hatte, die Entscheidung brachte; die nachfolgenden Ereignisse machen jedoch, wie Ennen bemerkt, keineswegs den Eindruck, als ob die Kölner einen wirklichen Sieg erfochten hätten. Wenn die Erzbischöflichen wirklich nicht stärker als 400 Mann gewesen sind, so würde das die Kriegstüchtigkeit der Kölner in sehr üblem Licht erscheinen lassen. Man darf wohl annehmen, daß Dietrich, um die Bürger zu ermutigen, die Zahl der Gegner erheblich zu gering gegriffen hat. Immerhin bleibt es ein Zeugnis, daß die kriegerische Leistung der Stadt nur gering war.

Innere Kämpfe in Köln.

Dasselbe ergibt sich aus den Erzählungen über die inneren Kämpfe der Bürger. Unter dem Nachfolger Konrads, dem Erzbischof Engelbert II. von Falkenburg, empörten sich einmal die Zünfte, von dem Bischof aufgehetzt, gegen die Herrschaft der Geschlechter. Sie rotteten sich zusammen und wollten die Wohnungen der Edlen erstürmen; es kam zu heftigen Gefechten in den Straßen, in denen die Patrizier die Oberhand behielten und ein großes Blutbad, namentlich unter den Webern, anrichteten. Trotz der Engigkeit der Kölner Straßen kämpften die Ritter zu Pferde, und Hagen erzählt immer wieder, wie sie ihre Rosse anspornten und die Ketten, mit denen die Zünftler die Straßen sperren wollten, sprengten. Da die Zahl der Ritter und ihrer Anhänger doch nur gering gewesen sein kann, so muß die persönlich-kriegerische Ueberlegenheit über die Menge der Bürger umso größer gewesen sein.

Ganz ähnlich ist der Charakter eines Gefechts, das einige Jahre später in den Straßen der Stadt stattfand, in Anlaß eines Streits der beiden vornehmen Familien der Overstolzen und der Weisen. Im Anschluß an diesen Streit machten die Weisen, die geschlagen und aus der Stadt vertrieben waren, einen Anschlag, die Stadt zu überrumpeln; ein armer Schuhflicker, der seine

Wohnung unter einem der Stadtmauerbögen hatte, ließ sich durch ein Stück Geld bestimmen, unter den Mauern ein Loch zu graben, so groß, daß ein Reiter hindurch konnte. Der Herzog Walram von Limburg, der Graf von Cleve und der Herr von Falkenburg versprachen, in der Nacht vom 14. Oktober 1268 durch dieses Loch mit 500 Mann in die Stadt einzudringen. Der Herzog führte den Plan auch wirklich aus, kam durch den unterirdischen Gang in die Stadt, öffnete das nächste Tor und drang nun mit seiner ganzen Kriegsschar ein. Die Overstolzen aber waren rechtzeitig gewarnt, die Gemeinde nahm für sie Partei, und in heftigem Gefecht, in dem mehrere von den Geschlechtern fielen, warfen sie die Eingedrungenen wieder hinaus oder nahmen sie gefangen.

Treffen bei Hausbergen.
8. März 1262.

Ueber dieses höchst interessante Gefecht zwischen den Straßburger Bürgern und den Mannen ihres Bischofs Walter von Geroldseck haben wir zwei Berichte aus den entgegengesetzten Lagern. Auf der Seite des Bischofs steht Richer, Verfasser einer Geschichte des Klosters Senones in den Vogesen (M. G. SS. XXV, 340), der noch gleichzeitig mit dem Ereignis ist, da das Werk schon mit dem Jahre 1265 abschließt. Der zweite Bericht aus der Feder eines unbekannten Verfassers ist erst ein Menschenalter später, etwa 1290, in Straßburg niedergeschrieben, ist also an äußerer Glaubwürdigkeit nicht erstklassig, umso weniger, als der uns überlieferte Text vielleicht hier und da nachträglich etwas retouchiert ist und das Original nicht unbedingt wortgetreu wiedergibt. Dennoch ist dieser „Conflictus apud Husbergen“, wie es früher, „Bellum Walterianum“, wie es jetzt genannt wird, ein kriegsgeschichtlich sehr wertvolles Zeugnis, da, obgleich einzelnes legendarisch umgestaltet ist, der Verfasser sich die Vorgänge offenbar von Beteiligten hat erzählen lassen und einzelne Züge von einer solchen konkreten Anschaulichkeit sind, wie sie nur die wirkliche Wiedergabe des Lebens, der Art, wie sich ein Gefecht der Epoche damals abspielte, erzeugen kann: der Straßburger Chronist Fritsche Closener im 14. Jahrhundert, der mit zu den ersten gehört, die in

deutscher Sprache Geschichte schrieben, wußte und konnte für die Geschichte des Bischofsstreits, in den auch Rudolph von Habsburg, der spätere Kaiser, verflochten war, nichts Besseres tun, als jene alte lateinische Aufzeichnung einfach zu übersetzen.[1])

Der Krieg zwischen den Straßburgern und dem Bischof dauerte schon längere Zeit in der üblichen Weise, indem man sich gegenseitig die Dörfer ausraubte und abbrannte und der Bischof die Zufuhren in die Stadt sperrte. Das ganze Elsaß wurde entvölkert und verwüstet und saß in Trauer, berichtet der Chronist Richer. Da die auf dem Lande angesessene Ritterschaft dem Bischof anhing, so hatte er ein Signalsystem eingerichtet, um sie zusammenzurufen, sobald die Straßburger auszogen; wenn die Glocken in Molsheim, drei Meilen westlich von Straßburg, läuteten, so nahmen die nächsten Glocken das auf und gaben den Ruf durch das ganze Land hin weiter.[2])

Als nun die Straßburger einmal auszogen, um einen Turm bei Mundolsheim, eine gute Meile nördlich von Straßburg, an der Straße nach Hagenau und Zabern zu brechen, ließ der Bischof Sturm läuten und kam mit seiner Mannschaft angerückt, die Bürger auf dem Rückmarsch anzugreifen. Den ausgerückten Bürgern kamen die Zurückgebliebenen zu Hilfe und vereinigten sich mit ihnen 3/4 Meilen von der Stadt, westnordwestlich, bei Hausbergen. „Herre der Zorn, min allerliebster“, sprach der alte Ritter Reimbold Liebenzeller, Stadtmeister in Straßburg, der die Ausgerückten kommandierte, zu Nicolaus Zorn, der die Hilfe heranführte, „sint Gotte willekomme. ich begerete uch bi allen minen tagen nie so sere zu sehende, als ich nu tu.“[3])

---

[1]) Die Schrift ist gedruckt in den Fontes rer. German. von Böhmer Bd. III und neu herausgegeben von Jaffé in den SS. Bd. XVII, 105. Dazu Wiegand, Bellum Waltherianum (Studien z. Elf. Gesch. I) Straßburg 1878. Roth v. Schreckenstein, Herr Walter von Geroldseck Tübingen 1857.

[2]) Roth S. 40 nimmt an, daß der Bischof seine Mannschaft im Lande verteilt hatte bis gegen Schlettstadt, Rheinau, Zabern und Hagenau. Einige dieser Punkte sind über vier volle Meilen vom Sammelpunkt Molsheim entfernt.

Nach Richer wären die bischöflichen Truppen nicht erst gesammelt, sondern bei Dachenstein konzentriert gewesen.

[3]) In der Uebersetzung Closeners; der lateinische Text lautet: Bene veniatis, dilectissime domine Zorn; nunquam in tantum desiderabam vos videre.

Die Bürger stellten sich in Schlachtordnung (ordinantes acies suas „ordetent und mahtent ihren spitz") und sprachen einander Mut zu, besonders den Fußgängern, welchen man sagte: „sint noch hüte starkes gemütes und fechtent unerschrockenliche umbe unserre stette ere und umbe ewige friheit unser selbes und unserre kinde unde aller unserre nochkummen." Zwei Ritter wurden noch besonders angestellt, das Fußvolk (populo seu peditibus) zu belehren, wie es fechten solle, und die Bürger gelobten ihnen Gehorsam.

Als die bischöflichen Ritter die Stärke des Feindes sahen, sollen sie Bedenken getragen haben, den Angriff zu wagen. Der Bischof aber schalt sie, als sie ihn warnten, sie seien Feiglinge; wenn sie wollten, so möchten sie abziehen. Da blieben sie um der Ehre willen und obgleich sie ihren Tod voraussahen, so ritten sie doch in den Streit, erzählt der Chronist.

Ein Straßburger Junker, Markus von Eckwersheim, ein Jüngling, der noch nicht zum Ritter geschlagen war, sprengte den Seinen mit eingelegter Lanze voraus. Ein bischöflicher Ritter namens Beckelarius nahm die Herausforderung an und jagte ihm entgegen. Beider Lanzen zersplitterten und der Anprall war so heftig, daß beide mit den Pferden zur Erde stürzten und beide Pferde tot blieben. Von beiden Seiten eilten die Freunde herzu, und die Straßburger retteten ihren Mann und erschlugen den Gegner.

Jetzt entwickelte sich das allgemeine Rittertreffen, bei dem die Straßburger bald die Oberhand behielten, weil die ganze Menge der mit Spießen bewaffneten Bürger zu Fuß sich in das Gefecht stürzte und den Gegnern die Pferde erstach, sodaß sie bald alle am Boden lagen. Reimbold Liebenzeller hatte sie dahin instruiert, sie sollten nur immer zustechen, auch wenn sie das Pferd eines Freundes träfen, denn die Bürger seien ja nahe zu Hause und könnten auch zu Fuße heimkommen. Diese Wendung, die mit einer gewissen Breite ganz ernsthaft in unserer Quelle vorgetragen wird, wird von dem alten Ritter doch wohl humoristisch gemeint gewesen sein. Sie ist aber auf jeden Fall höchst wertvoll für uns als Bild des Mischkampfes von Rittern und Spießern.

Die bischöflichen Ritter erlagen der großen Ueberzahl und dem Zusammenwirken der beiden Waffen, weil sie von ihren eigenen

Spießern im Stich gelassen waren. Die Straßburger hatten ihre Armbrustschützen, statt sie ebenfalls als Hilfswaffe für das Rittergefecht zu verwerten, aus der Masse herausgezogen und vor dem Beginn des Gefechts so aufgestellt, daß sie das bischöfliche Fußvolk verhinderten, seinen Rittern zu Hilfe zu kommen. Wie das möglich war, ist leider aus unserer Quelle nicht ersichtlich. Der Bischof soll, als die Bürger, um einen Graben zu umgehen, eine Wendung in der Richtung auf die Stadt machten, der Meinung gewesen sein, sie wollten sich dem Gefecht entziehen, und deshalb mit seinen Reitern dem Fußvolk vorausgeritten sein und allein mit jenen angegriffen haben, ehe dieses zur Stelle war.

Die Straßburger Schützen können sich aber doch nicht zwischen die feindlichen Ritter und ihr Fußvolk eingeschoben haben. Man könnte es sich vielleicht so vorstellen, daß sie eine Höhe vor der Aufstellung der Ihrigen besetzt hatten, an deren Fuß entlang die Bischöflichen vorgingen. Die Ritter ließen sich nun durch die Armbrustbolzen nicht aufhalten, das Fußvolk aber scheute davor zurück. Auch diese Auffassung erscheint freilich bei näherem Zusehen kaum haltbar, da doch die Bischöflichen schwerlich durch einen Hohlweg gekommen sind, sie das Schußfeld der Straßburger, das doch nicht sehr groß ist, also leicht hätten umgehen können. Diese ganze Episode wird wohl als sagenhaft zu streichen sein, umsomehr, da unsre Quelle die Schützen nur auf dreihundert, das bischöfliche Fußvolk auf fünftausend Mann angibt. Selbst wenn dieses Fußvolk nur tausend oder achthundert Mann stark gewesen sein sollte, wie konnten dreihundert Schützen sich ihnen, so weit entfernt von dem Gros des Heeres, entgegenstellen? Das müßte doch ein sehr elendes Spießervolk sein, das sich eine Minderzahl von Schützen im freien Felde nicht zu überrennen getraut. Vielleicht ist der Kern der Erzählung, daß die Schützen der Straßburger, auf beiden Flügeln aufgestellt, von dort aus die ihren Rittern unmittelbar folgenden bischöflichen Spießer erfolgreich beschossen und dieser Vorgang dann dahin gesteigert worden ist, sie hätten sie überhaupt an einem Eingreifen in das Rittergefecht verhindert.

Die Hauptsache war jedenfalls eine sehr starke numerische Ueberlegenheit der Straßburger, die der Bischof aus Rittergeschlecht, der selber als ein „frummer Ritter“ mitfocht und dem zwei Rosse

unter dem Leibe erstochen wurden, nicht geglaubt hatte fürchten zu sollen.

Der Bischof wurde geschlagen, 60 Ritter fielen und 76 wurden gefangen genommen. Daß die Straßburger nur einen Mann verloren hätten, der ursprünglich bloß gefangen genommen, nachträglich in der Wut über die Niederlage von den Bischöflichen getötet wurde, steht in zu starkem Widerspruch zu dem ganzen Charakter des Gefechts, um glaublich zu sein. Wenn es wirklich wahr ist, daß die Ritter des streitbaren Bischofs „um der Ehre willen", obgleich sie ihren Tod voraussahen, sich in den Kampf gestürzt haben, so waren die 60, die gefallen sind, auch die Männer, ihr Leben nicht umsonst hinzugeben. Das Gefecht war ja auch garnicht ganz kurz, da der Bischof nach der Tötung des einen Pferdes noch auf ein anderes gesetzt wurde, auch dieses verlor und auf dem dritten entkam. Der Ruhm der Straßburger selber würde durch einen solchen Sieg ohne Blut herabgesetzt werden. Die Fabel wird dadurch zu erklären sein, daß unsere Erzählung ja erst ein Menschenalter später aufgezeichnet worden ist. Die mündliche Ueberlieferung in Straßburg hielt mit besonderer Entrüstung das Schicksal des Metzgers Bilgerin fest, den die Geschlagenen als unverwundeten Gefangenen mit sich geführt hatten und nachträglich ermordeten; darüber traten die andern Gefallenen in den Hintergrund, sodaß schließlich jener als der einzige Tote genannt wurde.

Wir haben unsere Darstellung des Gefechts ausschließlich auf die eine der beiden Quellen, das bellum Walterianum aufgebaut, weil diese Aufzeichnung, obgleich spät, doch eine große innere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Wir wollen aber, wie wir es schon öfters, namentlich bei Cannä, getan haben, als wertvolles Beispiel für Quellen-Kritik hier die wörtliche Uebersetzung Richers folgen lassen. Da Richer nicht weit vom Schauplatz der Ereignisse lebte und sehr bald danach schrieb, so würde man, wenn keine andere Quelle vorhanden wäre, vermutlich keinen Anstand nehmen, ihm nachzuerzählen.

Richer also schreibt:

Als der Bischof Walter in einer seiner Burgen, Dachenstein genannt, mit seinem von allen Seiten zu seinem Schutz vereinigten Heer verweilte, kamen die Straßburger eines Tages kriegsbereit aus ihrer Stadt heraus. Als der Bischof dies mit seinen Gewappneten hörte, kündigte er den Straßburgern die Fehde an („cum suis armatis argentinensibus bellum indixit"; der Ausdruck ist nicht ganz verständlich, da Richer schon vorher

erzählt hat, wie man sich gegenseitig das Gebiet verwüstete und ausbrannte. Vielleicht meint der Autor, daß er seinen Leuten befahl, sich kampffertig zu machen). Die Straßburger aber rückten vor gegen den Bischof und traten so in den Kampf. Die Straßburger nun hatten sich Streitäxte machen lassen, die die Franzosen haches danaises nennen, womit die Straßburger die Mannschaft des Bischofs so zerschlugen, daß weder Schild noch Helm noch Panzer noch irgend eine andere Wehr standhalten konnte. Ueberdies während der Kampf so gewaltig wurde und sie mit unleidlichem Morden unter einander kämpften, erhielt das Heer der Straßburger Zuwachs. Denn da der Kampf nahe der Stadt war, so eilte die Besatzung und die Bürgerschaft, da sie die Ihrigen in der Hitze des Kampfes sahen, siegeseifrig ihnen zu Hilfe, stürzte sich mit Wut auf das Heer des Bischofs und schlug alles vor sich nieder. Als die Herren und Ritter des bischöflichen Heeres erkannten, daß ihnen keine Rettung bleibe, zogen sie es vor, lieber als Gefangene der Straßburger zu leben, als im Kampfe zu sterben. So brachten die Straßburger sie, der Waffen beraubt, in ihre Stadt. Die Straßburger, in dem Glauben, daß Gott ihnen in diesem Kampfe helfe, stürzten sich auf den Schlachthaufen, in dem der Bischof war, der den Untergang der Seinen vor sich sah, vernichteten ihn und töteten das Pferd des Bischofs, sodaß dieser selbst zur Erde stürzte. Einige Ritter aber, die um ihn waren, hoben ihn auf ein Pferd und trieben ihn an, das Schlachtfeld zu verlassen. Die Straßburger nun töteten von ihnen, wen sie wollten und führten andere gefangen in die Stadt .... Die Zahl der Gefangenen soll 80 gewesen sein; die Zahl derjenigen, die außerdem in der Schlacht das Leben verloren, konnte nicht sicher festgestellt werden.

Soweit Richer. Man sieht, daß alle wesentlichen Züge des Gefechts — mit Ausnahme der überlegenen Zahl der Straßburger — verwischt sind. Besonders mache ich aufmerksam auf die dänischen Streitäxte, vermöge deren die Bürger gesiegt haben sollen. Daß die Straßburger bei Ausbruch des Krieges viele neue Waffen fertigen ließen, ist anzunehmen; daß darunter auch Streitäxte waren, ebenfalls. Daß aber gerade diese Waffe in dieser Schlacht solche Wirkung gehabt haben soll, ist abzulehnen, da sonst die Straßburger Quelle selber etwas darüber berichten würde und man nicht sieht, warum diese fürchterliche Waffe denn nicht immer mit solchem Erfolg gebraucht worden ist. Das Entscheidende war vielmehr ganz gewiß, wie die Straßburger Ueberlieferung besagte, die Masse von Spießern, die die Ritter der Stadt unterstützte und den Gegnern die Pferde erstach, dazu die Ueberlegenheit an Schützen, wenn die Art, in der diese wirkten, auch nicht sicher erkennbar ist. Was statt dessen auf der bischöflichen Seite von den Streitäxten erzählt wurde, läßt sich verwerten als Schulbeispiel für die Beobachtung, daß die Erzähler gern mit Besonderheiten motivieren, auch wo wie hier in einem typisch-normalen Gefecht in normaler Weise die Ueberzahl entschieden hatte.

Siebentes Kapitel.

Die Eroberung Preußens durch den Deutschen Orden.

Sowohl in der Geschichte der Kreuzzüge, wie der Kirche, wie des Abendlandes spielen die Ritterorden eine recht bedeutende Rolle, und wir haben auch in diesem Werke oft auf sie Bezug genommen. Aber nicht in dem Sinne, daß sie etwa in der Geschichte der Kriegskunst ein besonderes Blatt füllten, eigentümliche Formen hervorgebracht hätten.

Nirgends zeigt sich, daß sie etwa, was am nächsten läge, durch Disziplin, vermöge ihres Gehorsams-Gelübdes, etwas von dem sonstigen Bilde der Zeit Abweichendes geleistet hätten. Im Gegenteil, gerade aus den Ordens-Vorschriften haben wir die anschaulichsten Züge für die ritterliche Kriegs- und Kampfesweise entnehmen können. Die Zahl der eigentlichen Ritter war, als Kämpfer angesehen, stets viel zu gering, als daß solche Wirkungen von dem Orden hätten ausgehen können: ihre Bedeutung und ihr Erfolg liegt in der Organisation, die die reichen Güter und Zuwendungen, die ihr in allen Ländern der lateinischen Kirche zuströmten, für den Zweck des Kampfes um das heilige Land nutzbar machte.

An einer Stelle aber hat einer der Orden, der deutsche, einen unzerstörbaren Erfolg von unendlicher Tragweite errungen.

Das gewaltige Deutsche Reich hat dreihundert oder, wenn wir von Heinrich I. an rechnen, über zweihundert Jahre gebraucht, um die dürftigen slavischen Stämme zwischen Elbe und Oder dauernd zu unterwerfen und sich einzuverleiben. Hält man sich diesen Zeitraum gegenwärtig, so wundert man sich nicht, daß die

Polen mit ihren nördlichen heidnischen Nachbarn, den Preußen zwischen Weichsel und Memel, überhaupt nicht fertig zu werden vermochten, sondern endlich Hilfe aus Deutschland herbeiriefen, den deutschen Orden.[1])

Ueber die Geschichte der eigentümlichen Staatengründung und Kolonisation, die damit einsetzt, sind wir nicht gerade sehr genau unterrichtet: der eigentliche Erzähler, Peter Dusburg, lebte erst hundert Jahr später. Aber die militärischen Grundsätze, die bei der Eroberung leitend waren, sind deutlich zu erkennen.

Der Orden besaß nicht die stehende Armee, mit der Cäsar sich, als er Gallien unterwarf, mitten im Lande aufstellte und jede Gehorsamsverweigerung in unwiderstehlicher Gewalt niederschlug und erdrückte. Der Orden verfügte auch nicht, wie Karl der Große, über Vasallenheere, die, nach Bedürfnis herangeführt, in Verbindung mit der Politik den Widerstand der Sachsen allmählich dämpften und brachen. Die direkte Macht des Deutschen Ordens, als er Preußen und gleichzeitig Livland und Kurland unterwarf, war nur gering; erst als Herrscher über diese Landschaften ist er Großmacht geworden. Die Zahl der Ordensbrüder ist merkwürdigerweise für keine Zeit urkundlich überliefert oder festzustellen;[2]) mehr als einige hundert bis allerhöchstens tausend sind es im dreizehnten Jahrhundert gewiß nie gewesen. Die Kraft des Ordens beruhte darauf, daß er der Repräsentant der großen Ideen der Epoche war, Kirche und Rittertum in sich organisch vereinigte und als ihr Vorkämpfer nicht nur Deutschland, sondern sozusagen das ganze Abendland hinter sich hatte. Das Papsttum mit seinen Kreuzzugsbullen und Kreuzzugspredigten, die Kriegslust und Abenteurersucht von Fürsten und Rittern führten ihm einen so starken und konstanten Zufluß von Kräften zu, daß er schließlich eine Aufgabe bewältigte, an der Kaiser und Könige sich hätten verbluten können

---

[1]) Die beste zusammenfassende Darstellung ist die von Karl Lohmeyer' „Geschichte von Ost- und Westpreußen". Erste Abteilung 2. Aufl. 1881. Quellenmäßig breit ist A. L. Ewald, Die Eroberung Preußens durch die Deutschen. Vier Bände. 1872—1886. Der zweite große Aufstand der Preußen ist ausführlich und gut behandelt von Köhler im zweiten Band seiner „Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit."

[2]) Ob die Notiz, aus Dusburg oder der Chronik von Oliva, der Orden habe im Jahre 1239 600 weltliche Ordensbrüder gezählt, zuverlässig ist, steht dahin.

und vor der Polen ohnmächtig zurückgeschreckt war. Die Kreuzzüge nach Jerusalem haben einen dauernden politischen Erfolg nicht haben können, das Bächlein, das sich von diesem ungeheuren Strom abzweigte und die Richtung nach dem Ostseewinkel nahm, ist auf ein fruchtbares Feld gekommen und hat eine weltgeschichtliche, bis auf den heutigen Tag maßgebende Wirkung erzielt.

Die Ritter gründeten zuerst in dem verwüsteten polnischen Grenzlande an der Weichsel die feste Burg Thorn (1230 oder 1231); von hier gingen sie die Weichsel abwärts und bauten weitere Burgen: Kulm, Marienwerder, Elbing (1237). Dann gingen sie das Frische Haff entlang und bauten an ihm Balga (1239). Man hat wohl gemeint, sie hätten durch dieses Entlanggehen an der Grenze die Preußen sozusagen einschließen wollen, aber das ist nicht der Grund. Ein strategisches Zusammenwirken von zwei verschiedenen Basen her hat nie stattgefunden, das Entscheidende ist vielmehr, daß alle diese Anlagen den Wasserweg hatten und durch das Wasser mit einander und mit Deutschland in Verbindung bleiben konnten. Sobald man die Nogat herunter an die Ostsee gelangt war, nahm man die Beziehung zu den deutschen Seestädten auf; Elbing ist gewissermaßen eine Kolonie von Lübeck. Als der Markgraf Heinrich von Meißen, den das neuentdeckte Silber in seinem Erzgebirge zum reichsten Fürsten gemacht hatte, einmal kreuzfahrend den Orden besuchte, leistete er ihm einen größeren Dienst als durch sein Rittertum dadurch, daß er ihm zwei Kriegsschiffe schenkte, „Pilgrim" und „Friedeland", die dem Orden die Herrschaft über das Frische Haff gaben.

Von den Wasserburgen aus schoben die Ritter dann weitere feste Plätze ins Land vor, namentlich Rheden, Bartenstein, Rössel. Dieses schrittweise Vorgehen — so ganz anders als das Verfahren Karls des Großen in Sachsen — entspricht nicht einem abstrakten strategischen Prinzip, sondern ist den besonderen Verhältnissen und Kräften des Ordens angepaßt. Der Orden selber ist für eine Offensive zu schwach, aber immer wieder kamen Kreuzfahrer, häufig große Fürsten mit reisigem Gefolge, Markgrafen von Meißen und Brandenburg, der Landgraf von Thüringen, der Herzog von Braunschweig, ein Bischof von Merseburg, ein Fürst von Anhalt, und jedesmal wurde solche Verstärkung benutzt, den Heiden einen

Schlag beizubringen und sich weiter ins Land vorzuschieben und dauernd festzusetzen. So wurden von den Burgen aus zunächst die preußischen Völkerschaften an der Weichsel entlang, die Pomesanen, Pogesanen, dann die Ermländer unterworfen. Nach der Ueberlieferung hat auch 1236 an der Sirgune (Sorge) eine Schlacht stattgefunden, aber es mag bezweifelt werden, ob sie sehr bedeutend war und ob sie überhaupt stattgefunden, und die Hauptsache ist jedenfalls in der Anlage jener festen Plätze zu sehen.

Die Hauptsache ist es deshalb, weil bei allen solchen Kolonial-Eroberungen nicht sowohl die erste Unterwerfung das Entscheidende ist, die oft genug durch eine Ueberraschung und Täuschung ziemlich leicht gelingen kann, sondern die Behauptung gegen den Aufstand, der sich mit Sicherheit einstellt, sobald die Unterworfenen die Fremdherrschaft, ihre Neuerungen und ihren Druck kennen gelernt haben. Im zwölften Jahr der Eroberung, 1242, brach der erste große Aufstand los, der elf Jahre lang, bis 1253 währte und nicht durch Feldheere und Feldschlachten, sondern dadurch überstanden und überwunden wurde, daß die Preußen nicht fähig waren, alle die festen Plätze der Ritter zu erobern und sie dadurch wieder aus dem Lande zu entfernen. Immer neue Pilger-Krieger unterstützten die Ritter, machten mit ihnen Offensivstöße und halfen ihnen, tief im Lande, in Christburg, einen neuen festen Stützpunkt anzulegen. Der päpstliche Legat Jacob von Lüttich vermittelte schließlich mit einem Teil der Aufständischen einen Frieden (7. Februar 1249), dessen Urkunde noch heute erhalten ist. Noch einmal flammte der Kampf auf, bei dem sogar die Ritter die schwere Niederlage von Krücken erlitten (23. Nov. 1249), wo 54 Ordensbrüder fielen. Aber schließlich nahmen alle Aufständischen den Frieden an.

Sofort nahm der Orden seine Expansions-Tätigkeit wieder auf. Gestützt auf ein bömisches Hilfskorps, das König Ottokar persönlich herangeführt hatte, gründete man einen festen Platz am Ausfluß des Pregel, Königsberg (1254). Schon vorher war zur Verbindung mit Kurland Memel (Memelburg) am Ausgang des kurischen Haffs gegründet worden und im Binnenlande Kreuzburg. Es folgten noch am Kurischen Haff Labiau (vielleicht erst etwas

---

[1]) Köhler II S. 7 Anmk.

später), weiter im Lande, am Pregel, Wehlau. Von diesen und einigen weiteren Plätzen aus vollzog sich die Unterwerfung des östlichen Preußens, das schon zum größeren Teil nicht mehr von eigentlichen Preußen, sondern von Litthauern bewohnt war.

Nach sechs Jahren, 1260, brach der zweite große Aufstand aus, als die Ritter bei Durban durch die Litthauer eine schwere Niederlage erlitten hatten, in der anderthalbhundert Ritterbrüder, der livländische Meister Burchard v. Hornhausen und der Marschall Heinrich Botel an der Spitze, fielen (13. Juli 1260). Pomesanien, das Land unmittelbar an der Weichsel, blieb diesmal treu, die fünf inneren Gaue aber, Samland, Natangen, Ermland, Pogesanien und Barten erhoben sich in wohl vorbereiteter Verschwörung und wählten sich Hauptleute, Herzoge, wie wir sie nennen dürften, die nun mit Zähigkeit einen fünfzehnjährigen Krieg führten. Einer von diesen Hauptleuten, Heinrich Monte von Natangen, hatte, wie einst Armin in Rom, seine Erziehung und auch wohl seinen christlichen Namen in Magdeburg erhalten. Im Felde behielten die Preußen mehrfach die Oberhand, namentlich einmal in der Löbau, wo der Vizemeister Helmerich mit vierzig Brüdern fiel und das ganze christliche Heer vernichtet wurde (13. Juli 1263). In der Hauptsache vollzog sich der Krieg in immer erneuten gegenseiten Raub- und Verwüstungszügen, die die Preußen bis an die Mauern von Thorn und zur Zerstörung von Marienwerder führten, die Entscheidung aber wurde wieder gegeben durch den Kampf um die festen Plätze. Die Binnenplätze brachten die Preußen, bis auf Christburg, in ihre Gewalt. Zwar ihre Belagerungskunst war, obgleich sie ihren Gegnern einiges vom Maschinenwesen abgelernt hatten, nur gering, aber sie schlossen die Burgen durch Gegenburgen ein, die mit wechselnder Mannschaft besetzt wurden, und hungerten sie aus. Ganz wie einst die römische Besatzung des Kastells Aliso mit den Trümmern des Varianischen Heeres sich monatelang gegen die Germanen behauptet, sich schließlich, als die Lebensmittel ausgingen, durchgeschlichen und glücklich die 20 Meilen weit an den Rhein gelangt war, so retteten sich endlich die Besatzungen der Ordensburgen in Preußen, indem sie die Aufmerksamkeit der Belagerer täuschten und heimlich abzogen.

Die Besatzungen von Heilsberg und Braunsberg entkamen auf diese Weise nach Elbing, von Wiesenburg (nördlich von Rastenburg) durch das öde Land im Süden nach Polen oder Sassen. Diwan, der Hauptmann der Barten, verfolgte sie, als er ihren Abzug bemerkte, und holte sie schließlich mit noch 13 Mann, deren Pferde so lange ausgehalten hatten, ein. Als er aber selbst in dem Gefecht verwundet worden war, gaben die anderen den Kampf und die Verfolgung auf.

Nicht so glücklich war die Besatzung von Kreuzburg, die bei ihrem nächtlichen Auszug entdeckt und niedergemacht wurde.

Bis ins vierte Jahr hielt Bartenstein die Blockade aus. Endlich wurde die Not so groß, daß man Rettung nur noch in der heimlichen Flucht finden konnte.

Man bereitete sie listig vor, indem man sich einige Tage hinter den Mauern ganz still und verborgen hielt, sodaß die Preußen schon glaubten, die Burg sei verlassen, und als sie sich näherten, plötzlich mit Schüssen empfangen und mit schwerem Verlust zurückgetrieben wurden. Für den Abzug zerlegte man die Besatzung in zwei kleinere Haufen, von denen der eine den Weg nach Königsberg (neun Meilen), der andere den Weg nach Elbing (fünfzehn Meilen) einschlug; ein blinder, verkrüppelter Ordensbruder blieb in der Burg zurück, läutete zu den kanonischen Stunden regelmäßig die Glocke und erhielt dadurch bei den Feinden, die der jüngste Verlust zur Vorsicht gestimmt hatte, die Täuschung, daß der Platz noch besetzt sei, aufrecht. Als sie sich endlich überzeugten, daß die Deutschen wirklich verschwunden seien, waren diese schon weit entfernt und entwischt. Beide Gruppen haben Königsberg und Elbing glücklich erreicht.

Zum Entsatz aller dieser Festen hatte der Orden nichts tun können, die eigentlichen Wasserplätze aber, Memelburg, Königsberg, Balga und Elbing hielten sich; an Thorn und Kulm wagten sich die Aufständischen nicht heran. Balga und namentlich Königsberg wurden schwer belagert; bei Königsberg versuchten die Preußen sogar, den Fluß zu sperren, indem sie eine Brücke über den Pregel schlugen, aber die Ritter sprengten die Brücke wieder, und die See brachte ihnen immer neue Lebensmittel, Verstärkungen und schließlich auch Entsatz. Einmal waren es zwei

Grafen von Jülich und Berg, die die Preußen vertrieben (22. Januar 1262). Im Jahre 1265 kamen ein Herzog von Braunschweig und ein Landgraf von Thüringen und ermöglichten den Brüdern, von Königsberg aus wieder die Offensive zu ergreifen.

Das Ende des zweiten großen Aufstandes tritt ganz ebenso in die Erscheinung wie das des ersten: die Preußen sind nicht eigentlich besiegt, sondern ausgedauert. Zwei von ihren Hauptleuten oder Herzogen, Heinrich Monte von Natangen und Glappe von Ermland waren durch List, wohl auch irgendwelchen Verrat ihrer Volksgenossen, in die Gewalt der Ritter gefallen und gehängt worden; ein dritter, Diwan von Barten, fiel bei der Belagerung der Burg Schönsee. Die Preußen erkannten, daß sie die Eroberer, so viel Uebles sie ihnen auch zugefügt, so viele Städte, Höfe und Burgen sie eingenommen und zerstört und die Bewohner erschlagen hatten, doch nicht wieder aus dem Lande treiben konnten. So entschloß sich Skumand, der Herzog der Sudauer, im äußersten Südosten, nachdem er lange aufs tapferste gekämpft nnd seine Züge bis ins Kulmer Land ausgedehnt hatte, sich zu unterwerfen. Er war schon, an allem verzweifelnd, mit den Seinigen nach Litthauen ausgewandert, kehrte wieder zurück, entsagte dem Heidentum und erkannte die Herrschaft der Ritter an. So taten es noch andere Häuptlinge und im Jahre 1283, im dreiundfünfzigsten Jahr nach der Begründung der Burg Thorn, wurde die Unterwerfung von Preußen als vollendet angesehen.

Es liegt nahe, die Frage aufzuwerfen, ob nicht die Römer nach derselben Methode einst auch die Germanen hätten bändigen und ihrem Staatswesen zuführen können. Der Unterschied ist zunächst, daß diese Aufgabe doch noch sehr viel größer war. Preußen ist schließlich nur eine kleine Landschaft im Vergleich zu Germanien, und wenn auch dieses gewiß nur sehr dünn bevölkert war, so mag die Bevölkerung von Preußen doch noch dünner gewesen sein, und auch der weitest vorgeschobene Posten war zuletzt von der sicheren Doppelbasis der See und der Weichsel nicht gar zu weit entfernt. Die Polen waren während des ganzen Kampfes die Verbündeten des Ordens. Die Herzoge von Pommern (Pommerellen) waren zwar zeitweilig dem Orden sehr feindlich und direkte Bundesgenossen der Preußen, ließen sich aber schließlich nicht bloß durch

militärische Gewalt, sondern auch als Fürsten, die bereits dem christlichen Kulturkreis angehörten, durch diplomatische Mittel, durch das Eintreten kreuzfahrender Fürsten beruhigen. Summiert man die Mittel, die Deutschland, zum Teil auch Polen und das ganze Abendland, für die Unterwerfung und Christianisierung Preußens aufgewandt hat, so müssen sie im Verhältnis zu dem kleinen Gebiet ungeheuer erscheinen. Der Kampf hat, wie man nie vergessen darf, im ganzen dreiundfünfzig Jahre gedauert, während Cäsar das ungeheure Gallien bis zum Rhein in acht Jahren vollkommen überwunden und pacifiziert hatte. Die intensive, schnellere Durchkämpfung wie die Cäsarische in Gallien ist im ganzen gerechnet sicherlich diejenige Methode, die den geringeren Aufwand erfordert. Der Orden konnte nicht so verfahren, weil er selbst zu schwach war und ihm die Mittel immer nur tropfenweise zuflossen. Die Frage, weshalb die Römer sich nicht nach der Methode der Ritter Germaniens bemächtigt haben, entfällt also: wenn sie es überhaupt unterwerfen und die Mittel darauf verwenden wollten, dann hätten sie nach der Methode Cäsars verfahren müssen. Nach der kostspieligen Methode des Ordens vorzugehen, konnte einem römischen Kaiser nicht einfallen; beim ersten Rückschlag hätte man sofort den Krieg im großen Stil aufgenommen. Weshalb aber diese Art Krieg nach der Abberufung des Germanicus nicht mehr möglich war und weshalb Germanicus abgerufen wurde, haben wir gesehen.

Achtes Kapitel.

Das englische Bogenschießen. Die Eroberung von Wales und Schottland durch Eduard I.

In merkwürdig unsicherem Licht, nicht recht erkennbar in den Quellen, und, soweit erkennbar, schwankend und wechselnd, erscheint die Bedeutung des Bogens im Kriegswesen des früheren Mittelalters. Bei den Urgermanen finden wir ihn in den Quellen so gut wie garnicht (Bd. II, 55); die Gothen und andere germanische Völkerschaften der Völkerwanderung erscheinen aber so sehr als Bogenschützen, daß Vegez geradezu schreiben konnte, die Römer seien ihrem Pfeilhagel unterlegen (Bd. II, 231). In den karolingischen Kapitularien wird der Bogen vorgeschrieben, aber in den erzählenden Quellen der Zeit erscheint er nur ganz selten, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir uns die deutsche Ritterschaft als fast ausschließlich Lanze und Schwert verwendend zu denken haben. Die Normannen wiederum in der Schlacht bei Hastings machen einen äußerst wirksamen Gebrauch von ihren Bogenschützen. Die Kreuzfahrer aber, als sie mit den Türken zu tun bekommen, finden, daß diese ihnen als Schützen überlegen sind und schaffen sich die Waffe der berittenen Bogenschützen erst nach ihrem Muster. Von Kaiser Friedrich II. hören wir, daß einen wesentlichen Teil seiner Heere in Italien seine sarazenischen Bogenschützen ausmachten, in den Schlachten aber, die sein Sohn und sein Enkel gegen Karl von Anjou schlagen und verlieren, sind nach den Erzählungen gar keine Schützen tätig gewesen.

Neben den Bogen ist allmählich die Armbrust getreten.[1]) Das Wort hat weder mit Arm noch mit Brust etwas zu tun, sondern ist eine volksetymologische Umdeutung des mittellateinischen arcubalista, arbalista. Sie scheint schon im Altertum nicht bloß als Geschütz, sondern auch als Handwaffe bekannt gewesen zu sein; auf einem Relief des vierten Jahrhunderts p. C., heute im Museum von Puy, ist sie abgebildet, und Vegez, Ammian und Jordanes scheinen sie zu erwähnen. Im eigentlichen Mittelalter findet sich ihre erste Spur in einem Miniaturbilde in einer Bibel Ludwigs IV. vom Jahre 937. Anna Komnena soll sie unter dem Namen Tzagra als eine eigentümliche Waffe der Abendländer erwähnen und sie kommt in einer nicht ganz verständlichen Weise vor in einem Beschluß des Lateranischen Concils vom Jahre 1139.[2]) Da jedoch noch der Histpriograph Philipp Augusts behauptet, erst Richard Löwenherz habe sie den Franken bekannt gemacht und die Parze habe gewollt, daß der König durch eben diese Waffe selbst habe umkommen müssen[3]), so muß sie im 12. Jahrhundert doch noch ziemlich selten gewesen sein.

Das Schwererwerden der Schutzrüstung trieb zu der entgegengesetzten Abwandlung der Trutzwaffen. Schon in der „Anleitung zum Bogenschießen“ aus der Zeit Justinians[4]) wird ge-

---

[1]) Vgl. Jähns, Entwickelungsgeschichte der alten Trutzwaffen. S. 333 ff.

[2]) Bei Jaffé Reg. pontif. p. 585 lautet der Beschluß (Nr. 29): „artem ballistariorum et sagittariorum adversus Christianos et catholicos exerceri sub anathemate prohibent.“ Auf Grund dieses Regests findet man öfter z. B. in Demmin, Kriegswaffen, 2. Aufl. S. 100, auch Waitz VIII, 190, angegeben, das Concil habe die Armbrust als eine gar zu mörderische Waffe unter Christen verboten. Das kann, da die sagittarii in einer Linie mit den ballistarii genannt sind, unmöglich gemeint sein. Bei Mansi t. 21 p. 534 lautet der Beschluß: „Artem antem illam mortiferam et Deo odibilem ballistariorum et sagittariorum adversus Christianos et catholicos exeiceri de caetero sub anathemate prohibemus.“ Hefele, Concil. Gesch. Bd. V, 2. Aufl. S. 442 will es so auslegen, daß ein turnierartiges Wettschießen auf Menschen gemeint sei. San Marte S. 188 will es auf vergiftete Pfeile und Bolzen beziehen. Ich möchte mich auch am ehesten Hefele anschließen.

[3]) Guil. Brito Philipp. lib. II:

„Francigenis nostris illis ignota diebus
Res erat omnino, quid Balestarius arcus
Quid balista foret.“
„Has volo, non alia Ricardum morte perire
Ut qui Francigenis ballistae primitus usum
Tradidit, ipse suam rem primitus experiatur
Quamque alios docuit im se vim sentiat artis.“

[4]) Köchly und Rüstow, Griechische Kriegsschriftsteller II, 2, S. 37, S. 201 (vergl. oben Bd. II, 364).

raten, schräg gegen den Gegner zu schießen, da von vorn der Schild mit dem Pfeil nicht zu durchdringen sei. Der Bolzen der Armbrust hat nun eine viel größere Durchschlagekraft als der Pfeil; die Armbrust scheint also die gegebene Schußwaffe gegen schwergepanzerte Ritter, trotzdem hat sie sich nur sehr langsam eingebürgert, hat den einfachen Bogen nie ganz verdrängt, sondern nur neben ihm bestanden und ist schließlich sogar noch einmal vom Bogen geschlagen worden. Nachdem so lange der Bogen nur stellen- und zeitweise aufgetreten ist, haben wir das merkwürdige Schauspiel, daß er im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in den englischen Heeren mit einem Male eine ganz überwältigende Bedeutung gewinnt. Wie ist es zugegangen, wie war es möglich, daß eine so alte Waffe, deren Technik seit Jahrtausenden bekannt und nicht wohl mehr gesteigert worden sein kann, plötzlich eine solche Bedeutung gewann?

Schon Oman in seiner Geschichte der Kriegskunst hat erkannt, daß der Ursprung dieser Rejuveneszenz des Bogens bei Eduard I. von England und seinen wallisischen Kriegen zu suchen ist, und ein neueres Werk über diese Kriege von John Morris, das auch sonst über das Kriegswesen dieser Epoche in allen Richtungen von höchstem Wert ist, hat auch die Herkunft dieser Waffe eingehend behandelt.[1]) Morris, wie es auch schon Oman vor ihm getan hat, geht aus von dem Bericht, daß man früher die Sehne nur bis zur Brust, jetzt aber die Sehne des Langbogens bis zum Ohr gezogen habe.[2]) So wörtlich möchte ich diese Darstellung nicht wiederholen, denn daß, je weiter man die Sehne zieht, der Schuß um so stärker wird, kann keine neue Erfindung gewesen sein, und starke Männer hat es auch schon früber gegeben. Ueberdies finden wir wörtlich dieselbe Erklärung schon 700 Jahre früher bei Prokop (vergl. Bd. II S. 364), wo er begründen will, daß zu seiner Zeit der Gebrauch des Bogens so allgemein geworden sei. Wenn es Zeiten und Völker gegeben hat, die nicht den Langbogen, sondern den Kurzbogen gebrauchten, und zwar Völker, die so berühmt als

[1]) The Welsh Wars of Edward I, a contribution to mediaeval military history, based on original documents by John E. Morris, M. A. formerly Demy of Magdalen College, Oxford. With a map. Oxford at the Clarendon Press 1901.

[2]) Morris S. 34.

Schützen waren, wie Perser und Parther, so kann in den verschiedenen Formen ein so wesentlicher Unterschied nicht liegen, und gute Schützen haben sicher ihren Bogen stets so stark und so weit gespannt, wie es ihre Körperkraft nur immer herausbrachte. Mit einer geringen Modifikation aber wird Morris' Gedanke doch richtig sein: mag man auch davon ausgehen, daß es vor und seit Jahrtausenden Bogen und Pfeile gegeben hat, deren Technik nicht zu übertreffen war, so braucht sich diese Technik doch nicht immer auf der gleichen Höhe gehalten zu haben, und wenn wir im Mittelalter Zeiten und Völker finden, wo von Bogenschießen kaum die Rede ist und große Schlachten ohne Schützen geschlagen werden, so wird in dieser Zeit auch die Technik sowohl in der Herstelluug wie in der Anwendung der Waffe zurückgegangen sein. Sehr hübsch zieht Morris heran, wie zu Ende des 19. Jahrhunderts mit vorher unerreichten Geschwindigkeiten im Wettrudern auch der Bau eines so uralten Geräts wie des Bootes noch große Besserungen und Verfeinerungen erfahren habe. Der Eifer in der Ausübung der Kunst geht mit der Herstellung immer vollendeterer Instrumente Hand in Hand. Es handelt sich also nicht um Einführung von etwas völlig Neuem, sei es des Langbogens, sei es der Sitte, die Sehne bis ans Ohr zu spannen, sondern es handelt sich darum, daß mit der von einer bestimmten Stelle ausgehenden, größeren, intensiveren Pflege der Schußwaffe naturgemäß und von selbst die vorher vernachlässigte Technik der Herstellung wie des Gebrauchs sich verbesserte und wieder zu einer Höhe erhob, wie sie wohl auch schon früher erreicht worden war, aber den Mitlebenden als neu erschien. Die vollendete Technik ist also nicht die Ursache, sondern die Folge der kriegsgeschichtlichen Erscheinung der Wiederaufnahme des Bogens, eine Folge, die dann freilich wieder auf die Ursache zurückwirkt: je mehr jetzt geleistet wird, desto stärker wird der Antrieb, diese Waffe zu benutzen.

Die eigentliche Frage ist daher, woher jetzt und gerade in England der Anstoß zur Wiederaufnahme der Kunst des Bogenschießens kam.

Die Geburtsstätte sind die wallisischen Kriege König Eduards I. (1272—1307), die mit der definitiven Unterwerfung von Wales und der Vereinigung dieses Landes mit England endeten. Noch

die vorhergehenden großen Entscheidungen auf englischem Boden, die Schlachten von Lewes und Evesham, in denen Heinrich III., der Vater Eduards I., mit seinen Baronen schlug, zeigen kaum etwas von Schützen, so wenig wie die gleichzeitigen von Benevent und Tagliacozzo. Als Kronprinz hatte Eduard schon an jenen Schlachten teilgenommen und nachher eine Kreuzfahrt ins heilige Land gemacht, wo er die türkischen Bogenschützen und ihre Wirksamkeit kennen gelernt haben wird. Eine unbeglaubigte Ueberlieferung läßt ihn sogar durch einen türkischen Pfeil verwundet werden. Zur Regierung gekommen, ergriff er die Aufgabe, die Walliser, die sich in ihren Bergen durch alle Stürme, erst der römischen, dann der angelsächsischen, dann der normannischen Occupation der Insel hindurch in ihrem keltischen Volkstum und uralter barbarischer Kriegstüchtigkeit erhalten hatten, zu unterwerfen, um den ewigen Grenzkriegen und Leiden der benachbarten Grafschaften ein Ende zu machen. Mit der eigentlichen Ritterschaft war zwischen diesen Wäldern, Höhen und Schluchten wenig zu machen. Die Walliser kämpften im Norden noch nach der Ursitte am meisten mit dem Spieß, wie die Germanen bei Tacitus, im Süden, wo sie schon früher unter englisch-normannische Herrschaft und Einfluß gekommen waren, war das Bogenschießen ausgebildet. Schon zwei Generationen vor Eduard I. hatte ein politischer Schriftsteller und Geschichtsschreiber Giraldus Cambrensis (auch Gerald de Barri genannt, † ca. 1220) den Rat gegeben, wie man der Walliser Herr werden könne. Gerald war selber der Enkel des normannischen Konstablers von Pembroke und einer wallisischen Fürstentochter. Er war stolz auf seine beiderseitige Abkunft und bringt den Leistungen von hüben wie von drüben Verständnis entgegen. Er preist die Ritterschaft und schildert uns die Kampfesweise der Walliser, wie sie, leicht bewaffnet, bald stürmisch angreifen, bald sich flüchtig und behende in ihre unzugänglichen Berge und Wälder zurückziehen. Gerald rät deshalb, aus den unterworfenen oder verbündeten Stämmen der Walliser Hilfstruppen zu gewinnen und die Bogner mit den Rittern zu kombinieren. „Semper arcarii militaribus turmis mixtim adjiciantur."[1]) Auf diese Weise,

---

[1]) Morris S. 18.

durch so zusammengesetzte Truppen war eben Irland unterworfen worden. Nicht anders hatte ja auch Wilhelm I. einst die Angelsachsen unterworfen. Aber daß Gerald das als etwas Besonderes empfiehlt, und die französische Fecht-Methode allein in dem lanzenbewehrten Ritter sieht, ist uns ein neuer Beweis, daß in der Zwischenzeit die Methode Wilhelms des Eroberers tatsächlich in Abgang gekommen war. In der Wehrordnung (assize of arms) Heinrichs II. von 1181 wird der Bogen als Waffe überhaupt nicht genannt.[1])

Das unmittelbare Bedürfnis für einen Gebirgskrieg führte also Eduard I. darauf, die überlieferte, aber vernachlässigte und nicht breit genug vertretene Kunst des Bogenschießens wieder in Pflege zu nehmen und zu entwickeln. Die ersten Elemente dazu entnahm er hauptsächlich den wallisischen Grenzgrafschaften, denen dieser Krieg Lebensinteresse und Ueberlieferung war, und den Wallisern selbst, die in englischen Dienst treten und englischen Sold nehmen. Mit den bloßen feudalen Aufgeboten hätte man trotz stärkerer Ausnutzung der Schußwaffe noch nichts ausgerichtet. Die Regel, daß Lehnsleute nur 40 Tage zu dienen verpflichtet sind, war damals anerkannt, ja noch weniger: es kommt vor, daß auch nur drei Wochen verlangt werden, oder es wird berichtet, daß ein Aufgebotener so lange zu dienen verpflichtet war, als seine mitgebrachte Zehrung reichte; er brachte einen Schinken mit, suchte möglichst schnell damit fertig zu werden und ging wieder nach Hause.[2]) Eduard aber wußte, daß nur ein bis zum äußersten durchgeführter Krieg ihn wirklich zum Ziel führen könne. Wir wissen, daß von je im normannischen Staat sich das Lehnsaufgebot durch Söldnertum ergänzte und sogar ersetzte. Eduard begründete diesen Krieg nunmehr vollständig auf Soldzahlung und benutzte die Aufgebote nur nebenher oder kombinierte beides,[3]) indem er z. B. allen Belehnten vom Ritterstand (mit über 40 Pfund Besitz) befahl, sich für ein Aufgebot von drei Wochen bereit zu halten und nach Ablauf dieser Frist für drei weitere Wochen in den Sold des Königs zu treten. (ad eundum in obsequium nostrum et mo-

[1]) Oman p. 558.
[2]) Morris S. 88.
[3]) Morris S. 74.

randum ad vadia nostra (auf unsere Kosten) ad voluntatem nostram quandocunque super hoc ex parte nostra per spacium trium septimanarum fuerint premuniti.)[1]) Unbezahlter Dienst wurde in der eigenen Grafschaft oder Mark verlangt und Sold gezahlt, sobald es über die Grenze ging. Bei großen Unternehmungen, wie etwa einer wichtigen Belagerung, wurde auch dem Landesaufgebot im eigenen Gebiet nach einem unbezahlten Pflichtdienst von drei Tagen Löhnung gereicht.[2]) Neben englischen Söldnern ließ Eduard auch aus der Gascogne geübte Krieger kommen und führte den Krieg ununterbrochen, auch den Winter hindurch. Morris hat die Kriegführung durch Heranziehung des sehr zahlreich erhaltenen Urkundenmaterials, der königlichen Befehle, Soldrechnungen zc. vollständig aufgeklärt und sehr anschaulich geschildert: fortwährend fühlt man sich an die Feldzüge der Römer in Germanien und des Deutschen Ordens in Preußen erinnert. Die Hauptsorge Eduards war die Herstellung der Kommunikationen und die Verpflegung. Wie Germanicus und die deutschen Ritter benutzte er dafür den Seeweg sowohl wie die Flüsse und ließ Schiffer aus seinen fünf Häfen kommen. Wie Domitian die Chatten besiegte, indem er 180 Kilometer Wege durch ihr Land anlegte, (Bd. II S. 159), so besoldete Eduard Holzfäller, die durch die wallisischen Wälder Zugänge schlugen.[3])

Obgleich Eduard für diese Kriege sein Land geschlossen hinter sich hatte und die höchsten Anstrengungen machte, sind die Heere, die er auf die Beine brachte, kaum größer, als wir sie bisher im Mittelalter kennen gelernt haben. Als der Krieg im Jahre 1277 begann, ließ der König Kriegsrosse aus Frankreich kommen — über 100, wie ausdrücklich berichtet wird[4]): wir unsererseits notieren die Zahl als Zeugnis, daß 100 „dextrarii et magni equites" damals bereits etwas bedeuten wollten.

Morris (S. 80 f.) berechnet, daß es unter Eduard I. höchstens 2750 Ritter, eingeschlossen alle, die verpflichtet waren, Ritter zu werden, gegeben habe; nehme man an, daß auf jeden Ritter

---

1) Morris S. 37.
2) Morris S. 95.
3) Morris S. 105.
4) Morris S. 115.

zwei andere Reiter kommen, so sei das Höchste, was in England vorhanden, aber natürlich nie annähernd gleichzeitig aufzubieten war, etwa 8000 Reiter.

Das Maximum des Fußheeres berechnet Morris (S. 132) im Jahre 1277 auf 15 640 Mann, aber davon waren nicht viel über 6000 Engländer, über 9000 verbündete Walliser, und nur ganz kurze Zeit blieb diese große Streitmacht beisammen.

Im Jahre 1282, in dem zweiten Kriege, stieg das Fußvolk bis auf 8600 Mann, wovon etwa 1800 Walliser. Reiter waren dabei im ganzen, Ritter und Knechte, etwa 700—800.[1])

Im Winter schmolz dieses Heer durch Verluste und Desertion sehr zusammen. Der Abgang aber wurde ersetzt durch das Eintreffen von Söldnern aus der Gascogne. Als der Krieg ausbrach, waren von dem Seneschall dieses Erblandes König Eduards nicht mehr als 12 berittene und 40 Fuß-Armbruster verlangt worden;[2]) jetzt aber kam eine Truppe, die Morris (S. 188) nach den Lohnlisten genau auf 210 Reiter und 1313 Mann zu Fuß hat berechnen können. Die Hauptwaffe war die Armbrust; 70 000 Bolzen in Tonnen und Körben brachten die Zuzügler mit. Aus der Höhe des Soldes ersieht man, daß diese Armbruster als Elite-Krieger angesehen wurden.[3]) Mit dieser Verstärkung erfocht Eduard den endgiltigen Sieg.

In den beiden größeren Gefechten, die in den Walliser Kriegen vorkamen, sind nach Morris' Schätzung (S. 105) nicht mehr als 2000—3000 Mann alles in allem engagiert gewesen.[4])

Blicken wir zurück, daß vorher Kaiser Friedrich II. und Wilhelm der Eroberer als die Fürsten genannt werden, die viele

---

[1]) Morris S. 178.
[2]) Morris S. 155.
[3]) Morris S. 87.
[4]) Eduard I. hatte auch ein militärisches Gefolge, das Rationen und Sold erhielt, Bannerherren 4 sh., Ritter 2 sh., Sergeanten (servientes, valetti, scutiferi) 1 sh. täglich.

Die Zahl der Ritter betrug 1277 etwa 40; später wohl mehr. Die Zahl der Sergeanten im Jahre 1277 war etwa 60, aber das wird nur ein Teil gewesen sein. Pferde und Waffen wurden ihnen geliefert. Jeder hatte zwei Knechte und drei Pferde zu halten. Manche waren Armbruster. Im Frieden bildeten sie in kleinen Trupps Burggarnisonen. Im Kriege wurden sie sehr vermehrt.

Schützen unter ihren Kriegern hatten, so ist deutlich, daß die Schützen jedesmal dann erscheinen, wenn ein großer Kriegsherr mit starker Zentralgewalt ein Heer schafft; die Feudal-Aufgebote aber sind es, die der Schützen entbehren. Der Feldherr kennt ihren Wert und schätzt sie, er kann sie aber nur haben, wenn er ihnen Sold zahlen (oder wenigstens versprechen kann, wie Wilhelm der Eroberer). Der Lehnsträger und der einzelne Ritter erzieht und liebt Schützen in seinem Gefolge nicht, nicht als ob er nicht die Waffe technisch sehr wohl zu schätzen wüßte und ihre Wirksamkeit kännte, aber wir haben bereits erkannt, daß eine merkwürdige Spannung zwischen dem Begriff des Lehnsritters und der Verwendung der Schützen existiert, indem diese eine Beziehung zum soldzahlenden Oberbefehl haben, die dem Wesen der Ritterschaft widerspricht.

Weshalb Eduard I. schließlich den Bogen als die Waffe seiner Schützen wählte, während doch die Armbrust damals ihr hohes Ansehen erlangt hatte und auch von ihm viel verwandt worden war, ist direkt nicht überliefert. Der französische Forscher Luce in seinem Bertrand du Guesclin (S. 160) meint, man brauche nur einen Blick auf die Armbrüste des 14. Jahrhunderts in unsern Museen zu werfen, „si massive et d'un maniement si compliqué", um zu begreifen, daß sie nicht mit Vorteil gegen die englischen Bogen kämpfen konnten — aber das scheint mir doch zu viel behauptet. Die Armbrust ist emporgekommen gegen den Bogen und hat sich trotz der englischen Siege dauernd neben ihm behauptet: hatte die eine Waffe den Vorzug der einfacheren Handhabung und der schnelleren Schußfolge, so hatte die andere die viel größere Durchschlagekraft. Es handelt sich also nicht um etwas schlechthin Besseres hier oder dort, sondern um verschiedenartige Vorteile und Nachteile, die sich nicht kompensieren. Zutreffend hat man schon das Nebeneinander von Bogen und Armbrust mit der Konkurrenz von Flinte (Muskete) und Büchse in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verglichen: die Flinte lud sich und schoß viel schneller, aber unsicherer; die gezogene Büchse lud sich schwer, aber hatte den sicheren Schuß. Erst die Erfindung des Hinterladers, der den Vorzug des schnellen Ladens mit dem des sicheren Treffens verband, löste das Dilemma, für das zwischen Bogen und Armbrust

eine Lösung nicht gefunden worden ist.[1]) Juvénal des Ursins sagt vom Herzog Johann von Brabant 1414: „Er hatte viertausend Armbrustschützen jeder mit zwei Armbrüsten ausgestattet und mit zwei starken Knechten, von denen der eine einen großen Schild hielt und der andere die Armbrust spannte, derart, daß immer eine gespannt war."

Ich denke, der Grund, weshalb Eduard I. den Bogen ausbildete, während einst schon sein Vorgänger Richard Löwenherz die Armbrust bevorzugt hatte, ist, daß dieser gegen Ritter, jener gegen die Walliser zu kämpfen hatte, die nur unbedeutende Schutzrüstungen trugen. Als nun in diesen und den darauf folgenden Schottenkämpfen der Bogen sich so vortrefflich bewährt hatte, haben ihn die englischen Könige, wie wir noch sehen werden, auch für die französischen Kriege beibehalten und die Methode gefunden, ihn auf das allergünstigste zu verwerten.

Mit Hilfe der zahlreichen und tüchtigen Bogner, die die Ritter unterstützten, und vermöge einer energischen Administration, die die ununterbrochene Kriegführung ermöglichte, und endlich eines geregelten Zufuhr- und Verpflegungssystems, ist es Eduard I. gelungen, die Bergbewohner von Wales im Laufe einiger Jahre zu endgiltiger Unterwerfung zu bringen. Die hier geschaffene Waffenmacht gab ihm auch den Sieg über die Schotten.

---

[1]) Oman S. 558 ist allerdings der Meinung, daß der Langbogen, der seit der Zeit Eduards I. den früher üblichen Kurzbogen ersetzte, die Armbrust auch an Durchschlagekraft übertroffen habe. Es würde sich also mit der Einführung des Langbogens ein großer technischer Fortschritt vollzogen haben. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen; wenn sie richtig wäre, wäre die weitere Verwendung der Armbrust bis ins 16. Jahrhundert unverständlich.

Auch George, Battles of English History S. 51 ff., hat sich eingehend mit der merkwürdigen Erscheinung des Bogens und seiner überwältigenden Wirkung beschäftigt. Auch er sieht das Entscheidende im Langbogen, der in Süd-Wales erfunden worden sei, während die älteren Zeiten nur den Kurzbogen gekannt hätten.

Die Vorteile des Langbogens und der Methode seiner Anwendung in England findet George in drei Momenten: erstens habe man ihn senkrecht gehalten und nicht wagerecht, wie den Kurzbogen und deshalb viel weiter zurückziehen können. Dadurch habe man ihm zweitens eine größere Spannung geben können und drittens habe der Schütze an dem weiter zurückgezogenen Pfeil entlang besser visieren können. Als die Länge eines Bogenschusses habe 400 Yards (1200 Fuß) gegolten, die Normal-Distanz bei Uebungsschießen sei ein Furlong (gleich einem Achtel englische Meile — rund 600 Fuß) gewesen.

Weshalb trotz dieser Vorzüge Richard Löwenherz die Armbrust vorgezogen und weshalb der Langbogen, wie es tatsächlich geschah, eine Eigentümlichkeit der Engländer blieb, erscheint George als „a mystery".

Schlacht bei Falkirk.
22. Juli 1298.

Die Schotten unter Wilhelm Wallace hatten eine Stellung genommen, die in der Front durch Sümpfe geschützt war. Sie bestanden aus vier großen Haufen Spießern, zwischen denen Schützen verteilt waren und hinter denen die mäßige Zahl der Reiter hielt.

Eduard rückte gegen sie an mit einem sehr starken Heer, wesentlich Rittern und Schützen. Auch ein Teil der Schotten stand auf seiner Seite. Die Sümpfe vor ihrer Front gewährten den Schotten keinen Schutz, da die Engländer sie rechts und links umgingen. Vor der heranstürmenden Uebermacht stoben die schottischen Schützen sofort auseinander und die Reiter gingen, ohne einen Schlag zu tun, davon. Nun stürzten sich die englischen Ritter auf die Haufen der Spießer, vermochten aber in den dichten Wald der entgegengehaltenen und entgegengestemmten Spieße nicht einzubringen. Da ließ König Eduard die Ritter zurückgehen uud befahl seinen Schützen, in die dichten Haufen der Schotten hineinzufeuern; die Spießer unterstützten sie durch Feldsteine, die sie aufnahmen und in die hilflose Masse schleuderten. Bald waren die Haufen so mürbe, daß sie keinen Widerstand mehr leisteten und von den Rittern gesprengt werden konnten, worauf dann ein allgemeines Morden einsetzte.

Nach der geringsten Angabe hatten die Schotten 1000 Reiter und 30 000 Mann zu Fuß. Die Hauptquelle, der sonst verständige und zuverlässige Kanonikus von Gisburn, Walter Hemmingford, gibt 300 000 Mann zu Fuß. Oman ist geneigt, die 30000 Mann für möglich zu halten; mir scheint auch diese Zahl noch sehr übertrieben, obgleich wir annehmen dürfen, daß die großen Spießer-Haufen wesentlich aus bäuerlichem Landsturm bestanden.

Köhlers Meinung, daß diese Mannschaften sich einer an den andern angebunden hätten, beruht auf falscher Uebersetzung der Worte „Scotos lancearios, qui sedebant in circulis cum lanceis obligatis et in modum silvae condensis“. Das „obligatis“ heißt nur mit „verbundenen“, „dicht nebeneinander gehaltenen“ Spießen.

Morris[1]) schlägt die englische Reiterei auf etwa 2400 Mann alles in allem an, statt der 7000, die eine Chronik angibt; es waren acht Earls und ein Bischof mit ihrer Mannschaft, und Söldner verschiedener Art, besonders Gascogner und Walliser, eben die, die Eduard jüngst erst unterworfen hatte und die nun in seinem Dienst kämpften.

Köhlers Meinung, eine Kombination von Fußvolk und Reitern, wie hier in dem englischen Heer, sei vorher in der Kriegsgeschichte nicht zu finden, dürfte eher umzukehren sein: es ist die normale Zusammensetzung des Ritterheeres, wie es schon die Perser gegen Griechenland führten, und wie wir es von der Völkerwanderung an das ganze Mittelalter hindurch beobachtet haben. Die Schützen kamen aber zu so sehr starker Wirkung, weil Eduard erstens an dieser Waffe sehr stark war, und zweitens, weil die vier großen schottischen Haufen in ihrer reinen Defensive den Schützen ein so unerhört günstiges Ziel boten. Die schottischen Haufen sind schließlich nichts anderes als die Aufstellung von Harolds Angelsachsen bei Hastings, die ja ebenfalls von den Schützen und Rittern Wilhelms überwunden werden. Der Unterschied ist, daß die Schotten nicht ganz ohne Reiter waren; dieser Unterschied schwindet aber, da diese Reiter sofort die Flucht nehmen. Der weitere Unterschied ist, daß die Krieger Harolds in einer einzigen geschlossenen, flacheren Masse, die Schotten in vier tiefen Haufen verteilt gestanden haben. Dieser Unterschied dürfte sich erklären durch die Beigabe von Rittern, die durch die Haufen hindurchsprengen sollten, vielleicht auch durch eine größere Zahl von Schützen, die man vor einer einzigen Phalanx nicht hätte unterbringen können, schließlich durch die verschiedene Qualität der Spießer. Die Soldaten Harolds waren Berufskrieger, die Schotten wenigstens zum großen Teil Landsturm. Dieser muß sich tief aufstellen, um die nötige Solidität zu gewinnen; die Berufskrieger nehmen die flachere Aufstellung, um mehr einzelne zum Kampf kommen zu lassen. Viele von ihnen kämpfen auch nicht mit dem Spieß, sondern mit der aktiveren Streitaxt. Die Haufen der Schotten bleiben in ihrer großen Tiefe rein defensiv, indem sie die Spieße nach allen Seiten vorstreckten.

---

[1]) The welsh wars of Edward I, S. 79, S. 82, S. 313.

Das Eigentümliche der Schlacht von Falkirk liegt also in viel höherem Maße bei den Schotten, als bei den Engländern: so große Massen Fußvolks, die vor den Rittern nicht sofort auseinanderstieben, sind im Mittelalter sonst nicht zu finden. Im kleineren Maßstabe aber wird die Erscheinung, daß ein zusammenhaltender Haufe von Fußmännern, der von den Rittern nicht gesprengt werden kann, von den Schützen überwältigt wird, noch öfter vorgekommen sein z. B., bei Bouvines im Jahre 1214, Cortenuova im Jahre 1237.

Ich füge noch einige Auszüge über Finanzen und Heeresstärken aus dem Buche von Morris hinzu: 1283 nach neunmonatlichem Krieg waren die Geldmittel des Königs erschöpft. Der Krieg kostete nach der erhaltenen Schluß-Rechnung, eingeschlossen die Burgbauten, fast 100000 £ (98421 £). Er hatte gedauert 15 Monate.

In demselben Jahre hatte der König nach einer erhaltenen Rechnung Ersatz zu leisten, für 200 Schilde, 140 Lanzenschäfte, 120 Lanzenspitzen, die in seinem Dienst verloren gegangen sind (S. 88).

Vielfach suchte sich Eduard das Geld durch Anleihen zu verschaffen. Darüber W. E. Rhodes, Die italienischen Bankiers in England und die Anleihen Eduards I. u. II. in Historic. Essays by the Members of the Owen College Manchester. ed. by Tout & Tait. 1902.

1295 bot Eduard 25000 Mann zu Fuß, Bogner und Armbruster aus gewissen Grafschaften auf. Im Statut von Winchelsea hatte er die öffentliche Waffenschau angeordnet.

Morris S. 97 f. legt dar, daß Eduard schwerlich so sanguinisch gewesen sei, zu glauben, daß man durch solche Vorschriften Soldaten schaffen könne. Er werde gehofft haben, daß, wenn er eine so große Masse aufbiete, wenigstens die Brauchbaren kommen und ein verwendbares Korps bilden würden. Aber selbst von dieser Hoffnung erfüllte sich wenig. Was kam, desertierte wieder. Es war Falstaffs-Garde. Man stellte in der Verlegenheit Verbrecher ein.

Hemingburgh gibt die Stärke des Earl of Surrey, der die Schlacht bei Dunbar gewann, 1296, auf 1000 zu Pferde und 10 000 zu Fuß an, während Eduard selbst noch mehr bei Berwick hatte. Morris S. 274 schlägt das ganze Heer so hoch an, wie Heminburgh die Abteilung Surreys angibt.

Morris S. 286 sagt, die größte Armee, welche er in dieser Epoche erwähnt gefunden, sei die im Frühjahr 1298 gegen Schottland aufgebotene. Es waren 28 500 zu Fuß und 750 Berittene. Aber diese Armee hielt nur einen Moment zusammen. 7000 davon wurden sofort zurückgeschickt und der Rest schmolz schnell zusammen; er bestand wohl zum Teil aus Landsturm. Eduard gab es auf, mit ihnen zu schlagen, ließ sie nach Hause gehen und bildete im Sommer eine andere Armee, mit der er Falkirk gewann.

Ueber den Stand des Fußvolks bei einem Feldzug im Jahre 1300 hat Morris S. 310 die nachfolgende Tabelle aufgestellt:

Aufgeboten für Juni 24.		In Carlisle Juli 1.	In Caerlaverock Juli 10.—15.	Bleiben im August
5000	Yorkshire	2912	2932	919
2000	Lancs (einschl. Blankenburn)	267	1327	1026
2000	Cumberland		940	346
3000	Notts und Derby	386	900	289
3000	Northumberland		788	570
1000	Westmorland		732	31
16 000		3565	7619	3181
	Ireland	306	361	306
	Chester		207	167
	Staffordshire	137	216	188
	„Garnison" von Lochmaben		487	430
	„ „ Roxburgh		103	93
	„ „ Berwick			785
		4008	9093	5150

Man sieht, sagt Morris, daß die Grafschaften eine Woche zu spät weniger als ein Viertel des eigentlichen, ursprünglich requirierten Aufgebots und schließlich weniger als die Hälfte lieferten.

Neuntes Kapitel.

Einzelne Feldzüge, Schlachten und Gefechte.

Im folgenden gebe ich einen Ueberblick über diejenigen Gefechte und Gefechtsberichte oder strategischen Zusammenhänge, die mir, sei es sachlich, sei es quellenkritisch, besonders dienlich schienen, die in den vorstehenden Kapiteln vorgetragenen Anschauungen zu erhärten, oder die erörtert werden mußten, um Mißverständnisse und unrichtige Schlüsse, zu denen sie Veranlassung geben könnten, abzuschneiden, ohne daß sie doch Interesse genug für eine eigentliche Darstellung geboten hätten.

Die Schlacht bei Tinchebrai.
28. September 1106.

Diese Schlacht zwischen König Heinrich I. von England und seinem Bruder Robert von der Normandie bedarf deshalb der Erwähnung, weil eine unrichtige Auslegung der Quellen die Ansicht hat entstehen lassen, als ob auf beiden Seiten die Ritter zum Gefecht abgesessen wären. Das wäre in jener Zeit ein so auffälliger Vorgang, daß er die größte Aufmerksamkeit verdiente. Eine eingehende Spezial-Untersuchung von Drummond[1]) hat jedoch keinen Zweifel belassen, daß es sich um nichts, als um eine „ganz normale Schlacht des 12. Jahrhunderts handelt". König Heinrich hatte, da er eine Burg belagerte, zu deren Entsatz Robert heranzog, auch Fußvolk bei sich. Dieses Fußvolk ließ er aber nicht direkt am Kampf teilnehmen, sondern hielt es hinter den Rittern in Reserve, offenbar um diesen bei etwaiger Flucht einen Halt und Kern für die Sammlung zu geben. Um den Fußknechten größere Festigkeit zu geben, war der König selber mit seinem Gefolge abgesessen bei ihnen geblieben. Seine Ritter siegten jedoch durch ihre Ueberzahl ohne diese Hilfe.

---

[1]) Studien z. Kriegsgesch. Englands im 12. Jahrh. Von J. Douglas Drummond. Diſſert. Berlin 1905.

Die prima, secunda, tertia acies der Ritter brauchen nach den oben (S. 298) gemachten Ausführungen nicht durchaus als hintereinander stehende Haufen aufgefaßt zu werden.

Schlacht von Brémule.
20. August 1119.

Auch in dieser Schlacht hören wir von abgesessenen Rittern auf der Seite Heinrichs von England, der vermöge des festen Zusammenhaltes dieser Schar über Ludwig VI. von Frankreich siegte. Drummond hat versucht, in die Ueberlieferung einen vernünftigen Sinn zu bringen, muß aber schließlich erklären, daß uns die Quellen doch nicht, wie es scheinen könnte, ein Vorspiel einer viel späteren Entwickelung zeigen, sondern daß wir es möglicherweise mit einem bloßen Phantasiegemälde zu tun haben. Von den 900 Mann, die an der Schlacht teilnahmen, 500 auf Heinrichs, 400 auf Ludwigs Seite, sollen nur 3 umgekommen sein; 140 Franzosen aber wurden von den Anglo-Normannen gefangen genommen, weil die Ritter sich gegenseitig schonten (vgl. oben S. 306).

Gefecht bei Bourgthéroulde.
26. März 1124.

Das Gefecht entstand, indem königliche Truppen aufständischen Rittern einen Engpaß sperrten, den diese nun vergeblich zu erstürmen suchten; ihre Pferde wurden von den Pfeilen der Verteidiger getötet und achtzig wurden gefangen genommen, aber kein einziger Ritter wurde getötet.

Um den Paß zu verteidigen, waren die königlichen Ritter natürlich abgesessen. Es ist bemerkenswert und quellenkritisch zu beachten, daß unser Berichterstatter, Ordericus Vitalis, als Grund für das Absitzen angibt, es sei geschehen, um die Flucht unmöglich zu machen und die Mannschaft zu ermutigen.[1])

Die Standarten-Schlacht bei Northallerton.
22. August 1138.

König David von Schottland machte einen Einfall in England und hatte dazu ebensowohl die germanische Vasallenschaft des Tieflandes wie die barbarischen Kelten des Hochlandes aufgeboten. Gegen ihre wilden Verheerungen und Mordbrennereien wurde der Landsturm der bedrängten Grafschaften in die Waffen gerufen.

Der alte Erzbischof von York ließ sich auf einer Bahre umhertragen, um die Aufgebotenen anzufeuern und ihnen Mut einzusprechen. Ein Carroccio

---

[1]) Nach Drummond l. c.

wurde angefertigt, auf welchem die Banner von St. Peter zu York, St. Johann zu Beverley und St. Wilfried zu Rippon vereinigt wurden. Auf der Spitze des Fahnenbaums war eine silberne Büchse mit einer geweihten Hostie. Alle fasteten, beichteten, empfingen die Absolution und das Abendmahl und schwuren sich wechselseitig treues Zusammenhalten. Man nahm eine Stellung auf einem Hügel bei Northallerton, nördlich von York, um den feindlichen Angriff zu erwarten, und die Ritter stiegen von den Rossen und stellten sich auf als das erste Glied der Phalanx des Landsturms. König Stephan von England selbst war nicht zur Stelle, hatte aber Ritter zur Unterstützung geschickt. Die zahlreichen Bogner standen in der Masse der Phalanx, mögen wohl zunächst zum Teil davor gestanden und sich dann hinter die Ritter gezogen haben, um von hier aus zwischen ihnen durch oder über sie weg zu schießen.[1])

Wir haben vier den Ereignissen ziemlich nahe stehende Berichte, die ziemlich gut miteinander übereinstimmen. Einer ist von dem Prior der der schottischen Grenze zu liegenden Abtei Hexham, Richard, geschrieben vor 1154; ein anderer von dem Abt Aelred von Rievaulx († 1166), der in seiner Jugend am Hofe König Davids von Schottland gelebt hatte und nun ganz nahe dem Schlachtfeld wohnte.

Wahrscheinlich verlief die Schlacht so, daß, nachdem ein wilder Ansturm der Gaelen und ein Angriff einer Ritterschar unter dem Prinzen Heinrich von Schottland abgeschlagen war, der Rest des schottischen Heeres auf den Angriff verzichtete und abzog, ohne daß ein Gegenangriff stattgefunden hätte. Möglicherweise ist auch der Prinz Heinrich mit einigen Rittern durch den linken Flügel der englischen Phalanx hindurchgekommen, war aber zu schwach, etwa nun von hinten anzugreifen.

Die Schlacht ist hochberühmt in der englischen Volksüberlieferung und ausgeschmückt mit Sagen und Uebertreibungen. Die Schotten sollen an Zahl weit überlegen und 10 000 oder 11 000 von ihnen gefallen sein. Wir werden annehmen dürfen, daß tatsächlich die Engländer die an Zahl Ueberlegenen waren, denn ein Landsturm, wenn er überhaupt zusammenkommt, ist zahlreich: der Fehler pflegt in der mangelnden Kriegstüchtigkeit zu liegen, und da ist nun in der Tat die Schlacht höchst interessant, wie man durch die geistliche Beredsamkeit und die Mittel der Kirche, das Carroccio uud die Einmischung der Ritter in die Masse, in der sie das erste Glied bilden, wirklich den Haufen widerstandsfähig gemacht hat. Freilich nur soweit, daß er standhielt und den feindlichen Angriff abschlug: eine Analogie zu Legnano — aber nicht zu dem athenischen Landsturm bei Marathon, der im Laufschritt selber seinen Angriff machte.

---

[1]) Aelredi Abbatis Rievallensis Hist. de bello Standardii p. 338. „strenuissimi milites in prima fronte locati lancearios et sagittarios ita sibi inseruerunt ut, militaribus armis protecti . . . Scutis scuta junguntur."

Schlacht bei Lincoln.
2. Februar 1141.

Die Schlacht ist wieder merkwürdig dadurch, daß auf beiden Seiten ein Fußvolk focht, hier Bürger, dort Bauern, dem durch abgesessene Ritter moralischer Halt gegeben wurde. Sie endete, wahrscheinlich durch Verrat, zu Ungunsten König Stephans, der selber mit abgesessen war und von seinen aufrührerischen Baronen gefangen genommen wurde.[1])

Die Schlachten und Gefechte des ersten Kreuzzuges

sind in sorgfältiger methodischer Forschung in der Dissertation von Otto Heermann „Die Gefechtsführung abendländischer Heere im Orient in der Epoche des ersten Kreuzzuges“ (Marburg, 1887) analysiert worden. Ich kann mir daher hier viele Einzelheiten ersparen, indem ich auf diese wertvolle Arbeit verweise, obgleich sie, ganz wie die oben erwähnte Arbeit von Dieterich über die Lombardenkriege, auf falsche sachliche Voraussetzungen aufgebaut, prinzipiell verfehlt ist. Heermann spricht von Infanterie und Kavallerie, Regimentern, Schwadronen und Offizieren bei den Kreuzfahrern, verkennt also den militärischen Grundbegriff der Epoche, die fundamentale Verschiedenheit des ritterlichen Kriegswesens von modernen disziplinierten Truppen. Es handelt sich nicht bloß um einen Wortstreit, daß etwa Heermann moderne Bezeichnungen angewandt, wo er sie besser vermieden, oder daß er diesen modernen Begriffen eine etwas weitere Auslegung gegeben, als sonst üblich, — sondern es handelt sich um einen absoluten, sachlichen Gegensatz, der sozusagen bei jedem Satz die Quellen-Interpretation nicht nur beeinflußt, sondern beherrscht. Alle die künstlichen Treffenstellungen und Manöver, die Heermann bei seiner Voraussetzung über den Charakter der Truppenkörper aus den Quellen herausgelesen hat und bis auf einen gewissen Grad herauslesen durfte, müssen einfach gestrichen werden, da eben die prinzipielle Voraussetzung nicht zutrifft, da Ritter keine „Kavallerie“, sondern trotz äußerer Aehnlichkeit etwas davon sehr Verschiedenes sind. Aus der einzelnen Schlachtschilderung ist das freilich nicht herauszulesen, sondern nur aus der ganzen Entwickelungsreihe vom Untergang der Antike bis zur Neuzeit.

Auch wenn man nun aber alle diese falschen Bilder, Begriffe, Vorstellungen und Folgerungen aus der Heermannschen Untersuchung streicht, so bleibt noch ein sehr brauchbarer und nützlicher Kern. Im Anschluß an Heermann hebe ich die Momente heraus, die für unsere Zwecke von Bedeutung sind.

Als zutreffend hebe ich noch besonders hervor die Bemerkung Heermanns S. 105, daß die Schlachten sehr kurz gewesen seien; in einem

---

[1]) Nach Drummond.

gewissen Widerspruch mit ihr und sicher unrichtig ist dann freilich die Gesamt-Charakteristik (S. 121):

„Ein starkes Schwanken des Kampfes, die Zersprengung einiger Haufen oder Treffen, die völlige oder teilweise Umfassung des Ganzen und dann der befreiende Stoß der Reserve unter Führung des Oberbefehlshabers auf den Punkt, wo der Feind am meisten drängte, und der endliche Sieg sind die in den meisten Schlachten wiederkehrenden charakteristischen Hauptzüge."

Besonders ist der Autor noch in die Irre geführt durch die Vorstellung von der großen numerischen Ueberlegenheit der Türken, die man gar keinen Grund hat, den christlichen Schriftstellern zu glauben.

Schlacht bei Doryläum.
1. Juli 1097.

Das Kreuzheer wird auf dem Marsche angegriffen. Die Ritter, von der türkischen Uebermacht geworfen, von den Pfeilen der berittenen Bogner verfolgt, flüchten sich zum Fußvolk, das weiter rückwärts gestanden und ein Lager aufgeschlagen hat. Das Fußvolk gewährt den Rittern Schutz (militaris fugae impetus pedestrem conculcat tarditatem, isque vicem densissima pedestrium hastarum sylva nunc fugam impedit, nunc extinguit)[1]. Der, wie wir uns vorstellen müssen, ziemlich wirre, gedrängte Haufe von Fußvolk und Rittern wird von den Türken stark bedrängt. Die Ritter führen die Verteidigung, indem sie Ausfälle machen, „jamque nobis nulla spes vitae ..... tunc proceres nostri .... pro posse illis resistebant et eos saepe invadere nitebantur. ipsi quidem a Turcis fortiter impetebantur" (Fulcher).

Die Christen werden endlich gerettet, indem die andere Hälfte des Heeres, die auf einer anderen, zwei Miglien entfernten Straße marschiert, herbeieilt. Beim Herannahen dieser Ritter ergreifen die Türken die Flucht.

Schlacht am See von Antiochien.
9. Februar 1098.

Die Christen belagern Antiochien; ein Entsatzheer naht. Man beschließt, daß die Ritterschaft, nur noch 700 Pferde, ihm entgegengehe, das Fußvolk das Lager hüten soll.[2]

Das kleine Ritterheer genügte, um in wuchtigem Anprall den Feind zu werfen.

Heermann legt Gewicht darauf, daß die Christen sich über die ganze, damals wohl ziemlich schmale Ebene ausgedehnt und dadurch die Uebermacht der Seldschucken (Raimund gibt ihnen 28000 (!) Reiter) verhindert hätte, sie

[1] Radulf, Gesta Tancredi, cap. 22.

[2] Ut pedites castra servarent et milites hostibus obviam extra castra pergerent", Raimund; nach den Gesta „pars peditum".

zu umgehen. Gleichzeitig aber sollen die Christen doch in drei Treffen gestanden haben. Das ist bei nur 700 Reitern ein Widerspruch, und schon Köhler, III, 3, 159, hat eingewandt, daß in den besseren Quellen nichts von Treffen zu finden ist, und daß nur der gleichzeitige Angriff der fünf Haufen (Boemund blieb mit dem sechsten in Reserve) zum Erfolg führen konnte.

Gefecht am Brückentor von Antiochien.
Anfang März 1098.

Ein Ausfallgefecht, der in der eben genommenen Stadt jetzt eingeschlossenen Christen. Bemerkenswert ist dabei eine Episode über Teilnahme des Fußvolks. Raimund erzählt, daß ein provençalischer Ritter, Isuardus von Gagia, 150 Mann zu Fuß, nachdem sie auf den Knien zu Gott gefleht, zum Kampf angefeuert und sie mit dem Ruf „eia, ihr Krieger Christi" ins Gefecht geführt habe. Aehnlich hätten es auch andere Scharen gemacht.

Entscheidungsschlacht vor Antiochien.
28. Juni 1098.

So viel Berichte von Augenzeugen wir auch über diese Schlacht haben, so bleiben die entscheidenden Punkte doch so sehr im Dunkeln, daß militärisch wenig daraus zu lernen ist.

Die Christen haben die Stadt genommen, mit Ausnahme der Citadelle, als ein großes Entsatzheer unter dem Emir von Mossul, Kerboga, heranzieht. Statt sich ihm zur Feldschlacht zu stellen, lassen sich die Christen in Antiochia einschließen, fallen in Hungersnot und raffen sich in der letzten Verzweiflung endlich zur Schlacht auf, die sie ohne Schwierigkeit gewinnen. Die heilige Lanze, die nach der Traumanweisung eines Mönchs unter einem Altar gefunden war, hatte das Heer wieder mit Vertrauen und sieghafter Zuversicht erfüllt. Man könnte das Ereignis vielleicht verwerten als Beispiel für jene Eigenschaft ritterlicher Heere, daß sie nicht, wie disziplinierte Truppen, einfach dem Kommando folgen, sondern nur schlagen, wenn in jedem Einzelnen die rechte Stimmung dazu vorhanden oder erzeugt ist. Aber wenn die Geschichte mit der heiligen Lanze hierfür auch höchst charakteristisch ist, so genügt sie doch vielleicht nicht, allein den Zusammenhang zu erklären, da wir hören, daß auf der anderen Seite, in Kerbogas Heer großer Zwiespalt herrschte, Mißtrauen und Verrat, sodaß das entscheidende Motiv für den Sieg nach so langer Zögerung vielleicht hier zu suchen ist.

Nach der gewöhnlichen Auslegung der Quellen, bei Sybel, Kugler, Heermann, Oman, Köhler (III, 2, 170) vollzieht sich der Aufmarsch der Christen so, daß sie über die Orontes-Brücke ziehen, sich dann aber nicht mit dem Rücken gegen diese Brücke aufstellen, sondern mit der Flanke, in-

dem eine Abteilung nach der andern nach rechts (bei Sybel nach links) schwenkend aufmarschiert. Das scheint mir doch völlig unglaublich, jedenfalls unverständlich. Weshalb ließ denn Kerboga, der mit seinem Heer in unmittelbarer Nähe stand, zu, daß die Christen vor seinen Augen einen solchen Aufmarsch machten? Daß er das Defilieren über die Brücke nicht von Anfang an verhinderte, war ja richtig und natürlich, — aber weshalb ließ er das ganze Heer hinüber, statt seine Reiter loszulassen, als etwa die Hälfte noch im Uebergang und dem schwierigen Aufmarsch nach der Flanke begriffen war, die er dann doch sicher überwältigt, auf die Brücke zurückgetrieben und hier, wo sich alles stopfte, vernichtet hätte? Mag Kerboga das aus irgend einem Grunde unterlassen haben — wie konnten die Christen es auf eine solche Möglichkeit auch nur ankommen lassen?

Die Waffenverteilung ist die bekannte: das Fußvolk, wesentlich Bogner, voran, die Ritter (deren Zahl durch Beutepferde, die man in der Stadt gewonnen, wieder vergrößert ist) hinterher, die dann vorbrechen und den Kampf entscheiden.

Die Zahl, Reihenfolge, Stellung der verschiedenen Haufen zueinander darf nicht, wie Heermann es tut, als wesentlich betrachtet werden, und am wenigsten darf man sagen, daß die acht acies, die gebildet wurden, in vier Treffen aufgestellt worden seien. Sie marschierten alle nebeneinander auf und der Angriff begann staffelförmig von den dem Flusse zunächst stehenden Haufen, was aber keine weitere Bedeutung hatte.

Die Front reichte von Orontes bis zum Gebirge und war zwei miliaria, d. i. wenigstens 2000, vielleicht 4000 Schritt lang. Die einzelnen Schlachthaufen waren also entweder von Anfang an zu einer Linie von wenigen Gliedern Tiefe aufmarschiert, da die Christen gewiß allerhöchstens 2000 Reiter hatten, oder sie hatten sehr weiten Abstand von einander genommen.

Eine Quelle (Raimund) sagt, man habe so weiten Abstand von einander gehabt, wie in Prozessionen die Kleriker.[1]) Köhler bezieht das auf den Abstand der einzelnen Haufen von einander, Heermann auf den Abstand der einzelnen Ritter, und dies Letztere scheint mir die natürlichere Auslegung.

Das Fußvolk marschierte, wie allseitig berichtet wird, vor den Rittern her; nichtsdestoweniger finden wir, daß während der Schlacht Fußvolk von den Türken hinter den Rittern angegriffen wird. Heermann S. 121 und 122 schließt daraus wohl mit Recht, daß es sich nach rückwärts durch die Reiter durchgezogen und gesammelt habe. Mit Unrecht aber vermutet er, daß die Bogenschützen nunmehr über die Köpfe der Reiter hinweg ihren Pfeilhagel auf die Feinde entsandt: das wäre für die eigenen Reiter und Pferde in der Melee doch gar zu gefährlich gewesen.

[1]) Procedebamus ita spaciosi, sicut in processionibus clerici pergere solent et re vera nobis processio erat.

Interessant ist die Episode, die auch Raimund erzählt, wie ein Haufe eben dieses Fußvolks, von Türken im Rücken angegriffen, ein Knäul bildet und sich behauptet „pedites facto gyro impetum hostium sustinuerunt viriliter."

Schlacht bei Askalon.
12. August 1099.

Die Kreuzfahrer mußten gleich nach der Eroberung Jerusalems einem ägyptischen Heer, das bei Askalon gelandet war, entgegenziehen. Um nach allen Seiten gegen plötzlichen Angriff bereit zu sein, marschierte das Heer, das im ganzen in neun Kolonnen eingeteilt war, in drei Kolonnen nebeneinander. Heermann zeichnet, mit Delpech, die Kolonnen als Linear-Aufstellungen, aber nicht nur wäre es sehr schwer gewesen, so zu marschieren, sondern die Flanken wären viel schwächer gewesen als die Front, was man offenbar vermeiden wollte. Die einzelnen Kolonnen werden wir uns deshalb ziemlich ähnlich derjenigen von Pillenreuth vorzustellen haben. Da das Heer nach der besten Quelle (Raimund) 1200 Reiter zählte, so hatte jede Kolonne im Durchschnitt 133. Als es zur Schlacht kam, marschierten die hinteren Kolonnen neben den vordersten auf; die Gesta berichten ausdrücklich, daß die Fürsten nebeneinander gestanden hätten. Die Moslim nahmen den Angriff nicht an, sondern ergriffen sofort die Flucht.[1]) Heermann, der in der Anordnung der dreimal drei Kolonnen bereits eine Schlachtordnung von drei Treffen (nicht eine bloße Marschordnung) sehen will, vereinigt das so, daß die drei Treffen nicht hintereinander, sondern gestaffelt gestanden hätten (das zweite vorn, das erste rechts rückwärts, das dritte links rückwärts). Das mag in der Tat so gewesen sein; dann braucht man es aber nicht „Treffen" zu nennen, sondern kann darin einen nicht ganz vollendeten Aufmarsch sehen. Auch Köhler S. 178 verwirft Heermann, ist jedoch selbst wohl infolge eines Schreibfehlers (in Anmerkung 6 ist am Anfang gesagt, daß die acies hintereinander, am Schluß, daß sie nebeneinander standen) nicht klar. Nach Köhler III, 3, 339 konnte die treffenweise Schlachtordnung und Gefechtsmethode während der Kreuzzüge im Orient wegen des Fußvolks nicht zur Anwendung kommen.

Neben den 1200 Reitern sollen die Kreuzfahrer nach Raimund 9000 Fußgänger gehabt haben. Dieses Fußvolk bestand aus Schützen und Spießern[2]) und ging vor den Reitern her, die durch sie zum Angriff hindurchsprengten.

Wie bei solcher Masse von Fußvolk die Reiter durch sie hindurchgekommen sind, kann man sich schwer vorstellen; ebensowenig, daß bei solchem Zahlverhältnis die Reiter doch als die allein ausschlaggebende

[1]) Brief der Fürsten an den Papst.
[2]) Heermann S. 52, Anmerkung 2.

Waffe erscheinen. Vermutlich ist die Zahl-Angabe bezüglich des Fußvolkes viel zu hoch. Freilich der Brief der Kreuzfahrer-Fürsten an den Papst gibt das christliche Heer auf 5000 Reiter neben 15 000 Fußgängern an. Da derselbe Brief aber dem König der Babylonier (wie er den Sultan von Aegypten nennt) 100 000 Reiter und 400 000 Mann zu Fuß gibt und man sich nicht wohl vorstellen kann, woher die Kreuzfahrer, die bei Antiochien auf wenige 100 Pferde reduziert waren, 5000 brauchbare Ritterpferde genommen haben sollen, so werden wir auf jeden Fall die Angabe Raimunds, der bei der Schlacht als Träger der heiligen Lanze zugegen war, vorziehen (bezüglich des Fußvolks auch ihn noch reduzierend) und die Angabe des fürstlichen Briefes als Beleg ansehen, daß selbst die Zahlen in offiziellen Aktenstücken nicht immer zuverlässig sind.[1])

Treffen bei Ramla.
7. September 1101.

Heermann S. 58 sucht aus den Quellen eine künstliche, staffelförmige Treffen-Aufstellung zu entnehmen, obgleich das Heer der Christen unter König Balduin nur 260 Ritter und 900 Fußmänner zählte, welche letzteren zurückblieben und nicht eigentlich fochten. Da von „anteriores acies" gesprochen wird, von dem Siege „in capite", der Niederlage „in cauda", so scheinen die Quellen das wirklich zu besagen. Dennoch ist diese Auslegung mit Recht von Köhler, der ja sonst der Verteidiger der Treffen-Aufstellung ist, zurückgewiesen und widerlegt worden. (III, 2, 186).

Treffen bei Ramla.
Mai 1102.

König Balduin griff eine große ägyptische Uebermacht bloß mit Rittern an und wurde geschlagen. Fulcher macht ihm den Vorwurf, daß er ungeordnet angriff und sein Fußvolk nicht abgewartet hatte. Da am See von Antiochien 1098 die Ritter allein gesiegt hatten, so schließt Heermann, indem er noch weitergehende Konstruktionen von Delpech ablehnt (S. 124, S. 66), daß die Bedeutung der „Infanterie" doch seitdem gestiegen sei: ein unzulässiger Schluß, denn der verschiedene Ausgang kann ja auch daran gelegen haben, daß die Gegner in dem zweiten Falle besser oder zahlreicher waren.

[1]) Unbedingt sicher ist übrigens wohl der Charakter des Briefes als offizielles Aktenstück nicht. Hagenmeier, Forschung z. d. Gesch., Bd. 13, S. 400, hat geglaubt, Raimund selber als Verfasser des Briefes nachweisen zu können. Die Differenz in der Angabe über die Heereszahlen würde dabei wohl nicht im Wege stehen. Diese Zahlen sind eben ganz vage Schätzungen, die derselbe Mann zu verschiedenen Zeiten, nachdem er mit verschiedenen Leuten gesprochen, sehr verschieden angeben kann.

Aus dem Tadel, mit dem die Schriftsteller einen geschlagenen Feldherrn zu bedenken pflegen, ist überhaupt wenig zu schließen.

Treffen bei Ramla.
27. August 1105.

Auch hier sucht Heermann seine Vorstellungen von den staffelförmigen Treffen aus den Quellen herauszulesen, gibt aber selber zu, daß ein zwingender Beweis nicht zu führen sei.

Schlacht bei Sarmin.
14. September 1115.

Schlacht bei Athareb (Belath).
28. Juni 1119.

In beiden Schlachten weist Heermann, und Köhler stimmt ihm darin zu, staffelförmiges Angreifen nach. Wir haben an dem Kanzler des Fürsten Roger von Antiochien eine sehr gute Quelle. In ihm haben wir auch das quellenmäßige Zeugnis, daß der Begriff des „Vorstreits" nicht impliziert, daß die Abteilungen hintereinander standen. (vgl. S. 297).

Schlacht bei Hab.
13. August 1119.

Das christliche Heer marschierte, wie bei Askalon, in dreimal drei Kolonnen und wurde von mehreren Seiten zugleich angegriffen, einige Kolonnen auch geschlagen und zersprengt. Schließlich schrieben die Christen sich aber doch den Sieg zu. Sie waren 700 Reiter und einige tausend Fußgänger stark.

Daß die Kreuzfahrer in neun Kolonnen, drei nebeneinander, drei hintereinander marschieren, geschieht, um gleich nach allen Seiten Front machen zu können. Heermann zeichnet diese Kolonnen als Linear-Aufstellungen. Das ist aus den oben S. 418 angegebenen Gründen ausgeschlossen. Die einzelnen Kolonnen, deren Stärke Heermann bei Askalon auf je 133, bei Hab auf noch nicht 100 Reiter berechnet (dazu Fußvolk), müssen eine ähnliche Formation wie die Pillenreuther gehabt haben. Das ist auch Köhlers Ansicht III, 2, 211.

Schlacht bei Hazarth 1125.

Heermann zeichnet in seinem Croquis das Fußvolk hinter den Rittern. Ein Grund dafür ist nicht ersichtlich. Auch ist im Text S. 98 angegeben, daß das Fußvolk schon im Gefecht gewesen sei, als die Ritter angriffen.

Schlacht von Merdj—Sefer 1126.

Wilhelm von Tyrus berichtet, daß die Fußgänger die gestürzten und verwundeten Feinde mit dem Schwerte getötet, den Fliehenden den Weg verlegt, die vom Pferde gefallenen Kameraden wieder aufgerichtet haben.

Die Schlacht bei Hittin.
(4. Juli 1187)

ergibt für die Geschichte der Kriegskunst nichts Wesentliches.

Die Schlacht bei Accon.
4. Oktober 1189.

Die Bogner und Armbruster schritten den Rittern voran.

Die Schlacht bei Arsuf
(7. September 1191),

in der Richard Löwenherz, auf dem Marsche an der Meeresküste von Akkon nach Joppe von Saladin angefallen, einen glänzenden Sieg erfocht, ist ausführlich behandelt von Köhler III, 3, 234 und von Oman S. 305. Köhler stützt sich wesentlich auf den Bericht Benedicts von Peterborough; Oman weist nach, daß dieser Bericht mit den drei nächsten Zeugen, dem Itinerarium König Richards, dessen Brief an den Abt von Clairvaux und Boha ed din, dem Historiographen Saladins, sobald man die Topographie des Schlachtfeldes in Betracht zieht, unvereinbar ist und als Quelle auszuscheiden hat.

Köhlers Darstellung scheint daher unhaltbar. Von vornherein abzulehnen ist die Truppenstärke der Kreuzfahrer, die er auf 100000 Mann veranschlagt. Seine Meinung, daß gerade diese Schlacht besonders geeignet sei, seine Grundauffassung von der mittelalterlichen Taktik zu bestätigen, würde mir selbst dann unbegründet erscheinen, wenn seine Darstellung selber unanfechtbar wäre.

Treffen bei Jaffa.
5. August 1192.

Richard Löwenherz wurde von angeblich 7000 Mamelucken und Kurden angegriffen, während er selber nur 55 Ritter, wovon nur 15 beritten und 2000 Mann zu Fuß, meist genuesische und pisanische Armbrustschützen von der Flotte, bei sich hatte. Er bildete eine Linie von Spießknechten, welche ein Knie auf die Erde senkten und die Spieße gegen die Brust der Pferde richteten. Hinter ihnen standen die Armbruster, auf

die Intervalle der Spießer gerichtet, mit dem Befehl, fortwährend zu schießen, während ein zweiter Mann mit Armbrust hinter ihnen stand, spannte, lud und das Gewehr hinreichte. Der Geschoßhagel entlud sich also ohne Unterbrechung. Die Moslem wogten heran, Schar auf Schar, aber wagten nicht zu attackieren. Mit den Geschossen, die sie selbst im Reiten absandten, richteten sie nichts aus, litten aber selber erheblich. Schließlich attackierte sie Richard mit seinen Rittern, fuhr mit Gewalt unter sie und hieb persönlich den Earl von Leicester und Ralph Mauléon, die, umringt, in Gefahr waren gefangen zu werden, wieder heraus. Stundenlang ging das Gefecht so hin; schließlich zogen die Türken ab, indem sie 700 Mann und 1500 Pferde auf dem Platz ließen, während die Kreuzfahrer nur zwei Mann verloren hatten.[1])

„So gut hatte ihre Schlachtordnung sie gesichert," schließt Oman seine Wiedergabe des Quellenberichts. Diesem Schluß vermag ich nicht beizustimmen. Wenn es möglich wäre, einen anerkannt tapferen, weit überlegenen Feind durch ein so einfaches Mittel abzuwehren, so hätte man es öfter angewandt. Die Verlustangabe für die Türken zeigt uns von vornherein, daß wir mit sehr stark aufgetragenen Farben zu rechnen haben. Eine Linie Spießknechte, auch mit doppelter Linie Armbruster dahinter, ist ein viel zu schwaches Hindernis, um eine entschlossene, gut gerüstete Reitermasse abzuschrecken, und die Krieger Saladins waren sowohl tapfer wie gut gewappnet. Wären die 7000 Türken auch nur annähernd wahr, so würde die Erzählung doch noch nicht die Unzerbrechlichkeit von Richards Schlachtordnung beweisen, sondern nur, daß die Ungläubigen an jenem Tage in ihrem Angriffsmut sehr matt gewesen sind. Vermutlich waren die Angreifer nur eine sehr mäßige Schar, meist leichte Reiter, die es wohl einige Male versuchten, ob die Christen sich etwa durch ihr Anreiten erschrecken und vielleicht von einer Panik ergreifen ließen, eine wirkliche Attacke aber nicht wagten.

Neben dem Itinerarium, das Oman benutzt hat, existiert noch der Bericht eines Augenzeugen, Ralph von Coggeshale (ed. S. Stevenson, Rolls series, p. 45). Danach hätte der König 80 Ritter, aber nur sechs Pferde und ein Maultier gehabt.

„Commilitones suos .... stricte et conjunctim ordinando disposuit (rex), ut unumquemque juxta latus alterius firmiter collocavit, ne quis aditus perforandi cuneum suum in ipsa congressione ex spatii vacuitate pateret hostibus. Pauca autem ligna, quae ibidem reperta tuere ob tentoria construenda ante pedes singulorum quasi pro antemurali jussit collocari."

Schließlich macht Richard einen Ausfall, die Schützen immer voran, und siegt mit Verlust eines Ritters.

---

[1]) Nach dem Itinerarium Regis Ricardi VI, § 21—24. Herausg. v. Stubbs in den Rer. Brit. mediaev. Script., S. 415. Oman, Hist. of War, S. 316.

Das Fußvolk in den Kreuzzügen.

Wie Heermann, ist auch Köhler III, 3, 209 der Ansicht, daß sich während des Kreuzzuges ein tüchtiges Fußvolk durch die Schule des Krieges selber gebildet habe. In den Schlachten bei Antiochia und Askalon mache es sich schon bemerkbar, nachdem es sich bei Doryläum noch sehr schwach gezeigt habe. Im Abendlande habe damals ein brauchbares Fußvolk nicht existiert. Der Grund für die Bildung eines Fußvolks sei zu finden in der Notwendigkeit, der Reiterei vor den türkischen Bogenschützen Schutz zu gewähren. Der historische Zusammenhang in dieser Betrachtung erscheint verfehlt.

Daß das Fußvolk, welches bei Doryläum kämpft, nichts getaugt habe, ist nicht bewiesen. Sei es, daß es aus ursprünglichen Reitern bestand, die ihre Pferde verloren hatten, sei es daß es Schützen und Spießer von Haus aus waren — auf jeden Fall dürfen und müssen wir vermuten, daß die Herren, in deren Dienst sie den Zug machten, sich kriegsbrauchbare Gesellen ausgesucht haben, und das Abendland bot ja allenthalben zu kriegerischer Schulung Gelegenheit genug.[1]) Die Genesis der Schlacht brachte es mit sich, daß Boemund zunächst einen Vorstoß mit den Rittern machte. Es ist möglich, daß er dabei gar keine Fußkämpfer mitnahm, aber doch nicht sicher, da Fulcher bei diesem Kampf ausdrücklich hervorhebt, daß das türkische Heer ausschließlich aus Reitern, das christliche aus beiden Waffen, Fußvolk und Reitern, bestanden habe.

Die Ritter wurden, sei es nun mit, sei es ohne Unterstützung von Fußkämpfern, geschlagen, fluteten zurück und wurden durch die Masse der Fußkämpfer aufgenommen, die mit ihren vorgestreckten Spießen die Flucht hemmten (Radulf). Die ganze Masse hielt nun stand und die Ritter machten aus ihr heraus Ausfälle und Vorstöße.

Mehr hat das Spießvolk auch zu späteren Zeiten in unglücklich verlaufenden Gefechten nicht geleistet. Erst mit den Schweizern und Hussiten wird es anders.

Daß keine unserer Quellen etwas von Schußwaffen bei dem christlichen Fußvolk erwähnt, muß bloßer Zufall sein; vermutlich ist es zu erklären aus dem Bestreben, die Not des Boemundschen Heerhaufens, der von den berittenen türkischen Schützen ringsum bedrängt wurde, möglichst eindrucksvoll zu schildern. Hätte man die christlichen Bogner erwähnt, die die Feinde mit ihren Schüssen abwehrten, so wäre die Gefahr nicht so dringlich,

[1]) Man könnte sich freilich für die Untauglichkeit des Fußvolks auf das ausdrückliche Zeugnis Raimunds von Agiles berufen, der, als die Ritter vor Antiochia zur Schlacht am See auszogen (9. Februar 1098) sagt, man habe das Fußvolk vor der belagerten Stadt zurückgelassen. „Dicebant enim, quod multi de exercitu nostro imbelles et pavidi, si viderent Turcorum multitudinem, timoris potius quam audaciae exempla monstrarent.“ Aber derartige Aussprüche sind keine objektiven Zeugnisse. Ueberdies ist ein Teil des Fußvolks mit den Rittern gezogen (nach den Gesta), und der Rest hat an demselben Tage erfolgreich die ausfallenden Belagerten abgewehrt.

die Errettung durch Gottfried und die anderen nicht so wunderbar erschienen. Da wir wissen, wie gut die Normannen sonst den Bogen zu handhaben wußten und auch in späteren Gefechten der Kreuzfahrer die Schützen auftreten, so werden sie bei Doryläum nicht gänzlich gefehlt haben.

Schließlich die Meinung Köhlers, die Kreuzfahrer hätten sich ein Fußvolk ausbilden müssen, um ihrer Reiterei vor den türkischen Bogenschützen Schutz zu gewähren, verkennt völlig die Natur der mittelalterlichen Waffengattungen. Der einzige Schutz, den es für den Reiter mit der blanken Waffe gegen den Bogner, den berittenen wie den unberittenen, gibt, ist (außer seiner Rüstung), daß er ihm so schnell wie möglich zu Leibe geht und ihn nicht zu mehr als zu einem, durch die nahende Bedrohung schon unsicheren Schuß kommen läßt. Daß Ritter durch Beigabe sowohl von Schützen wie von Spießern wirksam unterstützt werden können, ist vielfältig bezeugt, nicht bloß auf den Kreuzzügen; man darf das aber nicht so ausdrücken, daß diese Fußkämpfer ihnen Schutz gewährten.

Die tatsächlich stärker als im Occident hervortretende Bedeutung des Fußvolkes in den Gefechten in Syrien ist ohne Zweifel auf nichts anderes als auf den Mangel an Pferden zurückzuführen.

Die Schlacht bei Muret.
12. September 1213.

König Peter von Aragonien kam dem Grafen von Toulouse zu Hilfe, der als Albigenser von den Kreuzfahrern unter Simon von Montfort schwer bedrängt wurde. Peter berannte die feste Stadt Muret oberhalb Toulouse an der Garonne. Simon warf sich in die belagerte Stadt, machte aus ihr einen Ausfall und schlug die Belagerer, die sich überraschen ließen, in die Flucht.

Da wir zufällig viel Erzählungen von dem Ereignis haben, so ist es auch vielfach behandelt worden, eine besondere kriegsgeschichtliche Bedeutung hat es jedoch nicht, es sei denn vermöge der vielen wunderlichen Theorien über mittelalterliche Taktik, die gerade auf dieses Gefecht aufgebaut worden sind.

Die Quellen berichten, daß Simon aus seinen Rittern drei ordines oder acies oder batailles im Namen der heiligen Dreieinigkeit gebildet habe. Dasselbe berichtet auch eine Quelle von König Philipp August in der Schlacht bei Bouvines. Hieraus schließt Köhler (I, S. 144, vgl. S. 105), „daß unter ordines die Treffen gemeint sind, geht aus dem Zusatz im Namen der heiligen Dreifaltigkeit hervor“. Die Bündigkeit dieses Schlusses dürfte solange anzuzweifeln sein, als nicht die Analogie zwischen einer Treffenordnung (d. h. hintereinander) und der heiligen Dreieinigkeit näher dargelegt ist.

Derselbe Autor berechnet das Heer Montforts auf kaum 800 Reiter, zum kleineren Teil Ritter, das Heer Peters auf etwa 40 000, wovon

38 000 zu Fuß. „Man muß jedoch, fügt er hinzu S. 101, sorgfältig vermeiden zu sagen, er (Montfort) habe mit 800 Reitern 40 000 Mann gegenübergestanden, weil das Fußvolk in der Schlacht kaum mitzuzählen ist.“ Nach Wilhelm Brito war übrigens der Ketzerfürst sogar 200 000 Mann stark.

Der Verlust der Kreuzfahrer belief sich schließlich nach Köhler (S. 116) auf einen Ritter und sieben Sergeanten, der Verlust der Gegner auf 20 000.

Wem nur ein gläubiges Gemüt gegeben ist, bei dem verschlägt es nichts, ob er sein Leben am Studiertisch oder in der Praxis des Waffenhandwerks zugebracht habe.

Neuerdings ist das Treffen behandelt worden von Dieulafoy, La bataille de Muret. Paris 1899. 44 S. Mémoires de l'acad. des inscriptions. T. 36. Bespr. v. Kiener, D. Lit.-Z. 1900. Nr. 26, 23. Juni.

Treffen von Steppes.
13. Oktober 1213.

zwischen dem Herzog von Brabant und dem Bischof von Lüttich; eingehend behandelt von Köhler III, 3, 283 und Oman S. 444. Auf beiden Seiten im Zentrum Spießer, die auf der Lütticher Seite aus Bürgern bestehen. Sie gehn jedoch erst ins Gefecht, als die Ritterschlacht entschieden ist. Bis dahin *sollen* sie den Rittern als Schutz beim Rückzug dienen.

Die Differenz zwischen Köhler und Oman ist, daß nach jenem *beide* Ritterflügel siegen, nach Oman nur der linke.

Die Schlacht bei Bouvines.
(27. Juli 1214).

Vielfach behandelt, wartet diese Schlacht doch noch der eigentlichen streng-kritischen Untersuchung. Auch Oman S. 460 ff., obgleich er manche von den Phantasien in Köhlers Entwickelung des Kriegswesens Bd. I S. 118 ff. zurückweist und ausmerzt, genügt doch noch nicht. Von älteren Untersuchungen kommen namentlich die von Winkelmann in seinem „Philipp von Schwaben und Otto IV.“ und die Dissertation von Hortzschansky „Die Schlacht a. d. Brücke von Bovines“, Halle 1883, in Betracht. Die breiten Ausführungen von Delpech in „La tactique au XIIIme siècle“ Bd. I können bei aller anscheinenden Gelehrsamkeit doch nur mit Molinier, Rev. hist. Bd. 36 S. 185 in toto abgelehnt werden.

Ich mache auf folgende Punkte aufmerksam. Otto hatte sich mit seinen Verbündeten bei Nivelles, südlich von Brüssel, Philipp bei Peronne gesammelt. Beim Vorrücken gingen die Heere zunächst an einander vorbei und es kam so weit, daß sie zuletzt ganz umeinander herumgingen, Philipp nördlich, bei Tournay, Otto südlich, bei Valenciennes stand. Diese Märsche

sind wohl nicht anders zu erklären, als daß beide nichts von dem Vorrücken des andern gewußt haben.[1]) Als sie voneinander erfuhren, kehrten beide um; Philipp ging von Tournay zurück auf dem Weg, auf dem er gekommen, über Bouvines in der Richtung auf Lille, also sich vom Feinde entfernend; Otto im Gegenteil schlug die Richtung auf den Gegner ein. Philipp soll wegen des angeblich für eine Schlacht ungünstigen Geländes diesen Rückmarsch angetreten haben, ein Motiv, das nicht zu genügen scheint, da dem Kaiser das Gelände für sein Vorgehen doch nicht zu ungünstig erschienen ist.

Während Philipp auf seinem Marsch von Ost nach West bei Bouvines die Brücke über das Flüßchen Marque passierte, kam die Nachricht, daß die Deutschen im Anmarsch seien und mit einem ihnen entgegengeschickten Rekognoszierungsdetachement plänkelten, und Philipp befahl darauf, daß die Truppen, die die Brücke bereits überschritten hatten, umzukehren hätten, weil er die Schlacht annehmen wollte. Daß es ihm unmöglich gewesen wäre, das Heer ohne wesentliches Gefecht über den Fluß zu bringen, ist kaum anzunehmen, denn wenn auch noch ein erheblicher Teil diesseits gewesen sein wird, so gebrauchte das kaiserliche Heer doch auch eine ziemlich lange Zeit, um aufzumarschieren. Strategisch aber war der Entschluß Philipps höchst gefährlich, denn er kämpfte mit fast verkehrter Front, hinter sich als einzigen Rückzugsweg die Brücke von Bouvines, denn die Marque war, wie ausdrücklich berichtet wird,[2]) sonst nicht zu überschreiten. Daß Philipp dennoch die Schlacht in dieser Stellung annahm, wird daher nur so zu erklären sein, daß er sich des Sieges ganz sicher fühlte; daß er also noch die Zeit hatte, geordnet aufzumarschieren, und daß er, was auch direkt berichtet wird, zum wenigsten in der entscheidenden Waffe, den Rittern, über eine erhebliche Ueberlegenheit gebot.

Am Morgen freilich hatte der König, statt dem Kaiser zur Schlacht entgegenzurücken, den Rückmarsch angetreten und der Wechsel des Entschlusses ist auffällig. Ein absoluter Widerspruch liegt jedoch nicht vor. Denn Philipp hatte am Morgen nur beschlossen, weder bei Tournay zu bleiben, noch dem Kaiser zu einer Schlacht entgegenzugehen; etwas anderes aber war, daß der Kaiser jetzt ihm entgegenging, was er am Morgen noch nicht wußte.

Wiederum daß Otto den König angriff trotz geringerer Streitkräfte, könnte eine Erklärung darin finden, daß er hoffte und glaubte, die Franzosen während ihres Marsches, geteilt durch den Fluß, zu überfallen. Es wird ausdrücklich berichtet, daß er sein Erstaunen aussprach, als er sie in Schlachtordnung vor sich sah.[3])

---

[1]) Am 23. Juli brach Philipp von Peronne auf und traf am 26. über Douay und Bouvines in Tournay ein. Otto war am 23. in Valenciennes und marschierte von da am 26. zurück auf Mortagne, offenbar auf Grund einer Meldung von dem Erscheinen der Franzosen in seinem Rücken.

[2]) Philippis X, 800. Köhler S. 134.

[3]) Geneal. comit. Flandr. M. G. SS. IX, 333.

Daß der Kaiser daraufhin nicht seinerseits von der Schlacht abstand, erscheint nicht ganz unnatürlich, denn es war anzunehmen, daß, sobald nunmehr die Deutschen sich zurückwandten, die Franzosen zum Angriff übergehen würden, und das hätte sofort die sichere Niederlage bedeutet. Da war es also besser, wenigstens den moralischen Vorteil des Angriffs festzuhalten und zu versuchen, ob sich das Glück der Schlachten nicht zwingen ließe.

Ist das die strategische Genesis der Schlacht, so ist damit auch die Erklärung des Ausganges gegeben: der Kaiser wurde geschlagen, da seine Voraussetzung, daß er die Franzosen im Marsch, durch den Fluß geteilt, angreifen würde, nicht eintraf; der König gewann, da er erheblich stärker war[2]) und den Gegner in guter Ordnung empfing, in besserer sogar als der Angreifer, von dem ausdrücklich berichtet war, daß der Anmarsch ohne Ordnung vollführt worden sei.[1])

Zuverlässige Stärkeangaben für die beiden Heere sind nicht überliefert. Früher (z. B. Schirrmacher) acceptierte man wohl die Angabe Richards von Sens, daß Otto 25000 Ritter und 80000 andere Krieger gehabt habe. Hortzschansky will Philipps Stärke auf 59000 Mann (2000 Ritter, 7000 Knappen, 50000 zu Fuß), Ottos auf 105000 (5500 Ritter, 19500 berittene Knappen, 80000 zu Fuß) berechnen. Wie es möglich war, daß der Kaiser bei solchem Stärkeverhältnis geschlagen wurde, erscheint ihm selber (S. 41) rätselhaft.

Köhler schlägt die Franzosen auf 2500 Ritter, 4000 leichte Reiter und 50000 Mann Fußvolk an; die Deutschen auf nur 1300 bis 1500 Ritter, aber sehr stark in den anderen Waffen. Omans Schätzung ist geringer; immerhin meint auch er, daß Philipp vielleicht 25000 bis 30000, Otto 40000 Mann zu Fuß gehabt habe.

In allen diesen Angaben, auch noch in denen Omans, ist das Fußvolk zweifellos viel zu hoch geschätzt. Die allgemeinen Schilderungen der Chroniken von der „unzählbaren Menge“ besagen, wie uns zahlreiche Beispiele bewiesen haben, garnichts. Von Mortagne an der Schelde, von wo er am Morgen des 26. aufbrach, hat'e Otto wegen des Waldes, der auf der geraden Linie lag, auf einem Bogen über Villemaux-Froidmont marschierend, reichlich drei Meilen auf das Schlachtfeld. Da ist es schon für ein Heer mit vorzüglicher Marschdisziplin eine Leistung, nach solchem Marsch mit 50000 oder auch nur 40000 Mann aufzumarschieren und an demselben Tage eine Schlacht zu schlagen. Für ein Heer von undisziplinierten Söldnern, Bürgern und Rittern scheint es mir kaum ausführbar, wie das auch Molinier l. c. bereits bemerkt hat.

Ich glaube schwerlich, daß eines der Heere stärker als 8000 bis höchstens 10000 Mann gewesen ist. Daß Otto nicht mehr als 1300 bis

---

1) Namentlich Vita Odiliae M. G. SS. XXV, 188. Hortzschansky S. 25.

2) Daß die Philippis X, 646 Otto in den Mund legt, er sei dreimal stärker als der König, hat natürlich gar keinen Wert.

1500 Ritter hatte, scheint sicher; Philipp hatte mehr. Möglicherweise waren auch die beiden Heere nur etwa 5000 Mann stark, denn die Einzel-Kontingente, von denen die Stärke in den Quellen mehrfach genannt wird, sind alle sehr klein.

Vor allem spricht der Charakter der Schlacht selbst gegen die Annahme, daß das Fußvolk so übermäßig stark gewesen sei, denn es hat auf beiden Seiten nichts geleistet. Winkelmanns Behauptung, die französischen Bürger hätten das erhebende Bewußtsein gehabt, pro aris et focis zu kämpfen, steht völlig in der Luft. Von irgend einer entscheidenden Mitwirkung der Kommunaltruppen, die Philipp bei sich hatte, ist in den Quellen nichts zu finden. Die Städte werden dem König eine Anzahl Schützen gestellt haben, die in der üblichen Weise mit den Rittern vereinigt kämpften.[1]) Daß sie mehr getan haben oder daß etwas anderes geschehen ist, ist aus den Quellen nicht zu entnehmen. Auch Köhler, S. 151, hat Winkelmann zurückgewiesen, spricht aber selber mit Unrecht von der „Phalanx" (S. 150), die das deutsche Fußvolk gebildet hätte. Davon ist in den Quellen nichts zu finden.

Der Verlust scheint auf französischer Seite sehr gering gewesen zu sein; eine englische, wenig spätere Quelle, die Chronik von Melrose, will sogar, daß nur drei französische Ritter gefallen seien, und wir müssen annehmen, daß es tatsächlich sehr wenige gewesen sind, da uns sonst mehr Namen der ruhmvoll Verblichenen überliefert wären. Von den Kaiserlichen sollen 70 Ritter und 1000 Fußknechte geblieben und eine große Zahl, nach der einen Quelle 127, nach der anderen 131, nach der dritten 220 Ritter, darunter 5 Grafen und 25 Bannerherren gefangen sein.[2]) Wenn daher Johann von Cypern die Schlacht „durissima pugna, sed non longa" nennt, so scheint mir Oman schon zu weit zu gehen, der eine Dauer von drei Stunden annimmt. Ich möchte eher glauben, daß sie ziemlich beim ersten Zusammenstoß, der aber nicht allenthalben gleichzeitig erfolgte, entschieden gewesen ist. Die geringe Verlustziffer der Sieger ist da ein stärkeres Zeugnis, als die Aussagen aller Erzähler. Auf die Nachrichten der Erzähler über Zeitdauer eines Gefechts ist immer sehr wenig zu geben, da Anfang und Ende dabei sehr unbestimmte Begriffe sind und der natürlichen Uebertreibungssucht besonders viel Spielraum gewähren. Wilhelm Brito sagt an der einen Stelle (Gesta 311), die Bürgertruppen seien vor dem Beginn des Gefechts im Zentrum eingetroffen und hätten sich dort (als Schützen), durch die Ritter durchtretend, vor ihnen aufgestellt. An anderer Stelle (Gesta 312) behauptet er, die Bürger seien erst in der vierten Stunde der Schlacht eingetroffen. Sollen etwa die beiden Zentren dem

---

[1]) „Supervenientes communiae et specialiter Corbeii, Ambianenses, Belvaci, Compendii et Atrebate, penetraverunt cuneos militum et posuerunt se ante regem" sagt Wilhelm der Britte.

[2]) Köhler, S. 156, Oman, S. 477.

Gefecht auf dem einen Flügel untätig zugeschaut haben? Oder gar, wenn man auf der einen Seite mit dem Aufmarsch noch nicht fertig war, auf der anderen freundlich diesen Zeitpunkt abgewartet? Wenn auch die einzelnen Scharen in einer Ritterschaft selbstverständlich oft nicht ganz gleichmäßig angreifen, so können die Zeitdifferenzen doch immer nur sehr mäßig sein, vorausgesetzt, daß man nicht von beiden Seiten aus der Marschkolonne, nach vorn eilend, successive eingreift.

Unsere Hauptquelle für die Schlacht ist Guilelmus Brito, der als Kaplan des Königs von Frankreich gegenwärtig war und die Ereignisse sowohl in Prosa als Fortsetzer Rigords, als in Versen in seiner Philippis schilderte. Köhler setzt sich mit ihm ausführlich auseinander, indem er ihn einerseits als Berichterstatter sehr hoch stellt (S. 118), ihm aber doch vorwirft, daß er für die taktischen Verhältnisse kein Verständnis gehabt und dadurch zu der Ansicht beigetragen, daß in den Schlachten des Mittelalters der Einzelkampf das Vorherrschende war (S. 135). In Wahrheit liegt der Fehler auf seiten Köhlers. Oman, S. 471, Anmk., führt mit Recht aus, daß von der Einteilung in drei Treffen, die Köhler aus Wilhelm herauslesen will, nicht nur nichts bei ihm steht, sondern daß sie durch seine Erzählung geradezu ausgeschlossen wird. Damit fällt der ganze Schlachtaufbau Köhlers hier ebenso zusammen, wie bei Hastings.

Der Graf von Boulogne, der auf der Seite des Kaisers kämpfte, hatte außer seinen Rittern 700 (nach anderer Quelle 400) Brabanter zu Fuß in seinem Solde. Er benutzte sie in der Weise, daß er sie einen Kreis schließen ließ, in den er sich zurückzog, wenn er selbst vom Kampfe ermüdet war.[1]) Als die Schlacht verloren und das ganze übrige kaiserliche Heer schon auf der Flucht war, hielt sich noch dieser Haufe. Die französischen Ritter scheuten sich, in die vorgestreckten Spieße einzudringen; schließlich aber wurde der Haufe, als Verstärkung kam, doch überwältigt, die Brabanter niedergemacht, der Graf gefangen genommen.

Da die Quelle für diese Szene das Heldengedicht Philippis ist, so werden wir die einzelnen Züge nicht auf die Goldwage legen dürfen. Je wahrer sie aber sein sollte, umsomehr würde sie die Inferiorität des Fußvolks der Epoche beweisen. Von diesen Brabanzonen rühmt eine Chronik[2]) ausdrücklich, sie seien an Kriegskunst und Tapferkeit Rittern ebenbürtig gewesen (pedites quidem, sed in scientia et virtute bellandi equitibus non inferiores), trotzdem verhalten sie sich rein defensiv und dienen, obgleich doch ein ziemlicher Haufe, zu nichts anderem, als einigen Rittern eine gewisse Deckung zu gewähren. Ob ihr Haufe schließlich durch eine Ritterattacke direkt gesprengt oder vielleicht vorher durch Schützen mürbe

---

[1]) Daß sie einen geschlossenen Kreis bildeten, berichtet die Geneal. com. Flandr. M. G. SS. IX, 333. Den Kampf schildert die Philippis IX, 605 bis 612. Vgl. oben S. 284.

[2]) Geneal. comit. Flandr. M. G. SS. IX, 333.

gemacht worden ist, mag dahingestellt bleiben: Die Hauptsache ist, daß selbst diese als besonders tüchtig gerühmte Truppe nach unserer Quelle keinerlei selbständige aktive Wirkung in der Schlacht ausübt.

Tatsächlich aber wird man nicht so weit gehen dürfen. Die Vermutung erscheint mir erlaubt, daß die geschilderte Szene nur den letzten Akt des Kampfes bildete, als die Schlacht bereits verloren war und die Unterlegenen nur noch ihr Leben möglichst teuer verkaufen wollten. Anfänglich werden sie mit den Rittern zusammen vorgegangen sein.

Ausdrücklich berichtet wird uns das in derselben Schlacht von den Fußknechten Kaiser Ottos im Zentrum, die die französischen Schützen der Kommunen zurücktrieben und in die Ritterschaft eindrangen bis zur Person König Philipp Augusts selbst, der vom Pferde gerissen wurde. Dies Vorgehen erfolgte natürlich nicht, wie manche es aufgefaßt haben, isoliert, indem die Ritter hinter ihnen halten blieben, sondern gemeinsam mit diesen.

Schlacht bei Bornhöved.
22. Juli 1227.

Die Quellenberichte finden sich zusammengestellt bei Usinger, Deutsch-dänische Geschichte S. 428. Die glaubwürdigen Quellen enthalten nichts, woraus man etwas über den Gang der Schlacht entnehmen könnte. Die dänischen Quellen schreiben die Niederlage ihres Königs, Waldemar, dem Verrat der Dithmarschen zu, die auf Seite der Dänen waren, aber ihnen plötzlich in den Rücken fielen.

Das Sagenhafte von der Schlacht bei Hermann Korner und bei Lambeck, Rerum Hamburgensium libri, II, 37. Auf ein Gelübde des lübischen Bürgermeisters soll die Sonne den Dänen plötzlich so in die Augen geschienen haben, daß sie nicht mehr sehen konnten.

Hasse, Die Schlacht bei Bornhöved, Zeitschr. f. Schl.-Holst. Gesch. Bd. VII, ist militärisch ohne wesentliches Ergebnis.

Schlacht bei Monteaparti.
4. September 1260.

Die Sienesen siegten mit Hilfe von 800 deutschen Reitern über die Florentiner.

Gegen Köhlers Darstellung III, 3, 289 ist viel einzuwenden. Namentlich sind 30 000 Mann zu Fuß und 3000 zu Pferd, die er nach den Quellen den Florentinern gibt, sicherlich viel zu hoch. Wie die Schlacht verläuft, spielen bei weitem die Hauptrolle die deutschen Reiter, die in vier Scharen von je 200 Mann zerlegt sind. Unmöglich hätten vier Scharen von je 200 Mann so sehr den ganzen Verlauf der Schlacht bestimmen können, wenn das feindliche Heer 33 000 Mann stark gewesen wäre. Auch

der Verlust der Florentiner, der mit 10000 Toten und 11000 Gefangenen angegeben wird, muß gewaltig übertrieben sein.

Das Gefecht der Bürgeraufgebote zu Fuß spielte sich nach Köhlers Ansicht, die richtig sein dürfte, wesentlich als Schützengefecht ab.

Schlacht bei Lewes.
14. Mai 1264.

Simon von Montfort an der Spitze der englischen Barone besiegt König Heinrich III., neben dem sein Bruder, der von den Deutschen zum König gewählte Richard von Cornwallis, und sein Sohn, der spätere König Eduard I. kommandierten.

Beide Armeen bestehen aus Reitern und Fußvolk, doch spielt letzteres in den Erzählungen keine aktive Rolle. Die Schlacht erscheint als Reiterschlacht.

Oman S. 415 gibt eine vortreffliche Analyse und weist mit Recht die Angaben der Quellen, die die Heere auf 40 000 und 50 000 Mann ansetzen (die Köhler S. III, 3, 303 annimmt), als hoffnungslose Uebertreibung zurück.

Schlacht bei Worringen.
5. Juni 1288.

Um die Erbschaft des Grafen von Limburg war ein Kampf entbrannt, in dem sich zwei große Bündnisse gegenüberstanden, das eine unter der Führung des Herzogs Johann von Brabant, das andere unter der Führung des Erzbischofs Siegfried von Köln, der beiden alten Rivalen um die Vorherrschaft in Nieder-Lothringen. Wir haben über den Krieg und die Schlacht, die ihn endlich entschied, eine ausführliche Erzählung in der Reimchronik Jan's van Heelu, die bald nachher verfaßt ist zu Ehren des Siegers, des Herzogs von Brabant.

Köhler hat in dieser Schlacht die merkwürdigsten taktischen Erscheinungen gefunden. Der Umstand, daß ein Teil der Herzoglichen, die Ritter des Grafen von Berg, erst spät in die Schlacht eingriffen, soll eine Kombination ergeben haben, wie sie das größte Feldherrngenie nicht günstiger hätte herbeiführen können (S. 176). Das soll eine noch höhere Bedeutung dadurch erlangt haben, daß die Schlacht den Ausgangspunkt zur Entwickelung einer Gefechtsmethode bildet, welche in den späteren deutschen Schlachten zutage tritt. Auf der nächsten Seite freilich erfahren wir, daß bei Muret und Tagliacozzo auch schon dasselbe geschehen ist, und schließlich ein paar Sätze weiter, daß diese Gefechtsmethode schon ins 12. Jahrhundert zurückreicht.

Von einer besonderen Gefechtsmethode in dieser Schlacht kann kaum die Rede sein. Sie ist freilich merkwürdig durch ein gewisses Manövrieren der Ritterscharen und durch das Fußvolk auf beiden Seiten. Es ist mög-

lich, daß die Entscheidung schließlich dadurch gegeben wurde, daß das Fußvolk des Erzbischofs trotz des Carroccio in seiner Mitte nicht standhielt, während das Fußvolk drüben, Kölner Bürger und bergische Bauern, den erzbischöflichen Rittern in die Flanke und in den Rücken kam. Deutlich zu erkennen aber ist das nicht, da unsere einzige eingehende Quelle, Heelu, offenbar bemüht ist, alles Licht auf den Brabanter Herzog zu sammeln. Eine Spezialuntersuchung von Richard Jahn, die noch nicht veröffentlicht ist, mir aber im Manuskript vorgelegen hat, hat mit großem Scharfsinn und sorgsamster Nachprüfung aller Einzelzüge aus dem Heeluschen Gedicht ein Bild der Schlacht zu gewinnen gesucht. Aber ich kann den Zweifel, ob so komplizierte Ueberlegungen und Bewegungen in einer Ritterschlacht sich haben abspielen können, nicht überwinden. Mag aber auch der Autor aus den dichterischen Bildern etwas zu viel „Taktik" herausgelesen haben, auf alle Fälle bleibt der Versuch, hier, wo wir einmal eine ganz eingehende zeitgenössische Schilderung einer Ritterschlacht haben, sie taktisch zu rekonstruieren, sehr wertvoll, da er sehr vorsichtig, mit vorzüglicher Sachkenntnis und voller Beherrschung des Stoffes unternommen ist, und ich kann daher trotz des obigen Vorbehalts ~~Konroots~~ die Jahnsche Untersuchung zu weiterer Nachprüfung und Nachahmung nur empfehlen. Vielleicht gelingt es auf diesem Wege doch noch, zu etwas vollerer Anschauung von mittelalterlichen Gefechtsvorgängen zu gelangen.

Von den „Konroots", in die nach Heelu die Ritter eingeteilt sind, legt Jahn dar, daß sie einen tatsächlichen Ansatz zu einer Schwadronseinteilung enthalten, aber vermöge des solcher Ordnung widerstrebenden Ritterbegriffs doch keine eigentliche Wirkung gehabt haben.

Die Namen Knappen, Serianten, Knechte gebraucht nach Jahns Feststellung Heelu unterschiedslos für alle die, die nicht Ritter sind.

Wertvoll ist uns die Schlacht durch zwei Wendungen Heelus, die wir bei unserer generellen Betrachtung der ritterlichen Kriegsweise bereits verwendet haben: das ausdrückliche Zeugnis von dem langsamen Anreiten der Ritter, „als ob sie eine Braut vor sich auf dem Pferde hätten", und der Dialog, ob man besser „dick" = tief und geschlossen, oder „dünn" = locker und umfassend attackieren solle.

Daneben finden wir auch die schöne alte Geschichte, daß der Erzbischof Siegfried, der schließlich besiegt wurde, schon die Ketten mitgebracht hatte, mit denen seine Gefangenen gefesselt werden sollten (vgl. Gesch. d. Kriegsk. II, 131).

Schlacht bei Certomondo.
11. Juni 1289.

Köhler III, 3, 329 nennt diese Schlacht, in der die Florentiner die Aretiner besiegten, epochemachend in der Kriegsgeschichte der Italiener. Ich vermag nicht zu erkennen, worin diese Bedeutung bestehen soll. Daß das Fußvolk teils neben, teils hinter den Reitern aufgestellt wurde, worin

Köhler S. 387 das Neue sieht, ist nichts Eigentümliches. Daß, wie uns Köhler erzählt, das Fußvolk der Aretiner auf allen Vieren unter die Pferde der Florentiner kroch und ihnen von unten mit langen Messern den Bauch aufschlitzte, möchte ich solange für Fabel halten, bis nachgewiesen ist, weshalb die Pferde der Florentiner sich weder bewegt, noch die Kriechenden getreten, noch die Reiter sie von oben gespießt haben. Daß endlich die Florentiner ihre Wagen hinter der Front als Wagenburg auffuhren, dürfte auch sonst oft mit den Wagen geschehen sein und gehört, was die taktische Bedeutung betrifft, damit nämlich die Truppen „zusammengehalten" wurden, zu deutsch nicht ausrissen, in dasselbe militärische Rezeptbuch, wie die langen Messer, mit denen man den Pferden den Bauch aufschlitzt.

Die Schlacht auf dem Marchfelde.
26. August 1278.

Köhler (II, 106) nimmt an, daß die Deutschen im Heere Rudolf von Habsburgs 2000 Reiter, darunter 300 Ritter (verdeckte Hengste), die Ungarn mindestens 30 000 Reiter stark gewesen seien. Das Heer Ottokars veranschlagt er auf 6500 Reiter, darunter 1000 verdeckte Rosse und 23 500 zu Fuß. Da er gleichzeitig annimmt, daß das Fußvolk nicht an der Schlacht teilgenommen, sondern im Lager zurückgeblieben sei, so hätte Rudolf eine ungeheure Ueberlegenheit gehabt und es wäre schwer zu erklären, daß die Schlacht lange geschwankt und Ottokar dem Siege schon nahe gewesen sein soll. Die sämtlichen Zahlen sind jedoch ganz unbeglaubigte Chroniknotizen. Bemerkenswert ist an der Schlacht besonders, daß das Fußvolk auf beiden Seiten in den zahlreichen Schilderungen nicht erwähnt wird, die Schlacht also anscheinend reine Reiterschlacht war. Die Ungarn waren zum größten Teil berittene Bogner.

Die ausführliche Schilderung Köhlers ist ein aus den verschiedenen Erzählungen kontaminiertes Phantasiegemälde.

Auch die sonst verschiedentlich unternommenen Behandlungen genügen nicht. Vgl. Ottokar Lorenz, Hist. Zeitschr., Bd. 42 (1879). Derselbe, Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrh. Bd. 2. Osw. Redlich, Rudolf von Habsburg, 1903. Vielleicht gelingt es einer erneuten Spezialuntersuchung mehr Licht in das wichtige Ereignis zu bringen.

Treffen bei Conway.
Januar 1295.

Nikolas Trevet oder Trivet, ein Dominikaner in Oxford († 1328), schildert einen Sieg der Engländer über die Walliser bei Conway im Januar 1295 mit folgenden Worten:[1] „Als der Graf von Warwick hörte, daß die

[1] Morris S. 256, Oman S. 561.

Walliser in großer Zahl in einer gewissen Ebene zwischen zwei Wäldern angesammelt seien, nahm er ein ausgesuchtes Korps Bewaffneter nebst Armbrust- und Bogenschützen mit sich, überrumpelte sie nachts und schloß sie von allen Seiten ein. Sie pflanzten die Enden ihrer Spieße in den Boden und wandten die Spitzen gegen die angreifende Reiterei, um sich gegen ihren Ansturm zu verteidigen. Aber der Graf stellte einen Armbrustschützen zwischen je zwei Bewaffnete, und als der größte Teil der spießbewaffneten Walliser durch die Bolzen der Armbrüste niedergestreckt war, griff er den Rest mit seinem Reitergeschwader an und brachte ihnen, wie man glaubt, einen größeren Verlust bei, als irgend einer, den sie in den früheren Kriegen erlitten hatten."

Schlacht bei Göllheim.
2. Juli 1298.

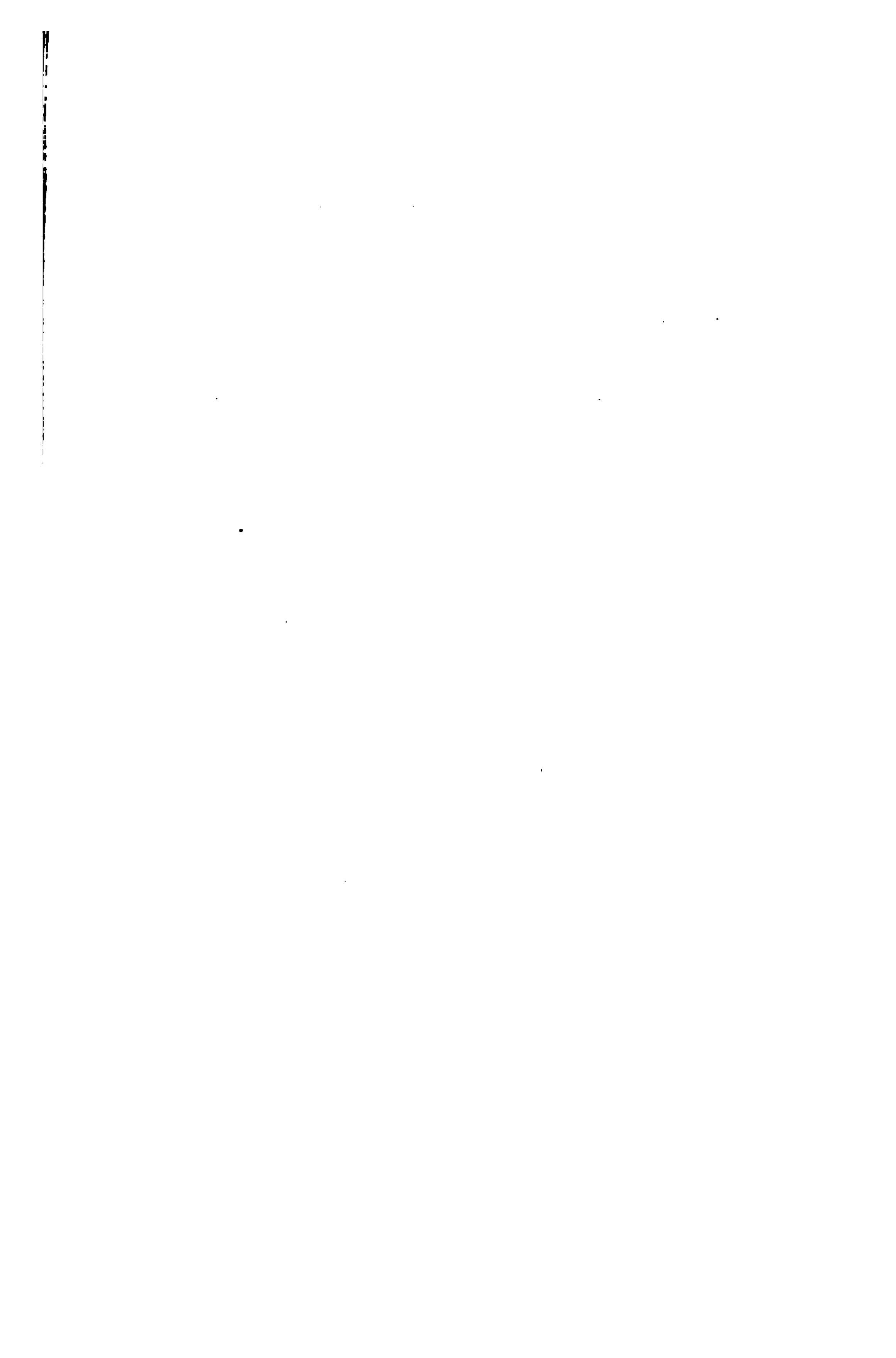
Die Berichte, die wir über diese Entscheidungsschlacht zwischen dem deutschen König Adolf von Nassau und dem Gegenkönig Albrecht von Habsburg-Oesterreich haben, lassen sie als eine reine Ritterschlacht erscheinen; wir hören weder von Fußvolk noch von Schützen. Die Stärken sind unbekannt.

Albrecht soll befohlen haben, die Pferde zu erstechen, und infolgedessen soll die Zahl der getöteten Pferde so groß gewesen sein, daß sich die Kadaver zu Wällen häuften, hinter denen die bayrischen Ritter zu Fuß, ihren Fürsten an der Spitze, den Kampf fortsetzten. Das dürfte ebenso sehr Fabel sein, wie, daß Albrecht die Spitzen der Schwerter zum Stechen habe besonders herrichten lassen.[1]) Auch das Bild, daß die Bayern, unfähig sich zu bewegen, sich wenigstens einer augenblicklichen Ruhe hingeben konnten, weil nämlich ihre Pferde erstochen waren,[2]) dürfte der Wirklichkeit wenig entsprechen. Ritter, denen die Pferde erstochen sind, warten wohl nicht in Ruhe ab, was weiter geschieht, auch dürften die Gegner sie nicht in Ruhe lassen, auch wenn sie hinter den toten Pferden Deckung nehmen.

[1]) Köhler II, 206, 207. Auf Grund der Regensburger Annalen M. G. SS. XVII, 418.
[2]) Köhler II, 210.

Viertes Buch.

Das späte Mittelalter.



Vorwort.

Das 14. und 15. Jahrhundert bringen eine Reihe von neuen Erscheinungen im Kriegswesen, die das Bild, wie wir es bisher vom mittelalterlichen Kriegswesen gewonnen haben, an einigen Stellen recht wesentlich modifizieren, sodaß wir an diesem Punkt wiederum eine Einteilung machen. Die neuen Erscheinungen sind nicht derart, daß sie etwa in konstanter Fortentwickelung das alte zu ganz neuen Formen hinüberführten; sie stehen auch nicht unter sich in einem organischen Zusammenhang. Es sind eigentlich lauter Singularitäten, die entweder wieder absterben, wie das fortgeschrittene Schützengefecht und das Absitzen der Ritter in Verbindung mit Schützen, oder erst nach Jahrhunderten ihre Bedeutung gewinnen, wie das Aufkommen der Feuerwaffen, oder die kometenartige Erscheinung eines Sieges von bürgerlichem und bäuerlichem Fußvolk über ein Ritterheer, oder die eigentümliche Erscheinung der Hussiten. So bedeutend diese Vorgänge alle an sich sind, eine fundamentale Abwandlung des Kriegswesens ist von ihnen allen nicht ausgegangen; die Grundzüge, die wir kennen gelernt haben, bleiben bis zum Ende des Mittelalters bestehen oder tauchen mit wenig veränderten Zügen immer wieder auf. Ich ordne den Stoff daher so, daß wir die besonderen Erscheinungen dieser Jahrhunderte jede für sich in ihrer prinzipiellen Bedeutung und ihrer historischen Eigentümlichkeit und Kausalität betrachten und dann einige Feldzüge und Schlachten an uns vorüberziehen lassen, die uns zeigen, daß immer wieder Kriegsereignisse erscheinen, die ziemlich ebenso im dreizehnten oder

zwölften Jahrhundert oder noch früher sich hätten abspielen können: Beweis, daß es sich in jenen Abweichungen nicht um eine kontinuierlich fortschreitende Entwickelung, sondern eben um Singularitäten handelt.

Der wirkliche weltgeschichtliche Fortschritt ist schließlich nur von *einer* Stelle und *einem* Punkt ausgegangen: den Schweizern; diese nehme ich daher aus der chronologischen Abfolge heraus und behandle sie in einem besonderen Buch.

Erstes Kapitel.

Phalangen-Schlachten. Bürgerwehren und Landsturm-Aufgebote.

Die Schlacht bei Courtray.
11. Juli 1302.

Soviel wir bisher von Fußvolk im Mittelalter gehört haben, so hat es doch immer nur, wenn es auf der Siegerseite war, eine sekundäre Rolle gespielt, selbst bei Legnano, oder es ist den Rittern, verbunden mit den Schützen erlegen. Die erste Schlacht, die einen andern Anblick gewährt, ist die Schlacht bei Courtray.

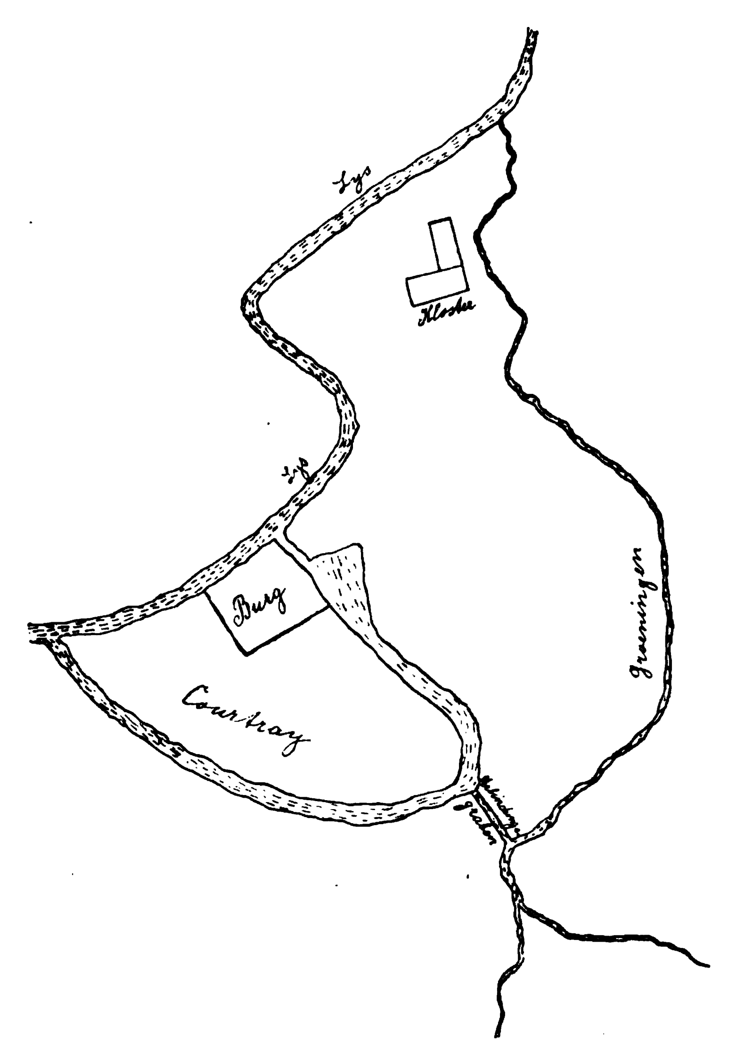
Die Grafschaft Flandern war, obgleich germanischer Zunge, bei der Auflösung des karolingischen Reiches zu dem romanischen Westreich gekommen, aber seine Grafen hatten eine sehr selbständige Stellung eingenommen, bis Philipp der Schöne sie austrieb und das Land zur Krone schlug. Gegen diese Herrschaft der Franzosen erhoben sich Städte und Bauern. Ein Volksführer in Brügge, Peter König, brachte die Massen in Bewegung und vertrieb die königlichen Besatzungen; eine Reihe von kleineren Städten und auch Bauernschaften schlossen sich an. Gent, neben Brügge die mächtigste Stadt, blieb geteilt; die aristokratische Partei, die Leliards, wie sie genannt wurden, hielten zum König, konnten aber nicht hindern, daß die Demokraten unter Jan Borlut den Brüggern zu Hilfe zogen. Als Oberbefehlshaber aber an die Spitze der Bewegung trat ein jüngerer Sohn des gefangenen Grafen, Guido, und ein Enkel, Graf Wilhelm von Jülich, der zwar Geistlicher geworden war, sich aber dadurch nicht abhalten ließ, den eingeborenen kriegerischen Trieben seiner Natur nachzuleben. Offenbar nicht

kraft ihres Rechts als Vertreter der angestammten Herrscherfamilie, sondern auf Grund eines freien Abkommens mit den Volksführern übernahmen die beiden Grafen, noch junge Männer von etwa 25 Jahren, das Kommando: ein merkwürdiges Bündnis zwischen der Feudalität und der Demokratie, das an den Oberbefehl des Miltiades bei Marathon erinnert.

Die Vlamen belagerten noch zwei von den Franzosen besetzte Schlösser, Kassel und Courtray, als ein großes französisches Entsatzheer unter dem Generalkapitän Grafen von Artois, Schwager König Philipps, heranrückte. Die Vlamen gaben darauf die Belagerung von Kassel auf und zogen alle ihre Streitkräfte bei Courtray zusammen, dessen Bürger selber sich der Bewegung angeschlossen hatten. Artois rückte vor die Stadt, ohne Zweifel in der Meinung, daß sein bloßes Erscheinen genügen werde, das flandrische Bürgerheer zum Abzug zu bestimmen und das Schloß zu entsetzen. Aber die Flanderer hatten sich klar gemacht, daß, wenn sie ihr Land retten wollten, sie es auf eine Schlacht ankommen lassen müßten und waren entschlossen, sie eben hier vor Courtray anzunehmen. Wären sie zurückgewichen und hätten ihr Heer aufgelöst, so hätten die Franzosen nicht nur das Schloß entsetzt und das platte Land verwüstet, sondern vielleicht auch die Städte, sogar Brügge, das nur schwach befestigt war, eingenommen. Sie konnten in einem viel höheren Grade als einst die Perser in Attika auf Anhänger innerhalb der Bürgerschaft selbst rechnen.

Das feste Schloß oder die Burg von Courtray, die die Franzosen entsetzen wollten, lag auf der nordöstlichen Ecke der Stadt an der Lys, wie die Stadt selbst auf dem rechten, südlichen Flußufer. Den Zugang zu dem Schlosse zu versperren, stellte sich das vlämische Heer gerade davor auf in dem Winkel zwischen Stadt und Fluß, rechts von sich die Stadt, die sich länglich und schmal am Flusse nach Süden erstreckte, links ein am Flusse liegendes Kloster, vor sich einen ziemlich tiefen Bach, den Gröningen, mit zum Teil versumpften Ufern. Die Stellung bot keinen Rückzug: wurden die Bürger geschlagen, so wurden sie in den Fluß dicht hinter ihrem Rücken, gesprengt: Männer, die hier die Schlacht annahmen, waren entschlossen zu siegen oder zu sterben. Die Aufstellung, die sie nahmen wird beschrieben als „acies longa valde

et spissa", „pariter adunati et densati lanceis adjunctis" (Annales Gandenses); „Brugenses unam solam fecerunt arma-



torum aciem praemittendo balistarios deinde homines cum lanceis et baculis ferratis alternatim postea reliquos" (Genealogia Com. Flandrensium); „serrement et espessement ordonnees" (Chronik von St. Denys). Die Aufstellung war also phalangen-

mäßig und wird zum wenigsten 600 Meter lang gewesen sein, vielleicht auch noch länger; die nicht sehr zahlreichen Schützen waren ausgeschwärmt vor der Front, die Hauptmasse war mit Spießen und Goedendags, einer Art von Hellebarden, ausgerüstet, wohl nur zum Teil mit Schutzwaffen. Die beiden kommandierenden Grafen mit den etwa zehn Rittern ihrer Gefolgschaft waren abgesessen in die Phalanx eingetreten, sodaß niemand zu Pferde war. Das Hindernis vor der Front, der Gröningen, nach Villani fünf Ellen breit und drei Ellen tief, wurde noch künstlich verstärkt durch Anlegung von Wolfsgruben und wohl auch noch Aufgraben seichterer Stellen.

Eine Abteilung unter der Führung eines besonders kriegserfahrenen Ritters, Johann von Renesse, stand hinter der Phalanx in Reserve. Eine andere Abteilung, die Bürgerschaft von Ypern, standen gegen die Burg, damit die Besatzung derselben der Phalanx nicht während der Schlacht in den Rücken falle.

Der Graf von Artois, der uns geschildert wird als ein tapferer, in fünf oder sechs Schlachten erprobter und bewährter Kriegsmann, erkannte die Festigkeit der feindlichen Stellung, die in der Front schwer anzugreifen und weder von rechts noch von links zu umgehen war. Einige Tage zögerte er, eine Viertelmeile vor der Stadt südlich gelagert: Sollten die Bürger wirklich die Schlacht in der Stellung ohne Rückzug wagen wollen? Der französische Feldherr hätte ja, um sie fortzumanövrieren, auf Ypern oder direkt auf Brügge operieren und das Land dabei verwüsten können. Aber mittlerweile hätte sich wohl die Besatzung des Schlosses von Courtray ergeben müssen, und es war zweifelhaft, welchen Erfolg andere Manöver haben würden, während ein Sieg hier auf dem Fleck den Krieg mit einem Schlage entschieden, den Gegner vernichtet haben würde.

So entschloß sich Artois zum Angriff.

Seine genuesischen Armbrustschützen und spanischen Wurfspießschleuderer gingen voran, die Ritter folgten, Haufen neben Haufen, eine kleinere Abteilung blieb in Reserve.

Die Armbruster und Wurfspießer trieben die feindlichen Schützen zurück und beschossen die Phalanx, die wohl ziemlich dicht hinter dem Gröningen stand. Ihr Feuer wurde so wirksam, daß die Phalanx es nicht ertragen konnte, aber es gelang den

Grafen sie in Ordnung ein kleines Stück rückwärts zu führen. Ueber den Gröningen konnten ihnen die französischen Schützen nicht folgen, um wieder an sie heranzukommen, da sie drüben zu sehr der Gefahr eines Gegenstoßes ausgesetzt gewesen wären. Der Graf von Artois gab also das Signal, daß die Armbruster zurückgehen und die Ritter zur Attacke anreiten sollten; da das feindliche Fußvolk sich von dem Fronthindernis ein ziemliches Stück zurückgezogen hatte, so konnte er hoffen, daß die Reiter sich durch den Bach durcharbeiten und drüben Raum zum Ansprengen haben würden. Das Zurückgehen der Schützen durch die anreitenden Ritter hindurch brachte zwar einige Unordnung hervor und mancher von den Genuesen wurde überritten, aber das wird bei dem Zusammenwirken dieser Waffen ziemlich immer der Fall gewesen sein und konnte auf den Fortgang und Ausgang der Schlacht keinen Einfluß haben.

Jetzt aber geschah etwas Neues und völlig Unerhörtes: in dem Augenblick, als die Ritter sich anschickten, den schwierigen Bachübergang zu vollziehen, behindert durch den Wasserlauf, die Sumpfufer und die künstlich von den Vlamen angelegten Hindernisse, da setzte sich die feindliche Phalanx plötzlich in Bewegung, stürzte vorwärts und fiel mit wütendem Hauen und Stechen die Ritter an, die kaum in der Lage waren, ihre Waffen zu gebrauchen, garnicht aber ihre eigentliche Kraft, den Anlauf ihrer schweren Rosse, der sonst feindliches Fußvolk auseinanderzusprengen und niederzuwerfen pflegte.

Ohne Zweifel hatten die beiden flandrischen Grafen ihre Bürger vorher auf diese Taktik instruiert und gaben ihnen jetzt rechtzeitig das Signal. Nachdem die Schützen ausgeschieden waren an Zahl zweifellos weit überlegen, sodaß jeder Ritter von mehreren zugleich angegriffen wurde, wurden sie ihrer bald Herr und töteten sie in Menge. Es war vorher der Befehl ausgegeben worden, daß, wer Pardon gebe oder Beute mache, bevor die Schlacht entschieden sei, sofort von seinen Nebenleuten niedergestochen werden solle.

Nur im Zentrum gelang es der Ritterschaft schnell genug, den Gröningen zu überschreiten und die feindliche Phalanx in der gewohnten Weise zu attackieren und sie zurückzutreiben. Die vor-

sichtigerweise von den Vlamen zurückgehaltene Reserve aber unter Johann von Renesse griff ein und stellte das Gefecht wieder her, das nun auch für die anfänglich siegreichen Ritter mit vollem Verderben endigte, da sie ja über den Gröningen wieder zurück mußten und hier leicht eingeholt und überwältigt wurden. Der Graf von Artois selbst soll sich einem kriegerischen Mönch, Wilhelm von Süftingen, haben ergeben wollen; aber da er französisch sprach, riefen die Vlamen ihm zu „wir verstehen dich nicht", und schlugen ihn tot.[1])

Einen Ausfall, den die Schloßbesatzung versuchte, trieb das zu diesem Zweck postierte Korps der Yperner ohne Schwierigkeit zurück. Die Reserve unter St. Pol, die Artois zurückgelassen hatte, war nicht imstande zu retten oder zu helfen.

Villani berichtet, wie ungeheuer stolz die Flandern auf ihren Sieg bei Courtray gewesen seien, sodaß einer mit seinem Goedendag sich getraut hätte, 2 Rittern zu Pferde zu widerstehen. Er fügt hinzu, er habe es so ausführlich erzählt, weil es neu und wunderbar war.

700 vergoldete Rittersporen wollen die Vlamen den Erschlagenen abgenommen und erbeutet haben und nannten ihren Sieg deshalb die Sporenschlacht (la bataille des éperons d'or).

Die maßgebende Spezial-Untersuchung für Courtray ist die Berliner Dissertation „Die Schlacht bei Kortryk" von Felix Wodsak. Verl. von Karl Arnold, Berlin-Wilmersdorf. 1905. Dort findet sich auch die ganze frühere Literatur angegeben.

Wodsak berechnet die Vlamen auf etwa 13 000 Mann, die Franzosen auf 5000 Reiter und 3000 Schützen. Die Zahlen werden sich wohl von der Wahrheit nicht gar zu weit entfernen, die Grundlagen der Berechnung aber sind sehr unsicher.

[1]) Spiegel historiaal IV Cap. XXXIII
„Do wilde hi (Artoys) hem Guelke op gewen
Ende seide: . . . . . .
De Vlaminge riepen: Wi ne kinnen v niet.
De Grave riep al in Francoys:
Ic ben die Grave vn Artoys
. . . .
Si (Vlaminge) riepen: hier's geen Edelman
Noch die v tale verstaen can!"

Bei dem vlämischen Dichter Velthem, unserer Hauptquelle, und bei Villani findet sich (nach Korrektur offenbarer Fehler) dieselbe Liste, die die Stärke der einzelnen Kontingente der Franzosen angibt und insgesamt auf 7500 Reiter führt. Die Uebereinstimmung zwischen den beiden Quellen darf aber doch nicht als eine Gewähr für die Zuverlässigkeit der Zahlen angesehen werden. Beide Autoren gehen auf eine gemeinsame Uraussage zurück, die aber, wie die Angabe Herodots über die Stärke der Griechen bei Platää, nur auf einer recht vagen Schätzung beruhen mag. Wodsak reduziert nun die 7500 auf 5000, indem er annimmt, daß es 2500 Gleven zu je drei Pferden waren, von denen eins von einem Burschen geritten wurde, der nicht Kombattant war. Es ist aber zweifelhaft, ob das so gemeint ist; die Soldurkunde vom Jahre 1317, die Wodsak S. 42 zitiert, wo der Ritter mit drei Pferden erscheint, mag so aufzufassen sein, daß darunter ein schwerer Reiter, ein leichter Reiter und ein berittener Bursche zu verstehen sind, aber die Quellen, die von 7500 Pferden bei Courtray sprechen, meinen doch wohl 7500 berittene Kombattanten, Ritter und Knechte. Natürlich schließt das nicht aus, daß es nur 5000 gewesen sind, was ja schon eine gewaltige Streitkraft ausmacht.

Wodsak hat große Mühe auf die Terrain-Untersuchung verwandt, ist aber nicht immer ganz klar. Er hat seiner Arbeit ein Croquis beigegeben, dem eine Karte von Deventer aus dem 16. Jahrh. zu Grunde liegt und wovon das unsere eine vereinfachte Nachbildung ist. Es fehlt ihm aber der Maßstab. Aus dem mir vom Verf. nachträglich übergebenen entnehme ich, daß die Entfernung vom Einfluß des Gröningen in die Lys bis zur Burg gerade 1000 m, die Breite der Stadt am Lys entlang 600 m, die Länge des Verbindungsgrabens 150 m beträgt. Die Terrainveränderungen, die die Kultur an dieser Stelle hervorgebracht hat, sind offenbar sehr bedeutend gewesen. Wodsak nimmt an, daß die Vlamen am Verbindungsgraben bis zum Kloster gestanden hätten und gibt die Länge dieser Stellung auf etwa einen Kilometer an (S. 41). Aber der Maßstab ergibt, daß die Entfernung dieser beiden Punkte von einander mehr als einen Kilometer beträgt. Schon bei einem Kilometer aber würde nach Wodsaks Berechnung die Phalanx nur 7 Mann tief seien, und das scheint mir zu wenig. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß, ohne daß an dem Gesamtbilde etwas Wesentliches verändert wird, die Länge der Phalanx erheblich kürzer angenommen wird.

Der rechte Flügel wird sich, wie ich schon oben im Text angenommen, nicht an den Verbindungsgraben, sondern an die Stadtmauer angelehnt haben, und auf dem Flügel mag das Kloster etwas weiter aufwärts gelegen haben oder durch Sumpf oder durch Klostermauern das Terrain weiter beschränkt gewesen sein.

Nach der Chronik des Mönches Wilhelm (Matthaeus, Veteris aevi Analecta Bd. II S. 557) haben die Flandrer ihre rechte Flanke allerdings an den Verbindungsgraben gelehnt („loca magis commoda studet dis-

cernere et fossam antiquam suo lateri sociare"). Aber die Chronik ist spät und die Vortreibung des rechten Flügels bis an den Graben zu unnatürlich, um sie auf jenen Satz hin zu glauben. Weshalb sollten die Vlamen über die Stadtbefestigung hinaus vorgegangen sein? Die Leute, die dort standen, wären doch den feindlichen Armbrustern gar zu sehr ausgesetzt gewesen. Ueberdies ist auch der Wortlaut der Chronik mit unsrer Auffassung ganz wohl vereinbar: der Graben kam der Flanke der Vlamen zustatten, auch wenn sie an den Stadtwall angelehnt war, namentlich in dem Augenblick, wo dieser Flügel zur Offensive gegen den Gröningen vorging.

Hierbei geht nun freilich die Erklärung, die Wodsak gibt, weshalb gerade im Zentrum die französische Ritterschaft anfänglich siegt, verloren. Bei Wodsaks Aufstellung ist nämlich das Zentrum wegen der Krümmung des Gröningen am weitesten von diesem entfernt; folglich, darf man sagen, hatte hier die Ritterschaft am meisten Zeit, den Bach zu überschreiten und zur geordneten Attacke anzusetzen, die denn auch gelang, bis die Reserve der Vlamen eingriff. Stand nun der rechte Flügel der Vlamen weiter zurück, so würde hier dasselbe Argument gelten, ohne daß doch dieselbe Folge eintrat.

Ein Gegenargument gegen die von mir angenommene Aufstellung ist jedoch hieraus nicht abzuleiten. Es mögen ja irgend welche anderen Verhältnisse, z. B. daß der Graben in der Mitte leichter zu überschreiten war, mitgespielt haben, weshalb das vlämische Zentrum wich, während die Flügel sofort siegten.

S. 30 zitiert Wodsak aus der „exzellenten Chronik": „Ende de Vlamingen liegen oostwarb om te commene ter zyde, daer gheen gracht en was". Ob er diese Stelle richtig auslegt, ist mir sehr fraglich. Sie bedeutet offenbar, daß die Vlamen ostwärts sich ausdehnten bis zu einer Stelle, wo keine Gracht d. h. Graben oder Bach mehr war. Was war denn aber da? Vielleicht Sumpf? Ich gestehe, daß mir die Stelle nicht recht verständlich ist.

Ueber die Kontroverse bezüglich des Goedendag berichtet Navez in seiner Untersuchung über Courtray (Brüssel 1897 S. 23). Nach den Einen (De Vigne, Köhler) bestand diese Waffe aus einem von einer eisernen Spitze überragten Schaft; nach anderen (Paulin Paris, Viollet-le-Duc, Hardy, Demmin) hatte sie die Form einer Hellebarde. Im Museum am Haler Tor in Brüssel existiert eine hellebardenähnliche Waffe (Nr. 37, achte Serie des Katalogs), welche Viollet-le-Duc, als den „Goedendag" angesprochen hat (Hermann Van Dnyse, Katalog der Waffen und Rüstungen des Museums am Haler Tor S. 130). M. Van Walderghem (Die Wahrheit über den „Goedendag", Annalen der Gesellschaft für Archäologie in Brüssel Bd. IX S. 305) glaubt, daß sie aus einem an einem Schaft befestigten Pflugscharmesser gemacht war. Nach Navez' Meinung ist die Frage nicht gelöst; was ihm aber fast außer allem Zweifel scheint, ist dies.

Die beste Beschreibung des Goedendag stammt nach seiner Ansicht von Wilhelm Guiart in seiner „Branche des royaux lignages". Es ist

sehr natürlich, daß diese Beschreibung die genaueste ist: Guiart war Soldat (arbalétrier) in dem französischen Heer, das gegen die Vlamländer ins Feld zog und kämpfte bei Mons-en-Pevèle; er mußte also vollkommen die Waffen der Leute kennen, gegen die er gekämpft hatte und die ihn mit diesen Waffen bei dem Angriff von la Haiguerie verwundet hatten. Guiart sagt, daß die Goedendage sind:

„Grans bastons pesans ferrez A un long fer agu devant."

„Große Schäfte schwer beschlagen
Mit einem langen, vorne spitzen Eisen."

Dieses spitze („agu") Eisen machte es möglich, Spießstöße auszuführen, da der, welcher sich das Goedendag bediente, konnte:

„Treffen ohne zu gehen
Indem er vorn mit der Spitze stieß
Seinem Feind in den Leib.
Und spitz war das Eisen, das eindrang."

„Ferir sans s'aller mocquant
Du bout devant en estocquant
Son ennemi parmi le ventre
Et le fer est agu qui entre."

Der Goedendag war also eine lange Pike und man bediente sich seiner, wie man alle Piken handhabt, das heißt indem man stößt (estoquant); er zeigte die Eigentümlichkeit, daß er schwer genug war (baston pesan), um wie eine Keule benutzt werden zu können:

„Der Schaft ist lang
Gemacht, um mit beiden Händen zu schlagen."
Cil baton sont longs et traitis
Pour férir à deux mains faitis.

Dieser letzte Vers bedeutet zwar, meint Navez, daß man die Waffe mit beiden Händen führe, damit könne aber auch gemeint sein „stoßend" und nicht „schlagend". Er hält deshalb den Goedendag für eine Pike.

Schlacht bei Bannockburn.
24. Juni 1314.

Diese Schlacht ist das vollständige Gegenstück zur Schlacht bei Falkirk (1298) und Seitenstück zu Courtray. Die von Eduard I. unterworfenen Schotten haben sich wieder empört und Robert Bruce zu ihrem König erhoben. Durch Streit mit seinen eigenen Baronen in Anspruch genommen, hat Eduard II. lange nicht eingreifen können, endlich kommt er mit einem großen Heer angerückt. Robert wich vor ihm zurück bis dicht vor Stirling (dessen Burg

noch von den Engländern besetzt war), einige Meilen nördlich von Falkirk. Hier nahm er auf dem hohen linken Ufer des Flüßchens Bannockburn eine Stellung, die, auf beiden Seiten an Sumpf oder Wald gelehnt, nicht gleich zu umgehen und zu flankieren war. Die freie Front beträgt eine kleine Viertelmeile; etwa in der Mitte führt eine alte Römerstraße über das tief eingesenkte Tal des Bannockburn auf Stirling. Das Tal des Bannockburn ist noch nicht 2000 Schritt breit; die Höhe, auf der die Schotten standen, erhebt sich bis zu 186 und 240 Fuß über der Talsohle.

Die Aufstellung der Schotten ist ganz ähnlich wie bei Falkirk: vier große Haufen von Spießern, dahinter die wenig zahlreichen Reiter.[1])

Nach Omans Darstellung verlief die Schlacht folgendermaßen. Robert hatte das an sich schon sehr starke Fronthindernis des tiefen, sumpfigen Flußtals noch verstärkt durch verdeckte Wolfsgruben, die er auf dem zu seiner Stellung herauffführenden Abhang anlegen ließ.

Trotz aller Hindernisse stürmte die englische Ritterschaft hinauf und sucht die schottischen Haufen zu sprengen. Die ungeheure Masse der Engländer, wohl 10 000 Pferde und 50—60 000 Mann zu Fuß, konnten sich aber auf dem engen Gelände nicht bewegen. Die meisten kamen garnicht an den Feind, sondern blieben tatenlos stehen; vor allem aber konnten die Schützen nicht durch die Reiter hindurch gegen die schottischen Spießer vorgebracht werden. Ein Haufe Schützen, dem es gelang, die Flanke der Schotten zu gewinnen, wurde durch einen Vorstoß der schottischen Ritter unter Führung des Marschalls Robert Keith wieder verjagt. Die Ent-

---

[1]) Oman, dem ich auch die Geländebestimmungen entnehme, gibt (S. 570) eine sehr anschauliche und taktisch richtig gedachte Darstellung, der ich mich aber doch nicht anvertrauen möchte, da mir die Quellen, auf die wir angewiesen sind, sehr unzuverlässig erscheinen. Die Hauptquelle ist ein Heldengedicht des Archidiacons John Barbour von Aberdeen „The Bruce or the book of Robert de Broyss. king of Scots", geschrieben zwischen 1375 und 1377, also erst fast zwei Menschenalter nach der Schlacht. Aus einem anderen Gedicht, obgleich es dem Ereignis näher steht, ist nicht viel zu entnehmen. Es hat den Karmeliter Baston zum Verfasser, der König Eduard begleitete, damit er seine Taten feiere, der aber, als er bei der Niederlage der Gefangene des Schottenkönigs wurde, nun in dessen Auftrag die Schlacht besingen mußte. (Lappenberg-Pauli, Gesch. v. England IV, 243.) Die englischen Quellen, Geoffroy Baker von Swinbroke († 1358—60) und die Chronik von Lanercost, in diesem Teil wahrscheinlich das Werk eines Franziscaners von Carlisle, sind mager.

scheidung geben endlich die schottischen Trainknechte, die in der Flanke der Engländer erschienen, durch bunte Tücher, die sie an ihre Spieße banden, den Anschein erweckten, als ob ein neues Heer mit seinen Bannern ankomme, lauten Schlachtruf erhoben und dadurch in der englischen Ritterschaft eine Panik hervorriefen.

Daß diese letzte Wendung eine Legende ist, braucht nur ausgesprochen zu werden, um einzuleuchten. Selbst angenommen, die englische Ritterschaft sei so schreckhafter Natur gewesen, wo sollen die schottischen Knechte denn hergekommen sein, da doch auf beiden Flügeln ihres Heeres das Gelände ungangbar war?

Das eigentliche Problem ist, weshalb die Engländer nicht, wie bei Falkirk, die schottischen Spießerhaufen erst durch ihre Schützen mürbe machten, ehe sie die Ritter gegen sie ansetzten. Die Erklärung, daß die schottischen Ritter sie fortjagten, während sie bei Falkirk selber die Flucht ergriffen hatten, genügt nicht, denn weshalb kamen die englischen Ritter bei Bannockburn nicht ihren Schützen zu Hilfe und vertrieben zunächst die wenigen schottischen Reiter, statt sich vergeblich an den Spießerhaufen abzumühen? Das läßt sich vielleicht noch so erklären, daß die schottischen Haufen eine geschlossene Phalanx bildeten, die so gut angelehnt war, daß höchstens einige Schützen, aber keine Reiter sie zu umgehen vermochten. Aber man hätte doch auch, wie bei Hastings, die Schützen in der Front arbeiten lassen können, und überdies scheint es nicht einmal, als ob Flankierungen so unmöglich gewesen wären, denn es wird berichtet, daß am Tage vor der Schlacht ein Haufe von 800 englischen Rittern um den linken Flügel der Schotten herum bis in die Nähe von St. Ninians Kirche gekommen, die hinter der Mitte der schottischen Front lag, und erst nach heftigem Gefecht zurückgetrieben wäre.

Lord Hailes, Lingard und Pauli nehmen an, daß die Schotten nicht hinter dem Bannockburn-Bach mit der Front nach Süden, sondern mit dem linken Flügel an den Felsen von Stirling, mit dem rechten an den Bannockburn-Bach gelehnt gestanden hätten. In diesem Fall wäre ihr linker Flügel allerdings nicht zu umgehen gewesen, um so leichter aber der rechte. Ueberdies stimmt diese nordöstliche Richtung der Front nicht mit der Ueberlieferung, daß den Engländern die Morgensonne ins Gesicht geschienen habe.

An der topographischen Grundlage der Stellung der Schotten hinter dem Lauf des Baches, den Rücken gegen Stirling, wie wir sie oben nach Oman angenommen haben, scheint mir ein Zweifel nicht möglich.

Die Lösung steckt vielleicht wieder in den Heereszahlen. Man hat bisher allgemein angenommen, daß das englische Heer das weit überlegene gewesen sei. Die schottische Chronik von Fordun († ca. 1384) gibt den Engländern 340 000 Mann zu Pferd und ebensoviel zu Fuß, Summa 680 000. 100 000 Mann zum wenigsten haben die meisten neueren Historiker angenommen und auch der vorsichtige Oman glaubt doch, wie wir sahen, bis zu 60000 gehen zu müssen. Diese Zahl hat scheinbar sogar eine urkundliche Grundlage. Es sind nämlich die Aufgebotsschreiben Eduards II. an eine Anzahl Sheriffs und Barone erhalten. Nicht bloß die Engländer und Walliser, sondern auch die Iren und sogar die Gascogner sollten ihre Kontingente für diesen Krieg stellen. Die Aufgebote für die Ritter nennen wie gewöhnlich keine Zahlen. Neben den Rittern aber werden „pedites" aufgeboten, für jeden Bezirk eine bestimmte Zahl, York 4000, Lancashire 500 ꝛc. Insgesamt sollen 12 englische Grafschaften, eine Anzahl Grenzbarone und Wales 21 540 Mann stellen. Das ist etwa ein Drittel des Landes. Nehmen wir nun auch an, argumentiert Oman, daß der Süden für diesen Feldzug im hohen Norden weniger Mannschaft schickte, so kann das gesamte Heer doch nicht wohl unter 50 bis 60 000 Mann stark gewesen sein.

Hiergegen möchte ich einwenden, daß zunächst nicht gesagt ist, daß der Süden außer den Rittern und ihrem Gefolge überhaupt Mannschaft für diesen Krieg gestellt hat. Man zog die Walliser heran, weil sie als halbe Barbaren für besonders kriegstüchtig und für den Gebirgskrieg besonders brauchbar galten. Daß man aber ein Massenaufgebot aus dem südlichen England nach Schottland geführt habe, ist weder bezeugt noch glaublich.

Weiter aber ist es sicherlich ein Fehler, die Heereszahl ohne weiteres auch nur annähernd gleich der Aufgebotszahl zu setzen. Man darf die Vorstellungen moderner Verwaltungs-Exaktheit noch nicht einmal aufs 16. Jahrhundert, geschweige aufs 14. übertragen. Daß dem Sheriff von York aufgetragen wurde, 4000 Mann zu

schicken, ist noch kein Beweis, daß er auch nur die Hälfte wirklich geschickt hat.

Sieht man nun erst die Aufgebotsbriefe näher an, so steigern sich die Zweifel. Das Aufgebot an die Iren ist vom 22. März. Die Aufgebote für die pedites sind vom 27. Mai und am 10. Juni soll bereits die Mannschaft bei Berwick sein. Nach dem Wortlaut ist es freilich zweifelhaft, ob es sich nur um Wiederholung eines älteren Befehls handelt. Aber die Begründung spricht dafür, daß wirklich jetzt erst diese Verstärkung beschlossen worden ist, denn es ist gesagt, man gebrauche das Fußvolk, weil die Schotten sich „in locis fortibus et morosis (ubi equitibus difficilis patebit accessus)" aufgestellt haben. Mag es sich nun um bloße Einschärfung eines früheren Befehls und strenge Mahnung oder um die erste Ordre handeln, in jedem Fall ist nicht anzunehmen, daß 14 Tage nach Erlaß die Masse der Befohlenen wirklich auf dem Sammelplatz an der schottischen Grenze beisammen gewesen ist. Ja es erscheint nicht unmöglich, daß der Befehl im Eifer erlassen, doch überhaupt nicht zur Ausführung gekommen ist. Denn wäre eine solche Truppe bei Bannockburn gewesen, so müßte sie sich doch auch irgend wie zeigen und geltend machen. Man hatte sie gerufen, um die Schotten zu fassen, wo die Reiter ihnen nicht an den Leib konnten. Nun hatten die Schotten eine solche Stellung. Da soll dieses Fußvolk untätig hinter den Rittern gestanden haben, statt durch den Wald und um den Sumpf herum den Schotten in die Flanken zu gehen?

Freilich entsteht dann der andere Widerspruch, daß man erst das Aufgebot für das Fußvolk erlassen hat und dann zur Schlacht geschritten ist, ohne seine Ankunft abzuwarten. Aber zum Warten war keine Zeit. Der Feldzug war bestimmt, die Feste Stirling zu entsetzen, und der Kommandant, Sir Philipp Mowbray, hatte mit den Schotten eine Kapitulation geschlossen, er wolle Stirling übergeben, falls er nicht bis zum Johannistage, und das war bereits der Tag der Schlacht, entsetzt sei.

Es mag in der ritterlichen Umgebung des Königs von Anfang an Zwietracht gewesen sein, ob man sich mit den Milizen belasten solle oder nicht; ihr militärischer Wert war doch nur gering und manche Ritter mögen sie mehr für schädlich als für nützlich erklärt

haben, sodaß man ohne großes Bedenken vorging, auch wenn nur wenige sich eingestellt hatten.

Nach alledem scheint es mir zwar nicht bewiesen oder beweisbar, aber doch recht gut möglich, daß das englische Heer in der Hauptsache das gewöhnliche Ritterheer war und daß die Ueberlegenheit der Zahl auf Seite der Schotten war, die inmitten ihres eigenen Landes ein wirkliches Massenaufgebot der Verteidigung der nationalen Freiheit zusammengebracht hatten.

Mit dieser Annahme ist der Verlauf der Schlacht verständlich. Die Schotten haben eine sehr gute Flügelanlehnung und die Ritter machen keinen Umgehungsversuch, da ihre Kräfte durch den Frontangriff voll in Anspruch genommen werden. Die Umgehung durch bloße Schützen schlagen die schottischen Ritter, die hinter der Phalanx stehen, zurück.

Die Entscheidung fällt gegen die Angreifer, im Unterschied von Hastings und Falkirk, aber analog zu Courtray, weil das Fronthindernis, der sumpfige Bach, der Abhang, die Wolfsgräben für die Ritter überaus schwierig und verlustbringend, Flankierung unmöglich war, der Mangel an freier Bewegung das übliche Zusammenwirken der Schützen und Ritter nicht zuließ, und schließlich vermutlich Bruce die geschlossene Masse mit ihrer Ueberzahl zum Gegenstoß vorwärts führte.

Eine prinzipielle Ueberlegenheit der Schotten oder der schottischen Kriegsweise über die Engländer war durch Bannockburn nicht konstituiert. Auch nach diesem glänzenden Erfolge wich, wie Oman mit Recht feststellt, Robert Bruce offenen Kämpfen mit den Engländern aus, ließ 1321 sogar ein englisches Heer wieder bis Edinburg kommen und suchte es nur durch Abschneiden der Zufuhr wieder zum Lande hinauszumanövrieren.

Die Schlacht bei Rosebeke.
27. November 1382.

Ganz ähnlich wie einst die griechischen Bürger und Bauern die persische Ritterschaft, haben die Vlamen und Schotten durch meisterhafte Ausnutzung des Geländes die französische und englische Ritterschaft besiegt. Aber die Griechen sind bald weitergegangen und haben sich nicht mehr gescheut, mit den Persern im freien

Felde zu schlagen: von Bannockburn haben wir bereits gehört, daß es nicht etwa der Ausgangspunkt für eine Ueberlegenheit der Schotten gewesen sei, und auf Courtray folgte nicht nur kein weiterer derartiger Sieg, sondern achtzig Jahr später erwies die Schlacht bei Rosebeke, daß, sobald den Bürgern der Vorteil des Geländes entzogen war, die Ueberlegenheit nach wie vor bei der Ritterschaft wohnte.

Der politische Ursprung und Charakter des Kampfes ist insofern anders als bei Courtray, als diesmal der Graf von Flandern nicht auf der Seite der Bürger, sondern des Königs steht. Gent unter Führung Philipps von Artevelde hat sich gegen den Landesherrn, den Grafen Ludwig erhoben, die anderen flandrischen Städte teils mit Güte, teils mit Gewalt auf seine Seite gebracht und den Grafen vertrieben, auf dessen Hilferuf der junge König Karl VI. von Frankreich herangezogen kommt, die Rebellen zu beugen. Herzog Philipp von Burgund, der Schwiegersohn des Grafen von Flandern und später sein Erbe, war der Vermittler dieses Bündnisses gewesen, während Philipp von Artevelde das Bündnis des Königs von England suchte. Diese politische Verschiedenheit zwischen den Verhältnissen von 1382 und 1302 macht sich auch in der Strategie geltend.

Artevelde belagerte die Stadt Oudenarde an der Schelde, 25 Kilometer aufwärts von Gent, die ein französischer Ritter für den Grafen zäh verteidigte. Erst nach sechs Monaten, Mitte November des Jahres 1382, war der König von Frankreich so weit, daß er ein Entsatzheer gesammelt hatte und es, von Arras aus, vorführen konnte.

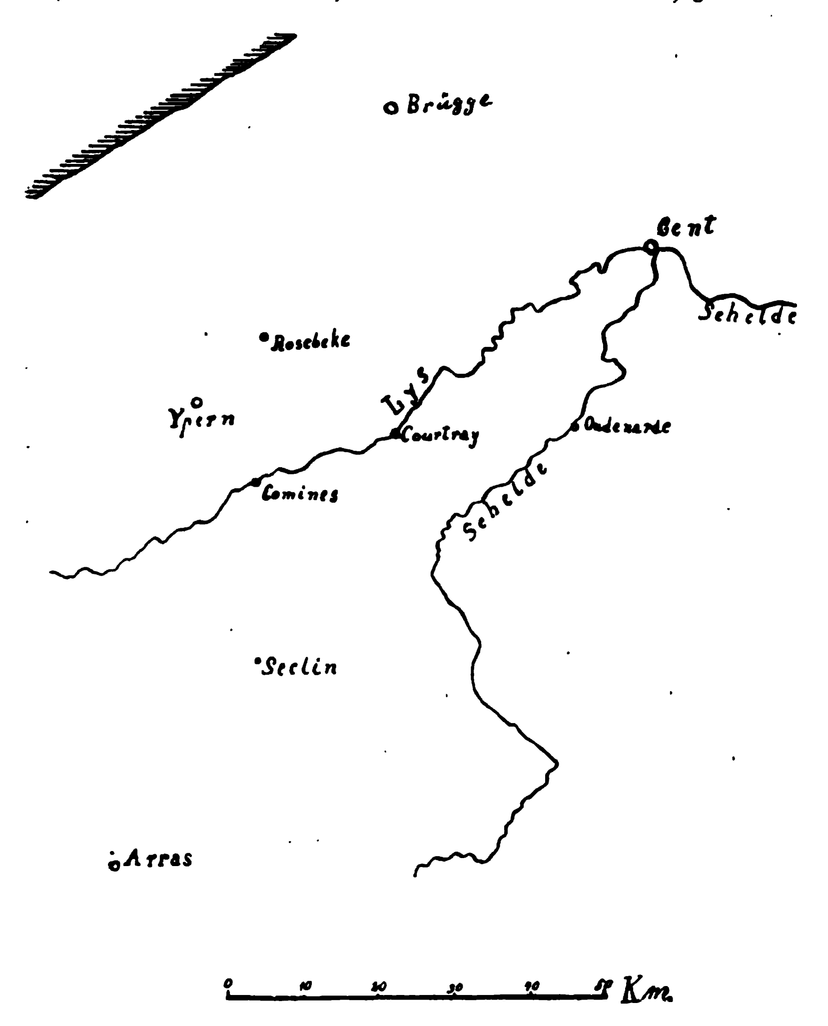
Artevelde hatte, obgleich berichtet wird, daß er gewaltige Geschütze gehabt habe, Oudenarde doch nicht eigentlich belagert, sondern gesucht es auszuhungern, und hatte das Belagerungsheer durch Verschanzungen gegen einen Angriff von außen gedeckt.

Der französische Kriegsrat, der in Seclin zusammentrat (17. Nov.), (der Connetable Olivier Clisson und drei Oheime des Königs) mußte sich also entscheiden, ob er an der Schelde entlang zum direkten Angriff auf Artevelde und seine Truppen vorgehen wollte, um Oudenarde zu entsetzen, oder ob er durch eine Diversion den Feind zum Aufgeben der Belagerung bestimmen, ihn aus seiner

festen Stellung herauslocken und vielleicht anderswo zum Entscheidungskampf zwingen oder reizen könne. Wohl in Erinnerung an die böse Erfahrung von Courtray beschloß man, so groß auch schon die Not der Belagerten in Oudenarde war, von dem direkten Angriff abzusehen und statt dessen einen Einfall in das westliche Flandern zu machen. Hätte Artevelde sich unbedingt auf die flandrischen Städte verlassen können, so hätte er deshalb seine Stellung bei Oudenarde wohl noch nicht aufzugeben brauchen. Wenn die Städte ihre Tore schlossen und die Franzosen bloß das platte Land an der Grenze verwüsteten, statt den rebellischen Bürgern auf den Leib zu gehen und ihre eingeschlossenen Landsleute zu befreien, so wäre das moralische Plus unzweifelhaft auf der Seite Arteveldes gewesen. Aber im Lager des Königs war ja auch der Graf, der rechtmäßige, angestammte Herr von Flandern. Alte Anhänglichkeit und Furcht vor dem großen französischen Heer, wohl auch Eifersucht auf Gent und Philipp von Artevelde selbst wirkten zusammen, um die Stimmung in den Städten sehr unsicher zu machen. Artevelde hat, wie es scheint, die Lys, die Flandern von dieser Seite deckte, verteidigen wollen, aber es gelang den Franzosen bei Comines, aufwärts von Courtray, den Fluß zu überschreiten, und sofort ergaben sich Ypern und eine Reihe von weiteren Ortschaften dem königlichen Heer.

Wäre Artevelde jetzt noch bei Oudenarde stehen geblieben, so wäre das französische Heer auf Brügge vorgegangen, hätte diese Stadt, die in ihrer Gesinnung sehr geteilt war, genommen, und dann wäre Arteveldes Heer einfach auseinandergelaufen. Er hatte jetzt keine Wahl mehr, als sich entweder auf Gent zurückzuziehen, in der Hoffnung, sich dort zu halten, das übrige Flandern aber preiszugeben, oder sein Heer von Oudenarde dem französischen Heer entgegenzuführen und den Gott der Schlachten anzurufen, und zwar galt es die einfache offene Feldschlacht, wo man sich gerade traf. Denn wenn der vlämische Volksführer etwa gesucht hätte, zwischen Ypern und Brügge irgendwo eine Stellung zu suchen, so fest wie sie die Vorfahren bei Courtray gehabt und wie er sie sich ohne Zweifel vor Oudenarde künstlich angelegt hatte, so gibt es erstens solche Stellungen nicht so leicht, und wenn der Boden sie zufällig bieten sollte, so hinderte die Franzosen nichts,

sie statt anzugreifen zu umgehen, die Vlamen herauszumanövrieren und an einem besseren Fleck zu attackieren. Zu der Stellung, die einst Miltiades bei Marathon, die Vlamen bei Courtray genommen



hatten, gehörte nicht bloß das Feldherrnauge, das die Position fand und wählte, sondern auch die ganze politisch-strategische Kombination, die den Gegner zu dem Angriff auf eben diese Position trieb. Die Franzosen, die 1382 in Flandern eindrangen,

hatten, nachdem sie einmal auf die direkte Entsetzung von Oudenarde verzichtet, die völlig freie Wahl, auf welchem Wege sie durch das offene Land ziehen wollten, und brauchten keine Stellung anzugreifen, die ihnen zu fest schien. Der Verteidiger hatte also nicht die Möglichkeit, an einer bestimmten, vorteilhaften Stelle Posto zu fassen und den Gegnern zuzurufen: greift mich hier an oder geht wieder nach Hause. Diesmal galt es vielmehr die einfache Feldschlacht, die nur geschlagen wird, wenn keiner von den beiden Parteien im Gelände einen gar zu starken Verbündeten hat. Die Bürger und Bauern, die bei Courtray mit Hilfe dieses Verbündeten gesiegt hatten, mußten jetzt, wenn sie sich nicht ohne Schlacht geschlagen geben wollten, zeigen, daß sie auch unter gleichen Verhältnissen es mit den Rittern aufzunehmen wagten.

Philipp von Artevelde, der Ruwart von Flandern, wie er sich nannte, war kühn genug, eine solche Entscheidung herauszufordern, und die Bürger wagten es, ihm in diese Schlacht zu folgen.

Die Flandrer bildeten mit ihren Spießen und Goedendags eine dichtgeschlossene Phalanx, die nun nicht wie bei Courtray den Angriff abwartete, sondern ihm entschlossen entgegenging. Es war, wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß, die einzige Möglichkeit, die Schlacht zu gewinnen. Hätte man ohne solche Flügelanlehnungen wie bei Courtray und auch ohne deckende Reiter auf den Flanken den französischen Angriff abgewartet, so wäre von vornherein alles verloren gewesen. Artevelde zeigte sich also als ein tüchtiger und wackerer Soldat, indem er aus seiner Situation die letzte Konsequenz zog und selber die Offensive nahm. Nachdem die beiden Heere schon in der Nacht vom 26. zum 27. November zwei Meilen nordwestlich von Ypern nicht mehr weit voneinander gelagert und sich am andern Morgen gegenseitig rekognosziert, stießen sie in völlig aufmarschierter Schlachtordnung bei dem Dorfe West-Rosebeke aufeinander.

Der Connetable hatte sein gesamtes Fußvolk ins Zentrum genommen und, um ihm gegen den zu erwartenden Anprall der Vlamen mehr Festigkeit zu geben, die ins Zentrum postierten Ritter, mit Ausnahme des jungen Königs selber und seiner nächsten

Begleiter sämtlich absitzen lassen.[1]) Dieses Zentrum aber sollte die Schlacht nur hinhalten. Den positiven Stoß sollten von beiden Flügeln her zugleich die Ritter ausführen, die zu Pferde geblieben waren.[2])

Mit dieser Ordnung konnte ihm der Sieg nicht fehlen. „Sie sind unser. Unsere Knechte könnten sie bekämpfen", soll der Konnetable zum König gesagt haben, als er von der Rekognoszierung zurückkam und meldete, daß die Schlacht bevorstehe.

Zunächst zwar gelang es dem Druck der Phalanx, die, nachdem die Geschütze abgefeuert waren, geschlossen eine Anhöhe herab vorging, die Franzosen ein Stück zurückzudrücken. „Wie ein Wald habe die herannahende Masse mit ihren Spießen und Stangen ausgesehen", sagt Froissart, und habe sich wie ein Eber auf den Feind gestürzt. 1½ Schritt seien die Franzosen gewichen, will auch der Mönch von St. Denys zugeben.

Aber völlig werfen und in die Flucht jagen ließen sich die Franzosen doch nicht, und damit hatten sie gewonnen, denn jetzt brachen von beiden Flügeln her die Berittenen in die vlämische Phalanx ein, und das brachte auch den Andrang in der Front zum Stehen. Man fühlt sich an die Schlacht bei Cannä erinnert. Da die Vlamen nicht siegten, wurden sie in Masse niedergehauen. Manche sollen, als die Menge sich angstvoll zusammenballte, erdrückt worden sein, unter ihnen Philipp von Artevelde selber, dessen Leiche man nachher, angeblich ohne Wunde, unter den Erschlagenen auf dem Schlachtfelde herausfand.

---

[1]) Der Grund, weshalb die französische Ritterschaft im Zentrum absaß, ist in keiner Quelle direkt so angegeben, doch wird man die Worte, die der Mönch von St. Denys gebraucht, so auslegen dürfen, wie wir es getan haben. Er sagt nämlich: „les chevaux mêmes furent éloignés de la vue des combattants, afin que chacun perdant tout espoir de se soustraire au danger par la fuite, monstrât plus de coeur."

[2]) Daß dies der Sinn der französischen Aufstellung war, ist aus dem Gang der Schlacht selbst zu erschließen. Daß die Epoche eines solchen taktischen Gedankens fähig war, zeigt der Bericht über die Schlacht bei Othée (1408), bei Monstrelet, wo das fragliche Manöver begrifflich exakt beschrieben wird: „Quand icelle autre compagnie à pied moult plus grande . . . sera ententive à vous envahir et combattre, iceux que veez à cheval, prestement surviendront de travers par bataille instruite et ordonnée, et s'enforceront de vous séparer et diviser par derrière, entre temps que les autres vous assaudront par devant."

Ueber die Heereszahlen, die auf beiden Seiten bei Rosebeke ins Gefecht geführt worden sind, fehlt es an zuverlässigen Angaben oder genügenden Unterlagen für Schätzungen.

Die Schlacht ist weniger positiv als negativ von der größten Wichtigkeit für die europäische Geschichte. Hätten die Vlamen bei Rosebeke gesiegt, so hätten die französischen Städte, die schon die größten Schwierigkeiten machten, ihrem König sofort den weiteren Gehorsam aufgesagt, und die Möglichkeit, daß Bürgerheere im offenen Felde Ritterheere besiegten, hätte, einmal dargetan, ähnliche Ereignisse gezeugt und damit der sozialen Entwickelung der germanisch-romanischen Völker eine ganz andere Richtung gegeben.

Die Quellen über Rosebeke sind unter wahren Schutthalden von Fabeln und Entstellungen vergraben und erst durch die Berliner Dissertation von Friedrich Mohr (Verlag von Georg Nauck, 1906) zu Tage gefördert worden. Dieselbe Arbeit hat auch alle die phantastischen Konstruktionen, mit denen Neuere den Verlauf haben aufbauen wollen, abgetan.

Quellenkritisch besonders interessant ist der Bericht, den Froissart über den Kriegsrat in Seclin am 17. November gibt. Hier soll einer der Teilnehmer, der Herr von Coucy, vorgeschlagen haben, an der Schelde entlang, auf der man sich verpflegen könne, dem Feinde bei Oudenarde auf den Leib zu gehen. Der Connetable soll ihm entgegnet haben, man tue dem Feinde zu viel Ehre an, wenn man einen Umweg mache; als wackere Krieger müßten sie direkt auf ihm losgehen und deshalb in Westflandern einfallen.

In Wirklichkeit war es ja gerade der Vorschlag Coucys, der direkt gegen die feindliche Hauptmacht führte, und der Connetable, in besserer strategischer Einsicht, zog ihn durch die Diversion über Comines nach Westflandern erst aus seiner festen Stellung heraus.

Wir haben hier also einen Fall, wo der Erzähler, unsere Quelle, etwas ganz Richtiges gehört, aber selbst zu wenig im Bilde, nachher bei seiner Niederschrift die beiden Sprechenden und ihre Motive verwechselt hat. Ein Blick auf die Karte genügt, um das zu erkennen. General Köhler aber in seiner ausführlichen Behandlung der Schlacht, Kriegsw. d. Ritterzeit Bd. II S. 574 ff. hat den Widersinn einfach nacherzählt.

Bürgerwehren und Landsturm-Aufgebote.

Die Schlacht bei Rosebeke zeigt uns, weshalb aus den Anläufen zu allgemeiner Bürgerbewaffnung, die bei Legnano zum wenigsten zum Erfolge beigetragen, bei Courtray zu einem völlig selbständigen großen Erfolge geführt haben, etwas Dauerndes, eine

bleibende Ueberlegenheit des bürgerlichen Fußvolks doch nicht hervorgegangen ist. Es sind bloße Episoden geblieben. Wir finden wohl immer wieder, daß Bürgerschaften aufgeboten werden, ausziehen, Kontingente stellen, auch wohl einmal Erfolge erfechten, aber gegen Ende des Mittelalters erscheint die kriegerische Kraft des Bürgertums nicht fortgeschritten, sondern zurückgegangen, wieder zusammengesunken. Zahlreich sind die Wehrordnungen in den deutschen Städten, aber schließlich führen sie ihre Kriege doch mit Söldnern, sodaß es für unsern Zweck erübrigt, diese Vorschriften hier im einzelnen aufzuzählen.[1] Die Probe auf die Leistungsfähigkeit der deutschen Städte, die sie als ungenügend erweist, ist die Schlacht bei Döffingen (1388), deren Darstellung ich aber um des Contrasts und der gegenseitigen Erläuterung willen in das nächste Buch, das die Schweizer behandelt, einschiebe. Der Sieg der Nürnberger über Albrecht Achilles bei Pillenreuth, ist oben verwertet worden (S. 289) und ist uns als ein rein ritterliches Gefecht erschienen. Italien steht völlig unter der Herrschaft des Söldnertums. Die englische Miliz hat nie eine wirkliche kriegerische Bedeutung erlangt. In Frankreich lehnen die Könige die Bürgeraufgebote direkt ab, da sie nichts leisteten und nur im Wege stünden.

Philipp VI. erklärte im Jahre 1347, nach Froissart, daß er künftighin nur mit Edelleuten kriegen und sie in die Schlacht führen wolle. Die Bürger seien bloßer Ballast, denn sie schmölzen im Handgemenge, wie der Schnee in der Sonne. Nur ihre Schützen seien noch zu gebrauchen und ihr Geld, im übrigen sollten sie zu Hause bleiben, Weib und Kinder hüten und ihr Geschäft besorgen, für das Waffenwerk taugten allein die Edelleute, die es von Jugend auf gelernt hätten und dafür erzogen seien.[2])

---

[1]) Es existiert darüber eine wohl ziemlich erschöpfende Literatur. Mojean, Städtische Kriegseinrichtungen im 14. u. 15. Jahrhundert. Progr. des Gymnasiums zu Stralsund 1876. v. d. Nahmer, Die Wehrverfassungen d. deutschen Städte in d. 2. Hälfte d. 14. Jahrh. Marburger Dissert. 1888. Mendheim, das reichsstädtische, besonders Nürnberger Söldnerwesen. Leipziger Dissertation 1889. Baltzer, Aus der Geschichte des Danziger Kriegswesens Progr. des Gymnasiums zu Danzig 1893. G. Liebe, Das Kriegswesen der Stadt Erfurt. 1896. P. Sander, Die reichsstädtische Haushaltung Nürnbergs. 1902, worin der zweite Abschnitt d. zweiten Teils das Kriegswesen ausführlich behandelt.

[2]) Froissart t. IV. p. 270 „qu'il ne voulait désormais guerroyer qu'avec des gentilshommes et que d'amener en bataille les gens des communautés, ce n'est que toute perte et encombrement (Ballast, Ver-

Man hat in solchen Aeußerungen wohl den adligen Hochmut erkennen wollen oder auch den Neid der Ritter, die den Sold, der ja um jene Zeit aufgekommen war, mit den Bürgern nicht teilen wollten.[1]) Aber in Wirklichkeit wird es wohl nicht viel anders gewesen sein, als König Philipps ärgerliche Schilderung es darstellt.

Am längsten hält sich und am meisten wird Gebrauch gemacht von Bürger-Aufgeboten naturgemäß in Flandern, trotz Rosebeke. Auch die angrenzenden Landschaften, Brabant, Hennegau, die schließlich mit Flandern unter der Herrschaft der Herzoge von Burgund vereinigt werden, haben ihren Herren noch im fünfzehnten Jahrhundert Kontingente gestellt. Aber gerade das Element, das bei Courtray den Sieg davongetragen und die Stärke dieser Kriegerschaften hätte ausmachen müssen, wenn sie eine Zukunft vor sich haben sollten, das mit der blanken Waffe ausgerüstete Massenaufgebot, das verschwindet, und die Bürger-Kontingente sind wesentlich Schützen-Kompagnien, also bloß eine Hilfswaffe des Rittertums, wie in Frankreich.[2])

Ein anschauliches Bild von dem Heereszuge eines Bürgeraufgebots gewährt die nachstehende Schilderung von den Auszügen der Regensburger gegen die Hussiten im Jahre 1481:[3])

„Zuerst trank man die Johannes Minne und zog dann aus. Die Spitze bildete Hauptmann Soller mit 73 Reisigen, diesen folgten 71 Arm-

stopfung) car les gens-là fondent dans une mêlée comme la neige au soleil. Bien y avait paru à la bataille de Crécy, à Blanquetagne, à Caen et en tous les lieux, où on les avait menés. Aussi il n'en voulait plus avoir, excepté les arbalétriers des cités et des bonnes villes. Quant à leur or et à leur argent, il en voulait bien pour payer les frais et la solde des gentilshommes, mais voilà tout. Les non nobles n'avaient qu'à rester chez eux pour garder leurs femmes et leurs enfants, faire leurs affaires et leur commerce, cela leur devait suffire. C'était aux nobles seuls à user du métier des armes qu'ils ont appris et où ils ont été dressés dès l'enfance." Nach der Wiedergabe bei Luce, Bertrand Du Guesclin I, 156.

„Qu'avons-nous affaire de l'assistance de ces gens de boutique?" soll Jean de Beaumont im Jahre 1415 gesagt haben, als die Stadt Paris Zuzug anbot. Religieux de St. Denys Buch 35, cap. 5.

Auch Monstrelet in seiner Chronique schreibt: „Assemblées de communes, nonobstant qu'ilz soient grand nombre, à peine peuvent résister contre multitude de noble hommes accoustumez et esprouvez en armes."

1) Michelet, Hist. de France III, 299.

2) Guillaume, Hist. de l'organisation militaire sous les ducs de Bourgogne. Mem. cour. de l'Acad. Belg. Bd. 22. (1848) S. 94.

3) Würdinger, Kriegsgeschichte von Bayern, Franken, Pfalz und Schwaben von 1347—1506, Bd. I, S. 182 nach Gmeiner III, p. 23.

brustschützen mit ihren Rennfahnen, dann 16 Schützen mit ihren Handbüchsen. Nach dieser Mannschaft kam der Kapellenwagen mit dem Kaplan der Ahkirche, und hinter diesen die Schmiede, Lederer, Plattner, Spießner, Schneider, Köche und Fleischhacker, im ganzen 284 Mann mit 6 Büchsen und deren Zugehör, 3 Zentner Büchsensteinen und 2 Zentner Bleikugeln. 41 Wägen führten dem Kontingente Pulver und Blei, 6000 Pfeile, 300 Feuerpfeile, 19 Handbüchsen, Kuhhäute zu den Ställen und Zelten, einen Getreidevorrat auf 6 Wochen nach. 90 Stück Ochsen, 9 Zentner Pachenes Fleisch, 9 Zentner Schmalz, 1200 Stück Terminiererkäse, 80 Stockfische, 56 Pfund Unschlittkerzen, ferner Essig, Baumöl, Pfeffer, Safran, Ingwer, 2 Fuder 73 Eimer Oesterreicher Wein, 138 Eimer Bier bildeten die Bepackung der Lebensmittelwägen. Die Kosten des Feldzuges betrugen 838 Pfund 3 Schilling Pfenninge."

Eine besondere Erwähnung verdienen noch die Wehrordnungen, vermöge welcher in deutschen Landschaften eine Reihe von Fürsten eine Volksbewaffnung zu organisieren suchten. Die Grafen von Württemberg verstärkten sich durch Bauernaufgebote im Kampf mit den Städten (1388); ähnlich die Pfalzgrafen, die Herzoge von Bayern[1]) und andere, ganz besonders aber die Herzoge von Oesterreich, die durch die Hussitenkriege und durch die Kämpfe mit den Ungarn gedrängt wurden, auf Stärkung ihrer Kriegsmacht Bedacht zu nehmen.[2]) Gleich bei Beginn der Hussitenkriege (1421) ließ Herzog Albrecht V. eine Liste aller Wehrfähigen seines Landes vom 16. bis zum 70. Jahr aufstellen. Nach einem Aufgebot vom Jahre 1431,[3]) dem aber frühere ähnliche zu grunde liegen werden, sollte von je zehn Haushaltungen ein Mann, derjenige, der zum Kriegsdienst die größte Geschicklichkeit und Körperstärke besitze, ausziehen und von den neun zu Hause bleibenden, die mittlerweile auch seine Wirtschaft zu versorgen hatten, mit allem nötigen versehen werden. Die bei der Teilung mit zehn in den einzelnen Herrschaften übrigbleibenden sollen mit denen andrer Herrschaften zusammengelegt werden. Die Bewaffnung und Ausrüstung ist bis ins einzelne genau vorgeschrieben. Von je zwanzigen sollen drei mit Büchsen, acht mit Armbrüsten, vier mit Spießen, vier mit Dreschflegeln bewaffnet sein, im übrigen sollen sie einen Eisenhut, einen Panzer oder ein Wamms, Blechhandschuhe, ein Schwert oder ein Messer haben. Je 20 zusammen sollen einen Wagen haben. Die Grundherren und Amtleute, die Pflichtige dem Aufgebot entziehen, verwirken schwere Geldstrafen, wovon ein Teil dem Herzog, ein Teil dem Feldhauptmann zufällt.

---

[1]) Würdinger, Kriegsgesch. v. Bayern II, 313.

[2]) Franz Kurz, Oesterreichs Militär-Verf. in älteren Zeiten 1825. Meynert, Gesch. d. Kriegswesens II, 11 (1868). Werunsky, Oesterreich. Reichs- und Rechtsgesch. 158 ff. (1896). W. Erben, Das Aufgebot Albrechts V. von Oesterreich gegen die Hussiten. Mitt. d. Inst. f. Oestr. Geschichtsforschung Bd. 23 (1902).

[3]) So nach Erben l. c. — nicht 1426.

Aehnliche Aufgebote sind in Oesterreich noch ziemlich häufig erlassen. Manchmal soll von dreißig, zwanzig, fünfzehn, zehn, fünf und sogar drei „gesessenen Leuten“ einer gestellt werden, meist der Zwanzigste oder Zehnte. Manchmal werden auch die der Gefahr näherliegenden Landstriche stärker herangezogen als die entfernteren.

Es lag sehr nahe, diese Gruppenbildungen mit den Gruppen der karolingischen Kapitularien zusammenzubringen, sogar eine niemals ganz unterbrochene Tradition ließ sich annehmen. Nachdem wir uns klar gemacht haben, daß die karolingischen Vorschriften sich garnicht auf die ganze Masse der Bauern, sondern auf den Kriegerstand bezogen haben, ist auch die Möglichkeit eines derartigen Zusammenhanges geschwunden. Die österreichischen Aufgebote knüpfen vielmehr an an die Landsturmpflicht, die ja allenthalben und zu jeder Zeit, wenn auch mit sehr geringer praktischer Wirkung, neben der eigentlichen Kriegsverfassung bestanden hat. Nach den Kapitularien sollen Heere aufgestellt werden, die für den Sommer auf Hunderte von Meilen ins Feld ziehen; die österreichischen Aufgebote dienten nur der Landesverteidigung oder vielleicht einmal einem kurzen Vorstoß über die Grenze, zum Beispiel, um einmal eine große Räuberbande im Ungarischen aufzuheben und unschädlich zu machen (1449). Die Analogie der Gruppenbildung hat keinen historischen Kontinuitäts-Zusammenhang mit den Karolingischen Kapitularien, sondern entspringt demselben Bedürfnis, nämlich das Aufgebot mit einer Steuerumlage zu verbinden; eine Form der Steuererhebung, der wir ja immer von neuem begegnet sind und die sich ebensowohl auf einen Krieger-, Herren oder Vasallenstand, wie auf Bauern und Bürger anwenden läßt.

Nach der ältesten Fassung des österreichischen Landrechts, das wahrscheinlich im Jahre 1237 aufgezeichnet worden ist, soll im Falle der Landesnot jeder mit seinem Herrn, dessen „behauster Mann“ er ist (d. h. von dem er Haus und Hof hat), ausziehen oder ihm eine Heersteuer von der Höhe des Jahresertrages seines Gutes entrichten.[1])

Von wirklich kriegerischen Leistungen dieser österreichischen Aufgebote wird denn auch nichts berichtet.

Ein Treffen, in dem einmal von aufgebotenen Bauern mit Erfolg die Rede ist, ist Seckenheim (1462), das ich im Anschluß an die Schweizer behandeln werde.

Das Treffen bei Reutlingen.
14. Mai 1377.

Die Ueberlieferung von dieser Schlacht ist, daß Graf Ulrich von Württemberg den Reutlingern, die einen Beutezug gemacht hatten, dicht vor der Stadt den Rückweg verlegt habe, aber geschlagen wurde, weil ihm

---

[1]) Werunsky, „Oesterreichische Reichs- und Rechtsgeschichte“ S. 158.

der heimgebliebene Teil der Bürgerschaft durch ein sonst verschlossenes Tor in den Rücken fiel. Diese ganze Erzählung ist in einer Spezial-Untersuchung von Joh. Jacobsen „Die Schlacht bei Reutlingen" Leipzig 1882 als wesentlich legendarisch nachgewiesen worden. Auch daß der Graf mit seinen Rittern zu Fuß gekämpft habe, wie Königshofen berichtet, bezweifelt Jacobsen, und v. d. Au „Zur Kritik Königshofens" S. 18, wie Schön, Reutlinger Geschichtsblätter 1899 S. 5 schließen sich ihm an. Kriegsgeschichtlich ist daher das Treffen nicht verwertbar.

Zweites Kapitel.

Abgesessene Ritter und Schützen.

Schlacht bei Crecy.[1]
26. August 1346.

Die Könige von England streben nach einer Vereinigung der beiden großen Inseln unter ihrem Szepter, der Angliederung von Wales, Schottland und Irland an das Hauptland. Nicht anders streben die Könige von Frankreich nach einer wirklichen Herrschaft über die Lehnsfürstentümer, die der Krone fast nur nominell untergeordnet sind. Jede der beiden Nachbarkronen aber sucht die andere in ihrem Beginnen zu stören, um sie nicht zu mächtig werden zu lassen, und die in ihrer partikularen Selbständigkeit bedrohten Landschaften finden in ihrer Not einen Protektor an dem Rivalen ihres Bedrängers: die Schotten halten sich an den König von Frankreich, die Vlamen an den König von England. Der dauernde Kampf zwischen England und Frankreich ist zugleich in beiden Gebieten ein Kampf zwischen der zentralen Monarchie und dem Partikularismus der Landschaften, und dieser Gegensatz verflicht sich wieder mannigfach mit ständischen Bestrebungen und dynastischen Gegensätzen und Verbindungen. Auf das höchste aber wurde der

[1]) Die maßgebende Monographie über die Schlacht bei Crecy ist die Berliner Dissertation von Richard Czeppan. Verl. v. Georg Nauck. 1906. Die sonstigen Darstellungen von Rüstow, Jähns, Pauli, Köhler, Oman gehen, je nachdem sie sich mehr an diese oder jene Quelle halten, ganz außerordentlich auseinander. Czeppan aber dürfte alle wesentlichen Fragen definitiv aufgeklärt und entschieden haben. Einige treffende Bemerkungen über die Wirkung des Pfeilschusses bei Köhler Bd. III, Vorbem. S. XXXVI.

Kampf gesteigert, als die ältere Linie der Kapetinger ausstarb und gegen den nach dem männlichen Erbrecht berechtigten Vetter, Philipp von Valois, König Eduard III. als Schwestersohn des letzten Königs den näheren, weiblichen Erbanspruch geltend machte und die französische Krone für sich und seine Nachkommen forderte, während ihm von seinen Vorfahren her ohnehin noch die Gascogne gehörte.

Ein Seesieg, den die Engländer im Jahre 1340 bei Sluys über die französische Flotte erfochten, hatte Eduard die Herrschaft über das Meer gegeben. Er konnte landen, wo er wollte und wählte im Jahre 1346, von einem landflüchtigen französischen Edelmann überredet, die Normandie. Da die Franzosen sich mit ihrer Hauptkraft gegen die Landschaften des englischen Königs in der Gascogne gewandt hatten, so nahmen die Engländer ohne Schwierigkeit eine Anzahl normannischer Orte ein und plünderten sie aus. Das wirkte als Diversion auf den südlichen Kriegsschauplatz und degagierte die dort kämpfenden Engländer, die schon in großer Bedrängnis waren. Indem nun der französische König sich mit seinen Truppen gegen ihn wandte, beschloß Eduard, zu Lande nach dem ihm verbündeten Flandern zu ziehen. Es ist nicht unmöglich, daß er diesen Beschluß nicht freiwillig gefaßt hat. Er hatte einigen seiner Schiffskapitäne erlaubt, mit Verwundeten und Kranken und der gemachten Beute nach Hause zu fahren; dieser Fahrt schlossen sich aber ohne Erlaubnis die sämtlichen anderen Kapitäne an, sodaß das englische Heer plötzlich von der Heimat abgeschnitten war und notgedrungen suchen mußte, zu Lande auf befreundetes Gebiet zu gelangen. Auf diesem Marsch suchte König Philipp es zu fassen. Zwar hatte er seine Truppen noch nicht alle beisammen, aber er ließ die Brücken abbrechen, die Eduard hätte passieren müssen, zwang ihn dadurch zu großen Umwegen und zog mehr und mehr Kontingente heran.

Mit höchst geschickten Manövern und vom Glück begünstigt, gelang es Eduard, sowohl die Seine wie die Somme zu überschreiten, und als er sich auf diese Weise so weit nach Norden gezogen, daß er im Fall einer Niederlage nicht mehr rückzugslos gewesen wäre, stellte er sich dem Verfolger zum Kampf.

Das englische Heer bei Crecy wird auf 14 000 bis 20 000 Mann berechnet. Die Zahl scheint dadurch gesichert, daß von der der

Schlacht folgenden Belagerung von Calais der königliche Schatzmeister Walter de Wetewang eine Musterrolle anlegte, die erhalten ist. Diese Aufstellung Wetewangs ergibt 32 000 Mann; zieht man davon die Verstärkungen ab, die nachweislich dem Heere erst nach der Schlacht zugezogen sind, so ergeben sich gegen 20 000. Die Zahl scheint so hoch, daß ich eine gewisse Skepsis nicht zu unterdrücken vermag, immerhin ist sie nicht unmöglich.[1])

Ob Philipp VI. innerhalb der sechs Wochen, die seit der Landung Eduards in der Normandie (12. Juli) verflossen waren, ein ebenso starkes oder ein noch stärkeres Heer hat zusammenbringen können, ist nicht zu sagen. Die Truppen, die bisher in der Gascogne gefochten hatten und schleunigst heranmarschiert kamen, waren noch nicht zur Stelle. Auch wenn das französische Heer an der Zahl schwächer gewesen sein sollte als das englische, so wäre der Entschluß Philipps zur Schlacht doch ganz wohl verständlich, da er in der Zahl der Ritter wohl sicher überlegen war und der fortwährende Rückzug der Engländer den Anschein einer Flucht bot und die Zuversicht der Franzosen hob.

Wäre es jetzt zu einer normalen Ritterschlacht gekommen, so wäre aller Wahrscheinlichkeit nach der Sieg den Franzosen geblieben.

Da schuf das Genie Eduards III. eine neue Taktik, eine Waffenverwendung, wie sie das Mittelalter bis dahin nicht gesehen, so eingepaßt in das Gelände wie in die strategische Lage, daß alle ritterliche Tapferkeit der Franzosen daran zerschellte.

Das englische Heer bestand zu einem sehr großen Teil aus Bogenschützen. In dem überlieferten Normalgefecht waren die Schützen die Hilfswaffe der Ritter. Auf sich allein angewiesene Schützen konnten auf einem einigermaßen zugänglichen Gelände es mit Rittern in einer entsprechenden Zahl nicht aufnehmen. Kamen diese in schneller Gangart heran, so mußten sie die Schützen überrennen, ehe gar zu viele Ritter oder Rosse durch die Pfeile

---

[1]) Morris in einer Besprechung des Buches von Wrottesley „Crecy and Calais", das die betr. Urkunden enthält (Engl. Histor. Review Bd. 14 S. 767. 1899), macht darauf aufmerksam, daß die 32 000 Mann nur ganz kurze Zeit beisammen waren, als König Philipp die Engländer mit einer Entsatzschlacht bedrohte. Morris rechnet, daß Eduard bei Crecy 4000 Berittene (Ritter und Knechte) und 10 000 Bogner hatte.

außer Gefecht gesetzt waren. In dieser Gewißheit aber, daß die Ritter bald mitten unter ihnen und daß sie dann verloren sein würden, pflegten die Schützen ihre Waffe garnicht bis zum letzten Augenblick auszunutzen, sondern suchten das Heil in der Flucht, ehe die Ritter auch nur in die wirksamste Schußweite kommen konnten. Die Aufgabe des Taktikers also war, seine Schützenlinie bis zum letzten Augenblick fest- und in fortwährendem Feuer zu halten. Zu diesem Zweck befahl König Eduard seinen Rittern abzusitzen und sich mit den Schützen und Spießknechten zusammen zu Fuß aufzustellen. Wären sie zu Pferde geblieben, so hätten sie im beginnenden Nahgefecht als einzelne mehr leisten können, aber diese direkte Ritterleistung sollte jetzt nicht die Hauptsache sein. Was der Ritter bei Crecy vor allem zu bewirken hatte, das war, der Masse der gemeinen Krieger den moralischen Halt zu geben, und das geschah in weit höherem Maße, wenn er, wie diese selber, zu Fuß focht. Eine geringe Zahl von Rittern zu Pferde unter der Menge von Bognern und Spießern hätte dieser keine Sicherheit gegeben. Der gemeine Mann wäre aus der Empfindung nicht herausgekommen: die Zahl der Herren ist zu klein, um viel auszurichten, und wenn es schlecht geht, eilen sie auf ihren Pferden davon und wir haben die Niederlage mit unserm Blute auszubaden. Von nicht wenigen mittelalterlichen Schlachten wird es ja direkt berichtet, daß die Herren sich gerettet hätten und daß das Fußvolk niedergemetzelt sei. So unritterlich das klingt, so darf man es doch nicht einfach als Feigheit brandmarken; retten hätten ja die Herren ihre Knechte doch nicht mehr können, nur mit ihnen sterben. Dazu waren die Dinge nicht angetan. Ist die Schlacht einmal verloren, so ist es auch dem Tapferen erlaubt zu fliehen und die Rettungsmittel, die sich ihm darbieten, zu benutzen. Der Berittene also entkommt leichter als der Unberittene. Dem Unberittenen aber muß es die Zuversicht aufs höchste steigern, wenn er sieht, daß der Berittene mit allen Vorzügen seiner Waffe freiwillig sich dieses Vorteils begibt. Der Ritter hat seinen Namen daher, daß er am liebsten und am besten zu Pferde kämpft; seine technische Ueberlegenheit beruht auf seinem Roß. Das Gelände ist es bei Crecy nicht, was ihn, wie etwa anderswo, zwingt, auf sein bestes Kampfes-Instrument zu verzichten. Es ist das psychologisch-

moralische Moment, welches gegen das technisch-physische auftritt und es zurückdrückt. Schon sehr früh können wir diese Spannung in einzelnen Fällen beobachten: als Cäsar seine noch ungeprüften Legionen in seine erste Schlacht gegen die Helvetier führte, ließ er seine eigenen und die Pferde aller seiner hohen Offiziere fortbringen und kommandierte die Schlacht zu Fuß: unzweifelhaft eine sehr große Erschwerung für die geordnete Leitung, aber das wirksamste Mittel, die frisch ausgehobenen Legionäre gegen den wilden Ansturm der Helvetier festzumachen. In der Schlacht bei Straßburg (357) verlangten die Allemannen sogar von ihren eigenen Fürsten, daß sie absteigen und mit den Gemeinen zu Fuß fechten sollten, damit sie sich nicht etwa vor ihnen bei einer Flucht retten könnten. Graf Balduin von Hennegau stieg in einem Gefecht gegen Gottfried von Löwen im Jahre 1170 vom Pferde, damit die Seinigen dadurch zur Tapferkeit angefeuert würden[1]) und im späten Mittelalter finden wir ähnliche Vorkommnisse noch häufig [2])

Durch die Einmischung der Ritter zu Fuß unter die Bogner erreichte also Eduard, daß der Pfeilschuß in ganz anderer Weise ausgenutzt wurde, als sonst in einer Ritterschlacht: der Schütze schoß bis zum letzten Augenblick in der Sicherheit, daß er, wenn der feindliche Ritter trotzdem herankomme, ihm mit ein paar Schritten rückwärts ausweichen könne und der Fußritter neben ihm den Kampf aufnehmen müsse und werde.

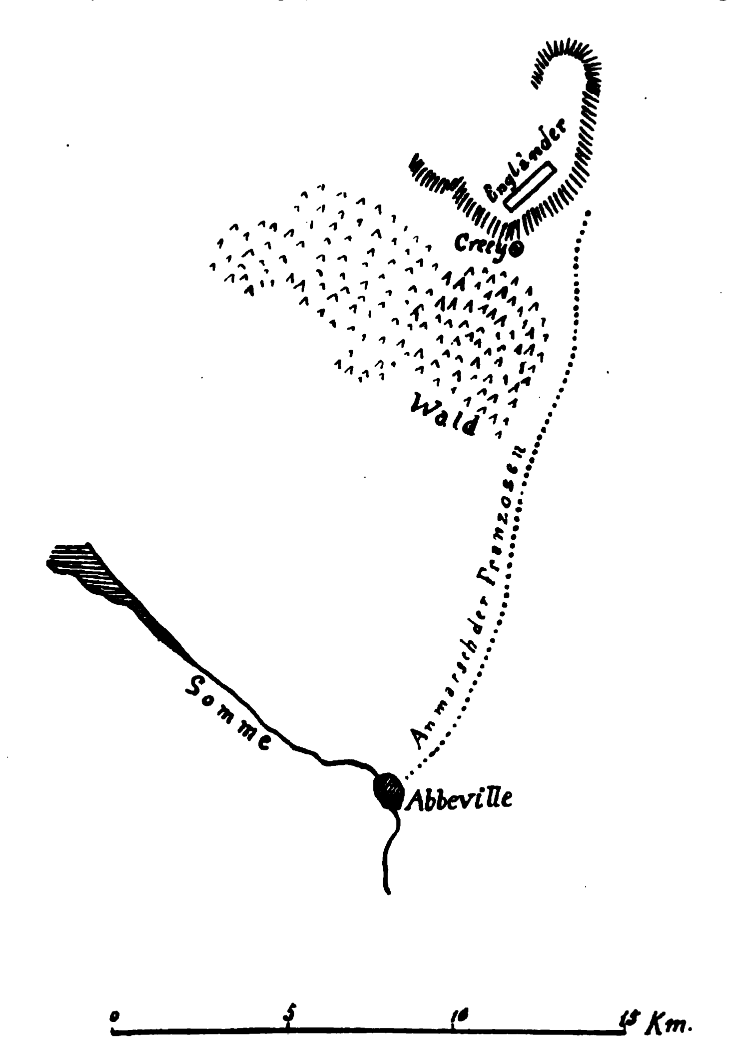
Eduard aber wußte die Wirkung noch weiter zu verstärken. Er nahm seine Stellung nicht quer über die Straße, auf der die Franzosen anrückten, sondern er hatte eine Position ausfindig gemacht, wo ein länglicher Hügel parallel dieser Straße lief (links davon) und doch durch einen dichten Wald und eine sehr steile Böschung in der rechten Flanke gegen einen französischen Angriff gedeckt war. Die Franzosen mußten also, um an die Engländer zu kommen, erst nach ihrer linken Flanke hin aufmarschieren, um dann den Hügel hinauf zu attackieren. Nun wissen wir, und König

---

[1]) „Ut sui videntes eum peditem, non relinquerent, sed cum eo tam equites quam pedites ad bellum animarentur.“ Gislebert, SS. XXI, 519.

[2]) Im Hussitenkriege verweigerten einmal die Fußknechte den Angriff: „Wenn wir gedranget werden“, sagten sie, „so reytet ir ewer straße, so muß wir alle bleiben“. Die Ritter mußten absitzen und zu Fuß kämpfen. Nach Johann von Guben S. 64, zit. bei Wulf, Die hussitische Wagenburg S. 37.

Eduard wußte auch, daß es nicht so leicht ist, Ritter, die einmal vor dem Feinde sind, festzuhalten. Es hätte schon eine recht gut



disziplinierte Armee dazu gehört, um die ersten Kolonnen, die aus der Marschordnung gegen die feindliche Schlachtlinie einschwenkten, ihr unmittelbar gegenüber halten zu lassen, bis auch die letzten in die Schlachtordnung eingerückt waren. Eduard durfte also darauf

rechnen, daß seine Flankenstellung in noch viel höherem Maße, als es eine Frontal-Stellung getan hätte, wo man den Anmarsch von weit her bemerken kann, den Feind zu vereinzelten Angriffen verführen würde. Jeder vereinzelte Angriff aber bot den Engländern den Vorteil, daß abermals die Wirkung des Pfeilschusses verstärkt wurde, indem nicht nur von der Front, sondern noch viel wirksamer von der Seite her die Pfeile den ansprengenden Pferden wie Männern zugeschickt werden konnten.

Schließlich kommt noch die Form der Aufstellung in Betracht. Froissart berichtet, die Bogner hätten „en fourme de une herse" gestanden. Der Ausdruck, der viel Kopfzerbrechen bereitet hat, bedeutet nichts anderes, als was wir heute mit „schachbrettförmig" ausdrücken: „herse" heißt die „Egge" und auch das „Fallgatter" oder das „Staket"; „Staket" und „Fallgatter" gibt kein erkennbares Gleichnis, dagegen das Bild der Egge paßt vorzüglich. Denn die Zinken können weder sehr dicht stehen, weil sie sonst das Erdreich vor sich anhäufen würden, noch direkt hintereinander, weil sie dann zu wenig Rillen reißen würden, sondern sie sind entweder so eingefügt, daß die hinteren immer etwas seitwärts von ihrem Vordermann stehn oder aber die Egge wird nicht gerade, sondern schräg durch das Feld gezogen, wodurch dieselbe Wirkung erzielt wird. Um mehr als ein Glied gleichzeitig feuern lassen zu können, ließ also Eduard die hinteren Glieder nicht genau Vordermann nehmen, sondern etwas übertreten und durch die Zwischenräume schießen. Ob es möglich ist, auf diese Weise noch mehr als zwei Glieder zum direkten Schuß zu bringen, lasse ich dahingestellt.[1]) Wahrscheinlich schossen das dritte, vierte und fünfte Glied nur, wenn dichtere Massen nahten und noch in einiger Entfernung waren, sodaß sie mit dem hohen Bogenschuß getroffen werden konnten. Kamen sie näher, so konnten die hinteren Schützenglieder ihnen direkt nichts mehr anhaben, dienten aber doch dazu, die vorderen zu unterstützen, Verwundete sofort zu ersetzen, Waffen und Pfeile zu ergänzen.

König Philipp hatte mit seinem Heer die Nacht in und bei Abbeville, 2½ Meilen südlich von Crecy zugebracht. Erst nach-

[1]) Vgl. oben S. 421 Die Aufstellung der Engländer unter Richard Löwenherz bei Jaffa. 1192.

mittags 3 Uhr erhielt er auf dem Marsche die Meldung, daß die Engländer ihn in Schlachtordnung erwarteten, und beschloß, den Angriff bis zum nächsten Tage zu verschieben. Aber schon waren die vordersten Truppen im Angesicht des Feindes und die folgenden drängten nach, als diese Nachricht sich verbreitete. So beschloß auch der König, auf der Stelle die Entscheidung herbeizuführen. Er ließ zunächst seine genuesischen Armbrustschützen vorgehen. Aber diese richteten gegen die auf der Höhe postierten englischen Bogenschützen nicht viel aus. Ernsthaft wurde die Schlacht erst, als die französischen Ritter, durch sie hindurchstürmend und manchen dabei überreitend, in der gewohnten Weise die feindliche Aufstellung zu durchbrechen suchten. Wäre erst ein geordneter Aufmarsch erfolgt und hätte sich dann die ganze Masse gleichzeitig auf die Engländer gestürzt, so hätten die englischen Pfeile den Ansturm schwerlich aufgehalten. Aber die Franzosen kamen in einzelnen Abteilungen, wie sie auf dem Schlachtfelde anlangten, in immer neuen Anläufen und wegen der Böschung nur in mäßigem Tempo. Fünfzehn oder sechzehn Angriffe wollen Teilnehmer der Schlacht gezählt haben. Auf jeden einzelnen ergoß sich jedesmal der ganze Hagel einer langen Front, und wenn auch viele Pfeile gegen die Rüstungen der Ritter wie der Rosse wirkungslos blieben, bei der übergroßen Zahl[1]) trafen doch so viele, daß nur wenige der Anstürmenden bis in die feindlichen Reihen hineinkamen, wo sie dann von den englischen Rittern und Spießknechten niedergekämpft wurden. Die hauptsächlichsten Angriffe richteten sich naturgemäß gegen den rechten Flügel der Engländer, der der französischen Anmarsch-Richtung am nächsten war. Hier kommandierte der erst sechzehnjährige Prinz von Wales, der schwarze Prinz. Einmal wurde seine Bedrängnis so groß, daß der Vater ihm aus dem Zentrum noch zwanzig Ritter zu Hilfe schickte. Diese geringe Unterstützung genügte, die Franzosen wieder zurückzutreiben, denn die Zahl, die es von ihnen bis zum Nahkampf brachte, war ebenfalls nur sehr klein.

[1]) Commines sagt gelegentlich der Schlacht von Montl'hery (Ed. de Mandrot I, 31) „la souveraine chose du monde pour les batailles sont les archiers, mais qu'ils soient par milliers, car en petit nombre ne valent rien, et que ce soient gens mal montés, se qu'ils n'aient point de regret à perdre leurs chevaux, ou qui tous points n'en aient point“.

König Philipp selbst kam so weit, daß ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen ward, dann aber erkannte er die Unmöglichkeit des Sieges und verließ mit kleiner Begleitung das Schlachtfeld.

Mit welcher Tapferkeit der fanzösische Adel die Attacken ausgeführt hatte, zeigt die Liste der Gefallenen: an der Spitze steht der blinde König Johann von Böhmen, Graf von Luxemburg, Vater Kaiser Karls IV. Ferner waren geblieben ein Bruder und ein Neffe König Philipps, die Grafen von Alençon und Blois, Herzog Raoul von Lothringen, Graf Ludwig von Flandern, Graf Johann von Harcourt, Graf Simon von Salm, Graf Ludwig von Sancerre, Graf Johann von Auxerre, Graf Johann von Granpré, dazu 83 Bannerherren und etwa 1200 Ritter.

Der Sieg König Eduards gehört zu der in der Kriegsgeschichte ganz seltenen Erscheinung der in der reinen Defensive erfochtenen Siege. Der König hatte jede Verfolgung strikt verboten und ordnete auch selber kein Vorgehen an, um seine Fußkämpfer nicht etwa im Tal einem plötzlichen Reiterangriff auszusetzen.

Die Bogenschützen, mit denen Eduard III. die Schlacht bei Crecy gewonnen hat, sind in das englische Kriegswesen, wie wir gesehen haben, eingeführt worden durch seinen Großvater, Eduard I. Eine prinzipielle Neuerung lag darin nicht, sondern nur eine Wiederaufnahme und Verstärkung von Alters überlieferter Formen. Schon Wilhelm der Eroberer war ja stark an Bognern und Kaiser Friedrich II. noch mehr. Die Verstärkung dieser Waffe, die Eduard I. einführte, brachte ihm zwar die Eroberung von Wales und Schottland ein, änderte aber an der Schlachtenführung noch nichts und gab auch den Engländern nicht etwa eine dauernde Ueberlegenheit über ihre Feinde. Diese Bogner verhinderten nicht, daß Eduard II. die Schlacht von Bannockburn und damit Schottland wieder verlor, und als Eduard III. zuerst in den großen Krieg gegen Frankreich zog (1339), hatte er keineswegs die Idee, den Gegner vermöge der Masse und Trefflichkeit seiner Bogner zu besiegen, sondern schloß mit zahlreichen deutschen Fürsten und Herren Soldverträge und Bündnisse, so mit den Grafen von Berg, Mark, Limburg, Holland, dem Pfalzgrafen, dem Markgrafen von Brandenburg, den Herzogen von Jülich, Geldern, Brabant und

sogar mit dem Kaiser selbst, Ludwig dem Bayern. Ungeheure Steuern mußten in England auferlegt werden, um die fürstlichen Condottieri zu entlohnen; außer den großen Summen, zu denen das Parlament seine Zustimmung gab, erpreßte der König noch vieles mit Gewalt; er ließ die zur Ausfuhr bestimmte Wolle mit Beschlag belegen und nahm große Vorschüsse von den Hanseatischen Kaufleuten, denen dafür Privilegien zum Schaden der eigenen Untertanen erteilt wurden. Manchen der niederrheinischen Fürsten, denen man die bedungenen Summen in bar nicht zahlen konnte, wurden statt dessen Ausfuhrbewilligungen für bestimmte Quantitäten Wolle verliehen. Auch die reichen Abteien mußten mit ihren Klosterschätzen herhalten. Aber so bedeutend das Heer war, das auf diese Weise zusammengebracht wurde, Eduard richtete doch, als er damit im Jahre 1339 in Frankreich einbrach, nichts aus; König Philipp VI. trat ihm zwar mit einem Aufgebot entgegen, vermied aber die Schlacht, und Eduard fühlte sich nicht stark genug, ihn dazu zu zwingen. Philipp hatte ganz richtig gerechnet, daß sich das englisch-deutsche Heer nicht lange zusammenhalten lassen werde; die Fürsten erklärten nach kurzem, daß sie nunmehr genug geleistet hätten, und Eduard mußte, ohne etwas ausgerichtet zu haben, umkehren.

Als Eduard im siebenten Jahr des Krieges zum zweitenmal mit einem großen Heer über das Meer ging, fehlten die deutschen Ritter und waren durch eine um so größere Zahl von Bognern ersetzt, aber obgleich das Heer diesmal im wesentlichen ein nationalenglisches war, so war es darum nicht weniger ein Soldheer. Durch die drückendsten Steuern, indem man wieder in der Art der karolingischen Kapitularien die Kriegspflichtigen aufbot und ihnen erlaubte, Ersatzmänner zu stellen, wurden die Mittel beschafft.

Hatte der englische König bei seinem ersten Einfall eine Entscheidungsschlacht nicht erzwingen können, so kann er diesmal (1346), wo er an Rittern so viel schwächer war, umsoweniger darauf gerechnet haben. Hat er vielleicht ursprünglich direkt in die Gascogne gehen wollen, so war schließlich jedenfalls sein Zweck kein anderer, als daß er durch die Diversion mittelbar seine in der Gascogne belagerten Burgen und kämpfenden Scharen degagierte.

Zur Schlacht ist es schließlich nur dadurch gekommen, daß der französische König, ermutigt durch den fortlaufenden Rückzug der Engländer, sich getraute und beschloß, sie in ihrer Position anzugreifen, was er im Jahre 1339, als die Heere sich bei Buironfosse ähnlich gegenübergestanden hatten, nicht getan hatte.

Die unerhörte Wirksamkeit, die nunmehr der englische Bogen bei Crecy entwickelte, haben wir aus den besonderen taktischen Verhältnissen abgeleitet, die die Verhältnisse und der Feldherr für dieses Gefecht geschaffen hatten. In den Quellen wird das direkt nicht so berichtet: hier ist es immer der Vorzug des Bogens als solcher, die schnelle Folge der Schüsse und die Wirksamkeit der Pfeile, die geschildert und ausgemalt wird. Im Bogen selbst aber kann der Erfolg von Crecy nicht gelegen haben, sonst wäre es unverständlich, wie sich die Armbrust vorher und nachher neben ihm hatte behaupten können und weshalb die Schußwaffe in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters keine größere Rolle spielt. Einen eigentlich sachverständigen Zeugen, der die Zusammenhänge durchschaute und auf sie einginge, haben wir nicht für die Schlacht. Wir haben nur die übereinstimmende Aussage, daß die Pfeile „wie die Schneeflocken" geflogen seien, als Tatsache anzunehmen und müssen uns selber die Erklärung suchen. Eine ganze Reihe von Quellen, darunter keine geringere als Villani, der auch offenbar das Bedürfnis nach einer Erklärung gehabt hat, geben an, daß die Engländer in einer Wagenburg gestanden hätten. Andere (Rüstow) haben aus den Quellen herauslesen wollen, daß die Engländer eine leichte Verschanzung vor sich errichtet gehabt hätten, hinter der gedeckt sie die Ritter beschossen. Aber die Vergleichung aller Aussagen miteinander läßt keinen Zweifel, daß von derartigen Deckungen für die Schützen nichts vorhanden war. Es war also nichts als die Feldherrnkunst König Eduards, die die Bogner aufstellte und ihnen durch die Beimischung der Ritter und Spießknechte den moralischen Halt gab. Auf der anderen Seite aber war es nicht mangelnder Schneid der französischen Ritter, der sie die Schlacht verlieren ließ, sondern ihre Indisziplin, die sie statt in geschlossener Gesamtheit truppweise in das feindliche Feuer und ins Verderben führte.

Es dient zu völliger Klarstellung des Zusammenhanges, wenn

wir uns fragen, weshalb Kaiser Friedrich II., von dem doch auch berichtet wird, daß er sehr stark an Bogenschützen gewesen sei, keine ähnliche Schlacht geschlagen hat. Die Idee dazu zu finden, wäre er doch wohl der Mann gewesen. Die Antwort liegt darin, daß Crecy eine Defensivschlacht war. Wenn man in der Defensive bleiben will, kommt der Gegner ebenso sehr in Betracht, wie die eigene Kriegsmacht. Die höchst selbstbewußte und starke französische Ritterschaft ritt an gegen die englische Aufstellung, wie sie 1302 gegen die Aufstellung der Vlamen bei Courtray angeritten war. In den italienischen Kommunal-Ritterschaften war denn doch ein solcher Geist nicht. Ihr Bestreben war von vornherein nicht darauf gerichtet und konnte nicht darauf gerichtet sein, den Kaiser in offener Feldschlacht zu überwinden: sie gedachten ihn vielmehr nur auszudauern und sich nicht von ihm überwinden zu lassen; Schlachten zu schlagen nur, wenn sich etwa wieder so gute Gelegenheit bot, wie einst bei Carcano und Legnano. Die Initiative und die Offensive ist also durchaus beim Kaiser. Eduard aber beschränkt sich darauf, seinem Gegner weh zu tun, indem er das platte Land verwüstet und ausplündert, oder einmal eine Stadt zu nehmen, die ungenügend verwahrt ist, und überläßt es dem Gegner, ob er ihn angreifen will.

Eine Improvisation war die Aufstellung von Crecy natürlich nicht. Im kleinen wird die defensive Kraft des Bogens auf schwer zugänglichem Gelände von je häufig ausgenutzt worden sein; in dem Gefecht von Bourg-Théroulde (1124), in der Schlacht bei Jaffa (1192) haben wir schon im 12. Jahrhundert Beispiele davon, und es scheint auch, daß Crecy zwei unmittelbare Vorläufer gehabt hat, das Gefecht von Dupplin Muir (9. August 1332), wo eine Anzahl vertriebener Schotten unter Eduard Baliol mit Engländern und fremden Söldnern, die ins Land gefallen waren, über ein schottisches Aufgebot unter dem Regenten Earl of Mar siegten, und die Schlacht von Halidon Hill bei Berwick (19. Juli 1333), wo Eduard III. selbst über die Schotten unter dem Regenten Archibald Douglas siegte.[1]) In beiden Gefechten erscheint die Kom-

[1]) Beide Gefechte sind vortrefflich behandelt von Oman, Hist. of the art of war, S. 581 ff. Dupplin auf Grund einer Untersuchung von Morris in der Engl. Hist. rev. 1897: Halidon Hill ist ausführlich beschrieben bei Tytler, Hist. of Scotland II, 32 und 454, auf Grund eines angeblich alten Manuskripts, dessen Glaubwürdigkeit jedoch nicht nachgewiesen ist.

bination von abgesessenen Rittern mit den Bognern, und von Halidon Hill sagt eine der englischen Quellen, Baker von Swinbroke, ausdrücklich, hier habe es der Engländer gelernt, gegen die Sitte seiner Väter zu Fuß zu fechten und die Rosse für die Verfolgung aufzusparen. Diese schließliche Verfolgung zu Pferde, die wir bei Crecy vermissen, soll bei Halidon Hill stattgefunden haben, und die Schlacht würde insofern kriegsgeschichtlich noch höher stehen, als Crecy selber. Aber die Nachrichten über diese Gefechte scheinen mir doch nicht sicher genug, um sie kriegsgeschichtlich in den Mittelpunkt der Betrachtung zu stellen, namentlich ist es fraglich, wie groß eigentlich die fechtenden Massen waren, und man versteht nicht recht, wie die Schotten den Sturm auf die Stellung der Engländer bei Halidon Hill wagen konnten. Die historisch gesicherte große Schlacht, in der die Kombination der Fußritter und Schützen den Sieg errang, bleibt Crecy, und wahrhaft genial erscheint uns in dieser Schlacht die Auswahl des Schlachtfeldes in der Flanke des feindlichen Anmarsches, wodurch zweifellos die Zersplitterung in dem feindlichen Angriff mit Vorbedacht gefördert und dadurch wiederum das Wirkungsfeld der Bogner vergrößert wurde.

Eduard benutzte seinen Sieg bei Crecy, um Calais zu belagern, das sich ihm aber erst nach einer überaus zäh durchgeführten Verteidigung von nicht weniger als elf Monaten ergab. König Philipp kam einmal herangerückt mit einem großen Heere, um die getreue Stadt zu entsetzen. Aber Eduard hatte, als die Franzosen nahten, Verstärkungen herangezogen, sodaß er schließlich volle 32000 Mann stark war. Eine solche Macht getraute sich Philipp nicht, besonders nach der Erfahrung von Crecy, anzugreifen, sondern zog unverrichteter Dinge wieder ab und überließ die Stadt ihrem Schicksal.

Auch Eduard aber mit jener gewaltigen Streitmacht setzte sich doch kein höheres Ziel, als die Eroberung von Calais. Denn wenn es ihm auch gelungen war, mit der äußersten Anspannung der Mittel seines umfassenden Reiches eine so unerhörte Kriegsmacht, wie 32000 Mann im Mittelalter sind, zusammenzubringen, so ging es doch über seine Kräfte, eine solche Macht längere Zeit zusammenzuhalten und mit ihr zu operieren. Auch nach der Ein-

nahme von Calais blieben die Engländer bei der üblichen Kriegsweise der bloßen Verwüstungszüge, die sie so in Anspruch nahmen, daß sich Schottland ihrer Herrschaft mittlerweile wieder entzog.

Schlacht bei Maupertuis.
19. September 1356.

Zehn Jahre nach Crecy erfocht der Sohn Eduards III., Eduard, der Schwarze Prinz, einen ganz ähnlichen Sieg über die Franzosen. Ob die Quellen so zuverlässig sind, ein sicheres Bild von dem Vorgang zu gewinnen, ist mir fraglich. Eine völlig genügende Spezialuntersuchung fehlt noch; die beste, die wir bisher haben, scheint mir diejenige Omans zu sein.

Die Hauptähnlichkeit mit Crecy besteht darin, daß die Engländer wieder eine sehr günstige Defensivstellung haben und daß die Franzosen nicht gleichzeitig, sondern truppweise angreifen und dabei dem wirksamen Feuer der Bogner erliegen. Sie sollen geglaubt haben, daß die Engländer auf dem Abzug seien. Abweichend von Crecy aber wird berichtet, daß der größte Teil der französischen Ritterschaft zum Sturm auf die englische Stellung abgesessen sei und daß umgekehrt der Schwarze Prinz seine Ritter wieder habe zu Pferde steigen und einen Teil sogar zu einer Umgehung ausholen lassen, um die Franzosen, nachdem sie die Pfeile der Engländer genügend gekostet, zu attackieren. Die Schlacht würde also eine Defensiv-Offensiv-Schlacht von höchster taktischer Kunst darstellen, und der Lohn war entsprechend: der französische König Johann selbst geriet in englische Gefangenschaft.

Schlacht bei Azincourt.
25. Oktober 1415.

Die Schlacht bei Azincourt zeigt in ihrem strategischen Ausgangspunkt noch mehr Aehnlichkeit mit Crecy als Maupertuis. Wieder landete der englische König, Heinrich V., in der Normandie und zog von da nach Flandern. Wieder suchten die Franzosen ihm den Somme-Uebergang zu verlegen, und da ihnen das an der Mündung gelang, mußte Heinrich über 100 Kilometer, fast bis an die Quelle des Flusses, aufwärts marschieren, bis an einer Stelle,

wo der Fluß nach Norden ausbiegt und die Franzosen um den Bogen herum marschieren mußten, die Engländer auf der Sehne den kürzeren Weg hatten, ihnen zuvorkamen und hinüber gelangten. Im Jahre 1346 kam es dann nach dem Somme-Uebergang zur Schlacht, indem die Engländer auf ihrem Marsch Halt und Kehrt machten, eine Stellung nahmen, und die verfolgenden Franzosen erwarteten. Im Jahre 1415 gelang es den Franzosen, indem sie noch fünf Tage nordwärts mit den Engländern parallel marschierten, diesen einen Vorsprung abzugewinnen und sich ihnen in den Weg zu stellen, sodaß die Engländer angreifen mußten.

Damit ist die Lage gerade die umgekehrte geworden wie bei Crecy, und die Schlacht verspricht taktisch von höchstem Interesse zu werden. Denn die Stärke der englischen Taktik kombinierter abgesessener Ritter und Schützen bei Crecy lag in der Defensive — wie wird man in der Offensive zum Erfolg kommen? Die Franzosen hatten zu ihrer Aufstellung eine Enge zwischen zwei Wäldern gewählt, nach einigen Angaben nicht mehr als 500 Meter breit. Einen halben Tag scheint Heinrich V. gezögert und vielleicht geschwankt zu haben, ob er den Angriff wagen sollte; dann aber wird er sich gesagt haben, daß, wenn er versuche, um die Franzosen herumzukommen, sie sich ihm doch wieder vorlegen oder ihn im Marsche angreifen und sich mittlerweile noch verstärken würden, daß es also am besten sei, die Schlacht auf der Stelle zu wagen.

Die Aufgabe einer Darstellung der Schlacht ist, es verständlich zu machen, wie die Engländer über die tapfere französische Ritterschaft siegten, obgleich sie diesmal all' der Vorteile, die bei Crecy und Maupertuis ihren Sieg erklären, entbehrten und obgleich die Quellen, auch die französischen, darin einig sind, ihnen eine entschiedene Minderheit zu geben. Keine der bisherigen Darstellungen hat dies Rätsel zu lösen vermocht; die meinige wird sich stützen auf eine Spezial-Untersuchung von Friedr. Niethe, die mir bereits im Manuskript vorgelegen hat, aber in diesem Augenblick noch nicht erschienen ist.

Der erste Punkt ist, ob die numerische Ueberlegenheit der Franzosen anzunehmen und nicht vielmehr die der Engländer zu vermuten ist. Die Quellen sind allerdings einig, daß die Franzosen viel stärker gewesen seien, aber auch die französischen Quellen, die

wir haben, sind nicht Freunde, sondern Gegner der Geschlagenen. Einen Bericht, der den Standpunkt der Partei Orléans, der Armagnacs, verträte, haben wir überhaupt nicht; die Quellen stammen samt und sonders aus gegnerischen Lagern. Ueberdies werden wir bei den Hussitenkriegen noch erfahren, daß auch die Angaben über die Stärke der eigenen Partei nach einer Niederlage zuweilen übertrieben sind, und bei Azincourt sprechen die Tatsachen eine sehr deutliche Sprache, daß es so gewesen ist. Hätten die Franzosen sich stark genug gefühlt, die Engländer anzugreifen, so wäre der Moment dazu unmittelbar nach dem Uebergang Heinrichs über die Somme gewesen, wo man sich, bei Peronne, einander gegenüberstand. Die Franzosen aber ließen Heinrich an sich vorüberziehen und suchten ihn durch die etwas plumpe Kriegslist, daß sie ihn zum rittermäßigen Kampfe herausfordern ließen, aufzuhalten. Dies Verhalten läßt kaum eine andere Erklärung zu, als daß sie Zeit zu gewinnen wünschten, weil ihnen noch viele Kontingente fehlten. Da ja auch Heinrich gemäß der englischen Taktik auf einen Angriff nicht ausging, so zogen die beiden Heere fünf Tage lang fast unmittelbar nebeneinander her. Es war ein vollkommner Wettlauf: gewann Heinrich einen Vorsprung, so hatte er die Wahl, ohne Schlacht auf das ihm gehörige Calais zu gehen, oder sich umzudrehen und den Franzosen die Schlacht anzubieten, wie sein Ahn bei Crecy; gewannen aber die Franzosen den Vorsprung, so zwangen sie die Engländer, die ihrer Taktik widersprechende Offensiv-Schlacht zu schlagen. Heinrich machte die stärksten Märsche, ohne seinen Truppen, die schon 14 Tage ununterbrochen marschierten (8. Oktober Aufbruch von Harfleur), einen Ruhetag zu gönnen. Die Franzosen waren schließlich doch die schnelleren — aber um den Preis, daß ihre Verstärkungen sie bei solchem Marschieren nicht einholen konnten. Der Connetable, d'Albret, mag sich getröstet haben, daß man mit der Bewegung nach Norden wenigstens dem Herzog von Brabant, der mit Zuzug unterwegs war, entgegengehe, und als man die Stellung bei Azincourt nahm, wird man sein Eintreffen stündlich erwartet haben: wir erfahren aber, daß er schließlich nur persönlich im letzten Augenblick noch auf dem Schlachtfelde erschienen ist, seine Ritter aber nicht mehr am Kampfe teilgenommen haben. Das alles er-

zwingt den Schluß, daß die Franzosen in den sechs Tagen seit dem Uebergang der Engländer über die Somme keine wesentliche Verstärkung erhalten, daß sie also auch bei Azincourt nicht, wie die Quellen sagen, stark, sondern schwach gewesen sind. Daß Heinrich dennoch Bedenken getragen hat, sie anzugreifen, erklärt sich zur Genüge aus dem Defensiv-Charakter der englischen Taktik. Niethe berechnet die Engländer auf etwa 9000 Mann, darunter 1000 Ritter und dementsprechend die Franzosen auf 4000—6000 Mann.[1]) Er nimmt an, daß Heinrich keine Spießknechte zu Fuß, sondern außer den schweren Reitern nur Bogner gehabt habe, die ja neben dem Bogen auch eine oder die andere blanke Waffe trugen.

Ihrer defensiven Absicht entsprechend ließen die Franzosen einen Teil ihrer Ritter absitzen; mit ihnen und den Fußknechten waren die Armbruster aufgestellt. Da aber eine solche Aufstellung mit reiner Defensive dem Feuer der zahlreichen englischen Bogner wehrlos ausgesetzt gewesen wäre, so blieben zwei Abteilungen der Ritter zu Pferde auf beiden Flügeln, um, falls die englischen Bogner sich wirklich heranwagten, den Gegenstoß zu machen und sie niederzureiten.

Diese Aufstellung scheint ganz wohl überlegt, litt aber an fundamentalen Fehlern. Sie beruhte auf der an sich ganz richtigen Voraussetzung, daß Bogner im freien Felde einem Reiterangriff nicht standhalten können. Aber es kommt auch auf die Menge auf beiden Seiten an. Die französischen Reiterscharen, die die Bogner attackieren sollten, waren nur ein Teil des französischen Heeres und stießen bei ihrem Vorgehen auf die Gesamtheit der Engländer, während das Gros des eigenen Heeres in der Defensiv-Stellung, also untätig verharrte. Der Schlachtplan der Franzosen lief mithin auf eine Zersplitterung ihrer Kräfte hinaus. Die strategische Situation hatte den Franzosen die Defensive auferlegt. Wären sie an Schützen annähernd so stark gewesen wie die Engländer, so hätten sie trotz ihrer Minderzahl siegen können. Aber an dieser Waffe waren die Franzosen sehr schwach,[2]) und für ein Heer mit blanken Waffen ist die Defensive eine sehr schlechte Form des Kampfes. Das Richtige wäre gewesen, mit Reitern und Fußvolk

[1]) Der Engländer Walsingham gibt den Franzosen 140 000 Mann.
[2]) Das bezeugt ausdrücklich St. Remy, der bei der Schlacht zugegen war.

gleichzeitig zum Angriff zu schreiten in dem Augenblick, wo die englischen Schützen nahe genug waren. Das ist offenbar durch die Vorstellung, man müsse sich möglichst in der Defensive halten, verhindert worden. Die Unmöglichkeit der reinen Defensive aber gegenüber den englischen Fernwaffen erzeugte die partielle Offensive der Berittenen, die nun erst recht keinen Erfolg haben konnte.

Noch richtiger wäre es wohl gewesen, da das Heer einmal nach seiner Zusammensetzung für die Defensive so ungeeignet war, die Engländer während der vorhergehenden Marschtage irgendwo anzugreifen. Heinrich hatte das auch besorgt und deshalb seine Bogner alle mit spitzen, etwa zwei Meter langen, starken Stäben ausgerüstet, die sie im Fall einer Annäherung feindlicher Reiter in der Form einer Pallisade vor sich aufpflanzen sollten, um schnell eine Schutzwehr zu bilden. Wir werden sehen, wie die Engländer, obgleich sie jetzt genötigt waren, ihrerseits zum Angriff zu schreiten, doch von diesem Hilfsmittel Gebrauch gemacht haben.

Ehedem, wenn Ritter mit Schützen zusammen ins Gefecht gezogen waren, waren die Ritter den Schützen zu Pferde gefolgt. König Heinrich ließ jetzt seine Ritter absitzen und sich mit den Bognern mischen. Er wandte also die Kampfesform, die die Engländer bisher in ihren Defensiv-Schlachten erprobt hatten, nunmehr auch auf die Offensive an. Der Grund der Abwandlung ist in dem numerischen Verhältnis der beiden Waffengattungen zu suchen. Heinrich hatte wohl achtmal so viel Schützen als Ritter. Blieben diese zu Pferde, so waren vom Augenblick ihres Ansprengens an die Schützen außer Spiel gesetzt. Das war erträglich und natürlich gewesen, wo die Schützen auch der Zahl nach nur Nebenwaffe bildeten und die Entscheidung allein von der Ritterschaft erwartet wurde. Wo aber, wie jetzt, die Schützen die Masse des Heeres bildeten, mußten die Ritter mit ihnen in engster Vereinigung bleiben, und das war nur möglich, wenn sie absaßen, so unbequem ihnen das Marschieren in ihrer schweren Rüstung war. Damit sie nicht gar zu sehr außer Atem kämen, wurde bei der Vorwärtsbewegung einmal Halt gemacht.

Als man auf Schußweite an den Feind herangekommen war, schlugen die Bogner vor sich spitze Pfähle in den Boden. Es ist schwer, sich vorzustellen, wie das möglich gewesen, da doch in jedem

Augenblick die französische Ritterschaft zur Attacke ansetzen konnte und man von der kurzen Feuerzeit so zu sagen keine Sekunde und keinen Bogen verlieren durfte, ferner auch das weitere Vorgehen der Engländer selbst durch die Pfähle behindert wurde. Da es aber von zwei von einander unabhängigen Quellen berichtet wird und auch ausdrücklich gesagt wird, daß die französischen Reiter über die Pfähle gestürzt seien, so werden wir es glauben müssen und die Erklärung darin sehen, daß die Franzosen in ihrem Defensivgedanken den Engländern die Zeit gelassen haben, dieses Stück ihrer Defensivtaktik in die Offensive zu übertragen. Vermutlich ist auch nicht die ganze Front so verpallisadiert worden, sondern nur einige Strecken auf den Flügeln, den Reitern gegenüber, vielleicht ein Stück rückwärts, ehe man auf die eigentliche Schußweite an die Franzosen herangekommen war: man ließ also das Zentrum vorausgehen, um durch den Pfeilhagel auf das französische Fußvolk die Ritter zur Attacke zu reizen, die sie dann auch in den Pfeilschuß der zurückgehaltenen und verpallisadierten englischen Flügel führte.

Wie dem auch sei, ganz wie bei Crecy gelang es der ungeheuren Masse der englischen Bogner vereint mit ihren abgesessenen Rittern den Ansturm der einigen hundert französischen Ritter abzuschlagen und als nun die Reiter oder reiterlosen Pferde vielfach verwundet zurückjagten und das eigene, sich jetzt erst in Bewegung setzende oder gar stehen gebliebene Fußvolk in Unordnung brachten und entmutigten, die Engländer aber, indem auch die Schützen ihre blanken Waffen in die Hand nahmen, entschlossen auf sie eindrangen, da hielten die Franzosen dem Ansturm nicht stand und wurden überwältigt. Die französischen Schützen hatten sich vor der überlegenen Masse der englischen Pfeile gleich im Beginn des Gefechts ins Hintertreffen zurückgezogen. Sehr viele vornehme Herren kamen um oder fielen in Gefangenschaft, sowohl bei dem mißglückten Reiterangriff, wie nachher in dem Fußkampf, wo gerade für die abgesessenen Schwergewappneten jede Flucht ausgeschlossen war.

Wie bei Salamis und Tagliacozzo haben wir auch hier die Erzählung (Walsingham), daß die französischen Ritter in ihrer festen Rüstung sich nicht genügend hätten bewegen können und

deshalb von den leichtbewaffneten Engländern unschwer überwunden worden seien, sodaß man annehmen müßte, ein Mann mit Rüstung sei weniger kampftüchtig als ohne Rüstung.

Ergebnis.

Nach dem Gange der Schlacht bei Crecy schien es, daß die englische Taktik der kombinierten Schützen und Ritter zu Fuß eigentlich nur defensiv brauchbar sei. Bei Azincourt ist Heinrich V. mit eben dieser Taktik zur Offensive fortgeschritten. Aber das war doch nur möglich unter den ganz besonderen Umständen eben dieser Schlacht. Es hat sich keineswegs von hier aus eine neue Taktik entwickelt und es ist nicht richtig, wenn man gemeint hat, das englische Fußvolk bilde den Uebergang zur modernen Infanterie und Eduard III. sei deshalb als ihr eigentlicher Schöpfer anzusehen.[1]) Im Gegenteil, diese Schützen-Ritter-Phalanx ist trotz der glänzenden Erfolge, die ihr wiederholt beschieden gewesen sind, doch Episode geblieben und die moderne Infanterie ist aus einer ganz anderen Wurzel erwachsen, die wir noch kennen zu lernen haben. Die Bogner, Spießknechte und Ritter Eduards III. und Heinrichs V. sind schließlich doch nichts anderes, als die Bogner, Spießknechte und Ritter des Mittelalters auch sonst, nur daß gewisse ihrer Eigenschaften in genialer Weise und in besonders hohem Grade ausgenutzt wurden, indem man durch die starke Vermehrung der Bogner und die bessere Disziplinierung der Ritter neue Kampfesformen schuf. Das Absitzen der Ritter, das dabei nötig wird, ist aber technisch kein Fortschritt, denn der Ritter geht der Kraft seines Rosses verlustig und die Ritter-Schützen-Phalanx ist nach wie vor einer genügend starken Offensive berittener Ritter im freien Felde nicht gewachsen. Die Bewegung zu Fuße wird den Rittern so schwer, daß, wenn man später ähnlich manövrieren wollte, beim Vorgehen bestimmt wurde, wie oft unterwegs Halt gemacht werden solle, um den Rittern Zeit zum Verschnaufen zu geben, und der Hofmeister Karls des Kühnen, Olivier de la Marche, erzählt uns einmal, die burgundischen Ritter seien durch das Gehen zu Fuß so ermüdet worden, daß ihre Pagen sie unter den Armen halten mußten, damit sie nicht umfielen.[2])

---

[1]) Das meint z. B. Luce, Bertrand Du Guesclin I, 147.

[2]) Im Treffen von Termonde, 1452. Olivier de la Marche I, Kap. 25.

Trotzdem finden wir, daß in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts das Absteigen der Ritter zum Gefecht tatsächlich Sitte geworden ist. Es ist, als ob sie das Roß nur noch als Tragtier benutzten, nicht mehr als Kampfesmittel, es sei denn, daß sie zur Verfolgung wieder aufsteigen oder auf der Flucht noch wieder zu ihrem Roß, das ein Knappe so lange gehalten hat, zu gelangen suchen. Der Grund für diese Sitte liegt nicht im Technischen, sondern muß nur in der Steigerung jenes psychologischen Momentes gefunden werden, das das Absteigen zunächst in der Defensive erzeugt hatte: der Ernst des Kampfes war dadurch aufs äußerste gesteigert. Ritter, die im Gefecht absprangen, verbrannten ihre Schiffe hinter sich; sie bekundeten dadurch, daß sie siegen oder sterben wollten, und diese moralische Werterhöhung konnte wohl die mechanische Einbuße kompensieren und überkompensieren, umsomehr, als die Zahl der Ritter kleiner und der gemeinen Soldknechte größer geworden ist und diesen durch die abgesessenen Ritter moralischer Halt gegeben und Zuversicht eingeflößt werden soll. Man kann sagen: nachdem das gemeine Söldnertum den Ritter so weit überwachsen hat, daß seine direkte physische Kriegsarbeit nur noch sekundär in Betracht kommt, wird es ratsam, den moralischen Schwung der Ritterschaft nicht mehr direkt zu verwerten, sondern mittelbar in der Hebung der gemeinen Masse zur Anwendung zu bringen.

Freilich, es kam auch vor (Schlacht von Bullegneville, 1431), daß sich die burgundischen Ritter weigerten, abzusteigen, und endlich, auf das Drängen der Picarden und Engländer, beschlossen wurde, daß jeder Mann, welchen Standes er auch sei, bei Todesstrafe absteigen müsse.[1])

Hier haben wir, glaube ich, auch den Grund gefunden, weshalb im früheren Mittelalter das Absitzen der Ritter so viel seltener vorkommt.

Die dargelegten psychologischen Momente sind dauernder Natur und hätten ebenso gut, sagen wir, schon in karolingischer oder staufischer Zeit sich zeigen können. Aber um diese Kraft auszulösen, mußte sie einerseits durch die wachsende Menge der Knechte, namentlich der Schützen, postuliert werden, und dann mußte der

---

[1]) Monstrelet, II. Kap. 108.

durch Crecy und die nachfolgenden englischen Siege gegebene Anstoß erfolgen. Von den Engländern ging er aus, weil hier die Ritterschaft am besten diszipliniert und in der Hand des Feldherrn war, der dadurch in den Stand gesetzt wurde, die Neuerung durchzuführen. Und nachdem einmal praktisch der ungeheure Erfolg abgesessener Ritter vor die Augen getreten war, fluteten die Gedanken in dieser Richtung von selber weiter. Es wurde nicht bloß Sitte, sondern es war auch etwas Mode dabei, die Ritterlichkeit zu zeigen, indem man sich von seinem Rosse trennte. So wird es zu erklären sein, daß ein französischer Prinz, der Herzog von Brabant, Bruder des Herzogs von Burgund, der zur Schlacht bei Azincourt erst im letzten Augenblick, von wenigen Rittern begleitet, eintraf, vom Rosse sprang, um mit den anderen und wie die anderen zu kämpfen, und dann sofort von den Engländern getötet wurde. Sein Großvater, König Johann von Frankreich, hatte zur Erinnerung an den Sagenkönig Arthur einen Orden zum „Stern" gegründet, dessen Mitglieder sich nach den Statuten verpflichteten, nie mehr als vier Klafter nach ihrer Schätzung zu fliehen.[1]) Die Bestimmung ist so absurd, daß sie praktisch kaum je befolgt worden sein kann, aber daß man sie treffen konnte, zeigt, daß der gesteigerte ritterliche Ehrbegriff damals nahe daran war, zur Karikatur zu werden: noch einige Schritt weiter, und man wäre bei dem Harikiri der Samurai, der japanischen Ritter, angekommen. An solche Auswüchse muß man erinnern, um die an sich naturwidrige Erscheinung, daß der Ritter grundsätzlich, auch beim Angriff, zum Kampf absitzt, begreiflich zu finden. Die Natur der Dinge widerstand aber schließlich doch so sehr, daß die Sitte nicht vollständig durchdrang, und wir finden zwischendurch immer wieder Reitergefechte oder Gefechte, in denen wenigstens ein Teil der Ritter zu Pferde bleibt.[2]) Wie oft und wie weit tatsächlich die natür-

[1]) Luce, Bertrand du Guesclin et son époque, p. 169. Die Ritter schwuren: „jamais ils ne fuiraient en bataille plus loin que quatre arpents à leur estimation, mais mourraient plutôt ou se laisseraient faire prisonnier."

[2]) Einen gewissen Ueberblick über die einschlagenden Gefechte gewährt M. de la Chauvelays, Le combat à pied de la Cavallerie au moyen âge. Paris 1885. Der Autor ist freilich sehr unkritisch und die einzelnen Angaben keineswegs zuverlässig. M. T. Lachauvelay, Guerres des Français et des Anglais du XIme au XVme siècle, 1875, scheint trotz der verschiedenen Schreibweise des Namens derselbe Autor zu sein.

liche Grenze für das Absitzen, nämlich entweder Geländeschwierigkeiten oder der Wunsch, dem Fußvolk als Rückgrat zu dienen, überschritten worden ist, ist schwer festzustellen, da die Quellen geneigt scheinen, auch da von Absitzen zu reden, wo es nicht, oder wenigstens nicht allgemein, stattgefunden hat.[1])

Wennschon nur eine bedeutsame Episode, so mag man das Absitzen der Ritter zum Gefecht doch insofern als ein Vorspiel für die Neuzeit ansehen, als darin ein gewisser Uebergang zum späteren Offizierkorps liegt: der Offizier im modernen Sinne kämpft überhaupt nicht mehr selbst, sondern hält nur durch Disziplin und Beispiel die Masse zum Kämpfen an; in dieser psychologischen Wirkung auf die Masse der gemeinen Krieger haben wir ja auch das Hauptmotiv für das Absitzen der Ritter erkannt: um ihretwillen begeben sie sich eines wesentlichen Teiles ihrer eigenen Waffenwirkung.

---

[1]) Z. B. Thwrocz, chronica Hungarorum, läßt die französischen Ritter bei Nikopolis, 1396, fälschlich zu Fuß angreifen.

Drittes Kapitel.

Die Osmanen.

Wir haben gesehen, wie die kriegerische Naturkraft der Araber nach einigen Jahrhunderten durch die der seldschuckischen Türken abgelöst wurde. Noch ehe die Kreuzzüge zu Ende waren, wurde die östliche Welt überrannt durch die Mongolen unter Dschingis Khan. Er aber sowohl wie der in seinen Spuren wandelnde Timur (Tamerlan) können trotz ihrer gewaltigen Kriegstaten in diesem Zusammenhang übergangen werden[1]; dagegen verdient eine Darstellung das auf dem Trümmerfelde emporwachsende eigentümliche Kriegswesen der Osmanen.

Sie sind nicht eigentlich ein Stamm der Türken, wie die Seldschucken, sondern die aus den verschiedensten Elementen zusammengeschweißte Gefolgschaft eines großen Kriegshauptmanns, des Osman (1300) und seiner nicht weniger kriegerischen Nachkommen. So waren ja auch die Normannen vielfach gemischten Blutes.

Die Osmanen begannen nicht anders, als vor ihnen im Morgenland und Abendland Staaten gegründet worden waren; als kriegsgewaltige Reiter unterwarfen sie sich Landschaften und lagerten sich über sie hin als Kriegsgenossenschaft oder Krieger-

---

[1]) Man hat zeitweilig sogar geglaubt, den Mongolen in der Geschichte der Kriegskunst eine hervorragende Rolle anweisen zu müssen, besonders da auch theoretische Anweisungen existieren, die von Timur stammen sollen. Aber die Leistungen sind schließlich nicht anderer Art, als sonst der Nomaden, und die Anweisungen Timurs sind ohne realen Inhalt. Uebersicht darüber wie Literatur bei Jähns, Handbuch S. 698 ff. Auch die Schlacht bei Liegnitz, 1242, gibt bei der Sagenhaftigkeit der Ueberlieferung, soweit ich sehe, kriegsgeschichtlich keinen Ertrag.

stand. Das ursprüngliche System der Araber (S. 216), die Kriegerschaft aus einem Staatsschatz zu erhalten, den die Steuern der Unterworfenen aufzufüllen hatten, war schon von ihnen selbst in Formen übergeführt worden, die dem abendländischen Lehnswesen ähnlich waren und allmählich immer ähnlicher wurden. Man wies den Einzelnen Gebiete an, deren Steuern ihnen direkt zuflossen und über die sie eine gewisse Jurisdiktion ausübten.[1]) Die Seldschucken und dann die Osmanen haben das fortgesetzt. Es bleiben jedoch im Vergleich mit dem Abendland wesentliche Verschiedenheiten. Man darf sie, so viel ich sehe, etwa folgendermaßen umschreiben. Die osmanischen Lehen werden erstens immer nach ihrem Geldwert abgeschätzt und unterschieden; es hat zweitens viel länger gedauert, bis sich die Erblichkeit durchgesetzt hat, und infolgedessen ist drittens das öffentliche Amt, die Regierungsgewalt, nicht von den Lehnsbesitzern annektiert worden, sondern dem Sultan verblieben. Der osmanische Staat steht also dem anglo-normannischen näher, als dem europäisch-kontinentalen: die eigentliche Feudalität hat sich hier wie dort nicht voll entwickelt. Aber auch von dem anglo-normannischen unterscheidet sich das osmanische Lehnswesen in seiner Blütezeit durchgreifend, weil die Lehen, die Timar, nach ihrem Werte klassifiziert, immer von neuem wirklich verliehen, nicht mit den Familien der Inhaber verschmolzen, sondern sozusagen der ganzen Genossenschaft der Krieger, der Sipahi, gehören: der junge Mann, als Sohn eines großen Lehnbesitzers, erbt nicht die Herrschaft seines Vaters, sondern fängt mit einem einfachen Kriegerlehen an, um, wenn er sich auszeichnet, mit größeren Lehen begnadet zu werden. So sehr dadurch die Gewalt des Sultans über die Belehnten, die Timarli gestärkt wird, so hören wir doch selbst hier von Saumseligkeit, wenn sie seinem Kriegsruf folgen sollten. In einer der unterworfenen Landschaften, Serbien, hat man berechnet, daß auf etwa 40 □ Kilometer ein belehnter Sipahi kam. Neben den Timarli, hatten die Sultane noch in ihrer unmittelbaren Umgebung die Sipahi der Pforte, ihre Leibwache, die wir der fränkischen scara vergleichen dürfen. Neben den Reitern gab

---

[1]) P. A. v. Tischendorf, Das Lehnswesen in den moslimischen Staaten, insbesondere im osmanischen Reiche. Mit dem Gesetzbuch der Lehen unter Sultan Ahmed I. Leipzig 1872.

es auch Spießknechte zu Fuß, die Asaben, die aber, wie im Abendland, hervorragende Leistungen nicht aufzuweisen haben. In allen diesen Institutionen liegt, wie wir sehen, wenn es auch seinen eigentümlichen orientalischen Anstrich hat, doch nichts, was dieses Staatswesen durchgreifend von dem sonstigen Zeitgenössischen unterschiede. Das Reich Osmans hätte, bloß auf die belehnten oder unbelehnten Sipahi aufgebaut, die intensive Lebenskraft, durch die es die vorhergehenden muslimischen Staaten so sehr in Schatten stellt, schwerlich hervorgebracht.

Die Truppe, die den Osmanen ihre Eigentümlichkeit gibt und ihre Herrschaft durch Jahrhunderte begründet und befestigt hat, sind die Janitscharen.[1])

Die Janitscharen, zu deutsch „neue Truppen" (Jeni dscheri), gebildet etwa 1330, sind Fußbogner, wie die englischen um dieselbe Zeit, aber in einer ganz anderen Organisation. Sie sind eine stehende, disziplinierte Truppe. Die englischen Bogner sind auch Berufskrieger, aber Söldner, die zum Zweck eines augenblicklichen Krieges angeworben, nach dem Friedensschluß wieder entlassen, entweder in einen bürgerlichen Beruf zurücktreten, oder eines andern Herrn Dienst suchen oder als Räuber und Vagabunden durchs Land ziehen. Die Janitscharen, auch ursprünglich Geworbene, bleiben im Dienst ihres Sultans dauernd beisammen und werden ergänzt durch Knaben, die bei den unterworfenen Christen ausgehoben, ihren Familien gewaltsam entrissen, dem Islam zugeführt, durch eine strenge Erziehung für den kriegerischen Beruf ausgebildet werden. Die Janitscharen heiraten nicht und haben keine Familie, sondern leben in ihrer unauflöslichen Genossenschaft, die zugleich Wirtschafts-Einheit und Truppenkörper ist. Je etwa 10 bilden zusammen eine Rotte und Zeltgenossenschaft, die ihren gemeinschaftlichen Kochkessel und ihr gemeinschaftliches Packpferd hat. Je 8—12 solche Rotten zusammen bilden eine Kompagnie, eine „Oda", die unter einem Kommandanten steht. Im 14. Jahrhundert gab es 66 Oda Janitscharen, die wir wohl auf etwa 5000 Mann veranschlagen dürfen. Muhammed II., der Eroberer

[1]) Heinr. Schurz, Die Janitscharen. Preuß. Jahrb. Bd. 112 (1903.) Leop. v. Schlözer, Ursprung und Entwickelung des alttürkischen Heeres. 1900. Ranke, Die Osmanen und die spanische Monarchie. Werke Bd. 35.

Konstantinopels, fügte noch 33 Oda, die „Segban" hinzu und später kamen noch weitere 100, die „Jaga" dazu.[1])

Die Vorbedingung für den Zusammenhalt und damit für den Charakter der Truppe war die unbedingt zuverlässige regelmäßige Verpflegung, und die osmanischen Sultane haben, was kein christlicher Monarch damals fertig brachte, die Mittel dazu aus den Untertanen, die ihr Schwert unterworfen, dauernd herausgeholt. Wie sehr das Janitscharentum auf der Organisation der Verpflegung aufgebaut war, erkennt man an den grotesken Bezeichnungen der Offizierschargen: der Kommandant der Oda heißt der Tschorbadschi Baschi, d. i. der „Suppenausteiler", ein anderer heißt der „Oberkoch", ein dritter der „Quartiermeister". Die Unteroffiziere heißen „Kameltreiber". „Oda" selbst heißt die „Kammer", wo die Kameraden zusammen schlafen und wird auch wohl „Orta" d. i. „Herd" genannt, an dem man gemeinschaftlich kocht. Der Kochkessel gilt geradezu für das Heiligtum der Truppe. Außer dem kleinen Kessel für die Rotte, hatte auch die ganze Oda einen großen gemeinschaftlichen Kessel, in dem jeden Freitag aus der Küche des Sultans selbst der Pilav, das Nationalgericht von Reis und Hammelfleisch, für die Krieger Allahs geholt wurde.

Seinen hölzernen Eßlöffel hatte jeder an seiner Filzkappe stecken.

Nicht nur der militärische, sondern auch der religiöse Geist des Islam wurde von Anbeginn an bei den Janitscharen gepflegt. Der Derwisch-Orden der Bektaschy war bei der Begründung beteiligt, Bektaschy-Derwische begleiteten als Feldprediger, daneben auch als Sänger und Lustigmacher, die Janitscharen in den Krieg; die Krieger trugen die Filzkappe der Mönche mit dem Abzeichen eines weißen, herabhängenden Tuchstreifens, der an den wallenden Aermel des segnenden Derwischs erinnern sollte. In der Hand

---

[1]) Die Segban sollen aus dem Jagdgefolge des Sultans gebildet worden sein; daß dieses 7000 Mann stark gewesen sei, ist natürlich eine große Uebertreibung. Damit fällt auch der Schluß, daß eine Oda über 200 Mann gezählt habe und die ferneren Schlüsse auf Rotte und Zeltgenossenschaft. Schurtz S. 459. Unter Selim I., 1512—1520, sollen die Janitscharen nur 3000 Mann stark gewesen sein, 1550 aber 16 000. Schurtz S. 464. Da werden sich die „3000" wohl bloß auf die ursprünglichen 66 Oda beziehen. S. 459 gibt Schurtz an, daß unter Muhammed II. die Stärke 12 000 betragen habe.

dieser Derwische wird vermutlich auch die Erziehung des jugendlichen Nachwuchses wesentlich gelegen haben.

Ihrer Eltern, ihrer Heimat vergessend, kennen diese Krieger kein Vaterland als das Serail, keinen Herrn und Vater als den Großherrn, keinen Willen als den seinen, keine Hoffnung als auf seine Gunst; sie kennen kein Leben als in strenger Zucht und in unbedingtem Gehorsam, keine Beschäftigung als den Krieg zu seinem Dienst, für sich keinen Zweck als etwa im Leben Beute, im Tode das Paradies, das der Kampf für den Islam eröffnet.

In den klosterähnlichen Kasernen ist die Zucht so streng, daß niemand die Nacht auswärts zubringen darf. Schweigend dienen die Jüngeren den Aelteren. Wer gestraft wird, hat dem, der verhüllt die Strafe an ihm vollzogen, die Hand zu küssen.

Nach Ausrüstung und persönlicher Geschicklichkeit waren die Janitscharen etwa dasselbe wie die englischen Bogenschützen, aber ihre Disziplin befähigte sie zu noch höheren Leistungen. Wohl hören wir, daß auch ihnen zuweilen Spießer (Asaben) zugeteilt wurden, um die Rosse der Gegner abzuwehren, aber das ist offenbar nur ausnahmsweise geschehen, und die Asaben sind auch nicht höher stehende Krieger, die die Bogner moralisch stützen sollen, wie die Ritter, sondern im Gegenteil minderwertige. Die Janitscharen haben Halt genug, allein jedem Angreifer zu widerstehen; freilich nicht derart, daß sie sich in der Ebene einer freien Ritterattacke hätten aussetzen können; das vermag Pfeil und Bogen nicht zu leisten. Aber sie verstanden, schnell leichte Verschanzungen vor sich aufzurichten und Gräben zu ziehen, hinter denen sie den Angriff erwarteten. Die Offensive überließen sie der Ritterschaft, den Sipahi.

Schlacht bei Nikopolis.[1]
25. September 1396.

Ich habe früher die außerordentliche Bedeutung der Lage Konstantinopels hervorgehoben, die natürliche Festigkeit vereinigt mit dem Reichtum und den Hilfsmitteln eines Verkehrszentrums und Straßen-Kreuzungspunktes (S. 202). Diese Stärke der Stadt

[1]) Die maßgebende Spezial-Untersuchung ist die Berliner Dissertation „Die Schlacht bei Nikopolis“ von Gustav Kling. Verl. v. Georg Nauck. 1906.

zeigt sich auch wieder darin, daß die Türken schon die ganze Balkan-Halbinsel inne hatten, ehe ihnen endlich auch Konstantinopel erlag. Von dem ersten Festsetzen in Europa im Jahre 1356 bis zum Fall der Kaiserstadt im Jahre 1453 sind noch fast hundert Jahre vergangen; in diesem Jahrhundert war Adrianopel die Hauptstadt des Padischah, von wo aus er die Serben und Bulgaren unterwarf.

König von Ungarn wurde damals durch Heirat mit einer Erbtochter der Sohn Kaiser Karls IV., der Kurfürst von Brandenburg, Sigismund, der später noch selbst die Kaiserkrone tragen sollte. Er erkannte die Gefahr, die nicht nur seinem eigenen Reiche, sondern dem ganzen Abendlande drohe, und benutzte seine Verbindungen, um eine allgemeine Hilfe auf die Beine zu bringen. Als Graf von Luxemburg einer französisch sprechenden Familie entstammend, stand Sigismund auch zu den Franzosen in alten freundschaftlichen Beziehungen — sein Großvater, König Johann, war in der Schlacht bei Crecy gefallen, und Papst Bonifaz IX., der in Deutschland, Italien und England anerkannt war, rief die ganze Christenheit auf und ließ das Kreuz predigen.

Der Erfolg war so groß, wie nur je in den Kreuzzügen. Der jugendliche Graf von Nevers, ein Sohn Herzog Philipps von Burgund, trat an die Spitze eines glänzenden Auszuges französischer Ritter. Venedig versprach Schiffe. Deutsche, Engländer, Polen, Italiener stellten sich unter den Befehl des Ungarkönigs; unter den deutschen Fürsten ein Pfalzgraf Ruprecht und der Burggraf Johann von Nürnberg; neben ihnen auch städtische Ritter aus Straßburg. Der Großmeister der Johanniter, die damals auf Rhodos ihren Sitz hatten, traf mit Rittern ein, und der Fürst der Walachen, Mircea, leistete Zuzug. Die Franzosen allein zählten an 1000 Ritter und Knappen, mit den Hilfskombattanten wohl 2500 Mann; das ganze christliche Heer mag 9000 bis 10 000 Reiter stark gewesen sein, wovon nach den Marschverlusten und zurückgelassenen Besatzungen an der Schlacht etwa 7500 aktiv teilgenommen haben mögen — ein so gewaltiges Heer, daß der Stolz und die Zuversicht, mit der die Ritter die Heidenreise machten und in den Kampf gingen, wohl verständlich erscheinen. Von Fußvolk hören wir nichts. Der Marsch ging die Donau entlang, indem eine Transportflotte auf dem Strom den Proviant mitführte.

Man vermaß sich, nicht nur die Türken gänzlich aus Europa zu vertreiben, sondern sogar das heilige Grab wiederzugewinnen. Wenn der Himmel einstürze, soll Sigismund gesagt haben, dies sein Heer sei imstande, das Gewicht auf seine Lanzen zu nehmen. Welchen Menschen sollte man zu fürchten haben?

Beim Eisernen Tor ging man über die Donau, schlug aber nicht die Richtung ins Binnenland, auf Adrianopel ein, wo man das mächtige Heer nur schwer hätten verpflegen können, sondern zog weiter an der Donau entlang mit der Proviantflotte neben sich. Indem man die bulgarischen Städte einnahm, war man sicher, den Sultan Bajazeth mit seinem Heer heranzuziehen und konnte ihm die gewünschte Entscheidungsschlacht liefern.

Ohne Widerstand ergab sich Widdin. Rahowa wurde nach fünf Tagen genommen, indem die bulgarische Bevölkerung sich gegen die türkische Besatzung erhob. Zäh verteidigt wurde erst Nikopolis und noch nach sechzehn Tagen hatten es die Kreuzfahrer nicht bezwungen, als das Herannahen des Entsatzheeres gemeldet wurde.

Bajazeth stand vor Konstantinopel, als er erfuhr, daß das Kreuzheer im Anmarsch sei. Er scheint sich mit seinen Rüstungen einige Zeit genommen zu haben, um die Christen noch weiter ins Land kommen zu lassen. Dann rückte er von Philippopel durch den Schipka-Paß über Tirnowa heran, also mit einer Ausbiegung nach Osten, offenbar weil er auf dieser Seite von Nikopolis ein Gelände fand, das für seine Taktik besonders gut geeignet war. Er marschierte so schnell, daß er fast gleichzeitig mit den Boten, die sein Eintreffen in Tirnowa meldeten (90 Kilometer Luftlinie von Nikopolis), schon selbst zur Stelle war. Nur 5 bis 6 Kilometer von dem christlichen Heer entfernt, schlug er sein Lager auf (Abend des 24. September). Die Christen standen unten im Donautal vor der Stadt, die Türken auf einer gewellten Hochebene, die sich nach Südost über dem Flußtal erhebt und etwa eine halbe Meile breit rechts und links von steilen Abfällen begrenzt ist.

Diese Plötzlichkeit des Erscheinens der Türken versetzte das christliche Heer sofort in eine sehr üble Lage. Hätte man nur einen Tag Zeit gehabt, so wäre man den Türken auf die freie Hochebene entgegen gegangen; jetzt mußte man angesichts des

Feindes den Aufstieg aus dem Tal machen, aus dem eine Schlucht zu dem Plateau hinaufführte. Wohl hatte man an diesem Tage bereits die Berennung der Stadt eingestellt, weil einige Nachrichten über die Annäherung des Entsatzheeres eingelaufen waren, aber man hatte es noch nicht für so nahe gehalten, um sofort den Vormarsch anzutreten. Erst in der Nacht begab sich Sigismund zu den Franzosen, um mit ihnen den Aufmarsch- und den Schlachtplan zu verabreden. Angeblich hat man bei dieser Besprechung hauptsächlich um die Ehre des Vorstreits gezankt, möglicherweise versteckt sich aber hinter der Etikettenfrage eine taktische. Wenn Sigismund wünschte, daß beim Anmarsch seine Ungarn die Spitze haben sollten, so mag er dabei weniger die Ehre als die Bewaffnung im Auge gehabt haben. Die Ungarn hatten noch wie vor Alters berittene Bogner, waren also ganz besonders geeignet, ein Gefecht zu eröffnen. Die Franzosen aber bestanden darauf, daß der Vorstreit ihnen gebühre und setzten ihren Anspruch durch. Eins hinter dem anderen zogen sich die verschiedenen Kontingente und Nationalitäten durch die Schlucht auf das Plateau hinauf.

Die Janitscharen erwarteten sie in einer Stellung, die sie, ganz wie wir es von den englischen Bogenschützen bei Azincourt gehört haben, durch eine leichte Verpallisadierung geschützt und befestigt hatten. Es erscheint nicht unmöglich, daß die Engländer das geradezu den Janitscharen nachgemacht haben; auch englische Ritter haben ja an dieser Schlacht teilgenommen und waren Zeugen des türkischen Erfolges. Im übrigen hat die Schlacht freilich mehr Aehnlichkeit mit Crecy als mit Azincourt. Die Türken hatten eine günstige Defensivstellung für ihre Bogner und die Christen ließen sich verführen, diese Stellung nicht mit ihrer geschlossenen Masse, sondern truppweise anzugreifen. Bajazeth hatte noch vor den Janitscharen Reiter ausschwärmen lassen, während er an der Spitze seiner Sipahi rückwärts hinter einem Hügel verborgen hielt. Als die Franzosen nun auf dem Plateau anlangten, die wenig zahlreichen türkischen Reiter und dahinter das Fußvolk erblickten, ließen sie sich nicht halten, sondern stürzten sich auf den Feind; sei es, daß sie glaubten, er sei überhaupt nicht stärker, sei es in der Meinung, daß sie ihn noch im Aufmarsch überraschten. Vergeblich ließ Sigismund ihnen noch einmal sagen, sie sollten warten, bis das ganze Heer zur Stelle sei.

Mit Leichtigkeit trieben die französischen Ritter die türkischen Reiter vor sich her; diese zogen sie in den Schußbereich der Janitscharen, und nachdem Reiter und Rosse durch die Pfeile aufs schwerste mitgenommen waren, erschien der Padischah an der Spitze seiner Sipahi über dem Hügel und traf mit zermalmenden Schlägen die stolze französische Ritterschaft. Wir werden annehmen dürfen, daß rechts und links von den Janitscharen Raum freigelassen war, wo die Sipahi attackieren konnten, ohne ihre eigenen Bogner niederzureiten. Mit großer Ueberzahl fielen sie die Franzosen von allen Seiten zugleich an und hatten sie bald ganz umschlossen.

Als Sigismund mit den Ungarn, Deutschen und den anderen Bannern erschien und eingriff, war es um die Franzosen bereits geschehen, und nicht lange, so war der Sieg der Türken über das Kreuzheer vollendet.

Ob die Türken an Zahl auch im ganzen den Christen überlegen gewesen sind, muß dahingestellt bleiben. Die Quellen, die bis zu 400 000 Mann (Annales Estenses) gehen, geben uns keinen zuverlässigen Anhalt für eine Schätzung.[1]) Schon das vortreffliche Zusammenwirken auf ihrer Seite und die geniale taktische wie strategische Führung, bei dem völligen Mangel an Führung auf Seiten der Christen würde vollauf genügen, den Sieg zu erklären. Es mag aber auch noch eine ziemliche numerische Ueberlegenheit hinzugekommen sein, sodaß wir das türkische Heer auf 11 000 bis 12 000 Mann veranschlagen können. Durch das Aushalten der Janitscharen ohne ritterliche Unterstützung und durch die Offensive der türkischen Reiter steht dieser Sieg an Kunst und Kraft noch über den Siegen der Engländer bei Crecy und Azincourt.

Man muß diesen Vergleich umsomehr ziehen, als nicht nur der taktische Verlauf, sondern auch der letzte Grund des Sieges hier wie dort analog ist. Es ist jedesmal der Sieg der Heeresmacht einer starken Monarchie über ein bloß auf seine Tapferkeit

---

[1]) Kling schätzt die Türken auf 16 000 bis 20 000 Mann. Das wäre also mehr als das Doppelte der Christen. Er nimmt, gestützt auf die oben, S. 490 Anmerkung, behandelten Angaben von Schurtz, die Janitscharen nur zu 3000 Mann an, glaubt aber, daß noch irreguläres Fußvolk vorhanden gewesen sei, für das die Janitscharen den Kern gebildet hätten. Ich möchte dieses „irreguläre Fußvolk" ganz streichen — Bajazeth wird schwerlich andere als Qualitätskrieger mitgeführt haben — die Janitscharen aber höher veranschlagen.

vertrauendes, unregierliches Feudalheer. König Sigismund persönlich trifft an der ungenügenden Führung die geringste Schuld, denn Kommando-Gewalt hatte er kaum über seine Ungarn, geschweige über die Franzosen. Da der Sultan aber seine Truppen in noch viel höherem Grade diszipliniert und in der Hand hat als die Eduard und Heinrich die ihrigen, so ist auch sein Sieg noch viel größer.

Das christliche Heer, hinter sich die verschlossene Stadt, deren Besatzung einen Ausfall machte, den breiten Donaustrom und feindliches Land, wurde so gut wie vernichtet.[1]) Der Graf von Nevers fiel in türkische Gefangenschaft; König Sigismund rettete sich in ein Schiff und gelangte die Donau hinab über Konstantinopel und Dalmatien wieder nach Hause.

Wenn die Osmanenwoge nicht gleich im Anschluß an Nikopolis über den Occident hingebraust ist und auch Konstantinopel sich immer noch behauptete, so verdanken wir das dem Mongolen Tamerlan, der acht Jahre später den tapferen Bajazeth bei Angora in Kleinasien in einer großen Schlacht besiegte und gefangen nahm.

---

[1]) Charakteristisch für die freie Art, wie Chronisten die Heereszahlen behandeln, ist, daß Königshofen die Stärke des christlichen Heeres auf 100 000, den Verlust aber auf 200 000 Mann angibt.

Viertes Kapitel.

Die Hussiten.

Von dem Kriegertum der Hussiten gebe ich zunächst die Schilderung wieder, die Max Jähns in seinem Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens (S. 891 ff.) davon entworfen hat.

Die Taboriten, hören wir, zerfielen in zwei Gemeinden, die haussässige und die im Felde dienende. Jene trieb Handwerk und Landwirtschaft und lieferte Kriegsbedarf, diese führte lediglich den Krieg. Es scheint jedoch, als wenn die Gemeinden sich untereinander in diesen Tätigkeiten ablösten.

Ziskas Kampfweise war durchaus rationell. In seinem Heere fragte man nichts nach Ritterart und Wappenbild, nach Turnierkünsten und Courtoisie; desto sorgfältiger berücksichtigte man die Eigentümlichkeit des Terrains.

Eifrig benutzten sie jedes Hilfsmittel der Befestigungskunst sowohl durch Anwendung von Erdschanzen als namentlich durch eminente Ausbildung des Kriegswagenkampfes. Dieser war das vornehmste Mittel Ziskas, Defensive und Offensive in jener wirkungsvollen und beispiellosen Weise zu verschmelzen, die das Staunen aller Zeitgenossen weckte.

Die Wagenburg war eine bewegliche Feste, deren einzelne Glieder, die Wagen, unter einander mit Ketten verbunden, in Reihen daherfuhren. Vor jedem Wagen zogen 2 Pferde, das eine in der Gabel, das andere vor diesem an Strängen. Die Manöver wurden durch Signalflaggen geregelt, die auf dem Spitzwagen und dem Schwanzwagen jeder Reihe aufgezogen waren. Die

Uebung der Taboriten in den künstlichen Verschlingungen und Entwickelungen ihrer fahrenden Festungen erwies sich außerordentlich groß. Gewöhnlich bildeten die Wagen 4 „Zeilen" (Reihen). zwei äußere (krajni) und zwei innere (placni). Die Zeilen der Krajni waren vorn und hinten länger als die der Placni, und diese überschießenden Wagenstrecken hießen Okridli (Flügel). Sie hatten den Zweck, je nach Umständen verbunden zu werden, um mit einem Schlage die Marschordnung in die Form des geschlossenen Lagers (tabor) zu verwandeln. Sonst aber formierte man auch während der Bewegung die mannigfaltigsten Formen damit, so namentlich die eines V, C, E oder eines L.

Wenn die bewegliche Feste sich in das geschlossene Tabor verwandeln sollte, so wurden die Pferde ausgespannt, die Gabeln auf die vorausgehenden Karren geschoben und festgekettet. Die Pferde blieben bei den Wagen, um jeden Augenblick wieder vorgelegt werden zu können, da man gern aus der Defensive plötzlich zum Angriffe überging. Sie befanden sich unter Obhut der Schildknechte (Paveseni), mit deren Setztartschen die schmalen Zwischenräume zwischen den Fahrzeugen gedeckt wurden. Auf jedem Wagen standen 4 Drischler, die geübt waren, die eisenbeschlagenen Flegel 20 bis 30 mal in einer Minute zu schwingen, sowie die mit Langhaken bewaffneten Krieger und eine Anzahl von Bognern, Armbrustern und Büchsenschützen. Unter jedem Wagen hing der Länge nach ein Brett, welches kleine Geschosse abzuhalten imstande war. Hinter den Fahrzeugen in den Lagergassen waren bewaffnete Rotten zur Ablösung der Wagenkämpfer aufgestellt. Endlich hielt auf dem Alarmplatze die Reserve, bereit, durch eins der Ausfallstore vorzubrechen, sobald der abgewiesene Feind sich eine Blöße gäbe.

Papst Pius II. (Enea Silvio de'Piccolomini), Zeitgenosse der Hussitenkriege, gibt ein zwar ungenügendes, doch immerhin lebendiges Bild von der Kampfweise der Taboriten: Er sagt: „Sie lagerten nebst den beim Heere befindlichen Weibern und Kindern im Felde, indem sie eine Menge Wagen hatten, mit denen sie sich wallartig verschanzten. Wenn sie zur Schlacht zogen, so bildeten sie aus diesen Wagen 2 Reihen, welche das Fußvolk einschlossen, während die Reiter außerhalb blieben, ohne sich doch weit zu entfernen. Sollte der Kampf beginnen, so umfuhren, auf ein vom Haupt-

manne gegebenes Zeichen, die Wagenlenker schnell einen Teil des feindlichen Heeres und stießen mit den Fahrzeugen wieder zusammen. Dann erlagen die Gegner, eingeengt zwischen den Wagen und abgesperrt von ihren Genossen, entweder dem Schwerte des Fußvolkes oder den Geschossen der Männer und Weiber, die von den Fahrzeugen herab kämpften. Die Reiterei focht außerhalb der Wagenburg, doch zog sie sich in diese zurück, wenn der Feind sie übermächtig bedrängte, und kämpfte dann abgesessen wie von den Mauern einer befestigten Stadt. Auf diese Weise gewannen sie viele Schlachten und errangen den Sieg. Denn die benachbarten Völker kannten solche Kriegsweise nicht, und das Böhmerland bietet in seinen weiten und ebenen Feldern gute Gelegenheit, Karren und Wagen zu reihen, auseinanderzubreiten und wieder zu vereinigen."

Hierauf kam es nämlich offenbar am meisten an. Dies geht noch deutlicher aus einer andern Stelle Piccolominis hervor. Er berichtet: „Sobald das Zeichen zur Schlacht gegeben war, entfalteten die Wagenführer nach gewissen ihnen vorher angegebenen Figuren oder Buchstaben ihre Bewegungen gegen den Feind, bildeten Gassen, die, den geübten Taboriten wohlbekannt, dem Gegner zu einem verderblichen labyrinthischen Gewinde wurden, aus dem er den Ausgang nicht mehr fand, in dem er sich wie in einem Netze verfing. Waren solchergestalt die Feinde durchbrochen, abgeschnitten, vereinzelt, so vollendete das Fußvolk leicht ihre gänzliche Niederlage mit dem Schwerte und den Dreschflegeln, oder sie erlagen den auf den Wagen stehenden Schützen. Ziskas Heer glich einem vielarmigen Ungeheuer, das seine Beute unerwartet und schnell packt, erdrückt und die Stücke des Erwürgten verschlingt. Gelang es auch einzelnen, aus dem Wagenlabyrinthe zu entkommen, so fielen sie der außen aufgestellten Reiterei in die Hände und fanden hier den Tod."

Als Ziska im Dezember 1421 auf dem Berge Taurgang eingeschlossen war und nur zwischen Ergebung und Tod die Wahl zu haben schien, schloß er seine Kriegswagen durch Ketten aneinander, besetzte sie mit auserlesenen Streitern und zog den Berg hinab. So durchbrach er den Feind, der die wandelnde Burg nicht anzugreifen wagte, sondern unschlüssig auswich, und entkam nach Kolin.

Ein Jahr später unternahm Ziska einen Zug nach Ungarn. Die Ungarn vermieden die Schlacht, und die Hussiten gingen wieder zurück. Unter immerwährenden allseitigen Angriffen fuhr die Wagenburg, mehrere hundert Fahrzeuge stark mit zahlreichem Geschütz, 6 Tage lang durch Ebene und Wald, über Berge und Flüsse; aber so oft auch die Ungarn die rollende Festung zu stürmen versuchten — jedesmal wurden sie abgeschlagen. —

Die vorstehende Schilderung von Jähns geht nach seiner eigenen Angabe in ihren Grundzügen auf Enea Silvio Piccolomini, Papst Pius II., zurück, der nicht nur Zeitgenosse war, sondern auch in nahen Beziehungen zu den besten Kennern des Hussitentums stand. Er war tätig auf dem Concil zu Basel; er stand dem Kardinal Cesarini nahe, der den letzten Kreuzzug gegen die Hussiten selber geleitet und dem sogar der Böhmen-Hauptmann Procop gelegentlich der Friedensverhandlungen persönlich auf seine Frage das hussitische Kriegswesen erklärt hatte. Enea Silvio war selber in Böhmen und sogar in Tabor und hat auch in späteren Jahren selbst mit überlebenden Häuptern der Bewegung verhandelt.

Einen besser informierten Zeugen als den Papst-Schriftsteller kann man sich nicht wünschen, und war er selbst nicht kritisch, so sind doch seine Mitteilungen durch das Sieb exakt geschulter historischer Kritiker gegangen. Jähns hat seine Schilderung ihm in der Hauptsache nicht direkt, sondern durch die Vermittelung des böhmischen Historikers Palacky entnommen und noch der jüngste Darsteller der Zeit, Professor Loserth, in seiner Geschichte des späteren Mittelalters (S. 490) erzählt in kurzen Worten dasselbe. In seiner späteren „Geschichte der Kriegswissenschaft" (Bd. I, S. 303) hat Jähns seine frühere Schilderung aufrecht erhalten und sie noch quellenmäßig weiter gestützt; für das offensive Manövrieren der Wagenburgen beruft er sich[1]) noch im besonderen auf zwei Stellen bei Cäsar, wo dieser es schon von Helvetiern und Germanen berichte.

Palacky, der Historiker Böhmens, meint,[2]) daß Nicolaus v. Huß und Ziska, „etwa noch mit Zuziehung anderer Kenner, ein neues System der Kriegführung entwarfen, das die alten Er-

[1]) Handbuch S. 943.
[2]) Gesch. Böhmens III, 2, 66.

fahrungen und Grundsätze der Römer mit den neusten, durch den Gebrauch des Schießpulvers bedingten Fortschritten der Kriegskunst auf eigentümliche Weise in Einklang brachte."

Wären uns die Urquellen verloren gegangen, so wäre es für die historische Kritik gewiß sehr schwer, gegen ein so allgemein angenommenes Geschichtsbild aufzukommen: Jähns war preußischer Generalstabsoffizier und Lehrer an der Kriegsakademie, sein Handbuch der Geschichte des Kriegswesens ist dem Feldmarschall Moltke gewidmet und die „Geschichte der Kriegwissenschaften" schrieb er im Auftrage der „Münchener historischen Kommission"; er beruft sich auf die allerbesten Quellen — wer kann gegen die Autorität Cäsars, wenn er einen militärischen Vorgang berichtet? — und die besten Historiker stehen ihm als Eideshelfer zur Seite. Dennoch ist das Ganze ein Phantasiestück. Von Anfang an hatte ich bei meinen kriegsgeschichtlichen Studien aus sachlichen Gründen die Ueberzeugung, daß ein offensives Manövrieren mit Wagenburgen unmöglich sei, aber um es quellenmäßig zu widerlegen, war ein der tschechischen Sprache kundiger Forscher notwendig. In jedem Semester fragte ich in meinem Seminar, ob nicht ein Slavist unter den Teilnehmern sei. Endlich fand sich ein Balte, Max v. Wulf, der, als des Russischen kundig, sich auch die Bewältigung des Tschechischen zutraute, die Aufgabe angriff und sie, wie ich wohl sagen darf, meisterhaft gelöst hat, obgleich es mir, (ich war damals selber noch nicht Mitglied der Fakultät), nicht geringe Mühe kostete, die Annahme der Dissertation bei dem Referenten durchzusetzen.[1])

Die Berufung auf Cäsar hatte sich schon von vornherein als hinfällig erwiesen, da an den angegebenen Stellen das garnicht gesagt ist, was Jähns glaubte herauslesen zu dürfen. Wulf wies nun weiter nach, daß auch bei Enea Silvio die Sätze, die Jähns aus ihm anführt, nicht stehen. Die ganze Ausmalung von dem kunstvollen Manövrieren und den Buchstaben findet sich erst bei einem Jesuiten des 17. Jahrhunderts, Balbinus. Aus diesem hatte der Historiker Aschbach in seiner Geschichte Kaiser Sigismunds eine

---

[1]) Die hussitische Wagenburg. Von Max v. Wulf. Berliner Dissertation. 1889.

Hussitisches Kriegswesen. Von Max v. Wulf. Preußische Jahrbücher Bd. 69 S. 673. Mai-Heft 1892.

Schilderung entnommen. Aus Aschbach entnahm es wörtlich Meynert in seiner „Geschichte der Kriegskunst", ohne den Verfasser zu nennen und mit dem irrtümlichen Zusatz „meldet Eneas Silvius". Aus Meynert wiederum hat es Jähns, ohne nachzuprüfen, ob die Stelle auch wirklich bei Eneas vorkomme, übernommen.

Ebensowenig, wie das kunstvolle Manövrieren der Wagen, geht das Aneinanderschließen der Wagen mit Ketten während der Fahrt auf eine Urquelle zurück, sondern es ist eine bloße Konstruktion Palackys.

Immer bleibt noch, daß ein so gut unterrichteter Zeuge wie Enea Silvio tatsächlich das offensive Agieren der Wagenburg erzählt und daß seine Schilderung durch einen positiven Bericht des Andreas von Regensburg über das Gefecht bei Klattau (1426) bestätigt wird. Aber auch von diesen beiden Zeugnissen, die sich gegenseitig stützend unumstößlich schienen, hat Wulf nicht nur nachgewiesen, daß sie auf Mißverständnissen beruhen, sondern auch die Genesis dieser Mißverständnisse aufgedeckt. Ueber das Gefecht von Klattau ist glücklicherweise der Bericht des Ulmer Hauptmanns Heinrich von Stoffel an seine Stadt erhalten, welcher die Richtigstellung der Erzählung des Andreas ermöglicht; über den Irrtum des Enea Silvio werden wir noch weiter unten sprechen.

Ich habe mich über die Kette von Irrtümern und ihre endliche Auflösung etwas ausführlicher verbreitet, um des methodologischen Wertes, um der mannigfachen Analogie willen, die wir dazu in der Kriegsgeschichte haben, bei denen aber die quellenmäßige Klarlegung nicht bis zu diesem Grade zu erreichen ist und wo daher die gelehrte Welt sich so schwer entschließt, die Ueberlieferung aufzugeben, so deutlich für den Fachmann der Irrtum auch vor Augen liegt. Die Erzählung Livius' (VIII, 8) über die römische Manipulartaktik, die die gelehrte Welt so lange geäfft und von der Mommsen bis zuletzt nicht hat lassen wollen, die Aufstellung der Legionäre im Nahkampf mit 6 Fuß Abstand von einander, die noch immer herumspukt, die Bauernheere Karls des Großen, das im Dreieck aufgestellte Fußvolk, sind, denke ich, vollständige Gegenstücke zu Jähns' Erzählung von der offensiven Wagenburg, der „rollenden Festung". Was wurde denn aus der „rollenden Festung", wenn ein feindlicher Spieß oder Pfeil auch nur ein

einziges Pferd zu Falle brachte? Ließen es sich die gegnerischen Heere denn gefallen, daß die hussitischen Fahrer nach den Winken ihrer Signalflaggen die künstlichen Figuren durch ihre Reihen fuhren?

Wie Livius eine Exerzier-Uebung in mißverstandener Weise in eine Schlachtschilderung verwandelt hat, so hat Eneas Silvius, nach Wulfs Ausdruck[1]), die Marschordnung der Wagenzeilen und ihre Aufstellung nicht unterschieden und in fahrlässig-phantastischer Weise, als er 25 Jahre nach den Ereignissen seine Aufzeichnungen niederschrieb, zu dem Bilde einer beweglichen angreifenden Wagenburg zusammengeschmolzen. So ist hier wie dort eine ursprünglich gute Quelle durch Mißverständnisse bei der Ueberarbeitung in sachliche Ungeheuerlichkeiten verkehrt worden. Die Kritik aber, die nicht den Mut hat, in solcher Lage durchzugreifen, sondern durch Abschwächungen und Verkleidungen einen gewissen Schein realer Möglichkeit zu erwecken sucht, muß den Zweck der wahren Erkenntnis verfehlen.

Werfen wir, ehe wir in die Darstellung selbst eintreten, einen Blick auf das frühere Vorkommen des charakteristischsten Streitmittels der Hussiten, der Wagen.

Streitwagen kommen hauptsächlich in der ältesten Zeit der Geschichte vor, vor dem Zeitpunkt, wo dieses Werk einsetzt. Später erscheinen sie einige Male als Sichelwagen von geringer Wirksamkeit.[2]) Die Streitwagen, die die Britannier benutzten in der Art, wie sie uns aus der Ilias bekannt ist, die „Esseden", schildert uns Cäsar als überaus brauchbar und wirksam. Da er sie aber selber nicht etwa nachgeahmt oder Britanier mit Wagen in derselben Weise in seinen Dienst genommen, wie er es mit den germanischen Reitern tat, so ist ihr Erscheinen in der Kriegsgeschichte doch zu vorübergehend geblieben, um in unsere Betrachtnng hineingezogen zu werden. Nur nachträglich sei daran erinnert an dieser Stelle, wo die Wagen plötzlich zu einer unzweifelhaft großen historischen Bedeutung gelangen.

Die Wagen, um die es sich jetzt handelt, haben aber weder mit den Sichel- noch mit den Streitwagen, die statt des Reit-

[1]) Preuß. Jahrb. 69, 674, Dissertation, S. 21.
[2]) Vgl. Bd. I S. 128. 174. 181. 208.
[3]) Jähns, Kriegsw. p. 943.

pferdes dienen, etwas zu schaffen, sondern dienen ausschließlich zur Bildung einer Befestigung, der Wagenburg.

Die Wagenburg ist schon in den ältesten Zeiten als ein brauchbares Instrument der Verteidigung im Kriege erkannt worden. Euripides läßt in den Phönissen (V. 450) sich die eine Partei gegen die andere durch eine Wagenburg decken. Bei den Germanen hat sie während der Wanderungen der Volksstämme mit Weib und Kind unzweifelhaft eine Rolle gespielt, z. B. bei Adrianopel.

Auch im Mittelalter werden hier und da Wagenburgen erwähnt, und der Gedanke, die Wagen, die man ohnehin mit sich führt, zugleich als leichte Deckung für das Lager zu benutzen und sich im Notfall hinter ihnen zu verteidigen, liegt ja nahe genug. Aus Böhmen ist uns von einem Feldhauptmann König Wenzels, Hajek von Hodjetin, eine Kriegsordnung vom Jahre 1413, also vor den Hussitenkriegen, erhalten, in der die Streitwagen und die Wagenburg vorgeschrieben werden. Durch die hussitische Bewegung erhält nun diese traditionelle Lagerbefestigung plötzlich eine neue Bedeutung.

Das Hussitentum ist eine Bewegung gleichzeitig religiösen und national-tschechischen Charakters. Ein Manifest der Stadt Prag beim Beginn des Krieges proklamierte, daß die Deutschen „die natürlichen Feinde des tschechischen Volkes" seien,[1]) und Ziska sagte in seiner Kriegsordnung, nicht nur für die Befreiung der Wahrheit des göttlichen Gesetzes, sondern auch besonders der böhmischen und slawischen Nation trage er die Waffen.[2]) Auch ein Teil des Adels, der Magistrat von Prag und vieler anderen Städte schlossen sich der Bewegung an; die Hauptträger aber waren die erregten Bürger und Bauern.

Wir wissen, wie gering die militärische Leistungsfähigkeit von Bürger- und Bauer-Aufgeboten ist. Die Ritter sprengten solche Haufen hohnlachend auseinander; auch der gewaltigste, religiös-nationale Enthusiasmus, mag er auch die persönliche Tapferkeit noch so hoch steigern, hebt die militärische Brauchbarkeit nicht gleich so weit, um gegen Berufskrieger mit Erfolg streiten zu können, so wenig wie das Bewußtsein, für Eigentum und Leben, Weib und

[1]) Loserth S. 489.
[2]) Palacky, Gesch. Böhmens III, 2, 361.

Kind zu kämpfen, die Bewohner der Franken- und Angelsachsenreiche befähigt hatte, sich der Wikinger, oder einst die Römer, sich der Germanen zu erwehren.

So sind auch die Böhmen anfänglich nicht imstande, es im freien Felde mit den deutschen Kriegsscharen aufzunehmen, die König Sigismund heranführte, um seine rebellischen Untertanen wieder zu unterwerfen. Er kam bis vor Prag und suchte es zu belagern, drang aber nicht durch; das Kreuzheer, das er führte, war gelähmt durch inneren Zwiespalt und der Widerstand des Landes in der Verteidigung blieb zäh genug, um ihn endlich zum Rückzug zu nötigen. Was ihm widerstand, war auch nicht bloß ungeordnete Masse, sondern zum nicht geringen Teil die überlieferten ständischen Obrigkeiten, die die Bewegung leiteten. Die mancherlei Gefechte, die in dieser ersten Zeit stattfanden und in denen auch die Deutschen noch mehrfach siegten, machen keinen anderen Eindruck, als sonst Gefechte des späteren Mittelalters, nur daß die böhmischen Herren und Ritter von zahlreichen Bürgern und Bauern unterstützt waren, die um der religiös-nationalen Sache willen die Waffen ergriffen hatten.

So kam der Krieg zunächst in ein gewisses Gleichgewicht, und die Hussiten gewannen Zeit, sich im Kriege und durch den Krieg selbst ihr eigenes und eigentümliches Kriegertum zu schaffen. Die konservativeren Elemente, die anfänglich noch mitgegangen waren, gerieten bald mit den Radikalen in Zwiespalt, in dem darüber ausbrechenden Bürgerkrieg behielten die Radikalen die Oberhand und mit ihnen die neue Kriegsweise. Zu einer großen Offensive ist man aber noch nicht gleich befähigt. Die Einbrüche in Deutschland beginnen erst im achten Jahre des Krieges, 1427. Diese Entwickelung ist ganz analog dem, was die Weltgeschichte später in der englischen und französischen Revolution erlebt hat. Der religiöse oder national erregte Enthusiasmus schafft nicht unmittelbar eine neue überwältigende Heereskraft, aber er schafft Verhältnisse, aus denen sich eine solche Heereskraft bilden kann. Erst nach Verlauf mehrerer Jahre haben auch die Krieger Cromwells und der französischen Revolution eine qualitative Ueberlegenheit gewonnen. Den glücklichen Widerstand, den die französische Republik im Jahre 1792 der preußisch-österreichischen Invasion leistete, verdankt sie viel

mehr als den aufgebotenen Freiwilligen den zu ihr übergetretenen Resten der alten königlichen Armee und den Festungen.[1])

Die große Aufgabe der hussitischen Führer war, die mit den zur Hand befindlichen Waffen, Spießen, Hellebarden, Aexten, Morgensternen, Flegeln ausgerüsteten Volksmänner fast ohne Schutzwaffen, Helm, Panzer, Schild, gegen ansprengende Ritter standfest zu machen.

Ziska, ein kriegserfahrener Edelmann, wird es gewesen sein, der den Gedanken faßte und durchführte, hierzu die Wagenburg zu benutzen. Anfänglich waren es wohl die gewöhnlichen Bauernkarren, die zusammengeschoben wurden, später wurden die Wagen eigens zu diesem Zweck konstruiert. Sie wurden mit festen Schutzbrettern versehen; auch zwischen die Räder wurde lang unter dem Wagen noch ein Brett gehängt, damit man nicht durchkriechen konnte, und eiserne Ketten wurden mitgenommen, um die Wagen aneinander zu befestigen, sodaß auch nicht durch das Herausreißen einzelner Lücken geschaffen werden konnten. Jeder Wagen war mit vier Pferden bespannt. Die Wagen fuhren, wenn man in der Nähe des Feindes war, womöglich in mehreren Zeilen nebeneinander, damit sie schnell zu einem Viereck auffahren konnten. Schaufeln, Aexte, Hacken waren vorrätig, um den Weg nötigenfalls frei und fahrbar zu machen, was sich natürlich nur auf die letzten Momente der Stellungnahme beziehen kann. Oefter wurde auch vor den Wagen ein Graben ausgehoben und das Erdreich gegen die Räder geworfen, sodaß sie wie eingegraben waren. Auf der Vorder- und Rückseite blieb ein breites Ausfallstor offen,

---

[1]) Daß die Hussiten bereits am 14. Juni 1420 am Witkoberge (Ziska-Berge) östlich von Prag einen großen Sieg über die Deutschen erfochten, ist Fabel. Vgl. Bezold, König Sigmund und die Reichskriege gegen die Hussiten. I, 41 ff. Loserth, Gesch. d. spät. Mittelalt. S. 490. Dieses Gefecht kann ganz gut mit dem Treffen von Valmy 1792 in Parallele gestellt werden. Man wehrte nur einen Angriff des Gegners ab, aber schon daß das gelang, genügte und gab Glauben an die Zukunft. Auch der Sieg bei Wischerad am 1. November 1420 zeigt noch nichts von spezifisch hussitischer Kriegsweise. Sigismund hatte, da die deutschen Fürsten heimgekehrt waren, nur seine eigenen Streitkräfte, hauptsächlich aus Mähren, zu Verfügung. Er wollte Wischerad bei Prag entsetzen und rechnete sicherlich auf einen Ausfall der Besatzung. Da diese aber bereits einen Waffenstillstand abgeschlossen hatte, konnte sie nicht eingreifen. Wir werden daher annehmen dürfen, daß die Prager mit ihren Zuzügen von Herren und Städten eine große numerische Ueberlegenheit hatten. Von den Taboriten war nur ein kleines Reiter-Kontingent zur Stelle.

das wohl durch Setztartschen zunächst gedeckt wurde. Womöglich fuhr die Wagenburg auf einer Höhe auf, und hinter den Wagen standen die Verteidiger mit Wurfgeschossen, Spießen, Schleudern, Steinen, Bogen, Armbrüsten, und zwischen den gewöhnlichen Wagen, von denen auf jeden zehn Mann gerechnet wurden, standen die Wagen, auf denen die seit einiger Zeit üblich gewordenen Geschütze angebracht waren.[1]) Wollten nun die Deutschen eine solche Wagenburg stürmen, so mußten zunächst die Ritter absitzen, in ihrer schweren Rüstung die Anhöhe heran, wo sie mit einem Hagel von Geschossen, namentlich auch aus den Feuerwaffen, empfangen wurden. Kamen sie auch bis an die Wagen, so war es nicht leicht einzudringen, sie erlitten Verluste, ohne den Gegnern etwas Wesentliches anhaben zu können. Sobald sich aber Unordnung oder Zurückweichen bemerkbar machte, so stürmte die bereit gehaltene Reserve der Hussiten mit den blanken Waffen aus dem Ausfallstor heraus — eine Leistung, die natürlich erst möglich ist, wenn die religiös erregte Menge auch schon kriegerisch zu einem starken Selbstvertrauen und Vertrauen in die Führung erzogen ist, ebenso wie die Führer durch Erfahrung und Gewöhnung genügende Sicherheit gewonnen und sich die Menge in die Hand erzogen haben müssen. Ein beliebiger aufrührerischer Bauernhaufe, das ist wohl zu bemerken und muß man sich klarmachen, hätte nicht etwa mit einer improvisierten Wagenburg auch zu andern Zeiten Ritterheere besiegen können; es gehörte, um diese hussitische Taktik zu ermöglichen, dazu der religiös nationale Unter-

---

[1]) In den Mitteil. d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen Bd. 31 S. 297 (1893) findet sich die Beschreibung der Abbildung eines hussitischen Kriegswagens in einer Münchener Handschrift v. A. Wiedemann. Trotz der sehr bestimmt lautenden Beischrift „Item daz ist der husen wagen purgk, darauf dy hussen vechten, dy ist gut un gerechtt“, macht mir die Abbildung keinen vertrauenerweckenden Eindruck.

Die Vorschrift, daß die Wagen in vier Zeilen fahren sollen und die beiden äußeren Zeilen etwas länger seien als die inneren, um mit den überschießenden Wagen die Vorder- und Rückseite des Lagers zu bilden, ist doch wohl nur Theorie oder bezieht sich auch nur auf die letzte Einteilung vor der Auffahrt. Ganze Märsche in den ordnungsmäßigen vier Zeilen dürften nur an sehr wenigen Stellen unseres Erdbodens ausführbar sein. Vgl. Wulf S. 27. 29. Die beiden inneren Zeilen bildeten im Inneren ein kleines Viereck mit Durchgängen.

In Ungarn 1429 machte Ziska vor dem Vorder- und Hintertor seiner Wagenburg, nach Wulf, Diss. S. 43, eine Bastei, umgrub sie und legte Büchsen hinein.

grund, auf dem Ordnung, Führung, Organisation, Zuversicht, Vertrauen erwachsen und bedeutende Männer, die solche Kräfte zu gestalten und anzuwenden verstehen.

Als ein charakteristisches Beispiel populärer Geschichtsüberlieferung sei noch bemerkt, wie Enea Silvio den Umstand, daß Schwerbewaffnete beim Sturm auf die auf einer Anhöhe postierte Wagenburg natürlich leicht zu Fall kommen, berichtet:[1]) er führt es auf eine List der Hussiten zurück, deren Weiber ihre Gewänder vor den Wagen auf der Erde ausbreiteten. Betraten nun die Ritter, von den Rossen abgesessen, diese, so verwickelten sie sich mit den Sporen, fielen um und wurden umgebracht. Das Geschichtchen erinnert an das, was nach Polybius die Römer von den nackten Galliern und ihren weichen Schwertern zu berichten wußten, nur daß hier die Gallier die Tölpel und die Römer die Listigen sind. (Vgl. Bd. I, 4. Buch, 5. Kap. 7. u. 8, S. 271.)

Die große Wirkung, die die Hussiten durch ihre Artillerie erreichten, hat zu der Meinung geführt, daß Ziska durch technische Verbesserungen in dieser Waffe einen Fortschritt erzielt habe. Davon ist jedoch nichts nachweisbar; der entscheidende Punkt liegt vielmehr anderswo. Die Hussiten waren ihren Gegnern weder durch die Zahl, noch durch die Art ihrer Geschütze überlegen; die Büchsen lagen unbekleidet auf eigens dazu hergerichteten Wagen durch eiserne Bänder auf starken Holzplateaus befestigt. Wenn die Wagenburg auffuhr, wurde die Mündung nach außen gerichtet, sie waren aber in dieser Verfassung weder einer Erhöhung noch einer Seitenrichtung fähig.[2]) Das Laden war umständlich und langsam. In der Bewegung und beim Angriff konnten derartige Geschütze fast garnicht verwendet werden; für die Hussiten aber waren sie brauchbar, weil ihre ganze Taktik ja darauf beruhte, daß sie den Angriff abwarteten. Sobald der Feind nahe genug war, wurden alle Büchsen gleichzeitig abgeschossen und das machte natürlich einen gewaltigen Eindruck, einen Eindruck, der wohl noch erheblich größer war als die Wirkung selber. Das Uebergewicht des hussitischen Geschützes lag also nicht sowohl in diesem selbst, als in der hussitischen Taktik.

---

[1]) Hist. Boh. cap. 40 nach Wulf, Diss. p. 16.
[2]) Wulf, Dissert. S. 43; nach Köhler III, 1, 303 ff.

Das Gefecht bei Horic, 1423, schildern die alten böhmischen Annalen folgendermaßen: „Ziska lagerte sich mit ihnen bei der Kirche von St. Gotthard deshalb, damit er sich mit seinen Geschützen auf der Höhe aufstellen könne, und damit sie, die zu Pferde heranzogen, von den Pferden absitzen müßten, ohne etwas zu haben, woran sie diese bänden, durch die Rüstung mehr beschwert als die Fußgänger. Sie rückten bergauf und ermüdeten, die Wagen stürmend. Ziska erwartete sie mit Geschützen und frischen Leuten, und bevor sie die Wagen erstürmen konnten, erlegte er ihrer nach Belieben, und als er sie zurückgeschlagen, ließ er seine frischen Leute auf sie los." Ebenso erzählen sie von Ziskas Kämpfen 1423 in Ungarn. „Als aber sie einmal ihn anzugreifen unternahmen, indem die Reiter absaßen und zu Fuß gegen ihn stürmten, so wurden sie von ihm niedergeschlagen; denn anders ist die Geschicklichkeit der Reiter zum Kampf; anders des Fußvolks, weil es jenen eine ungewohnte Sache." [1])

Ziska schuf auch allmählich eine Reiterei, indem er nach dem Ausdruck einer Chronik aus den Taboriten die geeigneten Leute, „die ritterlichen Knechte ausklaubte" und ihnen die Rüstungen gefangener Ritter gab. Sie wurde zwar nie bedeutend und konnte es selbständig mit dem Gegner nicht aufnehmen, war aber doch zur Unterstützung des Fußvolks und Ausbeutung des Erfolges nützlich. Sie pflegte innerhalb der Wagenburg im Hintergrunde aufgestellt zu sein und fiel aus dem hinteren Tor aus, wenn das Fußvolk aus dem vorderen herausbrach; um die Seiten der Wagenburg herumreitend, suchten sie den Feind in den Flanken anzugreifen oder von hier aus zu verfolgen.

Von entscheidender Wichtigkeit in einer Hussitenschlacht ist, daß für den Ausfall der richtige Augenblick getroffen wird; mehrfach ist es geschehen, daß er zu früh stattfand und der Gegner, noch nicht genügend erschüttert durch den vergeblichen Sturm auf die Wagenburg, die Ausgefallenen draußen ohne ihren Schutz

[1]) Als Beispiel, wie sehr eine an sich richtige Tradition bei einem Autor, der sie nicht mehr versteht, ins Absurde verkehrt werden kann, diene, was Ludwig v. Eyb über die Aufstellung auf einer Anhöhe sagt. Eyb war brandenburgischer Hauptmann und schrieb um 1500 sein „Kriegsbuch". In dem Kapitel über die Wagenburgen stellt er auch die Forderung, daß sie auf einer Höhe auffahren sollen, als Grund aber gibt er an, damit sie nicht unter Wasser gesetzt werden könnten.

seinerseits angriff und überwältigte, oder daß gar, durch eine verstellte Flucht mit Absicht herausgelockt, die Hervorstürmenden von bereit stehenden Truppen angefallen und geschlagen wurden.[1]) So ging es bei Nachod 1427 einem Teil des Waisen-Heeres und bei Waidhofen in Oesterreich im Jahre 1431 den Taboriten.

Unrichtig ist die Erzählung von einem regelmäßigen Wechsel der hussitischen Haus- und Feldgemeinden — ebenso unrichtig wie bei den alten Germanen, von denen die Römer ja ähnliches berichtet haben. Vielmehr löste sich aus der ursprünglichen allgemeinen volkstümlichen Bewegung allmählich das eigentlich kriegerische Element aus und organisierte sich selbständig, sodaß es zu einem stehenden Heer wurde. Die von dem Geist der Bewegung am stärksten Ergriffenen sammelten sich mit Weib und Kind im südlichen Böhmen an der Luschnitz und schlugen hier als das Heer Gottes ein Lager auf, das sie in alttestamentarischer Erinnerung Tabor nannten. Neben den Taboriten bildete die Stadt Prag ein eigenes Heer.

Schon bei Lebzeiten Ziskas trat unter den Taboriten einmal eine Spaltung ein, die nach dem Tode des Feldherren (1424) dauernd wurde. Seine eigentlichen Anhänger nannten sich, weil sie an Ziska ihren Vater verloren hatten, die „Waisen“; das Haupt der anderen Partei, im engeren Sinn die Taboriten genannt, wurde Procop der Priester oder der Kahle. Das Prager Heer hat stets den Charakter eines Volksaufgebots behalten, die beiden taboritischen Heere aber sind es, die den Charakter dauernder großer Kriegsgenossenschaften annehmen und sich je länger je mehr zu Berufskriegern mit allen ihren Tugenden und bald auch Untugenden ausbilden. Sie repräsentieren das eigentliche hussitische Kriegswesen und die hussitische Kriegskunst, die die Welt in Schrecken setzte und in der Sage fortlebt. Zuweilen verstärkte sich jedes dieser beiden Heere noch durch ein besonderes Aufgebot aus den Gegenden und Städten, wo ihr Anhang herrschte. Im Gegensatz zum Feldheer, welches dann der „große Tabor“ heißt, wird das Aufgebot aus der Niederlassung die „Hausgemeinde“ oder der „alte Tabor“ genannt.[2]) Im ganzen sind also fünf verschiedene Heere zu unterscheiden, zwei stehende

[1]) Wulf, Dissert. S. 53.
[2]) Wulf, Pr. J. S. 680.

und drei Aufgebote, die jedoch nie alle in einer Schlacht beisammen gewesen sind. Das einzelne Heer wird auf 5000—6000 Mann anzuschlagen sein, schwerlich je mehr, zeitweilig auch wohl erheblich weniger. Einige Male waren drei solche Heere beisammen z. B. in der Schlacht bei Aussig 1426, bei Glatz 1428.[1] Bei dem Einfall in Deutschland im Jahre 1430 sollen alle hussitischen Heere, die ganze böhmische Streitmacht beisammen gewesen sein; ebenso war es 1431 bei Tauß die böhmische Gesamtmacht, vor der das Kreuzheer die Flucht ergriff. War eine größere Masse zusammen, so teilte sie sich auf dem Marsch; die Schwierigkeit, sich mit vielen Tausenden auf einer Straße fortzubewegen, die wir kennen, mußte hier, wo ein besonders großer Troß von Weibern und Kindern und neben den Proviant- und Gepäckkarren noch die Streitwagen folgten, besonders groß sein.

Als der kriegerische Charakter erst ganz die Oberhand behalten und sich vollkommen durchgebildet hatte und der Schrecken vor den Hussiten herging, sodaß die Deutschen vor ihnen auseinanderstoben, wenn sie nur ihren Schlachtgesang von fern hörten, muß ein solcher hussitischer Heereszug äußerlich und innerlich große Aehnlichkeit mit dem Zuge der Cimbern und Teutonen oder einem Völkerwanderungsheer gehabt haben.

Die Schwäche der hussitischen Wagenburg-Taktik liegt auf der Hand. Sie ist ähnlich derjenigen, die auch der von den englischen Königen ausgebildeten anhaftete: sie ist nur defensiv anwendbar. Ja die Schwäche der Wagenburg ist noch viel größer als die der englischen Kombination von Schützen und Fußrittern, weil sie viel schwerfälliger und weil sie auch nicht einmal ausnahmsweis offensiv anwendbar ist. Aber trotz dieser einseitig defensiven Verwendbarkeit und trotz ihrer Schwerfälligkeit ist die Wagenburg dennoch von so großer Bedeutung, weil sie einerseits den Fernwaffen, darunter auch den seit einiger Zeit erfundenen Feuerwaffen, eine starke Wirksamkeit ermöglicht, andererseits aber und ganz besonders dem gemeinen, ungewappneten Fußvolk mit der blanken Waffe, wozu in diesem Zusammenhang auch Morgensterne und Flegel gehören,

[1]) Eine Zusammenstellung der überlieferten Heereszahlen von v. Wulf findet sich in den „Mitteil. d. Vereins für d. Gesch. d. Deutschen in Böhmen". 31 Jahrg. S. 92. Prag 1893.

eine selbständige und starke Bedeutung vermittelt. Erst der Schutz der Wagenburg, dann der Ausfall, dann der Sieg, das gibt diesen Hussiten eine moralische Kraft, die noch weiter führt; zwar nicht zur Schaffung einer organisierten Infanterie, die es grundsätzlich wagte, auch im freien Felde, ohne Schutz der Wagenburg, den Kampf mit den Rittern aufzunehmen, aber doch zu gelegentlichen Offensiven bei günstigen Umständen, was wieder bei dem Charakter der entgegenstehenden Heere genügt, um die niederschmetterndsten Erfolge davonzutragen und den Ketzern zeitweilig den Ruf der Unwiderstehlichkeit zu verschaffen.

Die richtige Erkenntnis der Hussitenkriege ist wieder wie allenthalben ganz besonders auch durch falsche Heereszahlen versperrt worden. Aber es sind nicht sowohl, wie man erwarten möchte, Uebertreibungen in der Masse der Hussiten, die nur hier und da vorkommen, als merkwürdigerweise gerade umgekehrt die Uebertreibungen der deutschen Chroniken in der Stärke der deutschen Heere, die von den Hussiten geschlagen wurden. Es ist wohl nicht ganz unnatürlich, daß, wenn die Geschlagenen selber angeben, einem viel kleineren Heer erlegen zu sein, man das zunächst für glaubwürdig gehalten hat. Aber es ist gar kein Zweifel, daß es nicht so ist: in ihrem Schmerz und in ihrem Schrecken über die Furchtbarkeit der Hussiten haben die deutschen Chronisten eine selbstquälerische Freude darin gefunden, die eigenen Niederlagen zu vergrößern, indem sie die eigenen Heere viel zu stark angaben.[1]) Das zweite Kreuzheer, das 1421 über Eger in Böhmen einbrach, bis Saaz kam und, ohne zu schlagen, umkehrte, als Ziska sich mit den Böhmen näherte, wird von einem Teilnehmer auf 100 000 Reiter, „ann die Wägen und fußknecht" angegeben[2]) und eine andere Quelle schätzt es in Uebereinstimmung damit auf 200 000 Mann und mehr.[3]) Zufällig ist aber ein Brief erhalten, in dem mitgeteilt wird, die Herolde hätten das Heer überschlagen und

---

[1]) Wir verdanken diese Erkenntnis einer vortrefflichen Abhandlung von Ernst Kroker, „Sachsen und die Hussitenkriege", im „Neuen Archiv für sächsische Geschichte" Bd. 21, S. 1 (1900). Dieser Abhandlung und dem Buche von Fr. v. Bezold, „König Sigmund und die Reichskriege gegen die Hussiten" (1872—77) sind auch die nachfolgenden Zitate entnommen.

[2]) Deutsche Reichstagsakten VIII Nr. 93.

[3]) Palacky, Gesch. v. Böhmen III, 2, 250.

gefunden, „das wir von ritterschaft bei den viertusent ritteren und knechten habent".[1]) Das war gewiß, da noch das Fußvolk hinzukommt, ein stattliches Heer. Aber als Saaz mehrere Wochen der Belagerung tapfer widerstand, zogen einzelne Kontingente eigenwillig ab und der Rest fühlte sich schließlich nicht stark genug den heranziehenden Böhmen eine Schlacht zu liefern, sondern trat ebenfalls den Rückzug an.

Im Jahre 1426 verlangte Sigismund auf dem Reichstag in Nürnberg ein Heer von 6000 Gleven. Die Fürsten erwiderten, ein so großes Heer wäre in Deutschland nicht aufzubringen und in Böhmen nicht zu ernähren;[2]) sie wollten 3000 oder 4000 Gleven stellen, davon sollten die Städte 1000 aufbringen; so viel wollten diese aber bei weitem nicht geben.[3])

Die größte rangierte Schlacht, die die Deutschen gegen die Hussiten verloren haben, war die Schlacht bei Aussig (16. Juni 1426). Die Deutschen kamen herangezogen, die böhmische Stadt Aussig an der Elbe, die zu ihnen hielt und von den Hussiten belagert wurde, zu entsetzen. Das Heer bestand fast nur aus Meißnern und Thüringern mit einem Zuzug aus der Lausitz. Ueber das Hauptkorps sind wir authentisch unterrichtet, daß es 1106 Pferde und im ganzen 8000 Mann stark war; mit den Zuzügen wird das Heer schwerlich 12 000 Mann im ganzen überschritten haben. Die Hussiten werden ziemlich übereinstimmend auf 25 000 Mann angegeben; das mag doch schon etwas zu viel sein, obgleich die beiden taboritischen Heere und das Prager Aufgebot zur Stelle waren. Auf jeden Fall waren die Hussiten erheblich stärker und die Kurfürstin von Sachsen hatte nicht unrecht gehabt, als sie in ihrer Ansprache an die ausziehenden Krieger sie gebeten hatte, „wegen der menge irer Feinde nicht zaghafftig noch kleinmütig zu werden". Die Chronisten aber geben den Sachsen bis zu 100 000 Mann und Matthias Döring will, daß fünf Deutsche gegen einen Böhmen gestanden hätten.[4])

---

1) Deutsche Reichstagsakten VIII, Nr. 94.
2) Deutsche Reichstagsakten VIII, Nr. 390.
3) Bezold II, 78.
4) Riedel, Cod. Diplom. Brandenburg. IV, 1, 210.

Trotz ihrer Minderzahl suchten die Sachsen die hussitische Wagenburg zu stürmen, drangen auch an einer Stelle ein, wurden aber schließlich, indem Procop seine Leute zu einem Ausfall herausführte, mit schwerem Verlust (3000—4000 Mann) geschlagen.

1427 brach wieder ein Kriegsheer unter Führung Kurfürst Friedrichs I. von Brandenburg in Böhmen ein, das nach manchen Chroniken 160 000 oder 200 000 Mann stark war.[1]) Dem steht die Aussage Windeckes in seinem Leben Sigismunds und eines Teilnehmers, des Ritters Heinrich von Stoffel, entgegen, der dem Ulmer Rat aus dem Feldlager berichtete, daß das Heer „gar klein" sei. Als die Hussiten nahten, während es das Städtchen Mies belagerte, ergriff es die Flucht, so sehr sich der Kurfürst und der Kardinal von England bemühten, es zum Stehen zu bringen.

1431 entschloß sich der deutsche Reichstag, einen Anschlag auf nicht weniger als 8200 Gleven zu machen; die Zahl war aber von vornherein fiktiv, denn ein Teil davon entfiel auf Burgund, Savoyen, den deutschen Orden, von denen man im Voraus wußte, daß sie nichts schicken würden. Fast noch mehr fiktiv war wohl der weitere Beschluß, daß außer den Reisigen von den näheren Gegenden der 25., von den ferneren der 50. Mann zu Fuß ausziehen solle.[2]) Wie groß das Heer, das zusammenkam, tatsächlich gewesen ist, dafür habe ich keinen Anhalt gefunden. Auf die Angaben der Chroniken (z. B. 90 000 zu Fuß, 40 000 Reiter) wird man nach den Proben, die wir kennen gelernt haben, keinen Wert mehr legen. Obgleich auch Pfalz, Hessen und andere Reichsstände ihre Kontingente nicht schickten, Oesterreich und Sachsen an anderer Stelle angriffen, so mag das Reichsheer, das abermals Friedrich von Brandenburg führte, doch erheblich stärker gewesen sein, als das, welches 1427 bei Mies geflohen war; ob es aber auch stärker war als das hussitische Heer, das ihm nunmehr bei Tauß entgegentrat und vor dem es, ohne zu fechten, ganz in der-

[1]) Bezold II, 110.

[2]) Interessant ist es, den Beratungen zu entnehmen, wie unklar man sich über die maßgebenden Zahlenverhältnisse war. Es war vorgeschlagen, den 10., den 20., den 30. Mann zu nehmen, die Ulmer aber meinten, schon wenn der 100. Mann ausgerüstet würde, so gäbe das ein grosses Heer. 1428 aber hatte man den 4. Mann ausrüsten wollen. Erben, D. Aufgebot Albrechts V. gegen die Hussiten. Mitt. d. Oesterreich. Inst. Bd. 23 S. 264.

selben Weise floh, wie einst bei Mies, das muß dahingestellt bleiben.[1])

Daß das gewaltige deutsche Reich keine größeren Heere aufbrachte, wird uns nicht wundern, wenn wir uns erinnern, in welchem Zustand die deutsche Reichsverfassung damals war. Von vielen Landschaften und Städten war man unsicher, ob sie eigentlich zum Reiche gehörten, oder nicht. Der Reichskörper war völlig aufgelöst und entbehrte aller festen und dauernden Institutionen. Während der Reichstag den Krieg gegen die Hussiten beschloß, sagten der Kurfürst von Mainz und der Kurfürst von Köln dem Landgrafen von Hessen Fehde an (1427). Als im Jahre 1428 die Hussitensteuer ausgeschrieben wurde, brachte z. B. der Bischof von Augsburg von seinen Geistlichen 3000 Gulden zusammen, lieferte sie aber nicht ab, da ihn selbst der Appenzeller Krieg bedrohte. Das wenige Geld, das bei der Zentralstelle einkam, wurde verbraucht für Gesandtschaften, um die Säumigen zu mahnen, denn weder Fürsten noch Edelleute noch Reichsstädte gaben etwas, „weder wenig noch viel", wie sich ein Zeitgenosse ausdrückt.[2])

Wie ist es möglich, daß da die Chroniken gleichzeitig von Riesenheeren berichten, die die Deutschen gegen die Ketzer aufgebracht hätten?

Die Neigung der Menschen zu Uebertreibungen ist unausrottbar; wenn die Niederlage so groß geworden ist, daß keine Großsprecherei sie aus der Welt schaffen oder bemänteln kann, so wirft sich die Entstellung auf die andere Seite, und wer seine Genugtuung nicht mehr finden kann im Prahlen, findet sie im Heulen. Nach der Kurmark Brandenburg sind die Hussiten nur einmal gekommen, im Jahre 1432, haben einen Tag vor Bernau gelegen, die gut ummauerte Stadt vergeblich bestürmt und sind dann ungeschlagen abgezogen.[3]) In Sachsen sind sie ebenfalls nur einmal rechts und einmal links der Elbe gewesen; bis nach Naumburg sind sie nie gelangt.

---

[1]) Bezold III, 144 nimmt für dieses Heer 100 000 Mann an, aber ohne zureichenden Grund. Kroker hat diesen Feldzug nicht mehr behandelt.

[2]) Nach Bezold II, 153.

[3]) Sello, Zeitschr. f. Preuß. Geschichte Bd. 19 (1882) S. 614 „Die Einfälle der Hussiten in die Mark Brandenburg". Eine vortreffliche Abhandlung, die lesenswert ist auch für alle diejenigen, die erfahren wollen, wie weit patriotische Gesinnung es in der Ueberarbeitung historischer Vorgänge treiben kann.

Da die Hussiten so großen Vorteil aus ihrer Wagenburg zogen, so wollten die Deutschen ihnen das nachmachen. Zu dem interessanten Schauspiel jedoch, daß zwei Heere mit Wagenburgen, die also jedes dem andern den Angriff zuschieben wollen, gegeneinander manövrierten, ist es mit den Deutschen nicht gekommen. Bei Aussig griffen die Sachsen die Böhmen ohne weiteres an und die beiden Kreuzheere von 1429 und 1431 nahmen die Flucht, ohne die Ankunft der Böhmen abzuwarten. Als aber die Böhmen selbst in Deutschland einbrachen, waren Heere, die es mit ihnen hätten aufnehmen können, nicht zur Stelle, und man verteidigte nur die festen Plätze.

So konnten mit einer bloßen Defensiv-Taktik doch Offensiv-Feldzüge geführt werden.

Alle die wilden Phantastereien, in die die Tradition und die spätere Ausmalung verfallen sind, das Fahren um den Feind herum, die künstlichen Figuren, die Verkettung der Wagen während der Fahrt, die rollende Festung gehen auf den einen Urfehler zurück, daß die Wagenburg offensiv verwandt worden sei. Sie war nichts anderes und konnte nichts anderes sein, als eine defensive Deckung für ein Fußvolk, das sich noch nicht traute, es im freien Felde mit Rittern aufzunehmen. Eben deshalb, weil eine Wagenburg viel zu schwer ist, um je offensiv verwandt zu werden, ist diese Taktik auch nicht entwickelungsfähig und das hussitische Kriegswesen bildet keine Entwickelungsstufe, sondern nur eine Episode in der Geschichte der Kriegskunst. Der Fehler, daß die Wagenburg offensiv vorgegangen sei, findet sich nun, wie wir sahen, tatsächlich bereits in der wichtigsten Urquelle der Zeit, den Werken des Enea Silvio, dieser aber, so sehr er in der Lage gewesen wäre, die besten und sichersten Nachrichten einzuziehen, hatte doch für solche Realitäten zu wenig Sinn, um das Bild, das seine Phantasie märchenhaft entwarf, wirklich historisch aufzufassen und zu begründen. Nach dem allgemeinen Sinn der Zeit, daß der tapfere Mann auf seinen Gegner losgehe und ihn angreife, nahm er das auch bei der berühmten, so erfolgreichen Wagenburg an und konstruierte sich danach den Vorgang.

Die Hussiten sind unbesiegt geblieben, sie haben nicht etwa durch die Reaktion eine noch stärkere Kriegsform in Deutschland

hervorgerufen. Aber sie waren nicht imstande, politisch ein geordnetes Staatswesen in religiösem Gegensatz zu der ganzen umgebenden Welt zu schaffen, und das rief in ihrem eigenen Körper die Reaktion hervor. Die beiden Feldheere, die im Bürgerkriege zuerst die Gemäßigten niedergeworfen und zehn Jahre lang die Herrschaft gehabt hatten, machten sich schließlich den eigenen Landsleuten so unerträglich, daß der Adel und die Städte, darunter auch die Stadt Prag, sich zusammenfanden, ein Heer aufstellten und jene bei Lipan 1434 besiegten und vernichteten. Beide Heere lagen sich in Wagenburgen einander gegenüber. Das ständische Heer wagte schließlich den Angriff, wurde zurückgeschlagen oder ging absichtlich in einer Art Scheinflucht zurück und lockte dadurch die Taboriten aus ihrer Wagenburg heraus. Hier fielen die Ritter sie an, nachdem sie die taboritischen Reiter verjagt, sprengten sie auseinander und erstürmten zusammen mit dem Fußvolk die Wagenburg, innerhalb deren nun die Taboriten zusammengehauen wurden.[1])

Als Soldbanden, die bald in dieses, bald in jenes Herrn Dienst traten durch ganz Deutschland hindurch bis nach Polen und Ungarn, haben sich die Reste der Taboriten, „Bruderrotten", wie sie sich jetzt nannten, oder „Zebracken", noch lange erhalten und durch das ganze Jahrhundert hindurch fortgepflanzt.

Wulf (Dissertation S. 38) hat zur Veranschaulichung eine Zahlenberechnung für ein Hussitenheer aufgemacht. Er nimmt ein größeres selbständiges Heer von 6000 Mann an, darunter 600 Reiter. Auf je 15 bis 20 Mann, wovon 10 seine eigentliche Besetzung bildeten, ist nach späteren Angaben ein Wagen zu rechnen; auf das Heer von 6000 Mann also 300 Wagen. Fuhren diese Wagen in 4 Zeilen, von denen die äußeren um die Hälfte länger waren, so hatten diese äußeren Zeilen je 90 Wagen. Rechnet man auf den vierspännigen Wagen mit Abstand 40 Fuß, so ergibt sich eine Marschtiefe von 90 mal 40, gleich 3600 Fuß, also etwa einen Kilometer. Die beiden Außenzeilen, also etwa 180 Wagen, bilden den äußeren Rand der Wagenburg; der Wagen ist etwa 10 Fuß lang; mit den beiden Ausfallstoren hat also das Lager einen Umfang von etwa 2000 Fuß und einen Inhalt von etwa 250 000 Quadratfuß oder 25 000 Quadratmeter.

[1]) So etwa dürfte der wahrscheinliche Verlauf der Schlacht gewesen sein. Wulf, Dissert. S. 55 ff. Köhler, Kriegswesen III, 3, 394.

Bei dieser Berechnung ist jedoch nicht in Betracht gezogen die Menge der Proviant- und Gepäckwagen. Bei der Größe dieses Trosses scheint mir das Lager für ein Heer von 6000 Mann erheblich zu klein. Die Vorschrift in späteren Wagenburg-Anweisungen, daß ein Teil der Streitwagen, die beiden inneren Zeilen, zur Bildung einer zweiten inneren Wagenburg benutzt werden sollen, scheint mir für die Praxis recht fragwürdig; das natürlichere würde wohl sein, daß die Streitwagen sämtlich für die eigentliche Wagenburg verwandt werden, die Gepäck- und Proviantwagen aber innerhalb, zu einem zweiten Ringe auffahren.

Es gibt aus dem 15. Jahrh. sehr zahlreiche Wagenburgordnungen, über die Jähns, Handbuch S. 943 (auch S. 897) und Gesch. d. Kriegswissensch. I, 304 ein Ueberblick gegeben ist. Vgl. Wulf, Dissert. S. 9. Sie sind jedoch mit Vorsicht zu gebrauchen, da man nie wissen kann, wie weit die Praxis der Theorie entsprochen hat. In der „notdurfft ordenung und geschick der wagenburck in ein feldt zu denen Veind und von denn Veindenn“ von Philipp von Seldeneck (um 1480) wird z. B. geraten, daß den äußeren Zeilen der Wagenburg einige Rotten verlorene Knechte zugewiesen werden sollen, die mit feuchtem Stroh und Heu viel Rauch machen, um den Feind zu blenden, damit er die mit der Wagenburg unternommenen Manöver nicht zu erkennen vermag. Ein Gebirge überschreite man am besten zur Nachtzeit; dabei läßt man die Mannschaft mit ihren Hacken arbeiten und klopfen, daß es klingt, als befestige man die Wagenburg, während man doch über die Höhe abzieht.

In einem „Büchsenbuch“ mit Bildern von Augustinus Dachßberg „ein moler und ein büchsenschießer“ (1443) ist die Wagenburg gar keilförmig geordnet. Das Bild hat die Beischrift: „Ein wiser stritter sol sin wegen in starkem strit also ordnen: des ersten einen wagen, nach dem anderen darnach zween nebeneinander, darnach dry, darnach vier, ie mer vnd mer nach der lenge untz du sie alle ordnest nach deß heres kraft. Dar in teille das roßvolk, also teillest du alle spitz. Dieß ordnung bruch, so du bist in der frömbde.“

Die beiden Stellen, in denen Enea Silvio über die hussitische Kriegsweise berichtet, lauten wörtlich folgendermaßen:

Hist. Boh. cap. XLVII. „Muro circumdatas urbes nisi necessariorum emendorum gratia perraro ingredi, cum liberis et uxoribus in castris vitam agere. Carros quam plurimos habere, his pro vallo uti. Procedentes ad pugnam duo ex his cornua facere, in medio peditatum claudere, alae equitum extra munitiones prope adesse. Ubi congredi tempus visum, aurigae, qui cornua ducerent, ad imperatoris signum comprehensa sensim, qua voluerunt, hostium parte, ordines quadrigarum contrahere; intercepti hostes, quibus sui subvenire non possent, partim gladio a peditatu partim missilibus ab his, qui erant in carris, viris ac mulieribus necari. Equitatus extra munimenta depugnare, quem si forte quis oppressisset, fugientem mox aperti currus

excipere indeque velut ex civitate moenibus cincta defendi, eoque modo victorias quam plurimas consequi, cum eam pugnandi peritiam vicinae gentes ignorarent et ager ille Septentrionalis late patens ad explicandas bigarum quadrigarumve ordines peridoneus haberetur."

Ferner Commentarii od Alphonsum regem lib. IV, 44: „Bohemi, apud quos multa plana, raras fossas invenias, equitatum peditatumque omnem intra currus claudunt, in curribus vero quasi moenibus armatos collocant, qui missilibus hostem arceant. Cum praelium committitur ex curribus quasi duo cornua efficiunt eaque pro multitudine pugnatorum et loci necessitate explicant, retroque et a lateribus tecti in fronte pugnant, interea paulatim aurigae procedunt, hostiumque acies circumvenire atque includere conantur. Quo facto haud dubie victoriam parant, cum hostes undique feriantur. Est quoque plaustrorum compages ea arte composita, ut ad Imperatoris jussum, qua velit et quando velit aperiatur sive ad fugam sive ad insequendos hostes ratio postulaverit."

Die Nachrichten über Kriegswagen sind zum erstenmal systematisch gesammelt in der Schrift: Der Streitwagen. Eine Geschichtsstudie nebst Betrachtungen über die Eigenschaften und den Gebrauch des Streitwagens. Taktikern und Pferdeliebhabern gewidmet von Rammbly, Oberstleutnant a. D., Berlin 1864. In Kommission der Springer'schen Buchhandlung. Der Verfasser ist häufig nicht auf die Originalquellen zurückgegangen, sondern hat seine Notizen und Referate irgend welchen Vermittlern entnommen; auch entbehrt er der eigentlichen historischen Kritik; trotzdem ist die kleine Schrift wertvoll und sehr interessant durch den praktischen Zweck, auf den es dem Verfasser eigentlich ankommt, nämlich für die Zukunft die Möglichkeit eines Kriegswagens nachzuweisen, der als Mittelwaffe zwischen Kavallerie und Infanterie manche Vorzüge beider Waffen vereinigen könnte. Daß gefahrene Infanterie unter Umständen sehr nützlich sein könnte, leuchtet leicht ein, aber es ist erstaunlich, wie weit nach den Darlegungen des Verfassers, der als alter Artillerist kundiger Fahrer ist, Wagen auch in der eigentlich kavalleristischen Leistung mit Kavallerie konkurrieren könnten. Speziell für die Wagen der Hussiten ist die Schrift verfehlt, weil der Verfasser, befangen in seiner Lieblingsidee, sie etwas in die Quellen hineingelesen hat und so aus dem Phantasiebilde des Enea Silvio noch ein anderes macht, das zwar nicht ganz so unmöglich, aber ebensowenig historisch ist. Er stellt sich die hussitischen Wagen vor als Streitwagen, die wie Kavallerie einen Choc gegen den Feind machen und seine geschlossenen Massen sprengen.

Fünftes Kapitel.

Condottieri, Ordonnanz-Kompagnien und Freischützen.

Von den drei Elementen der Kriegerschaft, die uns im Mittelalter begegnen, Volksaufgebot, Vasallentum und Söldnertum, hat sich das dritte als das stärkste erwiesen, ist von Generation zu Generation gewachsen und nähert sich der Alleinherrschaft. Es sind aber in dieser Entwickelung gewisse Unterschiede zwischen den vier Ländern, die wir hauptsächlich behandeln: Deutschland, Italien, England und Frankreich. In England ist das Söldnertum zuerst und am entschiedensten durchgedrungen, aber der Hauptverwendungsplatz für die englischen Söldner ist nicht das Inselreich selbst, sondern Frankreich, wo die englischen Könige mit ihren kapetingischen Oberlehnsherren und Rivalen den hundertjährigen Kampf ausfechten und dadurch auch diese zu immer weiterer Ausdehnung der Söldnermacht zwingen.

Auch Deutschland ist ja im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert erfüllt von Fehden und Bürgerkriegen, aber doch nicht in dem Maße, wie Frankreich und Italien, besonders deshalb nicht, weil die deutschen Städte sich nicht in dem Grade zu selbständigen Staaten ausbilden wie die italienischen, sondern einen mehr wirtschaftlichen, relativ friedlicheren Charakter bewahren. Der größte und wichtigste der deutschen Städtebünde, die Hansa, hat als solche niemals einen Krieg geführt, und die Städtekriege, die teils einzelne Kommunen, teils die verschiedenen Städtebündnisse führen, haben doch bei weitem nicht die Intensität der Kriege, die die italienischen Kommunen teils gegen Fürsten, teils untereinander

auskämpfen. Die deutschen Kriegsgesellen, die als Söldner dem Kriege nachgehen, finden daher ihren Erwerb zum großen Teil außerhalb Deutschlands, in den französisch-englischen Kriegen und namentlich in Italien.[1])

In Italien wird sich schon in den Staufenkriegen der Kriegerstand wesentlich in ein Soldkriegertum umgesetzt haben; wenn der stolze Otto von Freisingen verächtlich spricht von den Söhnen von Handwerkern, die man in Italien zu Rittern schlage, so liegt nichts anderes zugrunde. Die Anläufe zu Volksbewaffnung, die in den Jahren der höchsten Kampfesglut gemacht und zuweilen wieder aufgenommen wurden, hatten nur vorübergehenden Erfolg. Da der Kampf gegen das staufische Königtum ja gleichzeitig ein Kampf der rivalisierenden Kommunen unter einander und ein Kampf wiederum der Parteien innerhalb der Kommunen gegen einander war, so hatte das Gewoge mit dem Untergang der Staufen keineswegs ein Ende, sondern setzte sich unter den alten Parteinamen der Guelfen und der Ghibellinen von Generation zu Generation fort mit dem natürlichen Ergebnis, das Bürgertum politisch zu ermatten und die Gewalt den Söldnern und Söldnerführern zuzuwenden, die sich immer mehr verstärken und immer selbständiger werden, von den politischen Potenzen, in deren Dienst sie emporgekommen und groß geworden sind, sich loslösend. Die Söldner bilden geschlossene Banden, entweder Genossenschaften, die sich ihren Führer und ihre Unterführer selber gewählt haben, oder die Gefolgschaft eines Hauptmanns, eines Kondottiere, der die einzelnen in seinen Dienst genommen. Diese Banden und Bandenführer gehen über aus einem Dienst in den anderen und fühlen sich als selbständige Mächte. Die Zustände werden wieder ähnlich der Vökerwanderung, wo germanische Heerkönige oder Geschlechtsgenossenschaften die Landschaften durchzogen, brandschatzten oder ihrer Herrschaft unterwarfen. Wie Odoaker als Führer der germanischen Söldner in Rom oder wie die longobardischen Herzoge im sechsten und siebenten Jahrhundert, so machten sich im vierzehnten Jahrhundert Condottieri zu Herren in den Städten, in deren Dienst sie einmal gestanden

---

[1]) Ueber die deutschen Ritter in Italien hat H. Niese eine Studie mit Urkunden veröffentlicht in den „Quellen und Forschungen a. ital. Archiven", herausgeg. v. Hist. Instit., Bd. VIII (1905), S. 217.

hatten. So die Visconti in Mailand, die Scala in Verona, die Bonacorsi, dann Gonzaga in Mantua, die Este in Ferrara, die Malatesta in Rimini, die Pepoli in Bologna.

Andere Söldnerführer begnügten sich mit Erpressungen, die ein schwäbischer Ritter, Herzog Werner von Urslingen, zu einem vollkommenen System ausbildete. Werner, von den Italienern Guarnerio genannt, der den Herzogstitel führte, weil seine Vorfahren einmal unter den Staufen Herzoge von Spoleto gewesen waren, war der Anführer einer Kriegerschar, die die Pisaner in Dienst genommen hatten, als sie wegen Lucca gegen die Florentiner Krieg führten; beim Friedenschluß waren die Pisaner in einiger Sorge, wie sie ihre Söldner wieder loswerden sollten, und kamen auf den Ausweg, sie nicht einfach zu entlassen, wo sie ihnen selbst vielleicht gefährlich geworden wären, sondern ihnen noch einen Abstandssold zu zahlen und sie gleichzeitig anzuweisen, in gegnerisches Gebiet zu ziehen und auf dessen Kosten zu leben. Der Vorschlag gefiel den Söldnern, die beschlossen, als organisiertes, freies Kriegsheer mit Constablern und Caporalen als Kommandanten und unter Werners Oberkommando beisammen zu bleiben (Sept. 1342); sie gaben sich den Namen la gran Compagna, die große Kompagnie, und zogen nun ein halbes Jahr lang von Landschaft zu Landschaft, indem sie sich den Weitermarsch immer bezahlen ließen oder, wo das nicht geschah, das Land ausplünderten, ausbrannten und die Einwohner, die in ihre Hände fielen, durch Foltern zur Angabe ihrer verborgenen Schätze zu zwingen suchten. Jeder Versuch, durch Beschwerden und Bitten bei dem Anführer, daß er dem Wüten seiner Leute eine Grenze setzen möge, war vergeblich, denn er nannte sich selbst „der Feind Gottes, des Mitleids und des Erbarmens“. Alles, was einkam, an Geld sowohl wie an kostbaren Gegenständen, Waffen, Pferden, mußte abgeliefert werden und wurde nach einem festen Plan in Portionen geteilt und verlost, sodaß schließlich jeder der Räuber mit einem ansehnlichen Besitztum aus der Vereinigung schied.

Fast noch mehr als Italien litt Frankreich unter den großen Soldbanden, die in dem hundertjährigen Kriege von beiden Seiten aufgestellt wurden und den Sammelpunkt für alles schlag- und raublustige Gesindel der Völker ringsum bildeten.

Von vornherein war den Truppen nicht bloß Sold, sondern auch ein Anteil an der Beute, insbesondere an den Lösegeldern für die Gefangenen, zugesagt. Je weniger regelmäßig sie bezahlt wurden, desto mehr suchten sie, sich selbst bezahlt zu machen. Sie weigerten sich, Städte, in die sie als Besatzung gelegt waren, nachher dem König wieder auszuliefern.

Viele der Banden standen überhaupt nicht im Dienst des Königs, sondern waren nach dem mittelalterlichen Recht von Feudalherren gebildet, hatten sich dann, einmal bestehend, beliebig vergrößert und lebten von den Landschaften, die sie durchzogen oder von den festen Plätzen aus, die sie eingenommen, beherrschten. Sie verhandelten wie selbständige Mächte mit den Ständen und Provinzialbehörden und ließen sich von diesen die Schonung des Landes abkaufen, versprachen weiterzuziehen, wenn man sie abfinde, oder plünderten Städte und Landschaften aus. Sollten sie gegen den Feind ziehen, so verweigerten sie oft genug den Gehorsam, so lange ihnen ihr Sold nicht gezahlt sei. Ganz schrecklich aber wurden sie nach dem Kriege, wo sie nach der Art Werners von Urslingen selbständig raubend durch das Land zogen und sich diesem oder jenem Herrn gegen seine Feinde zur Verfügung stellten. Als man nach dem Frieden von Bretigny (1360) in Frankreich nicht wußte, wie man die „Schinder“ loswerden solle, faßte der in Avignon lebende und ebenfalls von ihnen bedrohte Papst, Urban V., die groteske Idee, alle guten Zwecke mit einander zu vereinigen, indem er die Banden zu einem Kreuzzug aufrief. Er verhandelte mit Kaiser Karl IV. und König Ludwig von Ungarn über den Durchzug. Nichts hätte der Christenheit besser dienen können: man hätte das Abendland vor den Ungläubigen beschützt und es zugleich von den Beschützern selber befreit: aber die Banden hatten keine Neigung, auf den Vorschlag einzugehen. Man suchte sie darauf aus Frankreich zu entfernen, indem man sie ins Elsaß, in die Schweiz (1375) und nach Spanien führte.[1]) Auch diejenigen Banden, die ursprünglich unter englischer Fahne gefochten hatten, trugen

[1]) R. Bott, Die Kriegszüge der engl.-französ. Soldkompagnieen nach dem Elsaß u. d. Schweiz. Dissert. Halle. 1891.

Luce, Hist. de Bertrand du Guesclin et de son époque. Paris 1876.

kein Bedenken, in französische Dienste zu treten; ob Engländer, Vlamen, Deutsche oder Franzosen, sie empfanden völlig international.

Allmählich verzehrten diese nachträglichen Kriegsfahrten die Banden, die der große Krieg gebildet hatte, soweit die einzelnen sich nicht endlich entschlossen, in die Heimat zu einem friedlichen Gewerbe zurückzukehren. Aber mit dem Wiederausbruch des Krieges entstand auch sofort wieder die Not, daß man das eigene Land vor den Truppen, die man für den Krieg zusammengerufen, nicht schützen, und wenn Ruhe eingetreten war, sie nicht wieder loswerden konnte.

In England ist man von der entsetzlichen Plage dieser Banden verschont geblieben, da ja der große Krieg ausschließlich auf französischem Boden geführt worden war. Auch Deutschland hat darunter nur insofern gelitten, als die französischen Banden mehrmals über die Grenzen quollen. In Italien, wie wir gesehen haben, begründete ein Teil der Bandenführer schließlich jene dauernden Herrschaften. In Frankreich gebar die Not den Entschluß zu einer großen durchgreifenden Reform.

Um die Banden loszuwerden, schufen die französischen Könige die im modernen Sinne stehende Armee.

Nach der Ueberlieferung vollzog sich der Vorgang so, daß Karl VII., nachdem er mit Hilfe der Jungfrau von Orleans die ersten großen Erfolge gegen die Engländer erzielt, getragen von dem erwachenden französischen Nationalgefühl, auf einem allgemeinen Reichstage zu Orleans im Jahre 1439 die große Reform zur Annahme brachte. Der Reichstag bewilligte die nötigen Steuern, um eine stehende Truppe von 15 Kompagnien zu 100 Lanzen zu sechs Mann, also 9000 Reiter im ganzen, zu unterhalten. Ein reicher Bürger und genialer Staatsmann, Jaques Coeur, gab zugleich die ersten Vorschüsse und war die Seele des Werkes. In die neuen Ordonnanz-Kompagnien nahm man die besten Elemente der bisherigen Banden auf und überwand mit ihrer Hilfe die übrigen, die gezwungen wurden, auseinander zu gehen.

Nach der neueren Forschung kann man zwar in der Tat die Summe des Ganzen etwa so wiedergeben, im einzelnen sind jedoch

die Vorgänge viel komplizierter gewesen und haben sich erst ganz allmählich zu dem skizzierten Ergebnis verdichtet und fortgebildet.[1])

Auf dem Reichtag zu Orleans sind zunächst weder dauernde Steuern bewilligt, noch ist von vornherein erklärt worden, daß eine stehende Armee auch für die Friedenszeit geschaffen werden solle, noch ist die Zahl von 15 Kompagnien zu 100 Lanzen zu 6 Mann festgestellt worden. Die Beschlüsse dieses Reichstages gingen zunächst nur dahin, den Feudalherren das Recht, Truppen zu halten und sie vom Lande verpflegen zu lassen, abzusprechen; nur auf ihren eigenen Schlössern durften sie noch Besatzungen haben. Im übrigen darf nur der König Truppen halten, ihre Offiziere ernennen und Steuern erheben für ihre Erhaltung. Die Kapitäne sind für ihre Leute verantwortlich, die Banden und Marodeure, die nicht vom König in Pflicht genommen sind, sollen von aller Welt verfolgt und dem Richter überliefert werden.

Unter dem moralischen Antrieb dieser Beschlüsse wurden nun in den Provinzen allmählich mit Hilfe der Provinzialstände soviel Mittel zusammengebracht, um die zuverlässigsten Banden, die man hatte oder die man neu organisierte, genügend zu besolden und mit ihrer Hilfe allmählich des Widerstandes der anderen Herr zu werden. Denn sowohl die Feudalherren, denen ihre kriegerischen Gefolge genommen werden sollten und die die Konzentration der Macht in der Hand des Königs fürchteten, wie die Banden selber, die sich nicht auflösen lassen wollten, widersetzten sich. Man griff zu dem alten Mittel, sie über die Grenze zu führen, und schickte sie nach Lothringen, ins Elsaß, in die Schweiz. In der Schweiz kam es zu dem mörderischen Treffen von St. Jakob bei Basel, wo die Armagnaken, wie sie jetzt genannt wurden, zwar siegten, aber selbst schwere Verluste erlitten (1444). Sie durchstreiften Süddeutschland noch im nächsten Jahr und hatten mancherlei Kämpfe, und nachdem in diesen Zügen ein Teil zugrunde gegangen war, gelang es Karl VII. mit Hilfe seines ausgezeichneten Connetable Richemont, die Reste zu

---

[1]) Die Reform ist in ihrem ganzen Zusammenhang musterhaft behandelt von G. Roloff in einem Aufsatz „Das französische Heer unter Karl VII." Hist. Zeitschr. Bd. 93 S. 427. Aus der neueren französischen Literatur, auf die diese Untersuchung sich stützt, ist als besonders wertvoll hervorzuheben: E. Cosneau, Le connétable de Richemont (Artur de Bretagne). Paris 1886.

überwältigen. Einige der widerspenstigsten Kapitäne wurden hingerichtet und die Mannschaft unter Verkündigung einer Amnestie für alles Vergangene gezwungen, in ihre Heimatsorte zu wandern und zu ihren bürgerlichen Beschäftigungen zurückzukehren. Die Ordonnanzen über die Organisation sind erst vom Jahre 1445, sechs Jahre nach dem Reichstage von Orleans. Die erste grundlegende ist merkwürdigerweise in ihrem Wortlaut nicht erhalten, sodaß man nicht genau weiß, wie weit die erste Organisation schon die Formen, die wir später in der Praxis finden, vorgesehen hat. Es kommt für unsern Zweck auch nicht gerade viel darauf an; entscheidend ist, daß trotz aller Klagen, die über die unerträgliche Belastung von allen Seiten erhoben wurden, doch schließlich ein dauerndes und festes Steuersystem eingeführt wurde. Auch die Naturallieferungen und die Naturalverpflegung, die anfänglich noch vielfach von den Ständen und Landschaften gegeben wurden, wurden in Geldsteuern umgesetzt, und mit der dadurch ermöglichten regelmäßigen Besoldung ermöglichte man alles weitere.

Das eigentliche Mittelalter kennt oder will wenigstens nicht die dauernde Steuer, sondern nur einmalige, nach dem Bedürfnis bemessene Beihilfen.

Mangels eines Steuersystems hatten die Könige wohl zu der Aushilfe gegriffen, nach dem überlieferten Recht alle Franzosen zu den Waffen aufzubieten, aber Freikauf von dieser Verpflichtung zu gestatten, sodaß das Aufgebot sich in eine Steuer-Umlage verwandelte.[1]) Die dauernde Steuer, die nunmehr im 15. Jahrhundert aufkam, gab die Grundlage für das dauernde, stehende Soldheer, das die undisziplinierten, nur für den Krieg angeworbenen Söldnerbanden verdrängte und ersetzte.

Die in historischen Werken übliche Wendung, die Errichtung dieser Ordonnanz-Kompagnien sei der Anfang des stehenden Heeres in Frankreich und in Europa überhaupt, ist formell nicht ganz richtig, denn wir haben gesehen, daß schon die Karolinger in der Scara eine Art stehender Truppen hatten, und so haben auch die späteren Kaiser und Könige immer eine kleine Anzahl Krieger

---

[1]) Boutaric p. 214. Die levées générales unter Philipp IV. waren nichts als „prétexte d'établir des impots". Ebenso Luce, Bertrand du Guesclin S. 155 über die Aufgebote unter Philipp VI.

als Burg-Besatzung oder um ihre Person zur unmittelbaren Verfügung gehabt. Aber diese älteren Wachen, Garden und Besatzungen sind organisiert und erhalten auf dem Boden der Naturalwirtschaft und deshalb eng begrenzt. Die Bildung der französischen Ordonnanz-Kompagnien auf Grund einer dauernden Steuer-Verfassung und einer regelmäßigen Besoldung ist an sich qualitativ wie quantitativ ein solcher Fortschritt und namentlich von einer solchen Entwickelungsfähigkeit, daß man immerhin den Ausdruck, daß mit den Ordonnanz-Kompagnien die stehenden Heere beginnen, beibehalten darf. Von den Janitscharen, als einer ganz anderen Welt angehörig, sehen wir dabei ab.

Für die Verwaltung des Söldnerwesens waren schon im 13. Jahrhundert in Frankreich unter Ludwig dem Heiligen gewisse Behörden und Formen geschaffen worden. An der Spitze des ganzen Kriegswesens stand als Vertreter des Königs der Connetable, der unter sich die Marschälle, den Großmeister der Schützen und den Kriegszahlmeister (trésorier de guerre) hatte.

Die naturgemäße Gliederung des Feudalheeres war nach den Bannern der Herren, in denen die verschiedenen Waffen gemischt waren. Gleichmäßigkeit konnte da nicht erstrebt werden, weder in der Zahl der Ritter noch in der Mischung der Waffen, noch war dergleichen von nöten: jeder Bannerherr überlegte nach eigenem Interesse und eigenem Vermögen, wie groß er seine Schar mache und wie er sie zusammensetze, um im Kampf bestens zu bestehen. Mit den Söldnern war an die Stelle des Bannerherrn der Hauptmann getreten.[1])

Schon die Söldner Kaiser Friedrichs II. und ebenso die Söldner, die der lombardische Bund aufstellte,[2]) waren in Abteilungen unter einem capitaneus oder comestabulus gegliedert[3]) und die Söldner Eduards I. von England in Hundertschaften mit

[1]) Wenn Wilhelm von Tyrus bereits bei der Schlacht von Doryläum im ersten Kreuzzug von centuriones und quinquagenarii spricht, so bedeutet das nichts anderes, als wenn Widukind bei der Schlacht auf dem Lechfelde von legiones redet. Barbarossa freilich hat auf seinem Kreuzzug sein Heer zahlenmäßig zu gliedern gesucht.

[2]) Nach dem Bundesvertrage von 1252 wird der Sold den milites durch die capitanei ausgezahlt. Muratori Antiqu. VI. 491.

[3]) Rosenhagen, Geschichte der Reichsheerfahrt von Heinrich VI. bis Rudolph. Leipzig. Dissert. 1885. S. 65.

einem Centenar an der Spitze; von 1382 an erscheint auch die Tausendschaft und für ihren Führer der Name Millenarius (zum erstenmal 1296).[1]) Als im Jahre 1264 Florenz mit zwei Grafen von Habsburg einen Vertrag auf Stellung von 200 Reitern abschloß, wurde festgesetzt, daß sie in 8 Banner zu je 25 Mann eingeteilt sein sollten,[2]) und in der großen Kompagnie Werners von Urslingen haben wir Konstabler und Kaporale kennen gelernt. Indem Karl VII. von Frankreich die Ordonnanz-Kompagnien schuf, schloß die Organisation sich an die der bestehenden Kompagnien, der Soldbanden an.

Das Wort „Kompagnie" ist abzuleiten von cum und panis, bedeutet also „Brotgenossen" und hat ursprünglich keine militärische Beziehung, sondern bedeutet einfach Gesellschaft, Gemeinschaft, Genossenschaft, wie noch heute in der Kaufmannssprache. In der Miliz-Ordnung, die Florenz sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts gab, werden die Genossenschaften der Bürger, auf die Aufgebot und Ausrüstung aufgebaut war, „Kompagnieen" genannt, wie sie in deutschen Städten, z. B. in Bern, „Gesellschaften" hießen. Die erste Anwendung in direkt militärischem Sinne scheint sich um dieselbe Zeit bei dem französischen Chronisten Philipp Mouskés zu finden.[3]) Hundert Jahre später ist Kompagnie der eingebürgerte Name für die Soldbanden, wie wir sie kennen gelernt haben.[4])

---

[1]) Morris, The welsh wars.

[2]) Archiv. storico Ital. 15, 53. Nach Köhler III, 2, 167.

[3]) La Curne, Diction. de l'ancien langage français. s. v.

[4]) Schon lex Salica tit. 66 § 2 wird das Wort zweimal auf die Genossenschaft der Krieger angewandt. Dieser singuläre Fall wird jedoch außerhalb der Geschichte der Sprachentwickelung liegen. Noch in den lateinischen Urkunden und Chroniken der Valoiszeit wird das Wort mit „societas" oder „Comitiva" übersetzt. Du Cange s. v. Bott l. c. S. 4.

Eine Verordnung König Johanns vom 30. April 1351 (zit. Guilhiermoz, Origine de la noblesse p. 251 aus Ordonn. des rois de France IV, 69) lautet: „Le aucuns gens d'armes viennent par menues parties, qui n'aient point de maistre ne de chevetaine, nous voulons et ordenons que par nostre connestable, mareschaux, maistres des arbalestriers, ou autres a qui il appartendra, soit regardé et quis un chevalier souffisant qui leur soit aggreable, auquel soit bailliée et accomplie une route de vingt cinq ou de trente hommes d'armes . . ., et voulons que icelui chevalier qui tel compaignie aura ait pennoncel a queue de ses armes et prengne samblabes gaiges de bannerez."

Froissart ed. Kervyn de Lettenh. VII, 80. En ce temps estoient les compaignies si grandes en Franche, que on ne savait que faire.

Erst allmählich scheint sich auch für die Ordonnanz-Kompagnien ein fester Schematismus in Zahlen und eine Befehls-Hierarchie gebildet und fixiert zu haben. In den ältesten Ordonnanzen sind weder die 15 Kompagnien, noch die 100 Lanzen, noch die 6 Mann auf die Lanze zu finden. Statt dessen finden wir etwa die Vorschrift, daß der Kapitän ein Mann von Vermögen sein solle, der „etwas zu verlieren habe", damit man sich nämlich an ihn halten und ihn für seine Leute haftbar machen könne. Mit der Zeit bürgerte sich ein, daß die Kompagnie einen Chef hatte, der meist ein sehr vornehmer Herr war, dessen Leutnant, der die eigentliche regelmäßige Führung hatte, zwei Bannerträger, den enseigne und den guidon, und den maréchal des logis.

Das Wichtigste ist, daß die Kompagnie nicht aus Einzelkriegern, sondern nach der Sitte, die im 14. Jahrhundert zu einem festen Begriff geworden war (vgl. oben S. 281), aus Lanzen (Gleven), zusammengesetzt war. Wie viel Krieger zu einer Lanze gehörten, ist immer flüssig geblieben, nach Zeiten, Ländern, Herren und Zufällen,[1]) und wird auch für die Ordonnanz-Kompagnien

[1]) Köhler III, 2, 116, 118 sieht als Grund der Bildung der Gleven im Jahre 1364 an, daß eben damals die Sitte aufkam, daß die Ritter zu Fuß fochten. Er wundert sich deshalb, daß man auch in Deutschland die Gleven (1365) annahm, da hier der Fußkampf der Ritter doch nur selten war. Die Verwunderung ist nicht am Platz, da zwischen dem Absitzen der Ritter und der Bildung der Gleven keinerlei Zusammenhang besteht.

III, 2, 173 stellt Köhler Spieße zu 2, 3, 4, 5, 6, 8, 10 Pferden fest.

Würdinger, Kriegsgeschichte von Bayern, Bd. I S. 102: „Die Anzahl der Mannschaft, welche eine Gleve bilden, ist verschieden. In Schwaben 4 Pferde (Jäger, Ulm I, 418), in Nürnberg 2 Pferde zu 1 Spieß (Ulman Stromer 45), in Straßburg 5 Pferde zu 1 Gleve (Schaab II, 277). in Regensburg 1 Spieß und 1 Schütze mit 3 geraisigen Pferden (reg. boica X, 303). Fast möchte es scheinen, daß der Spieß erst durch die Verbindung mit 1 Schützen die Bedeutung von Lanze, Gleve erhielt." Andere Beispiele bei Arnold, Verfassungsgesch. d. deutsch. Freistädte II, 239. Vischer, Forsch. z. deutschen Gesch. II, 77. Fischer, oben Anm. S. 379 Köhler III, 2, 117. 173.

Wenn die Chroniken berichten, wie z. B. Königshofen bei Döffingen, ein Heer habe 800 Gleven und 2000 Fußgänger gezählt, so hat man den Eindruck, daß die 800 Gleven nichts als 800 schwere Reiter bedeuten. Dann aber findet man auch wieder, daß nach „Helmen" gezählt wird und auf den „Helm" drei Reiter kommen. Chr. F. Stälin, Würtemberg. Gesch. Bd. III. S. 321.

Im Jahre 1381 stellen die Städte ein Bundesheer auf von 1400 Spießen und 5C0 Fußknechten. Dazu stellt Augsburg 48 hastatos, 30 sagittarios equites, 300 pedites armatos. Würdinger I, 93. Vgl. auch ebenda S. 96 u. 98.

Nach Fischer, Teilnahme der Reichsstädte a. d. Reichsheerfahrt p. 30 ist 1310 auf dem Reichstag zu Speyer eine Matrikel festgesetzt worden, mit wieviel Gleven jede Reichsstadt sich bei der Romfahrt zu beteiligen habe, die Gleve zu

Karls VII. verschieden angegeben, bald ein Ritter, ein Coutillier (leichter Reiter), ein Page und drei Schützen, bald nur zwei Schützen und noch ein Knecht (valet).[1]) Sie waren alle beritten, aber der Page, oft nur ein Knabe, und der Knecht waren keine Kombattanten und die Schützen brauchten das Pferd nur als Transportmittel und saßen zum Gefecht ab.

So wichtig die Bildung der Ordonnanz-Kompagnien für die französische Kriegsgeschichte nicht bloß, sondern auch für den Zusammenschluß des französischen Nationalstaats geworden ist, so war dieses Heer doch noch viel zu klein, um den Erfordernissen eines so großen Staates zu genügen. Es blieb daneben das Aufgebot der gesamten Ritterschaft (des Adels) und aller Belehnten bei ausbrechendem Kriege bestehen und wurde auch befolgt. Aber diese Vasallenscharen wurden jetzt ebenfalls in regelmäßige Kompagnien eingeteilt und erhielten je nach der Ausrüstung, die sie mitbrachten, den in mehrere Klassen abgestuften Sold.[2])

---

drei Pferden d. h. drei Reitern. Demnach hätte also der Begriff und Name der Gleve schon 1310 in Deutschland existiert. Der Schluß ist jedoch nicht konkludent, da die Zahlen aus viel späterer Zeit sind und der Beschluß von 1310 einen anderen Wortlaut gehabt haben mag.

Morris, The welsh wars, will, S. 80, daß in England die Zusammenstellung der verschiedenen Waffengattungen zu Einheiten sich zum erstenmal bei der Belagerung von Dunbar 1337 zeige. Vorher, noch unter Eduard I., erscheinen die verschiedenen Waffengattungen als verschiedene Korps.

Cosneau S. 358 Anmk. stellt fest, daß bei den Engländern jede Lanze drei Schützen hatte, und gibt ein Beispiel, wonach zwei hommes d'armes und zwei Schützen zusammen zu 9 Mann und 9 Pferden gerechnet werden.

[1]) Cosneau S. 357. S. 610 ist die Ordonnanz von Luppé-le-Chastel v. 26. Mai 1445 abgedruckt, aus der sich die Lanze zu einem Ritter, einem Coutillier, einem Pagen, zwei Schützen, 1 Knecht und 6 Pferden ergibt

[2]) Oft wird die Formel gebraucht „ban et arrière-ban“ seien aufgeboten worden.

Nach Guilhiermoz S. 294 ist arrière-ban in Frankreich ursprünglich dasselbe was Landwehr in Deutschland, nämlich das allgemeine Aufgebot aller Waffenfähigen. Später sei der Lehnsdienst auf den Arrière-Ban beschränkt worden und der Arrière-Ban auf die Belehnten.

Boutaric S. 140 f. berichtet eingehend über Bestimmungen, die unter Ludwig IX. über das Aufgebot ergingen und in zahlreichen coutumes spezialisiert wurden. Sie schränken das Recht des Herrn aufs äußerste ein; nur zur Verteidigung oder nur innerhalb des Gebiets der Herrschaft oder nur so weit, daß der Mann denselben Abend wieder zu Hause sein kann, darf er aufbieten.

Luce, Du Guesclin S. 159 erzählt nach einer ungedruckten Ordonnanz, am 17. Mai 1355 habe König Johann berufen „le ban et l'arrière-ban, c'est à dire tous les hommes valides depuis dix-huit jusqu'à soixante ans“. Schwerlich war das die Meinung der Ordonnanz und Luce selbst ist der Meinung, daß die französischen Kommunen diesem Befehl nicht nachgekommen seien. Wenn

So stark der Anteil der Schützen erscheint, so genügte er bei der Ausbildung, die die Waffe in den englischen Kriegen erfahren hatte, doch noch nicht, und der König versuchte, sich noch eine große selbständige Schützentruppe daneben zu schaffen.[1])

Schon 1368 hatte Karl V. einmal befohlen, daß das ganze Volk sich im Bogenschießen üben solle, 1394 war der Befehl erneuert worden. Beide Mal soll der Befehl wieder zurückgenommen worden sein, weil der Adel die Bewaffnung des Volkes fürchtete und unterdrückte[2]) — wahrscheinlicher ist wohl, daß der Befehl keinen genügenden Erfolg hatte, da die Bogen und Pfeile nicht so leicht in Menge zu beschaffen und die Neigung, sich in der Schießkunst auszubilden, wenig verbreitet gewesen sein wird. Der Adel hatte also zu Besorgnissen kaum Veranlassung. Jetzt gab der König keine allgemeine Vorschrift, sondern verfügte (1448), daß auf je 50 Haushaltungen ein rüstiger Mann von den Gemeinden ausgesucht und als Schütze ausgebildet werden solle. An jedem Festtage sollte dieser Krieger sich im Schießen üben und eidlich verpflichtet werden, jederzeit dem Rufe des Königs ins Feld zu folgen. Ursprünglich sollte der Mann sich seine Rüstung selbst beschaffen, später wurde hinzugefügt, daß auch Unvermögende genommen werden könnten, denen dann die Gemeinde die Waffen zu liefern habe. Sie wurden wie die Ritter in Kompagnien eingeteilt und unter Kapitäne gestellt, die sie zu mustern und gelegentlich zu gemeinschaftlichen Uebungen zusammenzuziehen hatten. Als Entgelt waren die Schützen befreit von allen Abgaben außer der Salzsteuer und besonderen Kriegssteuern, und erhielten wegen dieser Freiheit den Namen francs archers. Wurden sie zum Kriege entboten, so erhielten sie ihren Sold, vier Livres monatlich.

Die Organisation erwies sich in der Praxis als unbrauchbar. Weder war die Uebung im Gebrauch des Bogens und der Arm-

Luce hinzufügt, daß Eduard III. in England wirklich dem Arrière-Ban „un caractère vraiment pratique“ gegeben habe, indem er alle Untertanen zu Waffenübungen anhielt, so ist auch das ein Irrtum.

[1]) Neben der schon angeführten Literatur Spont, La milice des francs-archers. Revue des questions historiques. Bd. 61.

[2]) Boutaric, Institutions militaires de la France p. 218. Jähns, Handbuch S. 759. Nach Juvenal des Ursins und dem Mönch von St. Denys. Letzterer behauptet, daß das Volk die Uebungen mit großem Eifer betrieben.

brust genügend, noch zeigte sich vor allem der kriegerische Sinn der bürgerlichen Schützen stark genug, um in den Gefahren der Feldschlacht standzuhalten.

Ludwig XI., der Sohn Karls VII., hat die Freischützen wieder, wenn auch nicht formell abgeschafft, so doch tatsächlich eingehen lassen. Es ist also nicht nur ein vollständiger Irrtum, in ihnen den Ursprung der französischen Infanterie zu sehen, sondern sie sind im Gegenteil ein Beispiel mißlungener Schöpfung auf dem Gebiete des Kriegswesens und als solches ebenso interessant, wie die positiven, die gelungenen Beispiele.

Wir werden das Lehrreiche dieses Beispiels am besten ans Licht stellen, wenn wir es vergleichen mit der Meinung, der die wissenschaftliche Welt bisher gehuldigt hat, daß das Heer Karls des Großen aus abwechselnd aufgebotenen Bauern bestanden habe. Es ist klar, daß die Freischützen Karls VII. vor einem derartigen Aufgebot im achten Jahrhundert sehr große Vorzüge gehabt haben: nicht auf drei bis sechs Bauernhöfe, sondern bloß auf je 50 sollte ein Mann gestellt werden, man konnte also viel leichter einen gesunden und willigen Mann aussuchen; dem Mann wurde nicht bloß eine Last auferlegt, sondern es wurde ihm auch etwas dafür gegeben, Steuerfreiheit im Frieden, Sold im Kriege; Kapitäne übten und kontrollierten ihn. Trotzdem erwiesen sich die francarchers als unbrauchbare Krieger. Man sagte ihnen nach, sie töteten bloß Hühner. Wie hätten erst die Aufgebote ausgesehen, die auf eigene Kosten alle paar Jahre auf hunderte von Meilen zur Kriegsfolge genötigt worden sein sollen!

Durch welche Art Soldaten sie ersetzt wurden, wo die wahren Väter der französischen Infanterie zu suchen sind, werden wir im nächsten Bande festzustellen haben.

Während die „Freischützen" wieder eingegangen sind, haben die Ordonnanz-Kompagnien sich dauernd bewährt und sind auf den Höhepunkt ihrer Ausbildung gebracht worden durch den organisatorischen Geist eines anderen französischen Fürsten, Karls des Kühnen, der unter dem Titel eines Herzogs von Burgund eine Reihe von französischen und deutschen Lehen, Flandern,

Brabant, Hennegau, Luxemburg, Freigrafschaft Burgund, Bourgogne in seiner Hand vereinigte.[1])

Die militärischen Mängel des überlieferten, verfassungsmäßigen Lehnsaufgebots, die Unpünktlichkeit, Unzuverlässigkeit, schlechte Ausrüstung, ungenügende Waffenübung der Edelleute waren so groß, daß es nicht länger erträglich schien.[2]) Karl schuf auf doppelte Weise Abhilfe. Er zahlte denjenigen Edelleuten, die sich verpflichteten, stets zum Aufsitzen bereit zu sein und bei Musterungen persönlich und nach ihrer Ausrüstung tauglich erschienen, eine kleine regelmäßige Vergütung. Das sind die „soudoyers à gages ménagers“.[3]) Aber das genügte noch nicht.

Wenn wir hören, wie ungenügend gerüstet, ungeübt, unzuverlässig im 15. Jahrhundert häufig die aufgebotene Lehnsmannschaft war, so mag dergleichen unter Barbarossa oder Karl dem Großen auch wohl vorgekommen sein, aber man konnte das System darum nicht ändern. Das fortgeschrittene Soldwesen ließ

---

[1]) Sehr gut handelt über das Heerwesen Karls des Kühnen M. Guillaume, Hist. de l'organisation militaire sous les ducs de Bourgogne, in den Mémoires couronnés et mémoires des savants étrangers publiés par l'académie de Belgique. Bd. 22. Brüssel 1848. Viel Wertvolles enthält auch La Chauvelays, La composition des armées de Charles le Téméraire. 1879. In den Mémoires de l'Académie de Dijon. t. VI. Auch in Paris in Separat-Ausgabe erschienen. Ich selber habe es behandelt in meinen „Perser- und Burgunderkriegen.“

[2]) 1340 hatte der Graf von Armagnac unter 800 hommes d'armes nur 300 vollgerüstete (Gr. chron. de St. Denys t. V. p. 393 ed. Paulin),

1429 die Edelleute, die Karl VII. zuzogen, „n'avaient de quoy s'armer et se monter“ (Chron. de la pucelle Panth. lit. p. 442),

1467 wählte Karl der Kühne unter den Vasallen, die dem Aufgebot gefolgt waren, diejenigen aus, die volle Rüstung hatten; es waren 400 von 1400. Es kam aber vor, daß die Edelleute ihren Sold in Empfang nahmen und wieder nach Hause ritten. So nach Guillaume S. 89.

[3]) Lachauvelays S. 170 berechnet, daß die beiden Burgund Karl dem Kühnen 32 Kompagnien soudoyers à gages ménagers stellten.

Die 32 Kompagnien zählten 899 hommes d'armes à 3 trois chevaux (also 899 Pagen und 899 valets) 541 gens de trait à cheval, 178 contilliers à cheval, 177 demi-lances. (Demi-lance ist ein einzelner Ritter, der aber so viel Sold empfängt wie 2 Schützen.)

Also in den Lanzen	2697	Mann
Einzeln	541	„
„	178	„
„	177	„
	3593	„
ab	899	Pagen als Nicht-Kombattanten
	2694	Mann.

den Lehnsdienst nicht nur durch den Sold verbessern, sondern auch ablösen. Karl erließ darüber durchgreifende Verordnungen[1]) und errichtete mit den so gewonnenen Mitteln nach dem Muster seiner Vettern, der französischen Könige, im Jahre 1471 seine Ordonnanz-Kompagnien. Er gab ihnen feste Unterabteilungen, ursprünglich zehn zu je zehn Lanzen, später vier escadres, die wieder in vier chambres zu 6 Lanzen zerfielen; die 25. Lanze ist diejenige des chef d'escadre.

Die Fahnen der verschiedenen Kompagnie-Führer sollen verschiedene Farben haben und die Unterabteilungen dadurch gekennzeichnet werden, daß ein, zwei, drei vier große C. in die Fähnlein gestickt werden und unter diese C. wieder eine Nummer 1, 2, 3 oder 4.

Die Lanze hatte nicht bloß Reiter und Schützen, sondern auch Fußknechte: sie zählte einen Ritter, einen Coustillier, einen Pagen, drei berittene Bogner und einen Armbruster, ein Couleuvrinier (Feuerschützen) und einen Spießer zu Fuß, das sind neun

---

[1]) Eine Verordnung für Hennegau erschien im Jahre 1470 und besagt nach Guillaume S. 113: Ein Lehnsinhaber mit mehr als 360 livr. jährl. Einkommen hatte zu stellen einen homme d'armes mit coutillier und Pagen und 6 Fußbognern. Ein Lehnsinhaber mit 240 livr. einen homme d'armes. Ein Lehnsinhaber mit 120 l. drei Mann zu Fuß (Fußbogner, Armbruster oder Spießer). Die kleineren oder größeren wurden zu entsprechenden Leistungen kombiniert. Lehen unter 64 sous waren frei. Wer nicht selbst dienen konnte, hatte einen geeigneten Stellvertreter zu stellen, wenn er es nicht konnte, übernahmen es für ihn die Kommandanten. Alle 4 Monate sollten die Ausrüstungsgegenstände gemustert werden.

Eine ähnliche Verordnung erschien im Jahre 1475 für Flandern.

Man beachte, daß eine gewisse Progression nach oben stattfindet, daß die kleinsten Lehnsinhaber ganz frei sind und daß ein recht bedeutender Besitz dazu gehört, um einen Mann zu Fuß oder gar zu Pferde zu stellen und daß die Leute im Dienst besoldet werden. Damit vergleiche man wieder die Vorstellung, im Karolingerreich sei ein Besitz von einigen Hufen mit der Stellung eines Mannes auf eigene Kosten belastet gewesen.

Nach Lachauvelays S. 258 ist die größte Zahl der Lehen unter dem Ertrag von 50 Fr., oft nur 10 Fr.

Sehr merkwürdig ist der Wortlaut des Aufgebots, das der Statthalter Karls für Burgund am 8. Mai 1471 erließ: „Alle Art Leute, edle oder andere, welchen Standes oder Berufes sie auch seien, die gewohnt sind, die Waffe zu tragen und zu gebrauchen, ob sie Lehen haben oder nicht, ob sie zur gegenwärtigen Armee jemand gestellt haben oder nicht." (Gedr. Lachauvelays S. 187). Man könnte diese Verordnung als Umschreibung für die „cuncta generalitas populi" in dem Kapitular Karls des Großen (oben S. 22) oder die „universi" in dem Aufgebot von 817 (oben S. 33) gebrauchen.

Köpfe, wozu nicht selten noch mehrere Freiwillige treten.[1]) Karl erließ Vorschriften über Verpflegung, Besoldung, Urlaub, Disziplin. Urlaub sollen in Friedenszeiten nicht mehr als 5 hommes d'armes und 15 Schützen von jeder Escadre erhalten, in Kriegszeiten 2 hommes d'armes und 6 Schützen. Jeder Kompagnie sollen nicht mehr als 30 Frauen folgen und niemand darf eine als die seinige beanspruchen.

Neben der Einteilung nach Lanzen aber führte Karl noch die Teilung nach Waffen durch, die in der Praxis des Krieges doch auch nicht selten erfordert wurde, und schließlich erließ er sogar eingehende Reglements, in denen Gefechts-Uebungen vorgeschrieben wurden. In einem dieser Reglements heißt es:

„Damit die Mannschaft durch Uebung in der Führung ihrer Waffen zum Dienste im Kriege desto tüchtiger gemacht werden könne, befiehlt der Herzog den Anführern der Kompagnien, Escadres und Züge, in den Garnisonen oder bei sonstiger Mußezeit ihre Gendarmen zuweilen aufs Feld hinauszuführen, bald in bloßem Oberharnisch, bald vollgerüstet, und sie dort zu üben, in geschlossener Front, mit gefällter Lanze daher zu rennen, dabei in vollem Lauf der Pferde stets bei der Fahne zu bleiben, oder auch aufs Kommando sich zu trennen, sodann sich wieder zu sammeln und sich gegenseitig zu unterstützen, um einen feindlichen Angriff auszuhalten. Auch die Schützen, samt ihren Pferden, müssen zum Dienste ihrer Waffen eingeübt werden; sie sollen gewöhnt werden abzusitzen und mit dem Bogen zu schießen; dabei sind sie anzuweisen, ihre Pferde, an den Zügeln zusammengekuppelt, sich in Linien nachführen zu lassen, je drei Pferde an das Häkchen gebunden, das am Sattelknopfe des Pferdes des Knappen ihres Gendarmen angebracht ist; ferner lebhaft in Linie aufzumarschieren, zu schießen, ohne in Unordnung zu geraten; endlich vor sich, den Schützen, ebenfalls in geschlossener Linie die Piqueniere marschieren zu lassen. Auf ein gegebenes Zeichen aber fallen diese aufs Knie nieder mit vorwärts gestrecktem Spieße, in der Höhe der Pferde-

---

[1]) So bestimmt es das Reglement v. 31. Juli 1471. Ollivier de la Marche, der selber eine Kompagnie führte, gibt in seinen Memorien an, daß die Lanze zwei Bogner, zwei Couleuvriniers und zwei Spießer gezählt habe. Nach Guillaume S. 121.

brust, damit über sie hinaus, wie über eine Mauer, die Schützen ihre Pfeile abschießen können, und wenn die Piqueniere sehen, daß der Feind in Unordnung gerät, so sollen sie bereit sein, auf ihn loszugehen, in der Art, wie es ihnen befohlen wird. Nächstdem sind die Piqueniere auch einzuüben, zum Behufe zweiseitiger Gegenwehr sich Rücken an Rücken zu stellen, wie auch eine gevierte oder kreisförmige Ordnung zu bilden; stets außerhalb der Schützen und geschlossen, um den Anfall feindlicher Reiterei abzuwehren, indem sie auch die Pagen und die Pferde der Schützen einschließen. Es können die Offiziere zunächst diese Exerzitien in kleinen Abteilungen üben; wenn die eine es kann, lernt es die andere. Und bei der Gelegenheit haben die Offiziere zugleich ihre Leute unter den Augen, welche es nun nicht wagen werden sich zu entfernen oder ihre Pferde oder Rüstungen zu verkaufen, weil sie nicht voraus wissen, an welchem Tage die Offiziere sie exerzieren wollen, und so wird jeder gezwungen sein, seine Pflicht zu tun und sich für den Krieg zu üben."

Liest man diese Exerzier-Vorschriften, so glaubt man das Mittelalter weit hinter sich zu haben; manche Uebungen machen sogar einen ganz modernen Eindruck. Aber dieser Eindruck täuscht. Der Uebergang aus einer weltgeschichtlichen Periode in eine andere vollzieht sich nicht so schnell und so leicht. Wir haben oben gesehen, wie schwer es den Königen in Frankreich geworden ist, die Söldnerbanden in reguläre Kompagnien zu verwandeln. So werden wir auch noch kennen lernen, wie langsam und schwer sich aus den Rittern und Knechten des Mittelalters die moderne Kavallerie und Infanterie gebildet hat. Das Exerzier-Reglement Karls des Kühnen ist nicht einmal eine Etappe dazu gewesen. Es ist das Produkt eines eifrigen, erfinderischen und tatkräftigen Geistes, ging auch in der rechten Richtung, schafft aber darum noch nicht den Uebergang zu dem neuen Zeitalter, weil die Elemente, mit denen es arbeitet, binnen kurzen von einem viel stärkeren überwältigt sein werden. Das Heerwesen dieses letzten Herzogs von Burgund ist nichts Modernes, sondern umgekehrt, es ist der letzte und feinste, subtilste könnte man sagen, Ausläufer des Mittelalters. Der wirklich bedeutsame Ansatz darin zu fortschreitender Entwickelung ist die beginnende Trennung der Waffengattungen. Die vorgeschriebenen

Exerzier-Uebungen aber sind eine Illusion; zum wenigsten, was davon etwa ausgeführt worden ist, hat mit dem, was wir heute unter Exerzieren verstehen, nichts zu tun. Dazu gehört ein Kraftaufwand ganz anderer Art, als diese Vorschrift von oben, die nicht viel mehr als ein guter Rat ist. Auch darüber werden wir im Fortgang dieses Werkes noch manches zu sagen haben. Wohl bilden die Ordonnanz-Kompagnien, so weit sie aus Reitern zusammengesetzt sind, eine Abwandelung, die vom Rittertum hinüberführt zur Kavallerie — aber der Weg ist noch sehr weit und zunächst sind diese hommes d'armes noch durchaus Ritter. Die Fußknechte und Schützen in den Ordonnanz-Kompagnien aber haben mit der zukünftigen Infanterie in Europa überhaupt nichts zu tun. Diese ist aus völlig anderer Wurzel erwachsen. Das entscheidende Charakteristikum, welches die Ordonnanz-Kompagnien in den Kreis des mittelalterlichen Kriegertums gebannt hält, ist die Grundlage der Organisation, der Aufbau auf den Begriff der „Lanze". In der „Lanze" liegt, daß der Ritter der Kämpfer ist und alle anderen nur Nebenwaffen. Die Zahl der Nebenwaffen ist ja so groß, daß man meinen könnte, der Ritter sei in der kleinen Truppe der Offizier, und wenn wir uns erinnern, daß beim Absitzen der Ritter und Eintreten in die Reihe der Knechte in der Tat das Moment, der Masse moralische Kraft zu geben, mitgewirkt hat, so ist das auch wirklich etwas, was zum modernen Offizierbegriff überleitet. Aber auch hier haben wir doch nur mit einem Anklang zu tun: der Ritter innerhalb der „Lanze" ist eben doch nicht das, was wir und die Kriegsgeschichte „Offizier" nennen, sondern bleibt der Hauptkämpfer. Indem ferner Karl der Kühne beginnt, die Waffengattungen zu trennen, schafft er ein Moment, das ebenfalls in die Zukunft zeigt, aber jenes erste, die Ueberleitung des Ritters in den „Offizier", wieder ausschaltet, da die Ritter und die Knechte jetzt nicht mehr beieinander sind. Die Lanze innerhalb der Ordonnanz-Kompagnie ist also doch nur verfeinertes Mittelalter, nämlich das Bestreben, in den Mischkampf, die Unterstützung der Ritter durch die Nebenwaffen, eine gewisse Ordnung und Führung zu bringen.

Diesen Weg einzuschlagen, war für das aufkommende Fürstentum am Ende des Mittelalters natürlich, aber er mußte doch

schließlich unfruchtbar bleiben. Eine ganz andere Kraft wird sich der Führung bemächtigen. Es ist daher auch für uns nicht von nöten, in die Einzelheiten der Organisationen des 15. Jahrhunderts soweit einzugehen, wie wir es mit den früheren Jahrhunderten dieser Epoche getan haben. Sobald wir erst die neue Macht, die dem Rittertum das Ende bereiten wird, erkannt haben werden, verlieren die Bestrebungen der ausgehenden Zeit, sich noch zu verbessern, ihr Interesse.

Sechstes Kapitel.

Die Schlachten bei Tannenberg und Montl'héry und einige andere Gefechte der Periode.

Schacht bei Tannenberg.
15. Juli 1410.

So gewaltig die Schlacht und die Entscheidung von Tannenberg war, so ist uns doch nicht so viel und so Sicheres überliefert, um ein zuverlässiges Bild zu gewinnen.[1])

Der Fortsetzer von Detmars Lübecker Chronik schlägt das polnisch-litthauische Heer zu 5 100 000 Mann an, übertrifft also noch die Zahlen des Vaters der Geschichte für das Xerxes-Heer. Die Magdeburger Schöppenchronik weiß im Einklang hiermit zu berichten, daß die Gesamtzahl der Toten 630 000 betragen habe. Die mindeste Angabe der Chroniken ist für die Deutschen 83 000, für die Polen 163000 Krieger. Heveker berechnet das Ordensheer auf etwa 11 000 Mann, davon etwa 3850 Schwergerüstete, 3000 Knappen und 4000 Schützen, die ebenfalls beritten waren, aber zum Gefecht absaßen. Dazu einiges Fußvolk, das aber nicht mit in die Schlacht ging, sondern während derselben in der Wagenburg blieb.

Die Polen und Litthauer berechnet Heveker auf 16 500 Reiter, also um die Hälfte mehr als die Deutschen. Daß sie erheblich

[1]) Die Spezial-Untersuchung von Karl Heveker, Die Schlacht bei Tannenberg. Berliner Dissert. 1906. Verl. v. Georg Nauck, hat zwar das Verständnis sehr gefördert und viel Falsches ausgeschieden, läßt aber doch noch recht Wesentliches im Dunkel. Wenn ich versuche, darüber hinaus zu einem klaren Bilde zu gelangen, so muß ich hinzufügen, daß mancher Zug darin nur auf Vermutung beruht.

stärker waren, gibt auch der Pole Dlugoß, unsere Hauptquelle für die Schlacht, an. An der Spitze des Heeres stand der König Wladislaw Jagiello, die eigentliche Seele aber war sein Vetter Witold, der Großfürst von Litthauen.

Der Hochmeister, Ulrich von Jungingen, überließ den Polen die Initiative und nahm, als sie auf dem rechten Ufer der Weichsel vorgingen, hinter deren Nebenfluß Drewenz Stellung. Nach den Quellen scheint es, als ob die Deutschen dem Feinde den Uebergang über die Drewenz bei Kauernick verwehrt hätten; man sieht nicht recht, weshalb, da es doch auf jeden Fall zur Schlacht kommen mußte. Da wäre es doch das Beste gewesen, die Polen über den Fluß zu lassen und sie während des Ueberganges anzugreifen. Wie dem aber auch sei, die Polen sahen die Schwierigkeit, kehrten um und bogen nach Osten aus, um die Drewenz an ihrer Quelle zu umgehen.

Die Deutschen marschierten ihnen parallel, gingen, da der Fluß einen starken Bogen nach Norden macht, selbst hinüber und marschierten angesichts des feindlichen Lagers bei dem Dorfe Tannenberg zur Schlacht auf. Unsere Quellen, polnische wie deutsche, sind darin einig, daß das Ordensheer einen Fehler machte, indem es aufmarschiert stehen blieb, statt sofort das noch nicht geordnete polnische Heer anzugreifen. Das ist aber offenbar nichts als nachträgliche Superklugheit. Der Nachtrab der Preußen traf erst gegen den Schluß der Schlacht ein; das Heer war also selbst bei Beginn des Gefechts noch nicht vollständig aufmarschiert: die Erzählung von dem langen Warten rührt von Leuten her, die zufällig zu den Vordersten gehört haben und den Grund ihres langen Stehens nicht verstanden. Man war schon in der Nacht, in der es heftig geregnet hatte, von Löbau aufgebrochen und hatte einen Marsch von nicht weniger als 25 Kilometer Luftlinie in der heißen Juli-Sonne gemacht, also ganz natürlich, daß der Aufmarsch sehr lange dauerte. Die Polen ihrerseits waren an dem Morgen, um 6 Uhr aufbrechend, nur $1^1/_2$ Meilen marschiert, hatten sich bereits gelagert und brauchten nur vor ihrem Lager anzutreten. An einen Ueberfall also war garnicht zu denken. Vielmehr kommt in die Strategie des Hochmeisters nur dann ein vernünftiger Zusammenhang, wenn man annimmt, daß er eine Defensiv-Offensiv-Schlacht

schlagen wollte. Er war ziemlich stark an Armbrustern und sogar an Geschützen, deren Wirkung sich nur in der Defensive voll geltend machen konnte. Wollte er den Feind bei Tannenberg angreifen, so sieht man nicht, weshalb er es nicht schon fünf Tage vorher bei Kauernick getan und die Polen so lange auf dem preußischen Gebiet, das sie furchtbar mißhandelten, gelassen. Wollte er aber dem Gegner den Angriff zuschieben, so wird alles verständlich: daß er ihn im eigenen Lande erwartete, daß er hinter der Drewenz Stellung nahm, daß er bei Tannenberg seine Truppen so lange untätig stehen ließ. Er hatte hier eine Position, die in der Flanke der polnischen Marschrichtung lag, so nahe, daß sie nicht daran vorbeigehen konnten, rechts eine gute Anlehnung an den Grünfelder Wald, links an das Dorf Tannenberg, vor sich ein im ganzen ebenes Gelände, das aber, etwas gewellt und von Rissen durchzogen, dem Angreifer doch mancherlei Schwierigkeiten bereitete.[1])

Während die Polen auf die erste Meldung von der Nähe des Ordensheeres schleunig sattelten und aufmarschierten, erschienen bei König Wladislaw zwei Herolde, die ihm im Auftrage des Hofmeisters zwei Schwerter überreichten und ihn zum Kampfe herausforderten. Dürfen wir in dieser Zeremonie einen Versuch des Hochmeisters sehen, noch etwas Zeit zu gewinnen, so würde das in unsere Gesamtanschauung der Schlacht sehr gut hineinpassen.

Die Schlachtanlage ist, wie man bereits bemerkt haben wird, ganz analog derjenigen Bajazeths bei Nikopolis. Zwar hören wir nichts davon, daß die deutschen Schützen einen Palissadenzaun vor sich errichtet hätten, wie die Janitscharen (bei Kauernick wird es übrigens ausdrücklich erwähnt), dafür aber hatten sie auch noch eine Anzahl Geschütze in der Front.

Der Ausgang aber war der entgegengesetzte wie bei Nikopolis. Die Geschütze hatten nur eine geringe Wirkung, umsomehr, da gerade im Beginn der Schlacht ein Gewitterschauer niederging und das Pulver naß machte. Die Armbruster und Bogner hatten einen guten Erfolg, wenigstens auf dem linken Flügel, den leichter gerüsteten Litthauern gegenüber, die, als nun die Ritter auf sie einsprengten, geworfen wurden und flüchteten. Im Zentrum und

---

[1]) Die wertvolle Schilderung des Terrains bei Köhler, Kriegsw. d. Ritterz. Bd. II S. 717.

auf dem rechten Flügel aber unterlagen die Deutschen nach hartem Kampf der großen Ueberlegenheit der Polen, die nicht den Fehler der Franzosen bei Crecy wie bei Nikopolis machten, truppweise anzugreifen, sondern ihr Heer erst völlig aufmarschieren ließen und die ganze Masse gleichmäßig in Bewegung setzten. Gegen diese Masse verlor sich die Wirkung der preußischen Armbruster wie der Geschütze und vermochte auch die Tapferkeit der Ordensbrüder nichts. Auch die von der Verfolgung der Litthauer zurückkehrenden Ritter konnten das Geschick nicht mehr wenden. In den Ordenskreisen behauptete man nachher, es sei Verrat im Spiele gewesen, die Kulmischen Ritter, die in Opposition zum Ordens-Regiment standen, hätten ihr Banner unterdrückt und seien geflohen.

Man wird das nicht zu glauben brauchen. Nur so viel wird, wenn wir den verschiedenen Ausgang von Nikopolis und Tannenberg betrachten, anzunehmen sei, daß weder die Schützen noch die aus dem Lande aufgebotenen Reiter des Ordens an kriegerischer Qualität und Hingabe für die Sache den Janitscharen und Sipahi Bajazeths gleichzustellen sein werden: die Lehre Muhammeds und die aus ihr erfließende Disziplin enthalten eben eine ganz gewaltige kriegerische Potenz. Nimmt man hinzu, daß auch das Zahlen-Verhältnis das umgekehrte wie bei Nikopolis war, Bajazeth wahrscheinlich der stärkere, Jungingen jedenfalls der erheblich schwächere an Zahl war, und nicht einmal von Anfang an alles zur Hand hatte, so kann der verschiedene Ausgang bei gleicher Anlage und Taktik nicht wundernehmen.

Die Wagenburg, die das Ordensheer hinter seiner Schlachtlinie errichtet und mit dem schweren Geschütz besetzt hatte, wurde von den verfolgenden Polen erstürmt. Der Hochmeister selbst und 202 Ordensbrüder deckten das Schlachtfeld.

Monstrelet über Tannenberg.

Als Beispiel, wie sehr die Dinge sich in einiger Entfernung verschieben können, schließe ich hier die Erzählung von der Schlacht bei Tanneuberg in der französischen Chronik von Monstrelet an, der der Fortsetzer Froissarts und einer der wichtigsten und meistbenutzten Quellen-Schriftsteller der Zeit ist. Er berichtet:

„Am 16. Juni des Jahres 1410 fiel der Hochmeister von Preußen, begleitet von mehreren seiner Ritter, Brüdern und anderen von verschiedenen Nationen, bis zu 300000 Christen in Litthauen ein, um es zu verwüsten. Sogleich trat ihm der König dieses Reiches entgegen, zusammen mit dem König der Sarmaten, im ganzen wohl 400 000 Sarazenen, und sie lieferten einander eine Schlacht. Die Christen behielten den Sieg und es blieben von den Sarazenen wohl 36000 tot. Unter ihnen waren die bedeutendsten der Admiral von Litthauen und der Konnetable der Sarmaten. Die anderen, die übrig blieben, entflohen. Von den Christen blieben etwa 200, aber sie hatten daneben viele Verwundete.

„Bald darauf kam der König von Polen, der ein großer Feind des Hochmeisters von Preußen war und erst kürzlich scheinbar Christ geworden war, um die polnische Krone zu erwerben, mit seinen Polen den genannten Sarazenen zu Hilfe und ermahnte sie, den Krieg gegen die Preußen wieder zu beginnen, sodaß sie sich acht Tage nach jener Niederlage von neuem gegeneinander versammelten, nämlich der König von Polen und die beiden genannten Könige auf der einen Seite, die wohl 600000 Krieger hatten, gegen den Meister von Preußen und mehrere andere große christliche Herren, welche von den Sarazenen geschlagen wurden. Und es gab auf dem Platz wohl 60000 Tote oder mehr. Unter ihnen war der Meister von Preußen und ein Edelmann aus der Normandie, Herr Jean de Ferrière, Sohn des Herrn de Vieuville, und aus der Picardie der Sohn des Herrn du Bois d'Annequin. Und es wurde allgemein gesagt, die Sache sei verloren worden durch die Schuld des Konnetable des Königs von Ungarn, der im zweiten Treffen der Christen war und mitsamt allen Ungarn davonging[1]).

„Die Sarazenen aber trugen ihren Ruhm und Sieg keineswegs ohne Verlust davon, denn es fielen von ihnen, außer 10000 Polen, 120000 Mann, wie alles durch die Herolde gemeldet wurde und auch durch den Bastard von Schottland, der hieß Graf de Hembe."

[1]) Wahrscheinlich spielt hier eine Erzählung französischer Ritter aus der Schlacht von Nikopolis hinein, die 14 Jahre früher war. Bei Tannenberg waren keine Ungarn.

Die Schlacht bei Montl'héry nach Commines.[1]) 13. Juli 1465.

Der Graf von Charolais (Karl der Kühne) versöhnte sich mit seinem Vater so gut er konnte und führte unverzüglich die Gendarmen ins Feld, und in seiner Begleitung war der Graf von Saint Paul, der Hauptleiter seiner Angelegenheiten und der größte Führer (chief) seines Heeres: er mochte wohl dreihundert Gendarmen und 4000 Bogenschützen unter seiner Führung haben, und viele gute Ritter und Edelleute (écuyers) aus Artoys, Hennegau und Flandern waren unter dem Grafen auf Befehl des Grafen von Charolais. Aehnliche und ebenso große Truppen (bandes) hatten Herr von Ravastin, Bruder des Herzogs von Cleve, und Anton, Bastard von Burgund, denen tapfere und ansehnliche Ritter als Führer unterstellt waren. Noch andere Führer waren da, die ich der Kürze wegen hier nicht alle nenne, unter ihnen zwei Ritter, welche in hohem Ansehen bei dem Grafen von Charolais standen: der eine, der Herr von Haubourdin, ein alter Ritter und Bastard-Bruder des Grafen von St. Paul, der in den Kämpfen zwischen Frankreich und England groß geworden war, zur Zeit, als Heinrich V. von England in Frankreich herrschte und Herzog Philipp mit ihm verbündet war. Der andere, Herr von Contay, war etwa in einem Alter mit ihm. Beide waren tapfere und kluge Ritter und mit der hauptsächlichsten Leitung des Heeres betraut.

Auch junge Ritter gab es genug, unter anderen einer von hohem Ruf namens Philipp von Lalain, aus einem Geschlecht, in dem sich wenige fanden, die nicht mutig und tapfer waren und von denen fast alle im Dienst ihrer Herren im Kriege starben. Das Heer bestand aus etwa vierzehnhundert schlecht bewaffneten und ungeübten Gendarmen, denn lange Zeit hatten diese Herren in Frieden gelebt und hatten seit dem Vertrag von Arras wenig von einem längeren Kriege gesehen; meiner Ansicht nach waren sie mehr als sechsunddreißig Jahre in Ruhe gewesen, einige kleine Kämpfe gegen die von Gent abgerechnet, die nicht von Dauer

[1]) Vgl. oben S. 272. Die Uebersetzung nach der Ausgabe von Mandrot, Mémoires de Philippe de Commynes, Bd. I, Kap. 2 S. 13.

waren. Die Gendarmen waren sehr stark, gut beritten und gut begleitet, denn man hätte wenige gefunden, die nicht fünf oder sechs große Pferde gehabt hätten. Bogenschützen mochten es wohl acht- oder neuntausend sein, und als die Musterung vorüber und die besten gewählt waren, hatte man mehr Mühe, die übrigen wegzuschicken, als man beim Anwerben gehabt hatte.

Damals waren die Untertanen des Hauses Burgund infolge des langen Friedens und der Güte ihres Fürsten, der sie wenig besteuerte, in großem Wohlstand und mir scheint, man konnte ihr Reich eher als irgend eine andere Herrschaft auf Erden das gelobte Land nennen. Sie waren mit Reichtümern überhäuft und lebten in großer Ruhe, was sie seitdem nicht mehr getan haben: und es ist jetzt 23 Jahre her, daß das begann. Der Luxus und die Kleider von Männern und Frauen waren üppig und in Ueberfluß. Die Gastereien und Gelage größer und verschwenderischer als an irgend einem anderen Ort, den ich kennen gelernt habe, die Bäder und andere Festlichkeiten mit Frauen groß, liederlich und schamloser (ich spreche von den Frauen aus geringerem Stande). In Summa, den Untertanen dieses Hauses schien kein Fürst zu genügen, und heute kenne ich in dieser Welt kein so trauriges Land und denke, daß die Sünden aus der Zeit des Wohlergehens dieses Schicksal über sie gebracht haben. Und besonders erkannten sie nicht, daß alle diese Gnade ihnen von Gott kam, der sie da austeilt, wo es ihm gefällt.

Als so das Heer bereit war, was sehr schnell geschah, mit allem, wovon ich vorher gesprochen habe, brach der Graf von Charolais mit der ganzen Armee auf, die alle zu Pferde waren, außer denen, die seine Artillerie führten, die für die damalige Zeit groß und schön war, mit zahlreichem Fuhrwerk, das den größten Teil des Heeres einschloß; allein schon das seinige.

Der Graf zog gegen Noyon und belagerte das kleine, aber mit Kriegern besetzte Castel Nesle, das er in wenigen Tagen nahm. Der Marschall Joachin, Marschall von Frankreich, der aus Peronne gekommen war, hielt sich immer in seiner Nähe, aber da er nur wenig Leute hatte, konnte er ihm keinen Schaden tun, sondern zog sich, als der Graf herankam, nach Paris zurück.

Den ganzen Weg machte der Graf ohne Kämpfe, und da seine Leute nichts nahmen, ohne zu bezahlen, ließen die Städte

an der Somme wie alle andern ihn mit einer Anzahl Truppen ein und lieferten ihnen was sie brauchten, für ihr Geld; es schien, als ob sie begierig wären zu erfahren, wer stärker wäre, der König oder die Herren.

So kam der Graf nach St. Denys, in der Nähe von Paris, wo die übrigen Herren sich mit ihm vereinigen wollten, doch waren sie nicht erschienen. Für den Herzog von Bretagne war als Abgesandter sein Vizekanzler dort, der Blanko-Unterschriften seines Herrn hatte, die er nach Bedarf ausfüllte. Er war aus der Normandie und ein sehr gewandter Herr, und er hatte es nötig, wegen der Nachreden, welche gegen ihn aufkamen.

Der Graf unternahm große Scharmützel und bis an die Tore von Paris, zum Nachteil der Städter. An Gendarmen hatten diese nur den Marschall Joachin mit seiner Kompagnie und Herrn von Nantouillet, später Großmeister, der in jenem Jahr dem König so treu diente, wie nur je ein Untertan einem König von Frankreich gedient hat, und der schließlich übel dafür belohnt wurde, weniger durch die Schuld des Königs als durch die Verfolgungen seiner Feinde, aber weder die einen noch die andern hatten eine Entschuldigung dafür. Damals gab es (wie man mir später erzählt hat) viele Leute in Paris, die so in Furcht waren, daß sie riefen: „Sie sind in der Stadt", das war ohne Grund. Immerhin war Herr von Haubourdin, von dem ich vorher gesprochen habe und der dort aufgewachsen war, der Ansicht, daß man die Stadt hätte angreifen sollen; sie war noch keineswegs so stark wie heute. Auch die Gendarmen hätten es gern gewollt, sie verachteten das Volk und scharmützelten bis an die Tore. Wahrscheinlich ist aber doch, daß die Stadt nicht zu nehmen gewesen wäre. Der Graf kehrte nach St. Denys zurück.

Am andern Tage wurde beraten, ob man dem Herzog von Berry und dem Herzog von Bretagne entgegenziehen sollte, die in der Nähe waren, wie der Vizekanzler von Bretagne aussagte; er zeigte Briefe von ihnen vor, die er aber selbst auf seine Blankoblätter geschrieben hatte; und weiter wußte er nichts davon. Man entschloß sich, über die Seine zu gehen, obgleich viele dafür waren, zurückzukehren, da die andern Fürsten ihr Versprechen nicht gehalten hatten und da es wohl genügen mochte, daß man die Somme

und Marne überschritten hatte. Auch beunruhigte es manche, daß man im Rücken keine Plätze hatte, in die man sich zurückziehen könnte, wenn es nötig wäre. Das ganze Heer murrte sehr über den Grafen von St. Paul und den Vizekanzler; der Graf von Charolais aber ging über die Seine und schlug ein Lager bei der Brücke von St. Clou auf. Am Tage nach seiner Ankunft dort erhielt er einen Brief von einer Dame aus diesem Königreich, die ihm mitteilte, daß der König (Ludwig XI.) von Bourbonnays aufbräche, um ihm in großen Tagemärschen entgegenzuziehen.

Da der König sah, daß der Graf von Charolais sich Paris näherte, und da er besorgte, daß die Pariser ihm sowie seinem Bruder und dem Herzog von Bretagne, die von der Bretagne herkamen, die Tore öffnen möchten, weil sie sich alle auf das öffentliche Wohl des Königreichs beriefen, und daß, was die Stadt Paris getan hätte, auch die anderen Städte tun würden, brach er in großen Tagemärschen auf, um nach Paris hineinzuziehen und zu verhüten, daß die beiden große Heere sich vereinigten. Und er kam nicht in der Absicht zu kämpfen, wie er mir mehrmals erzählt hat, wenn er von diesen Angelegenheiten sprach.

Als nun, wie vorher berichtet, der Graf von Charolais erfahren hatte, daß der König von Bourbonnais aufgebrochen sei und gegen ihn anrückte, entschloß er sich auch, ihm entgegenzuziehen; er verkündigte den Inhalt der Briefe, ohne die Schreiberin zu nennen, und forderte alle auf, ihr Bestes zu tun, denn er hatte beschlossen, das Glück zu versuchen. Er schlug sein Lager bei dem Dorfe Longiumeau nahe Paris auf, und der Konnetable mit seiner ganzen Avantgarde bei Montl'héry drei Meilen weiter aufwärts. Man schickte Kundschafter aus, um die Ankunft des Königs und seinen Weg zu erforschen. In Gegenwart des Grafen St. Paul wurde dann der Platz bei Longiumeau gewählt, wo man kämpfen wollte, und man kam überein, daß der Graf von St. Paul sich auf Longiumeau zurückziehen sollte, wenn der König herankäme. Anwesend dabei waren auch der Herr von Haubourdin und Herr von Contay.

Während der Graf von Charolais bei Longiumeau lagerte und seine Avantgarde bei Montl'héry, erfuhr er durch einen Gefangenen, den man ihm zuführte, daß der Graf von Mayne sich

mit dem König vereinigt hätte und daß alle Truppen des Königreichs dort wären, wohl an 2200 Gendarmen, auch der Heerbann der Dauphiné sowie 40 oder 50 savoyische Edelleute, und daß er mit dem Grafen von Mayne, dem Groß-Seneschall der Normandie, Breszey, dem Admiral von Frankreich, der aus dem Hause Montauban stammte, und anderen Rat hielte. Endlich beschloß der König, was auch dagegen gesagt wurde, nicht zu kämpfen, sondern sich nur nach Paris zu begeben, ohne sich dem Lager der Burgunder zu nähern. Meiner Ansicht nach war sein Plan gut. Da er dem Seneschall mißtraute, forderte er von ihm Auskunft darüber, ob er den gegen ihn verbündeten Fürsten sein Siegel gegeben hätte oder nicht. Worauf der Seneschall lachend, wie es seine Art war, erwiderte, daß er es allerdings getan hätte, und daß sie es auch behalten sollten, aber daß sein Leib dem Könige gehöre. Der König war mit der Antwort zufrieden und übertrug ihm das Kommando seiner Avantgarde und auch die Wegführung, da er, wie gesagt, die Schlacht vermeiden wollte. Darauf sagte der Großseneschall, seinem eignen Kopfe folgend, zu einem seiner Vertrauten: „Ich werde sie heute so dicht an einander bringen, daß jemand sehr geschickt sein müßte, um sie zu trennen.“ Und so tat er, der erste Mann aber, der fiel, war er selbst. Diese Worte hat mir der König erzählt, denn zu jener Zeit war ich bei dem Grafen von Charolais.

Am 17. Juli 1465 kam diese Avantgarde nach Montl'héry, wo der Graf von St. Paul lagerte; dieser sandte in aller Eile dem Grafen von Charolais, der drei Meilen davon an dem für die Schlacht ausgewählten Orte lagerte, Botschaft und bat ihn schleunigst, zu seiner Hilfe zu kommen, denn schon wären Gendarmen und Bogenschützen von den Pferden gestiegen und nahe seiner Wagenburg; es sei ihm nicht möglich, sich, wie ihm befohlen, zurückzuziehen, da dies wie Flucht aussehen und für das ganze Heer gefährlich werden könnte. Der Graf sandte in großer Eile den Bastard Anton von Burgund mit vielen Leuten; er selbst schwankte, ob er gehen solle oder nicht, zog aber schließlich den andern nach und kam gegen sieben Uhr morgens an. Dort waren schon fünf oder sechs Fähnlein des Königs eingetroffen, längs eines großen Grabens, der zwischen beiden Heeren war.

Der Graf von Charolais fand den Grafen St. Paul zu Fuß und alle andern reihten sich an, wie sie kamen; die Bogenschützen waren abgesessen und hatten jeder einen Pfahl (pal) vor sich aufgepflanzt, mehrere Fässer Wein waren angezapft, damit sie trinken könnten, und nach dem wenigen, was ich gesehen habe, konnte es keine kampflustigeren Leute geben, was mir einen sehr guten Eindruck machte. Zuerst faßte man den Entschluß, daß alle ohne Ausnahme zu Fuß kämpfen sollten, später änderten sie den Entschluß und die Gendarmen stiegen zu Pferde; mehrere tapfere Ritter aber erhielten Befehl, zu Fuß zu bleiben, unter ihnen der Herr von Cordes und sein Bruder. Auch Herr Philipp von Lalain war abgestiegen, denn bei den Burgundern wurden die am meisten geehrt, die mit den Bogenschützen zu Fuß kämpften, und es fanden sich viele vornehme Herren dazu, damit das Fußvolk sich dann sicherer fühlte und besser kämpfte. Sie hatten das von den Engländern gelernt, mit denen Herzog Philipp einst gegen Frankreich in dem Kriege gekämpft hatte, der zweiunddreißig Jahre ohne Waffenstillstand dauerte. Die Hauptkämpfe aber führten damals die Engländer, die reich und mächtig waren unter einem weisen, schönen und sehr tapferen König, dem König Heinrich, der auch weise und tapfere Brüder und große Heerführer hatte, wie den Grafen von Salisbury, Talbot und andere, von denen ich schweige, da sie nicht zu meiner Zeit waren, so viele Reliquien ich auch von ihnen gesehen habe. Denn als Gott müde war, ihnen Gutes zu tun, starb dieser weise König im Walde von Vincennes und sein verrückter Sohn wurde in Paris zum König von Frankreich und England gekrönt. So änderten sich auch die andern Würden in England, und es kam eine Trennung zwischen sie, die bis heute oder fast bis jetzt gedauert hat, und die vom Hause York usurpierten das Königreich oder hatten es von Rechts wegen, ich weiß nicht vermöge welchen Rechts, denn die Zuteilung solcher Dinge wird im Himmel gemacht.

Daß die Burgunder zuerst abgesessen und dann wieder zu Pferde gestiegen waren, verursachte ihnen großen Zeitverlust und Schaden; der junge tapfere Ritter Philipp von Lalain fiel, weil er schlecht gewappnet war. Die Leute des Königs kamen in einer Reihe durch den Wald von Tourfou; sie waren noch nicht vier-

hundert Mann, als wir ankamen, und viele meinen, daß, wenn wir sie gleich angegriffen hätten, wir keinen Widerstand gefunden haben würden, denn wie ich schon gesagt habe, konnten die Nachrückenden nur einer hinter dem andern kommen; ihre Zahl wuchs aber doch immerhin. Als dies der edle Ritter von Contay sah, eilte er zum Grafen von Charolais und stellte ihm vor, daß, wenn er die Schlacht gewinnen wollte, es Zeit sei, vorzugehen, er sagte ihm die Gründe und daß, wenn man früher angegriffen hätte, die Feinde schon geschlagen sein würden, denn er habe sie in kleiner Zahl gefunden, jetzt aber nähmen sie zusehends zu: und das war auch richtig.

Da hörte alle Ordnung und alles Beraten auf, denn jeder wollte seine Meinung sagen. Es hatte auch schon ein großes Scharmützel am Ende des Dorfes Montl'héry angefangen; auf beiden Seiten waren nur Bogenschützen, die des Königs führte Poncet von Rivière und waren alles Bogner von der Ordonnanz, goldgeschmückt und in gutem Stande, während die der Burgunder ohne Ordnung und Führung waren, wie die Scharmützel leicht beginnen. Zu Fuß mit ihnen war Herr Philipp von Lalain und Jacques du Mas, ein Mann von hohem Ruf und später Oberstallmeister des Herzogs Karl von Burgund. Die Burgunder waren stärker an Zahl; sie eroberten ein Haus, nahmen zwei oder drei Türen, benutzten sie als Schilde, fingen an in die Straße einzudringen und legten Feuer an ein Haus. Der Wind kam ihnen zu Hilfe und trieb das Feuer den Königlichen entgegen, die darauf anfingen abzuziehen, zu Pferde zu steigen und zu fliehen. Auf diesen Lärm brach der Graf von Charolais auf und gab alle vorher beschlossene Ordnung auf. Man hatte in drei Absätzen marschieren wollen, weil die Entfernung zwischen den beiden Heeren so groß war. Das des Königs stand in der Nähe des Schlosses Montl'héry und hatte eine große Hecke und einen Graben vor sich. Auch stand auf den Feldern Getreide, sowie Bohnen und andere starke Feldfrüchte, denn es ist guter Boden dort. Alle Bogenschützen des Grafen marschierten zu Fuß und in schlechter Ordnung vor ihm her. Nach meiner Meinung sind die Bogenschützen für die Schlachten das wichtigste von der Welt, aber sie müssen zu Tausenden sein, in kleiner Zahl haben sie keinen Wert, auch sollten es schlecht

berittene Leute sein, die es nicht bedauern, wenn sie ihre Pferde verlieren, oder Leute, die überhaupt keine haben; am besten werden sich aber eines Tages in diesem Geschäft bewähren diejenigen, die nie andere als gut exerzierte gesehen haben, und das ist auch die Meinung der Engländer, welche die Blume der Schützen der Welt sind.

Es war, wie gesagt, beschlossen worden, daß zweimal unterwegs geruht werden sollte, wegen des weiten Weges und der starken Feldfrüchte, die die Leute am Gehen hinderten, aber es geschah gerade das Gegenteil, wie wenn man sich mit Absicht hätte selbst verderben wollen. Hierin zeigte Gott, daß er die Schlachten in seiner Hand hat und daß er den Sieg nach seinem Gefallen gibt; auch scheint es mir nicht möglich, daß der Verstand eines Menschen eine so große Zahl von Leuten sollte in Ordnung bringen und halten können oder daß im Felde alles so gehen sollte, wie es vorher im Ratszimmer geplant ist, und daß, wer das glauben würde, sich gegen Gott vergehen würde, wenn er ein Mann von gesundem Verstande ist. Vielmehr jeder muß tun, was er kann und was er muß und anerkennen, daß dies ein Werk ist, welches Gott lenkt, manchmal mit kleinen Mitteln und Gelegenheiten, indem er den Sieg einmal dem einen, einmal dem andern gibt. Und dieses Mysterium ist so groß, daß die Königreiche und großen Herrschaften zuweilen darin zugrunde gehen und verkommen und andere beginnen zu wachsen und werden Herren.

Um auf unsere Erzählung zurückzukommen, der Graf marschierte also ohne Unterbrechung und ohne die Bogenschützen und die Fußknechte verschnaufen zu lassen; die Königlichen kamen an zwei Seiten aus der Hecke und als sie nah aneinander waren, um die Lanzen einzulegen, brachen die burgundischen Gendarmen durch die Bogenschützen, ohne ihnen Zeit für einen einzigen Schuß zu lassen, obgleich sie die Blüte und Hoffnung des Heeres waren; denn ich glaube nicht, daß unter den zwölfhundert Gendarmen auch nur fünfzig waren, die verstanden hätten, eine Lanze einzulegen; keine vierhundert hatten Kürasse oder hatten einen bewaffneten Diener. Das alles kam von dem langen Frieden und davon, daß die Herzöge von Burgund kein stehendes Kriegsheer hielten, um das Volk nicht mit Abgaben zu beschweren. Seit dem Tage hatte diese

Gegend niemals Ruhe bis zu dieser Stunde, wo es schlimmer ist als je.

So brachen die Burgunder selbst die Blüte und Hoffnung ihres Heeres. Gott aber, der so wunderbar führt, wollte, daß der Graf, der auf der rechten Seite, gegen das Schloß zu kämpfte, ohne Widerstand zu finden, siegte. Ich war an jenem Tage immer bei ihm und war weniger in Furcht als jemals nachher, da ich so jung war und die Furcht nicht kannte; aber ich war erstaunt, daß niemand wagte, sich gegen diesen Fürsten zu verteidigen, den ich für den mächtigsten von allen hielt. So sind Leute, welche wenig Erfahrung haben, daher kommt es, daß sie ihre Meinung verfechten mit schlechten Gründen und wenig Verstand. Man soll deshalb lieber sich an die Meinung desjenigen halten, der weiß, daß es den Menschen nie reut, wenig gesprochen zu haben, aber sehr oft, zu viel gesprochen zu haben.

Auf der linken Seite waren die Herren von Ravenstein, Jacques von St. Paul und mehrere andere, denen es schien, als hätten sie nicht genug Gendarmen, um den Platz behaupten zu können, aber sie waren dem Feind schon zu nahe, um noch an eine neue Ordnung zu denken. Sie wurden auch wirklich kurz und klein geschlagen und bis zu den Karren gejagt; die meisten flohen bis zu dem Walde, eine halbe Meile von dort. Bei den Karren sammelten sich einige burgundische Fußtruppen wieder. Unter den Verfolgern war besonders die Ritterschaft der Dauphiné, von Savoyen und viele Gendarmen, sie glaubten die Schlacht gewonnen zu haben, denn auf dieser Seite der Burgunder war ein großes Fliehen, auch viele vornehme Herren, sie suchten die Brücke von Sainte Maxence zu erreichen, die sie noch in unsern Händen glaubten. Viele blieben im Walde, unter anderen hatte sich auch der Graf von St. Paul mit ziemlich guter Begleitung zurückgezogen (die Wagenburg war ziemlich nah an dem Walde); er hat nachher gut gezeigt, daß er die Sache noch nicht für verloren hielt.

Der Graf von Charolais verfolgte auf seiner Seite mit wenig Begleitung die Feinde eine halbe Meile hinter Montl'hery, indem sich niemand von der großen Zahl verteidigte, und glaubte schon, den Sieg zu haben. Ein alter Edelmann aus Luxemburg namens Anton Le Breton wollte ihn zurückholen und sagte ihm, daß die

Franzosen sich wieder gesammelt hätten und daß er verloren sein würde, wenn er noch weiter ginge. Und obgleich er ihm das zwei- oder dreimal sagte, hielt der Herzog nicht an; sofort kam auch der Herr von Contay, von dem ich oben gesprochen habe, der ihm ähnliches und so bestimmt sagte, daß er auf seine Worte hörte und umkehrte: ich glaube auch, daß er gefangen worden wäre wie manche andere, wenn er zwei Bogenschüsse weiter vorgegangen wäre. Als er durch das Dorf kam, fand er einen Trupp von fliehenden Fußleuten; er verfolgte sie, obgleich er im ganzen nicht hundert Pferde hatte. Nur einer von ihnen wandte sich um und stieß ihn mit dem Spieß vor den Bauch, und am Abend habe ich das Mal gesehen. Die meisten anderen retteten sich durch die Gärten, aber dieser eine wurde getötet. Als der Graf nahe am Schloß vorbeikam, sah er die Bogenschützen von der Wache des Königs unbeweglich vor dem Tor. Er war sehr überrascht, denn er hatte nicht gedacht, daß die Königlichen sich noch verteidigten. Er wandte sich seitwärts, um das Feld zu gewinnen; dort wurde er von ungefähr fünfzehn bis sechzehn Gendarmen angegriffen (ein Teil der Seinen hatte sich schon von ihm getrennt), sie töteten seinen Vorschneider, Philipp d'Orgnis, der eine Standarte mit seinem Wappen trug. Auch der Graf war in großer Gefahr und wurde mehrmals getroffen, einmal mit einem Degen am Halse, wovon er das Mal sein Leben lang behalten hat, durch den Fehler seines Kinnstücks, welches am Morgen herabgefallen und schlecht befestigt worden war, und ich habe es selbst herabfallen sehen. Einer legte Hand an ihn und rief: „Ergebt Euch, gnädiger Herr! Ich kenne Euch wohl, laßt Euch nicht töten!“ Er aber verteidigte sich noch immer; da kam der Sohn eines Arztes aus Paris, namens Johann Cadet, der selbst groß, schwer und stark war und auf ebensolchem Pferde saß, mitten zwischen und zerteilte alles. Die Königlichen zogen sich wieder an den Graben zurück, an dem sie morgens gewesen waren, denn sie sahen Leute von den Unsrigen herankommen. Der Graf, der stark blutete, begab sich zu ihnen etwa auf die Mitte des Feldes. Die Fahne des Bastard von Burgund war so zerfetzt, daß sie nicht mehr einen Fuß lang war, bei der Fahne der Bogenschützen des Grafen waren im ganzen nicht mehr vierzig Mann, wir, die wir nicht mehr dreißig waren,

vereinigten uns in großer Besorgnis mit ihnen. Der Graf bestieg unverzüglich ein anderes Pferd, das ihm ein Page, Simon von Quingy, der später wohlbekannt geworden ist, gab. Der Graf streifte durch das Feld, um seine Leute zu sammeln, aber wir, die wir dort geblieben waren, hatten auf nichts acht, als zu fliehen, wenn etwa hundert Feinde gekommen wären. Es stießen zehn Mann, zwanzig Mann zu Fuß und zu Pferde zu uns: die Fußtruppen verwundet und matt von den Anstrengungen des Marsches und der Schlacht. Der Graf kehrte unverzüglich zurück, brachte aber nicht hundert Leute, doch kamen nach und nach noch welche. Das Feld, auf dem eine halbe Stunde vorher das Getreide so hoch gestanden hatte, war kahl und voll vom schrecklichsten Staub, alles lag voll von Gefallenen und Pferden, aber vor dem Staub konnte man die Toten nicht erkennen.

Bald darauf sahen wir den Grafen von St. Paul aus dem Gehölz heranziehen; er hatte wohl vierzig Gendarmen und seine Fahne bei sich. Er kam gerade auf uns zu, und es sammelten sich noch mehr Leute um ihn, aber sie schienen uns noch recht fern. Drei- oder viermal sandten wir ihm Botschaft, daß er eilen möchte, aber er änderte nichts und kam nur im Schritt; er ließ die Lanzen aufnehmen, die am Wege lagen und kam in voller Ordnung, was unsre Leute sehr ermutigte. Es waren so viele zu ihm gestoßen, als er zu uns kam, daß wir wohl achthundert Gendarmen waren. Fußleute wenig oder garkeine, was den Grafen verhinderte, daß er den ganzen Sieg hatte, denn es war ein Graben und eine große Hecke zwischen den beiden Schlachtreihen.

Auf Seiten des Königs floh der Graf von Mayne und mehrere andere, sowie an achthundert Gendarmen. Manche haben behaupten wollen, daß der Graf von Mayne im Einverständnis mit den Burgundern gewesen sei, aber ich glaube nicht, daß es so war. Niemals ist auf beiden Seiten eine so große Flucht gewesen, im besonderen aber blieben beide Fürsten auf dem Schlachtfelde. Auf des Königs Seite floh ein Mann vom Stande, ohne sich zu erholen, bis nach Lusignan, auf Seite des Grafen ein ansehnlicher Herr bis nach Quesnoy le Conte. Den beiden lag nichts daran, sich zu beißen.

Als die beiden Heere so vor einander aufgestellt waren,

wurden mehrere Kanonenschüsse abgegeben, die auf beiden Seiten Leute töteten. Niemand hatte mehr den Wunsch zu kämpfen. Unsere Truppen waren zahlreicher, aber die Anwesenheit des Königs und die ermunternden Worte, die er an die Gendarmen richtete, taten viel; und ich glaube wirklich, nach dem, was ich dort gehört habe, daß ohne ihn alle geflohen wären. Auf unsrer Seite wünschten einige, daß man wieder anfinge, besonders Herr von Haubourdin, der sagte, daß er eine Rotte Feinde fliehen sähe, und wenn man nur hundert Bogenschützen hätte finden können, um durch die Hecke zu schießen, würde alles auf unsrer Seite vorgegangen sein.

Ueber solchen Anschlägen und Gedanken kam die Nacht, ohne daß man nur scharmützelt hätte. Der König zog sich nach Corbeil zurück, während wir glaubten, daß er die Nacht auf dem Felde zubrächte. Zufällig war Feuer in ein Pulverfaß gefallen an der Stelle, wo der König gewesen war, es pflanzte sich auf einige Karren und die ganze Hecke entlang fort; wir glaubten, daß es ihre Feuer wären.

Der Graf von St. Paul, der wie der eigentliche Leiter des Krieges erschien, und Herr von Haubourdin noch mehr, befahlen, daß man die Wagenburg an die Stelle brächte, wo wir waren, und daß man uns einschlösse: und so geschah es. Als wir dort wieder in Schlachtordnung und versammelt waren, kamen viele Leute des Königs, die verfolgt hatten und glaubten, daß alles für sie gewonnen wäre; sie waren nun gezwungen, bei uns vorbeizukommen; einige entkamen auch, die meisten aber wurden getötet. Von namhaften Leuten des Königs fielen Herr Gottfried von St. Bellin, der Groß-Seneschall, Flocquet, Hauptmann. Auf Seiten der Burgunder starb Herr Philipp von Lalain und an Fußvolk und kleinen Leuten mehr als bei den Königlichen; aber Berittene fielen mehr von den Königlichen. An guten Gefangenen hatten die Leute des Königs bessere von denen die geflohen waren. Von beiden Heeren zusammen sind wenigstens 2000 Mann gefallen; es wurde gut gekämpft, und es gab hier wie da tapfere Leute und feige Leute; aber meiner Ansicht nach war es eine große Sache, sich auf dem Schlachtfeld wieder zu sammeln und drei bis vier Stunden so einer dem andern gegenüber zu bleiben. Die beiden Fürsten hätten wohl die schätzen müssen, die dort tapfer bei ihnen

aushielten; aber sie handelten darin wie Menschen und durchaus nicht wie Engel. Der eine verlor seine Aemter und Würden, weil er geflohen war, und sie wurden anderen gegeben, die zehn Meilen weiter geflohen waren. Einer der Unseren verlor sein Amt und wurde von dem Anblick seines Herrn verbannt, aber einen Monat darauf hatte er mehr Ansehn als zuvor.

Von unseren Wagen eingeschlossen, lagerten wir uns, so gut wir konnten. Wir hatten viele Verwundete, und die meisten waren so entmutigt und in Furcht, daß die Pariser und der Marschall Joachin mit den 200 Gendarmen, die in Paris waren, ausfallen, und daß wir nach zwei Seiten würden kämpfen müssen. Da die Nacht sehr dunkel war, wurden fünfzig Lanzen ausgesandt, um zu erkunden, wo der König lagerte; zufällig gingen nur zwanzig ab. Es mochte drei Bogenschüsse von unserm Lager bis dahin sein, wo wir den König vermuteten. Inzwischen aß und trank der Herr von Charolais ein wenig, wie auch alle andern, und die Wunde am Halse wurde ihm verbunden. Von der Stelle, wo er aß, mußte man vier oder fünf Gefallene fortschaffen, um ihm Platz zu machen; man hatte zwei kleine Bund Stroh dort, auf die setzte er sich. Als man den einen der armen Leute bewegte, fing er an um etwas zu trinken zu bitten; man flößte ihm ein wenig Arznei ein, von der der Graf getrunken hatte, da erholte er sich wieder nud wurde als ein geschätzter Leib-Bogenschütze des Grafen namens Savorot erkannt; er wurde verbunden und geheilt.

Man beratschlagte nun, was zu tun sei. Zuerst sprach der Graf von St. Paul; er meinte, daß man in Gefahr sei, und riet, mit Tagesanbruch sich auf den Weg nach Burgund zu machen, einen Teil des Fuhrwerks zu verbrennen und nur das Geschütz zu retten; es sollte niemand Gefährte mit sich führen, der nicht mehr als zehn Lanzen hätte. Ohne Lebensmittel zwischen Paris und dem König zu bleiben, sei unmöglich. Darauf meinte Herr von Haubourdin, man sollte zuerst hören, welche Nachricht die Ausgesandten brächten; dasselbe forderten drei oder vier andere. Zuletzt sagte Herr von Contay, daß, wenn das Gerücht sich im Heer verbreitete, alle die Flucht ergreifen würden und würden gefangen werden, ehe sie zwanzig Meilen weit gekommen wären. Er sagte mehrere gute Gründe, und daß nach seiner Meinung jeder sich in

dieser Nacht ruhen sollte, so gut er könnte, und daß man dann bei Tagesanbruch den König angreifen sollte auf Tod und Leben; er fand diesen Weg sicherer, als die Flucht zu ergreifen. Auf diese Meinung des Herrn von Contay beschloß der Graf, daß alle auf zwei Stunden zur Ruhe gehen, aber bereit sein sollten, wenn die Trompete tönen würde; darauf schickte er mehrere Herren, um die Leute zu ermutigen.

Gegen Mitternacht kamen die Ausgesandten zurück (und man kann sich denken, daß sie nicht weit gegangen waren) und berichteten, daß der König bei den Feuern lagerte, die man gesehen hatte. Unverzüglich sandte man andere dorthin, und eine Stunde später setzten sich alle in Kampfbereitschaft; die meisten wären lieber geflohen. Gegen Morgen trafen die Leute, die man aus dem Lager geschickt hatte, einen Wagenführer, der zu uns gehörte und am Morgen gefangen worden war, und der eine Maß Wein vom Dorf brachte und der ihnen sagte, daß alles fort sei; sie schickten dem Heere Botschaft davon und gingen selbst, um nachzusehen; sie fanden es so, wie der Mann gesagt hatte, und kamen zurück, um es zu melden. Da war große Freude im Heer, und viele Leute, die eine Stunde vorher sehr kleinlaut gewesen waren, meinten, man müsse ihnen nachziehen. Ich hatte ein altes, sehr müdes Pferd, das trank einen Eimer voll Wein; zufällig hatte es die Schnauze hineingesteckt, und ich ließ es weitertrinken; niemals hatte ich es so mutig und frisch gesehen wie heute.

Als es Tag war, stieg alles zu Pferd, und die Haufen wurden geordnet. Indessen kamen viele Leute zurück, die sich im Gehölz versteckt hatten. Der Herr von Charolais ließ einen Franziskanermönch kommen und befahl ihm zu sagen, daß er vom Heere der Bretagner käme, und daß sie im Laufe des Tages da sein würden. Das ermutigte die Leute sehr, aber nicht alle glaubten es.

Den ganzen Tag blieb der Herr von Charolais noch auf dem Schlachtfelde, sehr froh, da er sich die Ehre zuschrieb, was ihm später teuer zu stehen gekommen ist, da er seitdem nie mehr eines andern Menschen Rat annahm, sondern nur seinen eigenen. Vor diesem Tage war er kein Kriegsführer und liebte nichts, was dazu gehörte; aber seitdem änderte er seinen Sinn, denn er ist bis zu seinem Tode damit fortgefahren und hat dadurch sein Leben

verloren und sein Haus zerstört, oder wenn es nicht ganz zerstört ist, ist es doch sehr verwüstet. Drei große und weise Fürsten, seine Vorgänger, hatten es sehr hoch erhoben, und wenige Könige, außer dem von Frankreich, sind mächtiger, als er es war, und keiner hat größere und schönere Städte. Wer sich selbst zu hoch schätzt, besonders wenn er ein großer Fürst ist, verkennt, daß Gnade und Glück von Gott kommen. Zweierlei will ich noch von ihm sagen: das eine, daß ich glaube, es hat niemals ein Mensch mehr Arbeit leisten können als er, allenthalben, wo man seine Person einzusetzen hat; das andere, daß ich keinen verwegneren Menschen gekannt habe. Ich habe ihn niemals sagen hören, daß er müde sei, und niemals gesehen, daß er Furcht zu haben schien, und doch bin ich sieben Jahre hintereinander mit ihm im Kriege gewesen, wenigstens den Sommer hindurch, aber auch Winter und Sommer. Seine Gedanken und Entschlüsse waren groß, aber kein Mensch hätte sie ausführen können, wenn Gott nicht mit seiner Macht geholfen hätte.

Schlacht bei Mons-en-Pevèle.
18. Aug. 1304.

Diese Schlacht ist eingehend behandelt worden von Köhler II, 250; das Ergebnis ist jedoch ersichtlich ein reines Phantasiestück. Vielleicht schafft eine erneute Spezial-Untersuchung Licht; vorläufig neige ich zu der Vermutung, daß gar keine Schlacht stattgefunden hat, sondern einzelne Raufereien so aufgebauscht worden sind.

Schlacht bei Mühldorf.
28. Sept. 1322.

Im achten Jahre des Bürgerkrieges zwischen den beiden Gegenkönigen Ludwig dem Bayern und Friedrich dem Schönen suchte der Habsburger die Entscheidung herbeizuführen, indem er mit gesammelten Kräften von Osten, sein Bruder Leopold von Westen, von Schwaben her, in Bayern eindrang, um sich in Feindesland zu vereinigen. Ludwig und sein Bundesgenosse, König Johann von Böhmen, warfen sich Friedrich, als er eben den Inn überschritten hatte, mit überlegenen Kräften entgegen. Die Schlacht ist mehrfach eingehend behandelt worden, namentlich von Pfannschmidt, Forsch. z. deutsch. Gesch., Bd. III u. Bd. IV, v. Weech, Forsch. z. d. Gesch., Bd. IV, der eine raisonnierende Uebersicht über die Quellen gibt, und Köhler II, 283. Ueberzeugt hat mich keine der Darstellungen und das

Bild bleibt strategisch wie taktisch verschwommen. Vielleicht, daß eine Spezial-Untersuchung noch etwas klarere Linien herausarbeiten kann.

Schon weshalb Friedrich, statt zunächst auszuweichen und die Vereinigung mit Leopold zu suchen, der sich bis auf 18 Meilen bereits genähert hatte, die Schlacht gegen die Uebermacht annahm, ist aus den Quellen nicht zu ersehen. Seine Räte sollen es ihm angeblich geraten, aber er soll gesagt haben, der Krieg habe schon soviel Witwen und Waisen gemacht, daß er die Entscheidung nicht länger aufschieben könne. Pfannschmidt, S. 58, meint, die Bayern hätten den Oesterreichern den Rückzug über den Inn abgeschnitten und sie dadurch zur Schlacht gezwungen, aber man erkennt nicht, inwiefern ihnen der Rückzug unmöglich geworden war. Köhler drückt sich hierüber etwas unklar und widerspruchsvoll aus.

In der Schlacht selbst ist von Fußvolk und namentlich von Schützen die Rede, den Ungarn, die Friedrich als Hilfstruppen in seinem Heer hatte. Aber von einer taktischen Kombination der Waffen ist nichts zu erkennen. Die Verdienste Münchener Bürger um ihren Herren in dieser Schlacht sind ebenso sagenhaft wie Seyfried Schweppermann.

Die Entscheidung scheint herbeigeführt durch eine Schar von Rittern, die der Burggraf von Nürnberg nachträglich ins Gefecht führte. Ob es auf irgend einem Plan, ob auf Zufall beruhte, daß Friedrich so spät eingriff, ist nicht zu sagen. Da die Ueberlegenheit auf der bayerischen Seite war, so ist nicht einzusehen, warum diese Ueberlegenheit den Sieg nicht ebenso gut hätte erringen können, wenn sie von Anfang an, als wenn sie sukzessive eingesetzt wurde.

Die Behauptung einer österreichischen Quelle, daß 500 böhmische Ritter, die sich bereits ergeben hatten, wieder wortbrüchig zu den Waffen griffen, als sie die Erfolge des Burggrafen bemerkten, darf als Partei-Legende gestrichen werden. Woher haben die Gefangenen denn die Waffen wiederbekommen?

Auf falschen Vorstellungen beruht auch der Satz bei Pfannschmidt. p. 65: Die „Ritter stiegen von ihren Pferden, um sie nicht von den ungarischen Bogenschützen niederschießen oder niederstechen zu lassen, wie es ihnen und den Böhmen zuvor ergangen war; sie wollten jetzt Gleiches mit Gleichem vergelten."

Das wäre wohl für Ritter eine üble Methode gewesen, mit feindlichen Schützen zu kämpfen, daß man, statt sie niederzureiten, vom Pferde stieg: zu Fuß konnte man ihnen doch erst recht nicht an den Leib.

Schlacht bei Baesweiler.
20. Aug. 1371.

Der Herzog Wenzel von Brabant glaubte über seinen Gegner Wilhelm von Jülich schon gesiegt zu haben, als, angeblich weil er seine Flanken nicht genügend deckte, der Graf Eduard von Geldern, dessen Kraft noch

ungeschwächt war, ihn von der Seite angriff und einen Umschwung herbeiführte. Der schon auf dem Rückzug begriffene Graf Wilhelm kehrte um und Wenzel selbst wurde gefangen genommen. So erzählt das Gefecht Ennen, Geschichte der Stadt Köln, II, 654; es erscheint bemerkenswert als Beispiel für den in Ritterschlachten so häufigen Umschlag.

Gefecht bei Nogent sur Seine.
23. Juni 1359.

Auberchicourt steht mit Bognern auf einem Hügel und verteidigt sich nach englischer Methode. Aber er ist nicht genügend angelehnt, wird schließlich von französischen Spießknechten umgangen und geschlagen.

Schlacht bei Barnet.
14. April 1471.

Eduard IV. siegt über Warwick, der fällt. Aus den beiden ausführlichen Erzählungen, die wir haben, in der „Historie of the arrivall of Edward IV. in England",[1]) die von einem zeitgenössischen Anhänger und Diener Eduards verfaßt ist, und der Chronik von Warkworth,[2]) die lancastrisch gesinnt ist, ist nicht zu erkennen, ob zu Roß oder zu Fuß gefochten wurde. Die Historie aber sagt, Eduard habe Warwicks Truppen gefunden aufgestellt „under a hedge side", und Warkworth berichtet, daß Warwick, als er sah, daß die Schlacht verloren war, „lepte on a horse and flede." Danach hätte also sogar der Führer zu Fuß gefochten. Das wird bestätigt durch Commines (Buch IV, Kap. 7), der berichtet, alles sei auf beiden Seiten zu Fuß gewesen. Warwick selber habe sonst die Gewohnheit gehabt, nachdem er seine Haufen geordnet, selber zu Pferde zu steigen, um, wenn es schlecht ginge, entkommen zu können; diesmal aber habe sein Bruder ihn veranlaßt, auch zu Fuß zu kämpfen.

Schlacht bei Tewksbury.
4. Mai 1471.

Auch von dieser Schlacht ist in der „Historie" (S. 28) nicht zu erkennen, ob die Ritter zu Roß oder zu Fuß kämpften.

Es ist mir daher sehr fraglich, ob die Behauptung De La Chauvelays' „Le combat à pied de la cavallerie au moyen age" p. 51, Eduard IV. habe die neun Schlachten, die er gewonnen, alle zu Fuß geschlagen, richtig ist.

---

[1]) Herausgeg. von John Bruce, Camden Society. 1838, S. 19.
[2]) Herausgeg. von J. O. Halliwell, Camden society. 1839, S. 16.

Fünftes Buch.

Die Schweizer.



Erstes Kapitel.

Einleitung.

Als die fränkischen Grafschaften aus Amts-Distrikten Lehen und aus Lehen erbliche Besitztümer wurden, lösten sie sich gleichzeitig auf. Die Könige gaben einzelnen Familien, namentlich aber Bischöfen, Stiftern und Klöstern erst Immunität von der Grafengewalt, dann die Grafengewalt selbst. Aus der aufgelösten, zum Privatbesitz gewordenen obrigkeitlichen Gewalt erwarben viele Städte für sich ein politisch selbständiges Dasein und auch eine Anzahl Landgemeinden, größere Bezirke und Dörfer entwanden sich der Feudalherrschaft und wurden reichsunmittelbar.

Teils kamen ihnen dabei besondere Zufälle zu Hilfe, indem Grafengeschlechter ausstarben und sie dabei sozusagen ins Freie fielen; teils hatten sie eine besondere Stellung gewonnen als königliche Domänen, teils lebte in ihnen das alte Recht der Hundertschaft, ihren Vorsteher, den Hunno (Tunginus), selbst zu wählen, fort. Während dieser Beamte sonst zu einem von dem Grafen ernannten Unterbeamten herabsank, behauptete sich hier und da ein gewisses Mitbestimmungsrecht der Gemeinde und dadurch ein entwickelungsfähiger Kern neuer Selbständigkeit.

Solcher reichsunmittelbarer Bauerngemeinden gab es an der Nordseeküste von Dithmarschen bis Friesland, in Westphalen, an der Mosel, in der Wetterau, im Elsaß, in Schwaben, in der Ebene wie in Alpentälern. Einige haben sich bis zu ganz selbständigen Republiken entwickelt und sich als solche lange behauptet, wie die Dithmarschen; andere sind mit Gewalt niedergeworfen worden, wie

die Stedinger an der unteren Weser, die der Erzbischof von Bremen mit seinen Söldnern bei Altenesch 1234 besiegte; noch andere haben eine gewisse Selbstverwaltung behalten bis 1803. Eine dauernde, weltgeschichtliche Bedeutung aber erlangten die freien Gemeinden in den Hochalpen.

Als im 8. und 9. Jahrhundert auch in den germanischen Teilen des fränkischen Reiches sich die Differenzierung zwischen einem Wehrstand und einem Nährstand vollzog, waren von dieser Entwickelung die Alpenlandschaften nicht ausgeschlossen Auch in den Gebirgstälern des Herzogtums Allemannien oder Schwaben entstanden erbliche Grafschaften, Grafengeschlechter mit Burgen und Kriegsgesellen, Rittergeschlechter und Bauern in den verschiedensten Abstufungen der Freiheit und Hörigkeit. Aber während in den Ebenen bei dem fortschreitenden Ackerbau die ursprünglichen großen Marken unter die neugegründeten kleinen Dörfer verteilt wurden, erhielten sich in den Gebirgstälern auch bei der wachsenden Bevölkerung und Anlage neuer Ortschaften doch die großen gemeinsamen Marken. Denn wenn auch im Mittelalter dort mehr Ackerbau getrieben wurde, als heute, so blieb doch die Viehzucht auf der großen, gemeinsamen Allmende der Hauptwirtschaftszweig. Mit der gemeinsamen Mark erhielt sich auch die Versammlung aller Markgenossen, und besonders stark blieb der Organismus, wo er mit dem politischen Körper, der alten Hundertschaft zusammenfiel. Das war der Fall in dem Bezirke Schwyz, wo die große Allmende, zehn Stunden lang und fünf Stunden breit, noch heute besteht. Südöstlich von dem Flecken Schwyz befand sich die „freye Weidhub, wo man das Gericht uff hatt“ und wo oft die Landsgemeinde, die Volksversammlung der Hundertschaft abgehalten wurde. Ein Konrad Hunn war es, der 1217 mit dem Kloster Einsiedeln für seine Genossenschaft einen Friedensvertrag abschloß, sei es, daß er das Amt des Hunno bekleidete,[1]) sei es, daß der Amtstitel von einem Vorfahren her zum Familiennamen geworden war. Vom 13. Jahrhundert an wird für den Hunno der Name „Ammann“ gebräuchlich. Man nimmt an, daß diese Mark Schwyz, man dürfte auch in urgermanischem Sinne Hunderschaft oder Gau

[1]) Das meint Oechsli, Die Anfänge der Schw. Eidgenossenschaft S. 121.

sagen, im 14. Jahrhundert bereits annähernd so bevölkert war, wie heute, also gegen 18 000 Seelen zählte,[1]) das wären über 4000 Männer, von denen 3000 stets binnen wenigen Stunden zur Landesverteidigung in geordneter Weise durch ihren Ammann aufgeboten und zusammengebracht werden konnten. Auch in Schwyz gab es eine Anzahl Höfe, die fremden Großbesitzern, dem Grafen von Lenzburg oder dem Stift Einsiedeln hörig, die große Mehrzahl der Bewohner aber bestand aus freien Bauern, und die gemeinsame Mark hielt auch die sozial ausgesprengten Elemente mit dem Ganzen zusammen.

Die gemeinsame Mark ist ein so starkes Band, daß auch Uri, wo die Bewohnerschaft aus Eigenleuten bestand, teils dem Frauenkloster in Zürich gehörig, teils Edlen, wie dem Freiherrn von Attinghausen, in dieser Form eine festgeschlossene Genossenschaft blieb; die Herrschaft des fernen Klosters war praktisch so milde, daß sie sich von der Freiheit wenig unterschied.

Hatte das geographische, wirtschaftliche Moment die Grundlage gegeben für die Erhaltung des starken Organismus einiger Landsgemeinden, so trug es auch dazu bei, in ihnen einen kriegerischen Sinn zu erhalten und zu nähren. Je vornehmer, wie wir wissen, das Rittertum im 12. und 13. Jahrhundert geworden war, desto mehr nahm es an Zahl ab und desto mehr bedurfte es der Ergänzung durch geworbene Kriegsknechte aus dem Volk, und wie auf der brittischen Insel das gebirgige Wales dauernd ein besonders ergiebiger Werbeplatz für die englischen Könige blieb, so waren es auch die Alpenlandschaften für die deutschen. Das Hirten- und Jäger-Dasein in den Bergen war geeigneter, den kriegerisch-abenteuerlichen Sinn zu erhalten, als die ackerbauende Ebene, und die Armut der Berge nötigte, auswärts zu suchen nach Erwerb oder Sold.

Im 13. Jahrhundert finden wir urkundlich Leute von Schwyz und Uri als Söldner erwähnt,[2]) und nicht weniger als 1500 Schwyzer begleiteten Rudolf von Habsburg 1289 auf einem Kriegszug nach Burgund. Dies Kriegertum wird noch sehr viel

[1]) Oechsli S. 230.

[2]) 1252 nahm der Abt von St. Gallen sie in einer Fehde mit dem Bischof von Konstanz in Dienst. Oechsli S. 229.

weiter zurückgehen, als es in den geschichtlichen Aufzeichnungen und Urkunden erscheint. Wir erkennen den trotzig-kriegerischen Sinn der Schwyzer in den immer wiederholten Reibungen mit ihrem Hauptnachbar, dem Kloster Einsiedeln. Mit ihm hatten sie schon unter Kaiser Heinrich V., 1114, einen Grenzstreit, der noch hundert Jahre weiter bis in die Zeiten Heinrichs II. zurückreicht und den die Schwyzer immer von neuem aufnahmen.

In Uri und Unterwalden hatte die Herabdrückung der Bauern in Erbuntertänigkeiten schon weitere Fortschritte gemacht, als in Schwyz, aber unter Kaiser Friedrich II. gelang es zuerst Uri (1231) und dann auch Schwyz (1240), Freiheitsbriefe zu erlangen, in denen festgestellt wurde, daß sie keiner gräflichen oder sonstigen feudalen Gewalt unterworfen seien, sondern direkt unter dem Reiche ständen. Da das Reich mit dem Niedergang der Staufen in völlige Schwäche verfiel, so hätten die kaiserlichen Freiheitsbriefe den Kantonen wenig genützt; sie sind vielmehr Symptome und Urkunden ihres Strebens und Wollens als Mittel es zu erreichen. Entscheidend ist, daß diese Bauerschaften sich mit den Waffen in der Hand der ritterlichen Herrschaft zu erwehren vermochten. Schon in den letzten Jahren Friedrichs II. haben Schwyz, Uri, Unterwalden und auch die Stadt Luzern ein Bündnis miteinander geschlossen, und wenn sie auch noch weit entfernt davon waren, sich ganz selbständig zu machen, so erkennt man doch, daß sie von ihrem Grafen mit Vorsicht und Schonung behandelt wurden, auch dann noch, als dieser Herr selbst den Königsthron bestieg. Es war Rudolf von Habsburg, dessen Geschlecht bei dem allmählichen Aussterben der Grafen- und Herrengeschlechter durch Erbtöchter einen großen Teil der Schweiz mit elsässischen Landschaften zu einem Besitztum vereinigte. Sein Tod ermutigte die drei Bauern-Kantone, sich zu dem „ewigen Bunde“ zusammenzuschließen (1. Aug. 1291), in dem sie sich verpflichteten, keinen Richter annehmen zu wollen, der nicht ihr Einwohner oder Landsmann sei. Den Anspruch, die Ammänner selbst zu wählen, erhoben sie auch jetzt noch nicht; König Albrecht hat aber auch seinerseits ihrem Wunsche gewillfahrt und nur Ammäner aus den eingeborenen, volksführenden Familien, Attinghausen, Stauffacher und anderen ernannt.

Die Ermordung Albrechts durch seinen Neffen (1308) brachte

diese staatsrechtlich nicht fest zu umschreibende, auf beiderseitigem Entgegenkommen und Zurückhaltung beruhenden Beziehungen in Bewegung; es entstand eine Kombination, die die Bauernschaften ermutigte, die völlige Abwerfung der habsburgischen Herrschaft ins Auge zu fassen. Die Habsburger verloren das Königtum, das durch die Wahl der Kurfürsten auf den Grafen von Luxemburg, Heinrich VII., überging. Von ihm verschafften sich (1309) die Eidgenossen eine Erklärung ihrer Freiheit von den Habsburgern, und als nach Heinrichs Tode die Königswahl zwiespältig wurde zwischen dem Habsburger Friedrich und dem Bayern Ludwig, erklärten sie sich für diesen und ergriffen die Offensive gegen ihren bisherigen Landesherrn.

Schwyz lebte, wie wir schon gehört haben, in alter Feindschaft mit dem Kloster Einsiedeln, das jetzt unter habsburgischer Vogtei war. Oft schon hatten die Schwyzer auf dem Einsiedeler Gebiet geplündert, ohne daß die Vögte, so mächtig sie waren, einzuschreiten wagten. Jetzt kamen sie unter Führung ihres Ammanns Werner Stauffacher, raubten das Kloster völlig aus und führten eine Anzahl Mönche als Gefangene mit sich fort. Der jüngere Bruder des Königs Friedrich, Herzog Leopold, übernahm es darauf, die Bauern, die in dem ausbrechenden Thron- und Bürgerkriege als Parteigänger Ludwigs des Bayern doppelt gefährlich werden mußten, zu bestrafen.

Zweites Kapitel.

Die Schlacht am Morgarten.
15. November 1315.

Das Geröll von Sagen und Dichtungen, das sich über die Schweizer Urgeschichte gelagert hatte und erst mit soviel Mühen und Kämpfen hat beiseite geschafft werden müssen, hatte auch die Schlacht am Morgarten unter sich begraben, sowohl durch die einzelnen Fabeln, wie die von dem österreichischen Ritter Hünenberg, der die Schweizer durch einen hinübergeschossenen Zettel gewarnt haben sollte: „hütet euch am Morgarten“, wie durch Ausmalungen der Kampfszene, die die Forscher veranlaßten, die Schlacht an eine falsche Stelle zu versetzen. Man suchte das Schlachtfeld eine halbe Stunde zu weit südlich, an der Figlerfluh und griff, weil der See, der doch in den Erzählungen eine große Rolle spielt, nicht bis dahin reicht, zu der Hilfskonstruktion, der Seespiegel sei viel höher gewesen. Zwei Dilettanten sind es gewesen, ein Arzt, Chr. Ithen, und ein Gerbermeister, Karl Bürkli, die den vereinigten Militärs und Gelehrten gegenüber das Richtige herausgefunden und durchgekämpft haben. Ithen stellte schon im Jahre 1818 dem General Zurlauben gegenüber fest, daß der Seespiegel, geologisch wie historisch nachweisbar, sich nicht verändert habe, und Bürkli fand durch Zurückgehen auf die zeitgenössischen Quellen in Vereinigung mit militärischem Verständnis und Studium im Terrain den richtigen strategischen und taktischen Zusammenhang, sodaß heute seine Auffassung wohl allgemein angenommen ist. Ich wurde aufmerksam auf ihn durch seine Schrift „Der wahre Winkelried“, die erschien,

während meine „Perser- und Burgunderkriege" in Druck waren, und suchte ihn auf, als ich im Jahre 1888 durch Zürich kam: ein origineller alter Herr, der mir erzählte, daß er in seiner Jugend mit Viktor Considérant nach Texas gegangen sei, um dort den kommunistischen Idealstaat zu gründen; als das troß der reichlich vorhandenen Geldmittel mißlungen, habe er mancherlei Abenteuer in mexikanischen Kriegsdiensten erlebt, bis er wieder in die Heimat zurückkam, wo er nun als sozialdemokratischer Politiker sich dauernd bemerklich und auch wohl so unbequem machte, daß ebensowohl deswegen wie wegen seiner ketzerischen Ansichten in vaterländisch-kriegsgeschichtlichen Fragen die Schweizer Gelehrtenwelt nichts von ihm wissen wollte. Er hatte aber nicht nur eine große Belesenheit, sondern auch einen natürlichen Instinkt für historische Kritik und eine erstaunliche Kraft der Anschauung von vergangenen Zeiten, namentlich in kriegsgeschichtlichen Vorgängen. Hier und da hat ihn seine lebendige Phantasie dazu verführt, mehr zu erzählen, als sich direkt aus den Quellen ableiten läßt, aber kaum etwas, was nicht an sich möglich und auch psychologisch wahrscheinlich wäre.

Auszugehen ist von der Tatsache, daß es sich nicht um die verzweifelte revolutionäre Erhebung einer friedlichen Bauernschaft handelt, sondern um den vorbedachten Kampf eines kriegerisch gesinnten Gemeinwesens mit kriegserfahrenen Führern unter der Leitung ihrer hergebrachten Obrigkeit. Bei so kriegskundigen Leuten sind wir berechtigt, die vereinzelten Nachrichten und Spuren ihres Tuns, die uns erhalten sind, in dem Sinne eines wohlüberlegten, planmäßigen Handelns zu ergänzen.

Von den Urzeiten her hat man in Gebirgsländern die natürliche Deckung gegen feindliche Angriffe verstärkt, indem man die Zugänge in den Tälern durch irgendwelche Bauten versperrte. In der Schweiz nannte man solche Sperren Letzen oder Letzinen, welches Wort mit „lass", Superlativ „letzt" zusammenhängt; es sind deren noch heute 85 nachweisbar.[1]) Die Letzi Röuschiben soll noch vorrömischen, die Letzi Serviezel und auch der Grundstock derjenigen von Näfels römischen Ursprungs, vier andere aus dem

[1]) A. Nüscheler, Die Letzinen in der Schweiz. Mitteil. d. antiquar. Gesellsch. in Zürich. Bd. 18. 1. Heft. Zürich. 1872. Bezüglich Näfels Dändliker, Gesch. d. Schweiz I, 531. Anm.

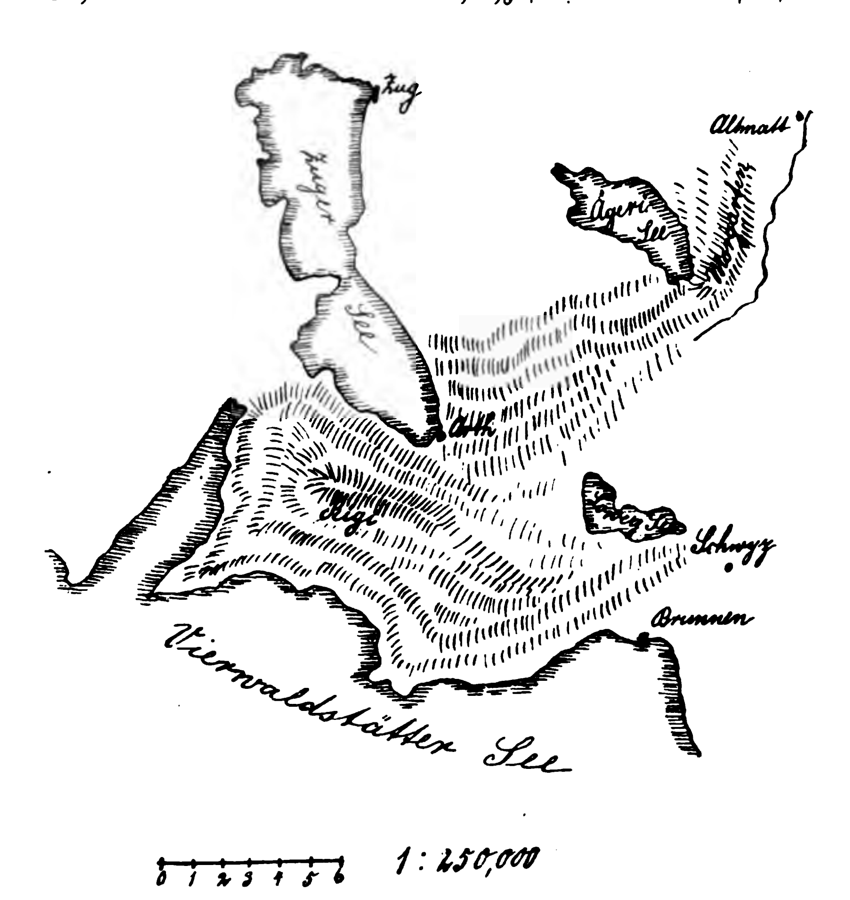
vierten Jahrhundert sein. In Schwyz sind sechs Letzinen nachweisbar, sie deckten nicht nur die Zugänge zu Lande, sondern einige davon bestanden aus Pfahlwerken im Vierwaldstätter und Zuger See, um auch Landungen zu verhindern; sicherlich geht ein Teil dieser Anlagen bis ins dreizehnte Jahrhundert und noch weiter, längst vor der Schlacht von Morgarten, zurück. Als nun der große Entscheidungskampf um die Befreiung von der Grafengewalt nahte, hatten die Schwyzer nichts Wichtigeres zu tun, als ihre Letzinen zu verstärken.[1]) Es ist auch eine Urkunde erhalten, wonach die Markgenossenschaft, die Landleute von Schwyz, im Jahre 1310 Stücke Landes an zwei Brüder verkauften, um den Erlös „an die Mur ze Altum mata" zu verwenden, das ist die Letzi bei Rothenthurm bei Altmatt, von der noch heute ein Turm vorhanden ist. Vor allem aber ist anzunehmen, daß sie im Jahre 1315 die gewaltige, eine Stunde lange Letzi errichteten, die vom Roßberg (zwischen Zuger und Aegeri-See) bis zum Rigi hinüberreichend, das ganze südliche Ende des Zuger Sees und die Straßen an seinen Ufern absperrte. Zwar ist die Nachricht, daß diese Letzi eben damals errichtet worden sei, erst aus dem Jahre 1571, aber daß sie bestand, ist bereits in einer Urkunde aus dem Jahre 1354 bezeugt, und alle innere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Bau in den Zusammenhang des Freiheitskrieges gehört. Aelter kann er nicht sein, denn das eigentliche Schwyz reicht nicht bis hierher, sondern endete bereits am Lowerzersee; die Markgenossenschaft Arth aber, die eine habsburgische Herrschaft bildete, trat beim Ausbruch der Feindseligkeiten auf die Seite von Schwyz und mußte jetzt geschützt werden. Noch heute sind wesentliche Stücke der Befestigung erhalten, und ein sehr großer Teil hat bis zum Jahre 1805 bestanden, aus welcher Zeit wir eine genaue Beschreibung des Werkes haben. Es war eine etwa eine Stunde lange, nicht weniger als zwölf Fuß hohe, dicke Mauer, mit Toren an den Eingängen und drei mächtigen Türmen.

Zwischen dem Zugang von Altmatt und Arth gab es nun noch den Weg, der an dem Ostufer des Aegerisees entlang über

---

[1]) Das berichtet ausdrücklich Vitoduran.

Morgarten, Schorno und Sattel nach Schwyz führte.[1]) Man sollte annehmen, daß auch dieser Weg durch eine Letzi versperrt wurde, aber wieder sagen uns erhaltene Urkunden, daß erst im Jahre 1322 die Landleute von Schwyz fünf Güter verkauften, um



aus dem Erlös die Letzi hier, bei Schorno, zu bauen. Hat hier schon 1315 eine Letzi bestanden, die 1322 nur erneuert und verstärkt worden ist, so wäre Schwyz schon damals eine Art riesiger

[1]) Morgarten ist der Berg östlich des Sees, Schorno 1100 Meter südlich des Sees, Sattel noch etwas südlicher, wo sich der Weg von Schorno mit dem von Altmatt trifft.

Festung gewesen. Aber es ist keineswegs unmöglich, daß die Schwyzer 1315 mit vollem Bewußtsein die Letzi von Schorno vernachlässigt und den Zugang am Aegeri-See offen gelassen haben.[1]) So stark auch jeder einzelne Punkt der Verteidigung durch Natur oder Kunst sein mochte, eine über so weite Räume erstreckte Befestigung dauernd zu verteidigen, ist doch sehr schwer; ein umsichtiger und zäher Feind findet gar zu leicht eine Stelle, die unbewacht ist, wo er eindringt und die Verteidiger im Rücken faßt. Das haben schon die Griechen bei Thermopylä erfahren. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Schwyzer unter der Führung ihres Landammanns Werner Stauffacher von vorn herein einen ganz anderen Plan hatten und zu dem Zweck den Weg von Schorno absichtlich offen ließen.

Herzog Leopold sammelte seine ritterliche Mannschaft mit Zuzügen aus den Städten Zürich, Zug, Winterthur und Luzern bei Zug und nahm nicht den Weg rechts oder links am Zuger See entlang über Arth, wo die Schwyzer ihre große Mauer errichtet hatten, sondern am Ostufer des Aegerisee entlang; sei es, daß auf diesem Wege wirklich keine Befestigung war, sei es, daß er glaubte, sie hier leichter umgehen oder überraschend eindringen zu können; sein Heer mag 2000—3000 Mann stark gewesen sein, was damals, wie wir wissen, eine sehr erhebliche Macht und gegen eine bloße Bauerschaft ein ganz ungewöhnlich großes Aufgebot war.[2])

Den Schwyzern waren die Urner zugezogen, ob auch ein Kontingent von Unterwalden, ist zweifelhaft, da Herzog Leopold diese Landschaft vorsorglich zu gleicher Zeit durch einen seiner Grafen von Interlaken her über den Brünigpaß angreifen ließ. Immerhin wird das Heer der Eidgenossen, als dessen Führer Werner Stauffacher anzunehmen ist,[3]) auf 3000—4000 Mann[4]) anzuschlagen sein.

---

[1]) Man könnte fragen, weshalb die Schwyzer denn nachträglich (1322) die Letzine bei Schorno ausbauten, da ihr Fehlen ihnen doch 1315 gerade den guten Dienst getan hatte, den Herzog auf den gefährlichen Weg zu locken? Die Antwort dürfte sein, daß man auf keinen Fall darauf rechnen durfte, zum zweitenmal an derselben Stelle den Feind zu überraschen und deshalb lieber das Land auch hier verwahrte.

[2]) Daß Vitoduran 20000 Mann angibt, hat natürlich keinerlei Bedeutung.

[3]) Werner Stauffacher hatte die Schwyzer im Januar 1314 bei dem Ueberfall von Einsiedeln geführt und erscheint in Urkunden nach der Schlacht wieder an der Spitze des Landes. Oechsli S. 352.

[4]) Oechsli schlägt, wie wir schon oben gesehen haben, die Seelenzahl in Schwyz damals auf etwa 18000 an; selbst wenn sie um einige Tausende geringer

Stauffacher hatte sich, wenn er es nicht von vornherein darauf angelegt hatte, jedenfalls darauf vorgesehen, daß der Herzog den Weg über Morgarten wählen würde; sobald die Späher und Kundschafter, die die Schwyzer draußen im Lande hatten, die Nachricht brachten, daß das österreichische Heer auf diesem Wege im Anmarsch sei, führte Stauffacher seine Mannschaft an den Mattligütsch, eine Höhe über dem Aegerisee, wo die Schweizer sich versteckt aufstellen und nur schwer entdeckt werden konnten, da der Platz rechts, nach der Feindesseite, durch einen tiefen Einschnitt, einen bewaldeten Tobel, die Haselmattruse, gegen jede direkte Rekognoszierung verwahrt ist. Von dem Mattligütsch herab zum See führen mehr oder weniger steile, aber im Ganzen wohlpassierbare Grashalden. Südlich davon springt der Berg steil bis dicht an den See vor, sodaß die Straße hier mit einem einzigen Baumstamm leicht zu sperren ist.

An diese enge Stelle beim Buchwäldli dirigierte Stauffacher eine kleine Schar, die Vorhut, wohl hauptsächlich Armbrustschützen.

So gewiß Herzog Leopold die Kriegstüchtigkeit der Schwyzer kannte und auf einen ordentlichen Streit gefaßt war, so hat er doch schwerlich schon an dieser Stelle Widerstand erwartet, denn die Enge bei Buchwäldli liegt schon außerhalb des Schwyzer Gebiets. Die Eidgenossen hatten die Kühnheit gehabt, den Feind nicht in ihrem Lande zu erwarten, sondern ihm auf sein eigenes Gebiet, zur Stadt Zug gehörig, entgegenzugehen. Von lange her wird Stauffacher die ganze Gegend untersucht und sich diesen Platz als ein sehr geeignetes Schlachtfeld ausersehen haben.

Als die Spitze des österreichischen Heeres den Weg bei Buchwäldli gesperrt fand und den Feind durch Schießen und Scharmuzieren nicht vertreiben konnte, werden eine Anzahl Fußknechte oder abgesessene Ritter links die Grashalde hinaufgestiegen sein,

---

gewesen sein sollte, so müssen wir doch annehmen, daß hier in der äußersten Gefahr auch der letzte abkömmliche Mann aufgeboten war. Unter 3000 können wir gewiß nicht heruntergehen. Dazu kämen die Arther, die Urner und vielleicht Unterwaldner. Ein kleiner Abzug aber wird zu machen sein für die Besatzung der Letzine von Arth und vielleicht auch von Brunnen, um einen Anfall zu Wasser abzuwehren.

Die Ueberlegenheit der Eidgenossen in dem eigentlichen Gefecht wuchs noch dadurch, daß ein Teil der habsurgischen Mannschaft z. B., die Winterthurer, noch auf dem Weg waren.

um die improvisierte Letzi von oben herab zu umgehen und die Besatzung zu vertreiben. Darüber verging einige Zeit, und mittlerweile rückte der ritterliche Zug näher heran, staute sich vor dem Hindernis und drängte sich auf dem Wege und die flacheren Stellen der Grashalde hinauf zusammen. Eben das war es, was Stauffacher abwartete. Plötzlich rollten Steine und Rundhölzer die steile Halde herab unter die Reiter, und in mächtigen geschlossenen Haufen stürmte die ganze eidgenössische Mannschaft von der Höhe herunter. Ein Hagel von „handvölligen" Steinen prasselte noch kurz vor dem Stoß, kräftig geworfen, auf die Ritter und Pferde hernieder, dann drang die weit überlegene Masse mit Hauen und Stechen auf das Gemisch von Rittern und Knechten ein; ihre Hauptwaffe war die Hellebarde, die nicht lange vorher zum erstenmal genannt wird. Der Name bedeutet Halmbarte, daß heißt, die Axt mit einem sehr langen Stiel, der auch eine eiserne Spitze hat, sodaß Spieß und Axt in einer Waffe vereinigt sind; sie ist die Reaktion gegen die immer stärker werdende Ritterrüstung, die nur mit der ungeheuren Wucht des langschäftigen Beils durchschlagen werden kann, daher die Waffe des ungewappneten Fußgängers gegen den schweren Reiter. In ihrer späteren Ausbildung ist sie auf der Rückseite auch noch mit einem Haken versehen, um den Ritter an seiner Rüstung vom Pferde zu reißen; manchmal auch noch mit einem Spitzhammer.

Was konnten die Ritter gegen den wilden Ansturm des so furchtbar bewaffneten Bauernhaufens machen? Sie konnten ihm nicht den Berg hinauf entgegensprengen und sie konnten ihm, hinter sich den See, auch nicht ausweichen. Sie werden in dem Gedränge kaum ihrer von den herunterrollenden Felsen und Steinwürfen aufgeregten Pferde Herr geblieben sein. Der Reiter, der sich mit seinem Pferde nicht bewegen kann, hat keinen Vorteil mehr von ihm, sondern nur den Nachteil, daß ein Teil seiner Kraft und Aufmerksamkeit auf das Pferd verwandt werden muß, das, wenn es wild wird, ihn sogar so gut wie kampfunfähig macht.

Die Kraft des schwyzerischen Schlachtplanes beruhte also nicht bloß auf dem Ueberfall in einem Engpaß, sondern ganz wesentlich auf der durch die Sperre und den Aufenthalt am Buchwäldli-Vorsprung bewirkten Stauung. Hätten die Schwyzer einfach auf

das marschierende österreichische Heer vom Morgartenberg herunter einen Flankenangriff gemacht, so hätten sie zwar unter solchen Umständen gesiegt, aber der Erfolg wäre nur gering gewesen: was nicht direkt vom Angriff getroffen wurde, hätte sich schleunigst davongemacht, und selbst die nach vorwärts Flüchtenden wären wohl auf Um- und Schleichwegen zum großen Teil entkommen. Die dem Angriff vorhergehende Stauung aber bewirkte, daß, wenn auch nicht das ganze, doch ein sehr großer Teil des österreichischen Heeres in den Kampf verwickelt wurde und sich ihm nicht entziehen konnte und zugleich in dem Gedränge auf dem engen Platz so gut wie kampfunfähig war. Dies richtig erkannt zu haben, ist das entscheidende Verdienst Bürklis; es gehörte dazu nicht nur der militärische Blick, sondern auch die völlige innere Befreiung von der Legende, die in den Schwyzern friedliche Hirten und Bauersleute sah. So lange man in dieser Vorstellung lebte, konnte man natürlich auf den Gedanken, bei ihnen eine geniale, von weit her vorbereitete strategische Konzeption zu suchen, garnicht kommen. Die Schwyzer aber, die in mannigfachen früheren Kämpfen umgetrieben, sich die Waffe zu eigen gemacht hatten, mit der der Bauer den Ritter schlägt, die Hellebarde, und das Selbstvertrauen, das zum Angriff befähigt, hatten auch in Stauffacher den Führer, wir dürfen sagen, den Feldherrn, der die vorhandenen Gemeinkräfte zur rettenden und zugleich weltgeschichtlichen Tat beseelte.

Die österreichischen Mannschaften, die noch auf dem Wege weiter rückwärts waren, waren nicht imstande, den bedrängten Genossen zu helfen; bald wurden sie durch die Zurückströmenden in allgemeiner Flucht mit fortgerissen. Die meisten von den Herren und Knechten in dem an der Spitze zusammengedrängten Haufen wurden entweder von den Schweizern erschlagen oder mußten, in den See gedrängt, ertrinken; mit Mühe und Not rettete sich Herzog Leopold selber. Der Mönch Johann von Winterthur (Vitoduran), dem wir einen Bericht über die Schlacht verdanken, erzählt, wie er selber als Knabe den Herzog verstörten Antlitzes, „vor übergroßer Trauer schien er wie halbtot“, in seine Vaterstadt habe einreiten sehen.

Der wesentliche Punkt, in dem ich über Bürklis Darstellung hinausgegangen bin, ist die Betonung der strategischen und taktischen

Führung der Schwyzer. Bürkli ist empört über die spätere Legende und Fälschung, die das Verdienst an dem Siege einem Ritter von Hünenberg, der die Schwyzer auf die Stelle am Morgarten aufmerksam gemacht, und einem andern Aristokraten, Itel Reding, der guten Rat gegeben haben soll, zuschanzen will. Die Empörung ist insofern unangebracht, da die Tendenz dieser Fabeln keineswegs ist, dem Volke sein Verdienst zu nehmen, sondern es sich nur um den uns bekannten psychologischen Zug handelt, das schwer zu fassende historische Sachliche durch etwas pikantes Persönliches zu ersetzen. Direkt unrecht aber hat Bürkli, wenn er meint, eine Schlacht wie Morgarten so zu sagen als eine unmittelbare Volkstat, einen Ausfluß des Volks-Instinkts auffassen zu können. Er selber legt vortrefflich dar, wie wohlüberlegt von weit her alles war: dazu gehört aber Führung. So viel kriegerische Erfahrung auch schon in diesen Schwyzer Bauern steckte, so kann doch schließlich nicht die vieltausendköpfige Gemeinde tun, was hier geschehen ist. Es muß ein sehr sicher funktionierender Beobachtungs- und Nachrichtendienst vorhanden gewesen sein; Zug, wo der Habsburger seine Mannschaft sammelte, liegt nur drei Stunden von der Schwyzer Grenze. Vitoduran hat die Erzählung, die Schwyzer hätten durch den Grafen von Toggenburg erfahren, wo Leopold anrücken würde. Die Nachricht ist schlechthin unglaubwürdig: der Graf hätte sich selbst durch solchen Verrat den Tod bereitet, denn er ist als treuer Kämpe seines Herrn bei Morgarten gefallen. Auch daß er bei Vermittelungsversuchen, die er machte, aus Versehen den Plan des Herzogs verraten, ist nicht zu glauben, und wenn es wahr wäre, hätte es nichts zu bedeuten — denn was hinderte den Herzog, noch im Moment des Ausmarsches seine Richtung zu ändern, den Weg gegen Arth oder Altmatt zu nehmen? Auch auf diese Möglichkeiten muß die Schwyzer Führung vorbereitet gewesen sein, und die Beobachter und Boten, die sie in der Nähe von Zug hatte, müssen auch so kundig und klug gewesen sein, daß sie sich nicht etwa durch Scheinbewegungen täuschen ließen. Vitoduran berichtet ausdrücklich, daß Leopold nicht bloß auf der Morgartener Straße, sondern auch auf anderen Wegen vorrückte und daß die Mannschaften auf diesen anderen Wegen auf die Nachricht von der Niederlage des Hauptheers umkehrten und ohne

Verlust entkamen. Weshalb entsandte Leopold solche Neben-Kolonnen und hielt seine Streitkräfte nicht zusammen? Auf ein sehr ernstes Gefecht ist er sicher gefaßt gewesen, und siegte er in diesem, so war alles entschieden und es war gleichgiltig, auf welchem Wege man ins Land kam. Stark können die Neben-Kolonnen nicht gewesen sein; die gesamte Ritterschaft war sicher beim Herzog. Leopold wird erwartet haben, daß, wenn ihm etwa an der Letzi bei Schorno zäher Widerstand geleistet würde, die Schwyzer durch die Nachricht, daß auch rechts oder links sich Feinde zeigten, zum Rückzug bewogen werden könnten, oder aber, daß der Anmarsch auf verschiedenen Straßen sie von Anfang an verführe, ihre Kräfte auf die verschiedenen Letzinen zu verteilen. Umgekehrt war es für die Schwyzer entscheidend, daß sie früh genug erkannten, wo der eigentliche Angriff heraufziehe, um ihm mit möglichst vollzähliger Gesamtkraft entgegenzutreten. Das kann nicht dem Zufall überlassen worden sein, sondern war Sache wohlüberlegter, tatkräftiger Führung. In dem Augenblick, wo die Meldung kam, daß der Feind am östlichen Ufer des Aegerisees entlang marschiere, muß der Führer seines Boten und seines Planes so sicher gewesen sein, daß er auf der Stelle den Aufbruch befahl. Mag nun die Mannschaft an der Letzine bei Arth oder bei Schwyz versammelt gewesen sein, der Marsch, den man zu machen hatte, war nicht viel kürzer als der des Herzogs, und wenn man eine Stunde zu spät kam, d. h. wenn die Letzine am Buchwäldli erstürmt und das Gros der Oesterreicher sie passiert hatte, war der Kriegsplan zerstört und Schwyz wahrscheinlich verloren.

Die Schwyzer müssen also einen Führer gehabt haben, der nicht nur in der Beurteilung des Geländes und in der Organisierung des Nachrichtendienstes einen treffenden Blick und eine gute Leitung, sondern der auch seine Mannschaft ganz sicher in der Hand hatte, so daß sie seiner Führung vertraute und in dem Augenblick, wo er den Aufbruch befahl, antrat. Weder eine allgemeine Kriegerversammlung, noch ein beliebig gewählter Kriegshauptmann hätte einen so sehr auf den Moment gestellten Kriegsplan durchführen können. Es ist erlaubt, an die Führung der Athener durch Miltiades bei Marathon zu denken. Aber Miltiades stand sozial so hoch über der Masse der athenischen Bürger, daß,

nachdem man ihn einmal zum Feldherren gewählt, die Menge ihm auch einen natürlichen Gehorsam leistete. Die Autorität, mit der der bäuerliche Mann, Stauffacher, die Schwyzer bei Morgarten führte, war anderen Ursprungs: wir haben sie bereits kennen gelernt in der germanischen Urgeschichte: der Schwyzer Ammann, der auch politisch und wirtschaftlich die Gemeinde (Markgenossenschaft) regiert und die Kraft seiner militärischen Befehle aus der Einheit des gesamten Daseins, an dessen Spitze er steht, ableitet. Nur weil hier in Schwyz noch das altgermanische Geschlecht in seiner Urverfassung lebte, weil die kriegerische Tüchtigkeit der Einzelnen zu einer kräftigen Einheit mit einem einheitlichen Willen zusammengefaßt ist, weil die Demokratie eine Führung hatte, konnte hier das Volk die Ritterschaft besiegen.

Die Hauptquelle für die Schlacht bei Morgarten ist eine längere Erzählung des Mönches Johannes von Winterthur (Vitoduranus), geschrieben etwa 25—30 Jahre nach dem Ereignis. Die Winterthurer waren Untertanen der Habsburger und hatten ihr Kontingent, von dem aber nur ein Mann umkam, in dem Heere Leopolds; Johannes hatte also seine Nachrichten von Augenzeugen, vor allem von seinem eigenen Vater, der ebenfalls dabei war. Seine Erzählung zeigt aber deutlich, daß er auch von Schwyzern sich hat berichten lassen.[1])

[1]) Die sämtlichen Berichte, die überhaupt vorhanden sind, sind übersichtlich hinter einander abgedruckt von Th. v. Liebenau, in den „Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz", 3. Heft, 1884.

Wertvoll für die Kritik sind die Anmerkungen, die Dändliker in der vierten Auflage seiner Geschichte der Schweiz, nachdem er seine frühere Darstellung zu Gunsten der Bürklischen Auffassung geändert (S. 700), hinzugefügt hat.

Seiner ersten Schrift „Die Entstehung der Schweizer Eidgenossenschaft und die Schlacht am Morgarten" (1891) hat Bürkli noch eine zweite Behandlung nachfolgen lassen unter dem Titel „Ein Denkmal am Morgarten", im Zuger Neujahrsblatt für das Jahr 1895 (Verlag von W. Anderwert). Dieser Abhandlung ist auch eine gute Spezialkarte beigegeben.

Drittes Kapitel.

Schlacht bei Laupen.

21. Juni 1339.

Als das große Haus der Zähringer ausstarb (im Jahre 1218), fiel ein Teil seiner Herrschaft an das Reich zurück, und da die Reichsgewalt sich eben damals unter dem letzten Staufen, Friedrich II., auflöste, so wurden in diesen Gebieten, an den Grenzen des Herzogtums Schwaben und des Königreichs Burgund eine Reihe von kleinen und kleinsten Herrschaften und Städten reichsunmittelbar und selbständig, darunter auch die erst kurz vorher von dem letzten Zähringer begründete Stadt Bern. Unausgesetzte Nachbar-Fehden waren die Folge des Verschwindens jeder höheren, übergeordneten obrigkeitlichen Gewalt in dem Gebirgsland, und in diesen Fehden hatte die Stadt Bern im Laufe des Jahrhunderts mancherlei Erfolge errungen, bäuerliche Gemeinden von sich abhängig gemacht und Edelleute gezwungen, mit ihrem Gebiet und ihrer Burg sich in den politischen Körper der Stadt aufnehmen zu lassen. Die Stadt hatte eine Verfassung, die für eine Eroberungspolitik besonders geeignet war: ein aristokratischer Rat, der mit dem politischen Instinkt und Herrschaftssinn der Aristokratien regierte, aber umgeben war mit einem weiteren Rat, der, ohne der eigentlichen Demokratie Spielraum zu geben, doch die Regierung volkstümlich genug erhielt, um die Bürgerschaft in ihrer Gesamtheit an die Politik der Regierung zu fesseln und alle Kräfte in ihren Dienst zu stellen.

Das kecke und erfolgreiche Umsichgreifen der Stadt brachte endlich ihre Hauptrivalin, die nur vier Meilen entfernte Stadt Freiburg, ebenfalls eine Zähringische Gründung, dazu, sich mit den umliegenden kleinen Dynasten, den Grafen von Greyerz, Neuenburg, Valengin, Nidau, Waadt, Aarburg und anderen zusammenzuschließen, um Bern zunächst das Städtchen Laupen an der Sense, nahe der Saane, wieder zu entreißen.

Den Bernern war gegenüber der großen Koalition nicht wohl zu Mute; auf ihrer Seite stand nur die Stadt Solothurn, aber ihre weitausschauende Staatskunst wußte Rat. Die bernische Erwerbspolitik war bereits in dem Oberland bis über den Brienzer See vorgedrungen und in Berührung mit Unterwalden und Uri. Seit ihrem Siege bei Morgarten genossen die Waldstätte weithin des höchsten kriegerischen Ruhmes, und Bern hatte freundliche Beziehungen zu ihnen angeknüpft; an sie wandte sich die Stadt jetzt um Hilfe und zwar um Hilfe gegen Sold; irgend ein politisches Interesse hatten die Waldstätte an der Fehde um Laupen nicht.[1]) Der Laupener Krieg ist daher der erste Vorläufer des später zu so großer Bedeutung emporgewachsenen schweizerischen Reisläufertums noch innerhalb der Grenzen der Schweiz selbst. Uri erhielt nach einer zufällig erhaltenen Urkunde nach dem Siege 250 Pfund Pfennige ausgezahlt. Die Stadt mit ihrer Kapitalkraft, die, wenn auch gewiß noch sehr klein, doch durch die entschlossene Regierung zum äußersten angespannt wurde, nahm die erprobte kriegerische

[1]) Daß hinter dem Bündnis gegen Bern Oesterreich gesteckt habe, ist eine unerwiesene Vermutung; wenn das Haus Habsburg damals wirklich hätte Bern niederkämpfen wollen, so hätte es sehr töricht gehandelt, sich in Reserve zu halten, statt gleich so viel Kräfte zu den Verbündeten stoßen zu lassen, daß der Sieg dadurch gesichert wurde. Ich bemerke das nur, damit nicht etwa aus der angeblichen geheimen Verbindung Oesterreichs mit den Feinden Berns der Schluß gezogen werde, daß auch die Waldstätte, weil sie ebenfalls Feinde Oesterreichs waren, ein Interesse an dem Kriege gehabt hätten.

1383 erhielten Uri und Unterwalden für geleistete Kriegshilfe im Kyburgerkriege von Bern 4445 Pfund.

Der Bundesbrief von 1353 bestimmte, daß die Waldstätter von den Bernern um Hilfe angerufen über den Brünig bis Unterseeen (Interlaken) ohne Entgelt ziehen, von da an für den Mann täglich einen Groschen Tournois erhalten sollten. v. Elgger, Kriegswesen u. Kriegskunst der schweizerischen Eidgenossenschaft im 14., 15. u. 16. Jahrh. Luzern 1873. S. 40.

Auch als die Appenzeller Bauern, die gewiß nicht viel hatten, die Schwyzer gegen ihren Abt zu Hilfe riefen (1403), mußten sie ihnen Sold zahlen. Dierauer, Gesch. d. Schweiz. Eidgenossenschaft I, 400. Anmk. 2.

Kraft der Bauern, die sich selber ein politisches Ziel nicht zu setzen vermochten, in ihren Dienst. Einen tieferen politischen Hintergrund, wenn er auch im wesentlichen wohl nur dekorativ verwendet wurde, erhielt die Fehde dadurch, daß Bern Ludwig den Bayern nicht als Kaiser anerkennen wollte und sich zur päpstlichen Seite hielt. Ein Leutpriester, Diebold Baselwind, benutzte das, das Volk in seinem Kampfesmut zu bestärken und anzufeuern.

Ueber den Verlauf der Fehde und der Schlacht haben wir offenbar aus dem Kreise dieses Priesters eine ausführliche Erzählung, den Conflictus Laupensis, die sehr lebendig und anschaulich, aber freilich mit Unrecht gerühmt worden ist, daß sie auch eine hohe Leistung der kriegshistorischen Literatur sei.[1]) Die militärisch entscheidenden Züge sind nur ziemlich unsicher und mittelbar daraus zu entnehmen, und da die spätere Ueberlieferung in Justingers Berner Chronik, 80 Jahre nach dem Ereignis aufgezeichnet, offenbar stark legendarisch überwachsen ist und von der andern Seite jedes Zeugnis zur Kontrolle fehlt, so kann man über die Schlacht bei Laupen doch schließlich nicht mit der Sicherheit sprechen, die man angesichts der großen kriegsgeschichtlichen Bedeutung, die ihr zweifellos beiwohnt, wünschen möchte.

Die Verbündeten belagerten und bestürmten das mit 600 Bernern besetzte Laupen, als endlich am zwölften Tage die Berner mit ihren Bundesgenossen zum Entsatz heranrückten (21. Juni 1339). Die Stärke des Belagerungsheeres wird im Conflictus auf 16 000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferde, bei Justinger gar auf 30 000 Mann angegeben; diese Zahlen haben natürlich nicht den geringsten Wert. Wenn die verbündeten Dynasten und die Stadt Freiburg zusammen 4000 Mann ins Feld gestellt haben, so wäre das schon recht viel; das bernische Heer wird im Conflictus auf 6000 Mann im ganzen, darunter 1000 Waldstätter, angegeben. Diese Zahl erscheint ganz glaublich,[2]) und auf jeden Fall ist anzunehmen, daß Bern mit seinem großen Gebiet und dem Zuzug der Waldstätte ein größeres Heer ins Feld stellen konnte als die Gegner, wo nur Freiburg mit einem gewissen Massenaufgebot auftreten konnte,

[1]) Köhler, Ritterzeit II, 605.

[2]) Umsomehr, als sie durch die Chronica de Berno, eine kurze gleichzeitige Aufzeichnung, bestätigt wird. Ausg. v. Studer in Anhang zu Justinger S. 300.

während die ihm verbündeten Grafen nur mit ihren Rittern und Kriegsknechten erschienen, was immer sehr kleine Zahlen sind.[1]) Die Siegeszuversicht dieses Heeres beruhte naturgemäß nicht in der Zahl, sondern in der kriegerisch-ritterlichen Tüchtigkeit gegenüber dem Bürger- und Bauernvolk.

Als die Berner aus dem Walde zwischen ihrer Stadt und Laupen heraustraten, auf der Höhe des Bramberges, sahen sie unter sich die Verbündeten, die ihnen ein Stück entgegengezogen waren. Obgleich die Entfernung des Schlachtfeldes von Laupen nur 2 bis $2^1/_2$ Kilometer beträgt, so konnten die Belagerten die Vorgänge von der Stadt aus doch nicht beobachten.

Die Berner schritten nicht sofort zum Angriff, sondern nahmen auf der Höhe Stellung, offenbar in dem Wunsch, die Gegner, im besondern die Ritter, ihrerseits anlaufen zu lassen und irgendwelche Terrainhindernisse für sich auszunutzen. Sie durften darauf rechnen, daß die Verbündeten entweder angreifen oder die Belagerung von Laupen aufgeben mußten, denn wenn sie die Belagerung fortsetzten, ohne erst das so nahe Entsatzheer fortgeschlagen zu haben, so setzten sie sich einem Ueberfall aus. Die Lage ist also ähnlich wie bei Nikopolis.

Das bernische Heer stand vermutlich in drei Gevierthaufen, die Vorhut gebildet von den Waldstättern, 1000 Mann stark, etwa 30 Mann breit und 30 Mann tief, der Gewalthaufe 3000 Mann stark, etwa 50 Mann breit und 50 Mann tief, die Nachhut 2000 Mann stark, 40 Mann breit und 40 Mann tief, vor jeden Haufen ausgeschwärmt eine Anzahl Schützen,[2]) dazwischen die Ritter und ihr berittenes Gefolge, die, wenn auch nur in geringer Anzahl, vorhanden waren.[3])

---

[1]) Sehr mit Recht hat auch Studer im Archiv d. histor. Vereins Bern, Bd. IV (1858–60), 3. Heft hervorgehoben, daß nach dem zeitgenössischen Bericht der eigentliche Gegner Berns Freiburg ist; erst in späterer Zeit ist den damaligen Gegensätzen entsprechend der Krieg in einen Kampf gegen den Adel umgeprägt worden.
Auch der Bischof von Lausanne hat, wie urkundlich bezeugt ist, Truppen bei Laupen als Bundesgenosse von Freiburg gehabt. Studer l. c. S. 27.

[2]) Rüstow, Gesch. d. Inf. I, 152 meint, daß die Berner gar keine Fernwaffen gehabt hätten. Das ist höchst unwahrscheinlich, ja unmöglich und jedenfalls nicht zu schließen daraus, daß sie in den Erzählungen von dieser Schlacht zufällig nicht erwähnt werden.

[3]) Solothurn hatte 18 Helme gestellt, und der Freiherr v. Weißenburg focht auf der Seite der Berner. Im Gefecht bei Hutwil (1340) wird ein eigenes Roßbanner der Berner erwähnt, das mit den „Freiheiten" (Freischaren) dem Hauptbanner voraneilt. Justinger S. 97 u. 99. Später genoß die Berner Reiterei ein besonders hohes Ansehen. Elgger S. 302.

Die Verbündeten trugen Bedenken, die Berner in ihrer vorteilhaften Stellung direkt anzugreifen und schickten eine Abteilung aus, eine Umgehung zu machen, während die Ritter vor der feindlichen Front paradierten und junge Herren zu Rittern geschlagen wurden. Es wurde fast Abend, bis die Umgehung vollzogen war, vor der die Nachhut der Berner sofort die Flucht ergriff. Der Gewalthaufe aber hielt dem Angriff in der Front, der nunmehr losbrach, und den die Freiburger ausführten, stand, empfing sie mit den Bolzen der Schützen und einem Steinhagel und stürzte sich dann, zur Offensive übergehend, auf sie. Vor der Wucht dieses Anpralls stoben die Freiburger auseinander. Gleichzeitig mit dem Gewalthaufen war auch die Vorhut vorgestürmt, wurde aber, sobald sie von der Höhe herunterkam, von den Rittern gepackt, zum Stehen gebracht und bald von allen Seiten eingeschlossen. Vermochten die Ritter auch nicht in den festgeschlossenen „Igel", der ihnen allenthalben die Spieße entgegenstreckte, einzudringen, so wären die Waldstätter doch verloren gewesen, sobald die Ritter ihre Schützen heranbrachten. Aber mittlerweile hatte der Gewalthaufe der Berner bereits gesiegt; die Waldstätter hatten das Ihrige getan, indem sie die Ritter auf sich zogen, sodaß die Berner es allein mit den Freiburgern zu tun gehabt hatten. Sobald sie mit diesen fertig waren, kehrten sie um, wandten sich gegen die Ritter und fielen ihnen in den Rücken. Diese konnten sich nur noch durch die Flucht retten; eine große Anzahl wurde erschlagen. Jene Abteilung der Verbündeten, die ihrerseits den Haufen der bernischen Nachhut geworfen hatte, griff nicht weiter ins Gefecht ein. Vermutlich waren die Mannschaften zu wenig in der Hand ihrer Führer oder hatten überhaupt keine wirkliche Führung und jagten den Flüchtigen nach, um Gefangene zu machen und zu plündern.

Die Schlacht bei Laupen zeigt auf Seite der Berner so viel strategische und taktische Ueberlegung und Führung, daß man wohl fragen mag, wer der Feldherr gewesen ist, der diese Tat getan. Die Einnahme der drohenden Defensiv-Stellung und der Uebergang aus der Defensive in die Offensive erinnern wieder an Marathon und merkwürdigerweise existiert über den bernischen Feldherrn eine ganz ähnliche Ueberlieferung wie über Miltiades. Die zeitgenössische Quelle, der Conflictus, erwähnt einen Feldherrn

allerdings überhaupt nicht, aber diese Erzählung entbehrt des militärischen Sinnes. Die Erzählung Justingers hingegen, in der freilich Sage und Geschichte nicht mehr ganz voneinander zu scheiden sind, berichtet, daß der Ritter Rudolf von Erlach den Oberbefehl geführt habe. Dieser, ein sehr reicher und angesehener Mann, war gleichzeitig Vasall eines der verbündeten Gegner, des Grafen von Nidau, und Bürger von Bern. Als die Kriegswolke heraufzog, löste er sich von seinem Lehnsherrn und stellte sich den Bernern zur Verfügung. Schon sein Vater hatte einmal die Berner im Treffen am Dornbühl (1298) kommandiert, und er selbst hatte sich in sechs „Feldstreiten wohl bewiesen"; in ihm glaubten die Berner den rechten Feldherrn gefunden zu haben, „daß er sie weise und lehre, wie sie ihre Sachen anfangen und enden sollten", „sider in kriegen wisheit besser ist denne stärki". Erlach aber weigerte sich anfänglich, den Oberbefehl anzunehmen, weil die Bürger zu selbstbewußt seien und der Befehlshaber, der mit Strenge durchgreifen wolle, nachher von ihrer Rache Schaden und Schande zu besorgen habe. Endlich, nach langem Bitten, kam man überein, daß die ganze Gemeinde ihm schwur, gehorsam zu sein in allen Sachen, und wenn der Hauptmann einen Ungehorsamen schlüge, sei es auch, daß er ihn dabei verwundete oder gar totschlüge, so dürften weder die Stadt noch die Freunde des Geschlagenen ihn deshalb zur Verantwortung ziehen oder Rache nehmen.

So führte Erlach den Oberbefehl, der sonst in der Hand des Schultheißen (Bürgermeisters) lag. Dieses Amt bekleidete damals Johann von Bubenberg, ebenfalls ein Ritter und von sehr angesehenem Geschlecht; sein Sohn befehligte die Besatzung von Laupen. So auffällig es ist, daß die gleichzeitige Erzählung den Oberbefehl Erlachs garnicht erwähnt, so wird die Ueberlieferung doch schwerlich reine Sage sein. Für Bern stand in diesem Kriege alles auf dem Spiel, man suchte also nach dem allerbewährtesten Kriegsmann für den Oberbefehl. Auch viel später noch, in der Schlacht bei Murten, hat man, freilich aus anderen Motiven, einem Ritter den Oberbefehl übertragen und diese Tatsache nachher in den Chroniken fast ganz unterdrückt. Ich glaube deshalb, daß der Ueberlieferung von dem Oberbefehl des Ritters Rudolf von Erlach bei Laupen, so spät und sagenhaft sie ist, doch die Glaub-

würdigkeit nicht abgesprochen werden darf. Es ist ein wirklicher Feldherr, der in dieser Schlacht zu spüren ist. Wäre er zugleich der Bürgermeister gewesen: diese Persönlichkeit hätte sich in der Geschichte Berns noch ganz anders geltend gemacht. Viel eher erscheint es begreiflich, daß der Verfasser des Conflictus, der alles unter dem geistlichen Gesichtspunkt sah und für den militärischen Vorgang weder Sinn noch Verständnis hatte, den Führer zu nennen einfach vergessen hat. Ich nehme daher keinen Anstand, den genialen Krieger, den die Kriegsgeschichte über das Feld von Laupen reiten sieht, mit dem Namen Rudolfs von Erlach zu bezeichnen. Daß er der Sieger gewesen sei, blieb den nachfolgenden Generationen im Gedächtnis, obgleich der zeitgenössische Chronist ihn nicht genannt hatte.

Der Mittelpunkt seiner Aktion ist der besondere, feierliche Gehorsam, den er sich von der Bürgerschaft schwören läßt und dem er durch die Kraft seiner Persönlichkeit auch Inhalt zu geben vermag. Als er im nächsten Jahr den Freiburgern einmal einen Hinterhalt gelegt hatte und acht Knechte, um Pferde zu erbeuten, gegen den Befehl herausgetreten, von den Freiburgern umringt wurden, verbot er, ihnen zu helfen und ließ sie alle von den Feinden erstechen, „denn sie seien meineidige Bösewichter, denen ihre Beute lieber gewesen wäre, als die Ehre Berns“.[1]) So hielt er seine Mannschaft in der Hand und vermochte es bei Laupen, den Gewalthaufen aus dem Erfolge seines Sieges über die Freiburger herausreißen und ihn der Ritterschaft in den Rücken zu führen. Ohne diese Führung wäre die Schlacht verloren gegangen, da die Ritter nach der Ueberwindung der Waldstätter zweifellos auch der Berner Herr geworden wären, die in ihrer Auflösung es mit Rittern nicht mehr hätten aufnehmen können.

Ich gestehe zu, daß die vorstehende Darstellung der Laupener Schlacht vielfach nur auf Vermutung beruht, nicht direkt aus den Quellen zu beweisen ist, ja in einigen Punkten mit Quellen-Aussagen in Widerspruch steht. Wenn ich dennoch wage, das Bild als ein recht wahrscheinliches zu geben, so beruht das darauf, daß in der Erzählung des Conflictus einige Widersprüche und Unerklärlichkeiten sind, die mir kaum anders als auf die oben versuchte Art aufgelöst werden zu können scheinen.

[1]) Justinger S. 99.

Der Conflictus sagt „Videntes Bernenses hostium multitudinem contra se esse validam omnes coadunati in unum quasi unus parvus cuneus, ad unum parvulum collem se congregantes stabant.“ Diese Worte scheinen deutlich zu besagen, daß die Berner nur einen großen Schlachthaufen gebildet hätten, nicht, wie ich angenommen habe, drei. Aber schon daß die Waldstätter, wie die weitere Erzählung zeigt, einen besonderen Haufen bilden, läßt sich damit nicht vereinigen, es sei denn, daß man das Wort „Bernenses“ pressen und darunter nur die Krieger aus der Stadt verstehen will.

Der Conflictus fährt fort, daß, wie der Feind angriff, 2000 Berner voll Schrecken die Flucht nahmen, einige dieser Flüchtlinge seien unbewaffnet, aber auch Krieger seien dabei gewesen. 3000 Berner aber, die die Flucht jener nicht hätten sehen können, hätten standgehalten, seien zum Angriff übergegangen und hätten die Freiburger besiegt.

Aus dieser Erzählung muß geschlossen werden, daß, abgesehen von den Waldstättern, die Berner mit den anderen Zuzüglern zwei Haufen zu 3000 und 2000 Mann gebildet haben. Denn wenn das nicht war, wie hätte es geschehen können, daß die 3000 die Flucht der 2000 nicht sahen?

In der späteren Ueberlieferung bei Justinger ist diese Frage scheinbar beantwortet. Es heißt hier:

„Und also (so) man glich zutretten wil, do hat jederman zwen steine oder drye zu im genomen, hies der hauptman von in in die vigende werfen und damitte hinder sich tretten an den reine, umb daz si bergshalb stunden; do wonden die hindren, die vordren wölten fliechen und floch gar ein gros volk vom huffen; do si aber befunden, daz man bestund und da vor nieman ze fliechenne mut hat, do kerten si zestunt wieder zu dem strit und taten alz biderb from lüte und vachten und stritten als helde, usgenomen etlich die in den forst fluchen und nicht widerkerten; dieselben ouch iemerme forster hiessen. Man wolt si ouch darnach an lip und an gut gestraft haben, denne daz es gelassen ward, darumb daz man die vigende nit erströwte; doch so wurden si darnach niemer me wert und musten menglichem versmecht sin und unwert. Und als nu die hindrosten fluchen, daz mocht der houptman noch die fromen davor nit gesechen, die mitlen die es aber sachen die sprachen zem houptman: O herre, da hinder fliechend gar vil lüten von uns. Do antwurt der houptman: es ist gut daz die bösen bi den biderben nit sin; die sprüwer sind gestoben von den kernen.“

Diese Erzählung scheint zu besagen, daß es die hinteren Glieder des Gewalthaufens gewesen sind, die die Rückwärtsbewegung der vorderen, Steine versendenden Glieder mißverstanden und die Flucht genommen haben. Aber wie wäre es dann möglich, daß der Hauptmann und die Vordersten die Flucht nicht bemerkt haben? Die Flucht kann doch nicht erst begonnen haben, gerade als die Vordersten wieder Front gemacht hatten! Von zwei Dingen eins: entweder die Hinteren sind geflohen, weil die Vorderen eine rückwärtige Bewegung machten — dann müssen die Vorderen es gesehen

haben; oder die Vorderen haben die Flucht der Hinteren nicht gesehen, dann können sie auch nicht selbst die rückwärtige Bewegung gemacht, sondern müssen die Front nach vorn behalten haben. Streicht man aber das Motiv des mißverstandenen Zurückgehens als eine nachträglich erfundene Entschuldigung für die Flucht, so fragt es sich, wie kam es denn, daß gerade die hintersten, am wenigsten bedrohten Glieder so furchtsam waren, und sich durch das Anrücken des Feindes so erschrecken ließen?

In der Erzählung Justingers ist ein offenbarer Widerspruch, der sich aber leicht durch die Kontaminierung zweier verschiedener Quellen erklärt. Aus dem Conflictus übernahm er, daß der nachher siegreiche Haufe die Flucht der anderen nicht bemerkt, aus der mündlichen Tradition die Entschuldigung, daß sie eine Rückwärtsbewegung von Steinwerfern für Flucht gehalten.

Verständlich aber wird die Erzählung erst, wenn man annimmt, daß es sich um zwei verschiedene Haufen handelt, von denen der eine, der die Flucht ergriff, so weit seitwärts hinter dem anderen stand, daß er von diesem nicht gesehen wurde.

Hinzu kommen zwei andere Momente. Im Conflictus wird erzählt, daß der Leutpriester Baselwind, der das Heer mit der Hostie begleitete, in die Hand der Feinde gefallen und von ihnen verhöhnt worden sei. Wie soll das geschehen sein? Wäre der Priester als Unterhändler hinübergeschickt und dort völkerrechtswidrig festgehalten worden, so hätte der Erzähler uns das nicht verschwiegen. Die einzig mögliche Erklärung scheint mir zu sein, daß er bei den „Unbewaffneten" war, die die Flucht nahmen, also beim Troß; daß also bei diesem, d. h. hinter dem Gewalthaufen Feinde erschienen sind. Da nun nicht bloß der Troß, sondern auch eine große Zahl Krieger an dieser Flucht teilgenommen haben, so muß es sich um eine besondere Abteilung handeln, nicht um die hinteren Glieder des Gewalthaufens, der ja, selbst angegriffen in Flanke oder Rücken, nicht zum Angriff auf die Freiburger hätte vorgehen können.

Erst wenn wir einen gesonderten Haufen annehmen, erklärt sich auch die bestimmte Angabe unsrer Quelle, daß der Geflohenen 2000 Mann gewesen seien. Hätte der Erzähler die Zahl bloß geschätzt, so würde er sie sicherlich entweder überhaupt nicht angegeben oder geringer gegriffen haben, denn wir sehen, wie er sich Mühe gibt, den unangenehmen Vorgang durch die Wendung, wir dürfen dreist sagen Fiktion, die meisten seien wieder in den Kampf zurückgekehrt, in möglichst mildem Licht erscheinen zu lassen. Nur daß ein ganzer Haufe von bestimmter und bekannter Stärke sich schuldig gemacht hatte, kann den Eindruck gemacht haben, um einen Erzähler, dem direkte Unwahrheit fernlag, zu der positiven Angabe der Stärke zu nötigen. Bei Justinger ist die Zahl bereits fortgefallen und statt dessen das entschuldigende Motiv dazugekommen, sie hätten die Bewegung der Steinwerfer für eine Flucht gehalten. Justinger selbst scheint es auch schon nicht mehr gewußt zu haben, daß es die ganze Nachhut gewesen war, die sich der

schimpflichen Flucht schuldig gemacht hatte; auch er las bereits aus dem Conflictus heraus, daß es die hinteren Glieder des Gewalthaufens gewesen seien, und suchte nun die Erzählung im Conflictus, der Hauptshaufe habe die Flucht nicht bemerkt, mit der legendarischen Erzählung von den Worten des Hauptmanns, „es ist gut, daß die Spreu sich vom Weizen gesondert hat" durch die Einschiebung von den Mittleren, die die Meldung tun, auszugleichen.

Schon der Conflictus berichtet, und Justinger hat das weiter ausgemalt, daß die Freiburger Verbündeten nicht gleich angriffen, sondern vor der Front der Gegner „große Hoffahrt trieben, Ritter machten und sich feindlich gebärdeten". Ferner sagt er ausdrücklich, daß die Schlacht erst am Abend „nach Vesperzeit" geschlagen wurde. Diese Tatsache bedarf notwendig einer Erklärung. Es kommt ja vor, daß zwei Heere einander gegenüberstehen und jedes den Angriff des anderen erwartet. Hier aber war es völlig klar, daß die Freiburger, wenn sie nicht den Rückzug antraten, angreifen mußten. Zögerten sie damit, so drückte das auf die Moral ihrer Truppen, die sahen, daß ihre Führer die gute Stellung der Berner scheuten, und überdies konnte die Besatzung von Laupen jeden Augenblick bemerken, was vor sich ging, einen Ausfall machen und im Rücken der Verbündeten erscheinen.

Offenbar hat die Pause trotzdem ziemlich lange gedauert: sie erklärt sich, wenn mittlerweile eine detachierte Abteilung eine Umgehung machte, und die Führer waren geschickt genug, die Pause im Interesse der Moral ihrer Krieger mit allerhand Spiel ausfüllen zu lassen.

Am Schluß seiner Erzählung hebt Justinger noch hervor, daß die geschlagenen Ritter in verschiedenen Richtungen geflohen seien, die Deutschen abwärts von Laupen über die Saane, die Wälschen oberhalb Laupen über die Sense. Eine solche Divergenz in der Fluchtrichtung läßt darauf schließen, daß schon im Gefecht verschiedene Richtungen vorhanden waren, mit andern Worten, die eine Abteilung war das ursprüngliche Umgehungs-Korps.

Wie ist nun aber die positive Aussage im Conflictus, daß die Berner in einem Haufen gestanden hätten, zu erklären? Der Erzähler ist ein mangelhafter Lateiner. Das „unus" ist ihm also nur als Uebersetzung des deutschen unbestimmten Artikels in die Feder geflossen, so wie er unmittelbar darauf „ad unum parvulum collem" schreibt, wo er gewiß nicht besonders betonen will, daß es ein Hügel gewesen, auf oder an dem die Berner gestanden.[1]) Das feindliche Heer wird weit ausgebreitet gewesen sein; dem gegenüber will der Erzähler den geringfügigen, geschlossenen Haufen der Berner betonen und unterläßt zu erwähnen, daß sie in drei Haufen gegliedert waren, so wie er ja auch den, unzweifelhaft vorhandenen,

[1]) Ich habe diese Interpretation auch meinem Kollegen Tangl vorgelegt, der sie für durchaus annehmbar erklärte: gerade im spätmittelalterlichen Latein sei es häufig, daß „unus" für den einfachen, unbestimmten Artikel der Muttersprache geschrieben werde.

besonderen Haufen der Waldstätter nicht erwähnt. Der Berichterstatter, der selbst dabei war und es dem Verfasser des Conflictus erzählt hat, stand natürlich ganz unter dem Eindruck des siegreichen Gewalthaufens und sprach nur von diesem. Der Aufzeichner aber war ein Geistlicher, der nicht soviel militärisch-kritischen Sinn hatte, um vor Mißverständnissen sicher zu sein, besonders bei Zügen, die ihn nicht interessierten. Daß die 3000 die Flucht der 2000 nicht bemerkt haben, das ist die Tatsache, die wir als ganz sicher aus ihm entnehmen dürfen; ob die Berner einen oder zwei oder drei „geringfügige Haufen" bildeten, wird ihm selber nicht klar gewesen sein.

Daß das schuldige Korps die Nachhut war, schließe ich aus einer Erzählung bei Justinger, es sei anfänglich Zwist um den Vorstreit gewesen, den dann schließlich die Berner den Waldstättern überlassen hätten. Einen solchen Streit im eigentlichen Sinne kann es nicht gegeben haben, da die Berner ja nicht angreifen, sondern eine Defensiv-Stellung einnehmen wollten. Die Erzählung wird die legendarische Umgestaltung der Tatsache sein, daß die Vorhut aus den Waldstättern gebildet wurde, der nach der Stellung, die den drei Haufen gegeben wurde, die wir aber im einzelnen nicht mehr erkennen können, voraussichtlich der Kampf mit dem Hauptteil der Ritterschaft zufallen mußte.

Rüstow in der Geschichte der Infanterie I, 154 hat aus der Erzählung Justingers über das Steinwerfen und den Rückzug ein besonderes Manövrieren erschließen wollen. Er meint, als das feindliche Fußvolk sich anschickte, zum Angriff vorzugehen, habe Erlach bemerkt, daß er „vergessen habe", sich des Vorteils der Ueberhöhung zu versichern und deshalb seine „Phalanx" Kehrt machen und etwa 100 Schritt den Abhang hinaufrücken lassen, um den Anlauf von oben zu haben. Diese Auslegung scheint mir in jeder Beziehung unmöglich. Die Worte Justingers sind freilich sehr unbestimmt, aber auf keinen Fall besagen sie, daß das ganze Fußvolk eine rückwärtige Bewegung machen sollte und eine solche Bewegung angesichts eines anrückenden Feindes ist auch wohl nur für die allerbest disziplinierten Truppen ausführbar und für ein Volksaufgebot ebensowenig glaublich, wie daß der Feldherr erst, als das Heer bereits aufmarschiert ist, bemerkt haben soll, daß 100 Schritte rückwärts eine bessere Stellung sei.

Als Beleg, wie schnell die wirkliche historische Tradition sich verwischt und phantastisch wird, mag noch angeschlossen werden, das Tschudi[1]) den Schweizern bei Morgarten Wurfspieße gibt, die sie nie hatten, und bei Laupen gar eine Art Sichelwagen, „denn si hattend ysin hörwagen lassen machen, die stießends ungestümlich den Viendenir Ordnung. Dieselben Wägen warend gemacht, daß sie nit wider hinder sich gan möchtend; hiermit zertrentend sie den Vienden Jr Ordnung und brachtends in die Flucht."

[1]) Bürkli S. 106, Chronikon Helveticum ed. Iselin I, 359.

Viertes Kapitel.

Die Schlacht bei Sempach.
9. Juli 1386.

So groß der Sieg von Morgarten gewesen war, so spielte die List und der Ueberfall dabei doch eine zu große Rolle, als daß mit diesem Schlage die endgiltige Entscheidung zwischen dem mächtigen Hause Habsburg und den freiheitlichen Bauerschaften hätte gegeben sein können. Wie die Schlacht im Teutoburger Walde nicht durch sich allein, sondern erst in ihrer Wechselwirkung mit den inneren Verhältnissen des römischen Imperiums zur germanischen Freiheitsschlacht wurde, so gewinnt die Schlacht bei Morgarten erst ihre volle Bedeutung dadurch, daß sie eine Masche im Netzwerk der allgemeinen Politik geworden ist. Hatten schon die Waldstätte die Rechtstitel für ihre Reichsunmittelbarkeit gewonnen in dem Zusammenhang des Streites von Staat und Kirche unter Friedrich II. und später der Rivalität der verschiedenen großen Fürstenhäuser um die Königskrone, so war jetzt das Haus Habsburg verhindert, die Niederlage von Morgarten zu rächen, weil es mit allen seinen Kräften durch den Kampf mit Ludwig dem Bayern in Anspruch genommen war, der seinerseits allen drei Kantonen die Reichsfreiheit bestätigte und verbriefte. Um der Zukunft nichts zu vergeben, schlossen aber die Habsburger doch noch keinen Frieden mit den Waldstätten, sondern nur einen Waffenstillstand, der aber von Jahr zu Jahr verlängert, durch Fehden unterbrochen und wieder erneuert, den Eidgenossen erlaubte, sich in ihrer Selbständigkeit zu konsolidieren. Die wirksame Hilfe, die sie Bern

bei Laupen geleistet hatten, hob ihr Ansehen weiter, und auch Zürich und Luzern suchten ihre Freundschaft und Bundesgenossenschaft. (Bündnis mit Luzern 1332; Bündnis Zürichs mit den vier Waldstätten 1351.) Schließlich im Bewußsein ihrer Kraft und auch wohl angefeuert durch den großen Erfolg, mit dem Bern seine Herrschaft ausgedehnt hatte, gingen die Verbündeten zum Angriff über. Luzern, das bisher noch österreichische Landstadt war, wollte diese Herrschaft gänzlich abschütteln, nahm die umliegenden österreichischen Bauerschaften und das Städtchen Sempach in sein Burgrecht auf und entzog das Land damit dem bisherigen Herrn, Herzog Leopold III. Die habsburgischen Burgen in der Nähe wurden angegriffen und zerstört, die Landschaften, die an der alten Herrschaft festhielten, verwüstet. Vergeblich versuchte der Herzog durch Nachgiebigkeit einen billigen Frieden zu erhalten; die Eidgenossen schritten vor von Eroberung zu Eroberung.

So entschloß sich denn Leopold alle Kräfte zusammenzunehmen, um den Besitz und die Ehre seines Hauses zu retten, wenn er siegte, vielleicht auch das lange Verlorene zurückzugewinnen. Er verpfändete Städte in Italien, um Geld zu erlangen, und warb ringsum unter den ritterlichen Herren Bundesgenossen und Söldner. Auch aus Tirol und Mailand erhielt er Hilfe. Man wird annehmen dürfen, daß sein Heer erheblich stärker war, als einst das seines Oheims, Leopolds I., bei Morgarten, aber auch das Heer der vier Waldstätte, wird wohl an doppelt so groß gewesen sein, als das Morgartener, da nicht nur Luzern hinzugetreten war, sondern auch Schwyz sich seither wesentlich vergrößert hatte. Wir werden wohl Leopolds Heer bei Sempach auf 3000, vielleicht 4000, die Eidgenossen auf etwa 6000 bis vielleicht zu 8000 Mann veranschlagen dürfen. Die Quellen schwanken in ihren Angaben über die Stärke der Schweizer zwischen 1300 (Justinger und Ruß) und 33 000 Mann (Detmar).

Die Schweizer hielten zunächst Zürich für bedroht und sandten hierhin aus den Waldstätten eine Verstärkung, die in das nahe Oesterreichische Einfälle machte. Leopold aber faßte kluger Weise zunächst nicht einen der beiden Hauptplätze, Zürich oder Luzern, ins Auge, sondern wandte sich gegen das Städtchen Sempach, gute zwei Meilen nördlich von Luzern, das von ihm abgefallen und zu

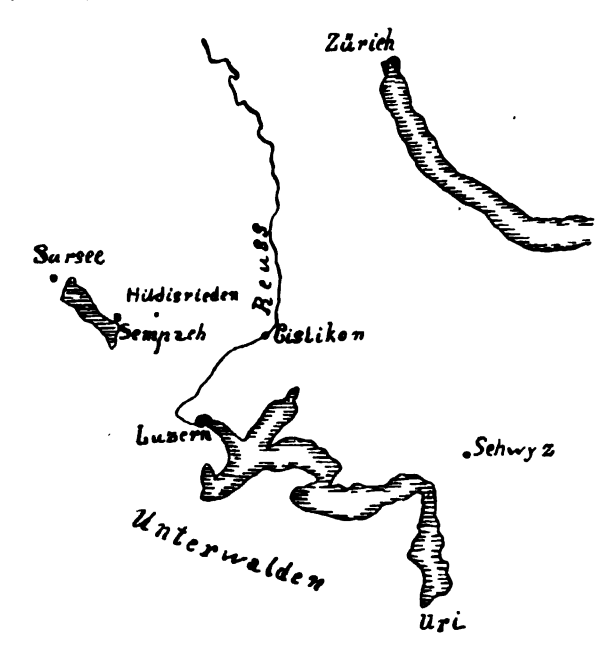
den Schweizern übergegangen war: er sagte sich, daß, welchen Platz er auch angreife, die Schweizer herankommen, ihn entsetzen und es dadurch zur Schlacht bringen würden. Vor Zürich oder Luzern wären die Bedingungen einer solchen Schlacht für Oesterreich ungünstig gewesen, da die Sicherung gegen den großen Platz einen wesentlichen Teil seiner Truppen absorbierte; ein kleiner Ort, wie Sempach, aber nahm zu seiner Einschließung wenig Mannschaft in Anspruch und ließ fast das ganze Heer für die Schlacht im freien Felde zur Verfügung.

So sammelte Leopold sein Heer bei Sursee, nur eine gute Meile abwärts von Sempach am Ausfluß des Sees, schloß noch am Tage des Aufbruchs von dort (9. Juli) Sempach ein und marschierte sofort weiter dem zu erwartenden Entsatzheer entgegen; denn bei Sempach selber, unmittelbar am See, die Schlacht anzunehmen, wäre strategisch wie taktisch fehlerhaft gewesen; die Oesterreicher wären dort in eine ähnliche Lage wie einst bei Morgarten gekommen. Der Herzog schlug jedoch nicht den direkten Weg nach Luzern, nach Süden ein, sondern nach Osten: er muß also gewußt haben, daß das feindliche Heer aus dieser Richtung im Anrücken begriffen sei. Diese Anmarsch-Richtung ist sehr gut verständlich: ein Teil des eidgenössischen Heeres kam von Zürich, von Nord-Osten her anmarschiert und hätte einen großen Umweg machen müssen, um von Süden her auf Sempach zu rücken, und dazu war umsoweniger Veranlassung, als gerade ein Angriff aus östlicher Richtung für den Herzog besonders gefährlich war, weil er seine Mannschaft im Fall der Niederlage gegen den See drängte und den Rückzug nur nach der Flanke gestattete. Die Reuß-Brücke bei Gislikon wird als der Punkt anzunehmen sein, wo die Männer der vier Kantone sich gesammelt hatten und von wo sie anrückten.

So bewegten sich von Westen und Osten die beiden Heere gegeneinander, die Schweizer vermutlich in der Meinung, das Ritterheer bei Sempach selbst, mit dem Rücken gegen den See, zu packen,[1]) die Oesterreicher ohne eine sichere Vorstellung, ob der Zu-

[1]) Daß der Angriff des Herzogs unmittelbar bevorstehe, muß den Schweizern mehrere Tage vorher bekannt geworden sein, da sie sonst nicht ihr Heer gleich am Tage seines Ausmarsches hätten zur Stelle haben können. Die Hilfsmannschaften der Urkantone, die bei Zürich standen, sind dort spätestens am 7. Juli abmarschiert, wie aus einem Beschluß des Rats vom 7. Juli hervorgeht. Eidgen. Abschiede Bd. I S. 72.

sammenstoß an diesem Tage, am Abend oder vielleicht erst am nächsten Tage stattfinden werde. „Ein Feind wußt' von dem andern nicht", sagt der österreichische Dichter Suchenwirt in seiner Schlachtschilderung. Schon eine kleine halbe Stunde oberhalb Sempachs, dicht vor dem Dorfe Hildisrieden, trafen gegen Mittag





die Spitzen der beiden Heere aufeinander. Das Schlachtfeld ist durch die alte Schlachtkapelle sicher bezeugt.

Das Gelände erhebt sich vom See terrassenförmig und mannigfach durchschnitten nach Osten ziemlich steil; vor Hildisrieden ist eine kleine Ebene und von ihr aus geht es noch einmal steiler zum Dorf hinauf. Auf der Ebene mögen die Gegner einander zuerst ansichtig geworden sein; an der steilsten Stelle, wo eine Kuppe, ein Hohlweg und auf beiden Seiten kleine Wasserrinnsale die Ver-

teidigung begünstigen, wird sich die Schweizer Vorhut gesetzt haben. Bäume oder Viehzäune mögen die Annäherung noch erschwert haben. Die Ritter sprangen, wie sie ankamen, vom Pferde und suchten die für Reiter schwer zugängliche Höhe zu erstürmen; ihre Schützen setzten den Schweizern hart zu. Herzog Leopold war, wohl in der Meinung bereits alle Schweizer vor sich zu haben, unbesonnen genug, sich selbst am Kampf zu beteiligen, noch ehe die hinteren Staffeln seines Heeres aus der Marschkolonne heranwaren, und die Ritter drangen so gewaltig in den feindlichen Haufen ein, daß das Luzerner Banner schon gesunken, vielleicht in ihre Hand gefallen war. Es war aber nur die eidgenössische Vorhut, mit der sie kämpften, und diese Vorhut wird den Kampf angenommen haben, weil sie einen für die Verteidigung sehr günstigen, vielleicht auch schnell künstlich verstärkten Platz besetzt hatte und jeden Augenblick das Eintreffen des Gewalthaufens erwartete, das sich vielleicht etwas länger hinzögerte, als man gemeint hatte. Endlich aber hatte der Gewalthaufen seinen Aufmarsch aus der Marschkolonne vollendet, sich formiert und brach plötzlich mit ungeheurem Geschrei, einen Steinhagel vor sich hersendend, seitwärts in die Ritter ein. Ob auch noch ein dritter Haufe, die Nachhut, formiert war, ist aus den Berichten nicht ersichtlich, aber anzunehmen.

Der Angriff war so gewaltig, daß die zu Fuß kämpfenden Ritter sofort überrannt wurden, und nicht nur die Knechte, die hinter ihnen die Rosse hielten, von der Panik ergriffen, die Flucht nahmen, sondern auch derjenige Teil des habsburgischen Heeres, der noch im Anmarsch begriffen zu Pferde saß, statt aufzumarschieren und zu attackieren, sich von den Fliehenden mit fortreißen ließ. Der Herzog selbst und mit ihm eine große Zahl von Edlen und Rittern wurden erschlagen.

Die Beschuldigung, daß bei der Panik Verrat im Spiele gewesen, werden wir zu den seit Marathon üblichen Verräter-Geschichten legen dürfen: nach Lage der Sache ist die Flucht der noch zu Roß befindlichen Ritter, wenn auch wenig rühmlich, doch nur zu erklärlich.

Die Winkelried-Sage.

Eine wahrhaft köstliche Frucht des unbefangenen Forschersinns Bürklis ist die Aufdeckung des Ursprungs der Winkelried-

Sage. Arnold von Winkelried aus Unterwalden war ein berühmter Schweizer Söldnerführer im Anfang des 16. Jahrhunderts Er ist gefallen in der Schlacht von Bicocca, 1522, als er in den spießstarrenden Haufen der Landsknechte, die mittlerweile diese schweizerische Fechtart angenommen hatten, einzudringen suchte. Die Schlacht bei Bicocca war die erste schwere und vollständige Niederlage der Schweizer, in der sie mehr verloren, als in allen früheren Siegen zusammengenommen; Landsknechts-Lieder verhöhnten sie ob dieser Schmach; die Schweizer setzten ihnen Lieder auf ihre früheren Ruhmestaten entgegen. Die verschiedenen Schlachten flossen dabei in einander über und zusammen.

Man kann das allmähliche Wachsen der Sage deutlich verfolgen. Die älteren Erzählungen, 90 Jahre lang, haben nichts, was auch nur an ein Winkelrieds-Tat erinnerte, weder den Namen, noch irgend ein ähnliches Ereignis, und können auch nichts dergleichen haben, da ja die Verhältnisse dafür garkeinen Raum boten. In der Abschrift einer älteren Züricher Chronik, die 1476 angefertigt wurde, ist zuerst eine Erzählung eingeschoben, daß bei Sempach, als die Sache übel ging und die Herren mit ihren Spießen die Schweizer mit ihren kürzeren Hellebarden niederstießen, ein getreuer Mann viele Spieße ergriffen und niedergedrückt habe, so daß die Eidgenossen sie mit ihren Hellebarden abschlagen konnten, und zugleich habe der getreue Mann gerufen, sie fliehen alle dahinten. In dieser Erzählung ist der Held noch nicht mit Namen genannt und es ist auch nicht gesagt, daß er selbst bei seinem Tun umgekommen sei. Das Sempacher Schlachtlied, das um diese Zeit verbreitet war (erhalten in der Chronik von Ruß, 1480), hat noch nichts von dem ganzen Zwischenfall. Erst wieder fünfzig Jahre später (1531) erscheint das Schlachtlied, das sicher mancherlei Wandlungen durchgemacht und öfter umgedichtet ist, mit den Winkelried-Strophen. Das ist neun Jahre nach der Schlacht von Bicocca. Auch hier ist es aber erst „ein Winkelried“, der dann zu „einem von Unterwalden von Geschlecht ein Winkelried“, und schließlich in der zweiten Redaktion von Tschudi (etwa 1570) „Arnold von Winkelried“ wird. Jetzt war seit der Schlacht von Bicocca so lange Zeit verflossen, daß die Versetzung des hier gefallenen Helden in die Sempacher Schlacht, aus der bösen Nieder-

lage mit ihrer trüben Erinnerung in den ruhmvollsten Sieg, keinen Anstoß mehr erregte, und mit dem Helden von Bicocca wurde auch bald nach Tschudi die ganze Schlachtordnung der Landsknechte, vor deren Spießen er gefallen war, und sogar ihre Befestigung in die Sempacher Schlacht übertragen. Auch die dazwischen liegende Schlacht von Murten (1476) mußte mit einer eindrucksvollen Erinnerung beitragen, die Anschaulichkeit zu erhöhen: bei Murten haben die Geschützkugeln der Burgunder Zweige von den Bäumen heruntergerissen, die vor den Schweizer Haufen niederfielen. Das erzählt uns das Schlachtlied nun von Sempach, wo garkeine Geschütze vorhanden waren. Selbst an dem Schlachtgebet kann man erkennen, wie spät dieses Lied entstanden ist: es fehlt darin die Anrufung der heiligen Jungfrau, was ein sicherer Beweis ist, daß es aus der Reformationszeit stammt; früher wäre eine solche Uebergehung ganz unmöglich gewesen.

Die Aufdeckung dieses Zusammenhanges ist volkspsychologisch, literar-geschichtlich und historisch nicht weniger wichtig und interessant als methodologisch. Wie im Nibelungenliede sehen wir Ereignisse, die viele Generationen auseinanderliegen, von 1386 bis nach dem Durchbringen der Reformation, mit einander verschmolzen. In welche Verwirrung aber gerät die Geschichte des Kriegswesens, wenn man sich solchen Ueberlieferungen vertrauensvoll überläßt! Die Legende überträgt die Taktik der Landsknechte auf die Ritter, die das gerade Gegenteil von ihnen sind. Noch mehr, die Taktik der Landsknechte ist keine andere, als die Taktik der Schweizer; die schweizer Legende selber also weist die eigene Taktik dem Gegner zu. Dazu kommt dann noch das Geschützfeuer und die dem Geist der Sempacher Zeit ganz ebenso sehr widersprechende Form des Gebets.

Da es nicht die Ritter, sondern die Schweizer waren, die in der Form des festgeschlossenen Haufens mit vorgestreckten Spießen fochten, so sind auch die Winkelrieds-Taten, die mehr oder weniger sicher beglaubigt von der Geschichte vermeldet werden, von Rittern ausgeführt worden. Die erste erzählt Johann von Winterthur zum Jahre 1271 von einem habsburgischen Ritter, der einen bernischen Haufen zu sprengen versuchte und dabei umkam.[1]) Aehnliches wird

[1]) „Nam cum utraque pars in campo ante civitatem sito convenisset pars Bernensium stetit contra hostes conglobata in modum corone

erzählt von dem Gefecht auf der Schoßhalde im Jahre 1289, wo ein Sohn König Rudolfs von Habsburg die Berner überfiel und schlug; hier wird als der Held Graf Ludwig von Homberg-Rapperswyl genannt. 1332 vollführte dieselbe Heldentat der österreichische Ritter Stülinger von Regensberg wieder in einem Gefecht gegen die Berner und Solothurner, deren Haufen er sprengte, selbst dabei fiel, aber den Seinen den Sieg gab.[1]) In der Schlacht bei Granson (1476) unternahm dasselbe ein Burgunder, der Ritter von Chateauguyon, der auch mit seinem Roß in den Gewalthaufen eindrang, aber getötet wurde, ohne ihn sprengen zu können. Tschättegü nennen ihn die Schweizer Berichte, die uns nicht ohne Bewunderung mehrfach die Tat des Gegners berichten. Der einzige Eidgenosse, dem sie nachgerühmt wird, ist neben dem Arnold Winkelried von Bicocca ein Urner Söldnerführer Heini Wolleben, der in der Schlacht von Frastenz (1499) nach einer Erzählung Pirkheimers die Spieße des kaiserlichen Haufens niederdrückte, indem er den seinen quer überlegte und so den Seinen einen Zugang eröffnete, selber aber in dem Augenblik durch ein Büchsenschuß hingestreckt wurde.

Daß auch Mitglieder der Unterwaldener Ritterfamilie Winkelried bei Sempach gefochten, ist als sicher anzunehmen, wennschon nicht direkt nachzuweisen. Ein Versuch,[2]) wenigstens den Namen Arnold Winkelrieds als eines bei Sempach Gefallenen zu retten, weil er in dem Jahrzeitbuch von Stans tatsächlich an der Spitze der Liste der Umgekommenen stehe, erweist sich als hinfällig, da die Liste nur in Abschriften erhalten ist, die um 1560 angefertigt sind, also zu einer Zeit, wo die wundervollen Strophen des Schlachtliedes von Winkelrieds „Frevel“ längst Gemeingut aller Schweizer waren und jeder Kopist sich berechtigt fühlte, den Namen der Totenliste, auf der er doch nur zufällig ausgelassen sein konnte, zuzusetzen.

---

et conpressa, cuspitibus suis pretensis. Quam dum de adversa parte nemo aggredi presumeret . . . . quidam cordatus miles . . . . in eos efferatus fuisset et in eorum lanceas receptus, in frusta discerptus et concisus lamentabiliter periit.“

[1]) Bürkli S. 90. Lorenz. Deutschlands Geschichtsquellen S. 46. Stößel S. 74.
[2]) Oechsli in der Allg. D. Biogr. Bd. 44, S. 446.

Die Grundlage für die richtige kriegsgeschichtliche Behandlung der Schlacht bei Sempach hat Bürkli geschaffen, seine eigene Rekonstruktion litt jedoch noch an einigen so offenbaren Fehlern, daß sie nicht nur nicht durchdringen konnte, sondern auch das Richtige darin nicht zur Anerkennung gelangte. Das Verdienst, das Problem nach allen Seiten gelöst zu haben, gebührt deshalb der Untersuchung von Erich Stößel (Berliner Dissertation 1905. Verl. v. Georg Nauck) gegen die Häne in der D. Lit. Zeit. 1906 Nr. 17 (Sp. 1063) zwar noch angekämpft hat, aber ohne etwas Durchgreifendes einwenden zu können.

Bürkli fand das Entscheidende, daß die Schlacht nicht mit der Front nach Süden, sondern mit der Front nach Osten geschlagen sein müsse, aber er erklärte das Absitzen der Ritter so, daß sie während des Lagerns von den Eidgenossen, deren Nähe sie nicht ahnten, überfallen worden seien. Zu dem Zweck nahm er an, daß das eidgenössische Kontingent bei Zürich in einem nächtlichen Gewaltmarsch herangerückt sei. Alles das ließ sich mit den Quellen nicht vereinigen. Es ließ sich aus den Eidgenössischen Abschieden nachweisen, daß die Waldstätter spätestens am 7. von Zürich abmarschiert sind, und die Quellen stimmen darin alle überein, daß die Ritter nicht ursprünglich zu Fuß gewesen, sondern zum Zweck des Gefechts abgesessen seien. Unvermutet sei man auf den Feind gestoßen, sagt Suchenwirt; „nicht orndlich geordnet zum Streit“, sagt Hagen; „ungeordnet, unfürsichtiglich“ sagt Königshofen. Dann lassen die Quellen die Ritter ausdrücklich absitzen:

„Die piderben helt, die vielen ab
Und traten zu dem hawffen“

sagt Suchenwirt, und „abfallen“ in diesem Zusammenhang bedeutet nichts Anderes als absitzen. Ebenso Hagen, Königshofen und die sog. Klingenberger Chronik.

Von den beiden Versionen, daß Leopold selbst abgestiegen sei, um sein Leben teuer zu verkaufen (Hagen u. Suchenwirt) und um den Kampf gegen die schweizer Vorhut zu unterstützen (Königshofen), verdient die letztere den Vorzug. Denn wenn die erstere gut bezeugt gewesen wäre, wäre sie auch an Königshofen gelangt, der sie dann schwerlich, obgleich Oesterreich nicht freundlich gesinnt, unterdrückt hätte. Nicht unmöglich ist es auch, daß die Sitte, vom Pferd zu steigen, um den gemeinen Kriegern Mut zu machen, die eben damals in Frankreich aufgekommen war, auf den tapferen Habsburger Einfluß gehabt hat. Als sein Hauptzeugnis benutzt Bürkli die Konstanzer Chronik Gebhard Dachers, in der stehen sollte, daß die Pferde der Ritter „ungezäumt“ gewesen seien. Es fragte sich aber, ob der Ausdruck nicht „ungezähmt“ gleich „unbändig“ bedeutet. Ich wandte mich deshalb an den Stiftsarchivar von St. Gallen, Herrn Johann Müller, der die Freundlichkeit hatte, mir die ganze Stelle aus der dort vorhandenen Handschrift philologisch genau abzuschreiben. Sie lautet:

„Und in dem jar do man von der gepurt Cristi unsers herrn zalt tusend drühundert achtzig und sechs jare, an dem nünden tag des höwatz in der zwölfften stund des selben tags, do hüb sich der stryt zu Sempach zwüschen hertzog Lüpolten und vil edler lüt, die er by im hett und och von sinen stetten und ab dem land, und den von Lucern, Underwalden, den von Urach und den von Schwytz, wan der hertzog maint und klegt sich wie im die Walenstader im innhettend wol uff zwölff schloß und hettend die zu iren Landen gezogen. Das aber sy gar erberclich veranttwurttend mit der aidgenossen hilff. Und nach vil worten und briefen und altem herkomen kam es zu disem strit.

„Und do hubend sy an ze vechtend, und verlurend die von Lucern und die aidgenossen wol uff drühundert man, wan der hertzog hett gar vil volcks und vast volbezügdt in dem veld. Und in dem was ainer von Hennenberg wol mit fünff hundert mannen die under in horttend mit sinem banier fliehen mit ainem grülichen erschrokenlichen geschray. Und also kam ain schreck in des hertzogen volk und yltend zu den rossen welhe mochtend und wondend dem volk ze hilff ze komend mit den rossen. Da wurdend inen die ungerschen ungezämpten roſß unsinnig und kundend nichtes mit inen geschaffen dann das sy das volk groslich und vast wüstend und niderstießend und ertrattend mit den rossen, und wurdent unbesint und verlürend ir kry, und wyst niemant warnach er sich halten solt. In dem schlugend, schachend und schussend die aidgenossen mit guter ordnung und mit starken krefften in sy und laitend ir gar vil uff die waltstat und sunder die edlen die dann da belibend und gern bestanden wärend und nit wychen woltend und das volk gern in dem veld behabt hettend, und die wurdent erschlagen und belibend in dem velde."

Herr Müller fügte noch hinzu, daß die Schreibung „ungezämpten" ganz deutlich sei: Ueberdies fand ich in einem Schreiben des Rats von Bern an seine Hauptleute vom Oktober 1474 (Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. Bd. 49, S. 217) „lediglich etlich ungezämpt lut" hätten sich schuldig gemacht. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß der Sinn des Wortes „unbändig" ist.

Damit ist Bürklis Konstruktion widerlegt, und es bleibt die oben gegebene Darstellung, die sich in erster Linie auf den vortrefflichen ziemlich gleichzeitigen Bericht über die Schlacht in der Chronik des Lesemeisters Detmar in Lübeck stützt. Der Wert dieses Berichts wird nicht etwa dadurch beeinträchtigt, daß wir ihn so weit vom Orte der Tat finden. Ueber die Schlachten von Granson und Murten sind direkte schriftliche Berichte an mancherlei Stellen im Reich, unter anderm auch nach Lübeck gegangen, und wenn wir auch nicht wissen, ob Detmar für seinen Sempacher Bericht etwas Schriftliches aus erster Hand vorgelegen hat, so ist es doch klar, daß wir kein bloßes Hörensagen, sondern die Erzählung eines Augenzeugen auf österreichischer Seite ohne viele Zwischenglieder vor uns haben. Der einzige wesentliche Fehler, den er macht, ist, daß er die Zahl der Schweizer viel zu

hoch schätzt (33 000), aber wenn wir wegen zu hoher Zahlenangaben einen Schriftsteller überhaupt als Zeugen verwerfen wollten, so würden im Altertum und Mittelalter wenige übrigbleiben. Mit Detmars Bericht aber, ausgelegt gemäß dem Zeugnis, welches das Schlachtfeld selbst darstellt, sind alle anderen Berichte, so groß auf den ersten Blick die Widersprüche zu sein scheinen, doch in voller Uebereinstimmung, sobald man jeden einzelnen auf seine Natur und Herkunft prüft und die daraus entspringenden Trübungen und Störungen beseitigt. Das ist alles bis ins Einzelne überzeugend von Stößel dargelegt.

Als besondere Merkwürdigkeit in dem Quellenbestande ist noch hervorzuheben, daß die Züricher Aufzeichnung nicht die Eidgenossen, sondern die Ritter Steine werfend mit großem Geschrei angreifen läßt. Das ist also ein Seitenstück zu dem Bericht Froissarts über den Kriegsrat von Seclin vor der Schlacht bei Rosebeke, wo auch die beiden Parteien verwechselt sind, und ein drittes Beispiel derselben Verwechselung wird uns noch die Schlacht bei Murten bringen. Die Tatsache selbst, daß der Züricher Chronist die Erzählung, die zu seinen Ohren gekommen ist, in der angegebenen Weise mißverstanden hat, ist von Stößel unwiderleglich dargetan worden.

Als besonders verfehlt bei Bürkli ist noch hervorzuheben, daß er glaubt, Leopold habe auf Luzern marschieren wollen und die Straße über Hildisrieden eingeschlagen, weil er nur weit unterhalb bei Gislikon über die Reuß kommen konnte. Schon von vornherein halte ich die Annahme, von der auch nirgends etwas in den Quellen steht, daß Leopold habe auf Luzern marschieren wollen, für unmöglich. Wie die Befestigung Luzerns damals aussah, wissen wir freilich nicht, aber es ist doch ganz ausgeschlossen, daß die Bürger, indem sie den Kampf mit dem mächtigen Oesterreich aufnahmen, sich nicht unter allen Umständen gegen einen Handstreich gesichert haben sollten. Auf keinen Fall konnte Leopold auf eine Ueberrumpelung rechnen. Wenn er aber belagerte, mußte er auf eine Entsatzschlacht gefaßt sein und für diese hätte er zwischen dem See, der Stadt und der Reuß einen so ungünstigen Platz ausgesucht, wie er ungünstiger garnicht denkbar war. Das ist schon so einleuchtend, daß es garnicht nötig ist, alle die andern Gründe, die noch gegen diese Vorstellung sprechen, aufzuführen. Man darf es als völlig sicher hinstellen, daß, als Leopold auf Hildisrieden marschierte, er nicht nach Luzern gewollt hat. Dann aber bleibt kein anderes Motiv, als daß er dem eidgenössischen Heer, das er durch die Berennung Sempachs herbeigelockt hatte, entgegenziehen wollte.

Hieraus wieder ergibt sich, daß er die Schlacht mit der Front nach Hildisrieden und nicht, wie ausgenommen Bürkli, allgemein angenommen, ist, mit der Front nach Süden geschlagen hat; wäre das eidgenössische Heer von Süden, von Luzern her, zum Entsatz Sempachs angerückt, so sieht man nicht, weder weshalb der Herzog, noch weshalb die Schweizer auf die Höhen gestiegen sind. Ueberdies wissen wir quellenmäßig, daß ein Teil des

schweizer Heeres von Zürich marschiert kam. Je weniger die Schweizer wissen konnten, wohin der Herzog seinen Angriff richten würde, desto ratsamer war es für sie, den eigenen Sammelpunkt nicht etwa bei Luzern, sondern weiter ostwärts, in der Richtung nach Zürich zu bestimmen. Die Reußbrücke bei Gislikon war der gegebene Punkt. Von hier konnte man sich schnell, sowohl nach Zürich, wie nach Luzern, wie nach Sempach zu bewegen und hier konnten sich am schnellsten die Luzerner mit den Unterwaldnern von der einen, die Schwyzer mit den Urnern von der anderen, die Waldstätter, die bei Zürich fochten, von der dritten Seite vereinigen.

Fünftes Kapitel.

Die Schlacht bei Döffingen.
23. August 1388.

Die Schlacht bei Döffingen pflegt als das Gegenstück zur Schlacht bei Sempach angesehen zu werden: wäre der Graf von Württemberg hier erlegen, wie da der Graf von Habsburg, so wäre es mit Fürstentum und Ritterschaft im unteren Herzogtum Schwaben ebenso zu Ende gewesen, wie im oberen. Es wird deshalb richtig sein, den Fortgang der Schweizer Kriegsgeschichte an dieser Stelle zu unterbrechen und eine Untersuchung über Döffingen einzuschieben.[1])

Der große Städtebund hatte ein Heer zusammengebracht, das seit dem Januar versammelt, das ganze Jahr (1388) hindurch im Felde lag und die Dörfer der feindlichen Fürsten, besonders des Württembergers plünderte und verbrannte. In Schwaben war alles so verheert, daß nach Königshofens Ausdruck außerhalb der Städte und Festen 10 und 12 Meilen weit nirgends ein Dorf oder ein Haus stand.

Württembergische Bauern hatten sich mit ihrer Habe in den festen Kirchhof von Döffingen bei Weil geflüchtet, und wurden hier von den Städtern belagert. Da erschien Graf Eberhard, dem der Pfalzgraf Ruprecht, Markgraf Rudolph von Baden, Burggraf Friedrich von Nürnberg, der Bischof von Würzburg, die Grafen

---

[1]) Die Quellen sind freilich recht dürftig und die Hauptquelle, Königshofen, märchenhaft und unzuverlässig. Christ. Friedr. Stälin, Württembergische Geschichte III, 334. Paul Friedr. Stälin, Gesch. Württembergs I, 569. G. v. d. Au, Zur Kritik Königshofens. Tübingen 1881. Die Annales Stuttgartenses, abgedr. im Württemberg. Jahrb. 1849 enthalten nichts von Bedeutung.

von Oettingen, von Helfenstein, von Katzenellenbogen zugezogen waren, und griff das städtische Heer an. Die Städter werden in den Chroniken auf 700 bis 800 Spieße zu Roß und 1100 bis 2000 Mann zu Fuß,[1]) das fürstliche Heer auf 600—1100 Gleven und 2000 Bauern oder 2000 bis 6000 zu Fuß[2]) angegeben. Ein wirklicher Wert ist diesen Zahlen nicht beizulegen. 600 Gleven erscheint für ein Aufgebot so vieler Fürsten recht wenig. Der große Bund der Städte, 39 an der Zahl, darunter Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Ulm, Konstanz, Basel hätte natürlich für eine Entscheidungsschlacht ganz andere Massen stellen können; da es sich aber um eine Truppe handelt, die dauernd im Felde lag, so werden die 2000 bis 3000 Mann wohl der Wahrheit ziemlich entsprechen.

Als der Kampf begann, stieg Graf Ulrich, der Sohn Eberhards, mit der Mehrzahl der Ritter vom Pferde; aus welchem Grunde, wird nicht gesagt.

Schon war Graf Ulrich mit einer großen Zahl von Edlen gefallen, als die Herren von Bitsch und von Rosenfeld mit 100 frischen Gleven anlangten und den Sieg des Württembergers entschieden. Die Söldner Nürnbergs und vom Rhein werden beschuldigt, zuerst geflohen zu sein, und der Anführer der Nürnberger, ein Graf von Henneberg, sogar verräterischer Weise mit Absicht.[3]) Welche Rolle die Bauern in dem Kampfe gespielt haben, sei es die in dem Kirchhof eingeschlossenen, sei es die von Eberhard mit herangeführten, ist nicht ersichtlich, doch sagt Königshofen ausdrücklich, auch von ihnen seien viele gefallen.

Den Verrat des Nürnberger Hauptmanns werden wir als wenig glaubwürdig zu den vielen Verratsgeschichten legen dürfen, durch die Niederlagen erklärt werden sollten,[4]) umsomehr, als der

[1]) 800 Gleven und 2000 Fußgänger nach Königshofen; 700 Spieß zu Roß und 1100 zu Fuß nach der Konstanzer Chronik.

[2]) 550 Gleven und 2000 Bauern nach Königshofen (Städt. Chron. IX, 839); 600 Spieß und 6000 Mann zu Fuß nach der Konstanzer Chronik; 1100 Spieß und bei 6000 zu Fuß nach Ulman Stromer; 800 Spieß und 2000 Geburen nach Justinger.

[3]) Augsburger Chronik I, 87 (vgl. II, 40).

[4]) Rupp, Die Schlacht bei Döffingen, Forsch. z. d. Gesch. Bd. XIV, S. 551 glaubt die Erzählung von dem Verrat des Hennebergers für richtig halten zu müssen und sieht hierin den Grund der Niederlage. Seine Gründe haben mich jedoch nicht überzeugt. Auch v. d. Au l. c. weist die Argumentation Rupps zurück.

Graf von Henneberg auch der Anführer der habsburgischen Ritter gewesen sein soll, die bei Sempach zu Roß blieben und die Flucht nahmen.

Sehr merkwürdig aber ist eine Erzählung in der Nürnberger Chronik von Ulman Stromer, die da lautet: „da was graff Eberhart von Wirtemberg zu roß und hinten an den Hauffen und schlug und treib das volk, daß sich das weren muß, also daß die stet den streit verluren.“ Man könnte sich versucht fühlen, diese Nachricht zu kombinieren mit dem Absitzen des Grafen Ulrich: daß dieser nämlich mit einer Anzahl Ritter sich an die Spitze eines großen, geschlossenen, aus den Fußknechten und Bauern gebildeten Haufens gestellt habe, den der Vater von hinten mit gewaltiger Stimme und Bedrohung zusammenhielt. Stromer erzählt nichts von der Verstärkung, die während der Schlacht plötzlich für die Württemberger angekommen sei, aber man könnte ja annehmen, daß beide Momente zusammengegriffen: der Haufe des Fußvolks hielt stand und ein Angriff von Reserve-Rittern entschied.[1]) Auf Ritter kann sich das Antreiben Eberhards nicht bezogen haben. Das Eigentümliche bei Döffingen also wäre, daß der große Haufe Fußvolk durch Bauern verstärkt und durch Ritter festgemacht, also mit einer umfassenden, vorausschauenden Ueberlegung gebildet worden ist. Noch interessanter wird die Erscheinung, wenn man sich überlegt, daß wir hier ja ein Stück Schweizer Taktik vor uns haben würden, und zwar auf der fürstlich-adligen Seite. Der Städte-Bund repräsentiert nichts, als das gewöhnliche mittelalterliche Kriegswesen, Ritter, teils Patrizier, teils Söldner, und Fußknechte als bloße Hilfswaffe, ebenfalls dem Charakter nach Söldner, wennschon Bürger und Bürgerssöhne darunter. Die Bauern aber, die dem städtischen Heer fehlen, kämpfen unter und mit ihrem Grafen. Sollte Eberhard etwa gar mit Bewußtsein die Schweizer bei Sempach nachgeahmt haben? Wie es kam, daß das ritterliche Heer hier so schmählich unterlegen war, muß doch an allen Fürstenhöfen und ritterlichen Tafelrunden besprochen worden sein, und daß der oberste Anführer, statt den Seinen ein Vorbild an der Spitze zu kämpfen, als letzter zu Rosse hält, ist im ganzen

[1]) Königshofen sagt „und wart der erste drug des Strites den Heeren anngewunnen“; nun kamen die frischen Gleven „da wart zehant den Städten der Drug wieder anngewuunnen, das sü underlogent“.

Mittelalter unerhört und aller Rittersitte widersprechend. Ist es geschehen, so war es nichts Beiläufiges.

Jetzt erscheint es uns sofort nur natürlich, daß die großen Reichsstädte bei Döffingen unterlagen, die kleinen Schweizer Städte, Bern, Luzern siegten: der politische Charakter der Bünde ist ein durchaus verschiedener. Die deutschen Reichsstädte sind vorwiegend aristokratische Gebilde und wollen ihre Kriege ausfechten mit Söldnern, wenigstens zum wesentlichen Teil mit Söldnern. Auch die Schweizer Städte sind ja nicht durchaus Demokratien, besonders Bern nicht, aber ihrem aristokratischen Regiment ist doch so viel Demokratisches beigemischt und die Zugehörigkeit der großen Bauer-Gemeinden gibt dem ganzen Bunde einen so demokratischen Charakter, daß das Heer ein Volksaufgebot darstellt. Auch wenn der Städtebund bei Döffingen noch gesiegt hätte, zu einer Eidgenossenschaft nach Art der Schweizer hätte er mangels dieses volkstümlichen Elements niemals werden können, und die Schlacht bei Döffingen ist daher nicht eigentlich eine große Entscheidung, sondern nur ein Zeugnis, wie gering im Grunde die kriegerische Spannkraft der Reichsstädte war. Auch die deutschen Fürsten hatten eine Beziehung zum bäuerlich-demokratischen Element, und mit Hilfe dieses Aufgebots besiegte der Greiner die stolzen Bürger.

Ob nun Graf Eberhard wirklich sein Fußvolk in so genialer Weise organisiert und verwandt hat, wie wir oben kombinierten, muß doch dahingestellt bleiben. Die Andeutungen der Quellen sind zu unsicher, um als Beweis zu gelten und das Siegel, welches auch auf unsichere Kunden den Stempel der Glaubwürdigkeit drückt, die weitere Entwickelung, fehlt. Selbst wenn in der Schlacht bei Döffingen die schwäbischen Edlen ihre Bauern zum Siege geführt haben sollten, so wäre das doch nur eine Episode in der Geschichte der Kriegskunst gewesen, und eben das macht die ganze Hypothese sehr zweifelhaft. Denn ein so großer Erfolg würde doch den Grafen von Württemberg zur Wiederholung gereizt haben und wir würden in späteren Kämpfen ähnliches hören. Vollständig fehlt es an solchen Spuren nicht, worüber unten mehr. Freilich da, wo wir in erster Linie etwas erwarten möchten, in den Hussiten-Kriegen, finden wir nichts.

Sechstes Kapitel.

Eidgenössische Kriegsverfassung.[1])

Die drei grundlegenden Schlachten der Schweizer Größe sind geschlagen von den Bauernschaften der Urkantone, Morgarten von ihnen allein, Laupen zusammen mit den Bernern, Sempach zusammen mit den Luzernern. Auch noch andere Gebirgsgemeinden der Nachbarschaft erfochten in kleinerem Maßstab ähnliche Siege. Glarus riß sich los von der habsburgischen Herrschaft und wehrte zwei Jahre nach Sempach einen Einfall österreichischer Kriegsscharen ab durch ein Gefecht an der Letzi von Näfels (9. April 1388), dessen Verlauf aber nur sagenhaft überliefert ist.

Die Appenzeller erhoben sich gegen die Herrschaft des Abtes von St. Gallen und riefen die Schwyzer zu Hilfe. Diese setzten ihnen zunächst einen Ammann und kamen mit Hilfstruppen, als der Abt und seine Bundesgenossen heranzogen, die Bauern wieder zu unterwerfen. Das Treffen bei Vögelinseck (15. Mai 1403) verlief ganz analog dem von Morgarten, indem die äbtische Schar, als sie eine Letzi durchbrechen wollte, aus der Flanke angegriffen wurde. Sie verlor gegen 200 Tote. Am Stoß (17. Juni 1405)

---

[1]) Em. v. Rodt, Gesch. d. Bernerischen Kriegswesens. 1831.
J. J. Blumer, Staats- und Rechtsgeschichte der schweizerischen Demokratien. 1848.
K. v. Elgger, Kriegswesen und Kriegskunst der schweizerischen Eidgenossen im 14., 15. und 16. Jahrhundert. 1873.
Joh. Häne, Zum Wehr- und Kriegswesen in der Blütezeit der alten Eidgenossenschaft. Zürich, Schultheß & Co. 1900.
Herm. Escher, D. schweizer. Fußvolk im 15. und im Anf. des 16. Jahrhunderts. Erster Teil. Neujahrsblatt der Züricher Feuerwerksgesellschaft. 1905.

besiegten die Appenzeller ein österreichisches Heer, ähnlich wie bei Vögelinseck, nur daß der plötzliche Anfall aus der Flanke stattfand, nicht während der anrückende Feind vor einer Letzi kämpfte, sondern als er sich durch die unverteidigte Letzi, eine schmale Oeffnung brechend, eben hindurcharbeitete. Besonders wird erwähnt der Steinhagel, mit dem die Appenzeller ihren Angriff eröffneten.

Die Walliser besiegten ein großes bernisches Heer 1419 bei Ulrichen, indem sie es im Marsch angriffen; wiederum eine Analogie zu Morgarten.

Die Kriegsverfassung in allen Kantonen ist die urgermanische, das allgemeine Landesaufgebot, die allgemeine Wehrpflicht, deren Idee, deren Spuren sich vielfach in den rein germanischen, wie sogar in den romanisch-germanischen Völkern erhalten haben, deren tatsächliche Anwendung, Brauchbarkeit und schließlich große Entwickelung aber allein in diesem Teil der Alpenlandschaften zu finden ist.

Ein Beschluß der Landsgemeinde von Schwyz im Jahre 1438 bestimmte[1]), daß jeder nach seinem Vermögen seine gute Wehre besitzen solle. Jährlich sollen auf der ordentlichen Landsgemeinde drei Männer für jedes Viertel gewählt werden, die in jedem Hause die Harnische und Waffen besichtigen und zu entscheiden haben, ob sie nach dem Vermögen genügen oder nicht, und darnach Bußen verhängen. In Uri wurde ein ähnliches Gesetz am Allerheiligentag 1362 gegeben, und für die Städte ist es selbstverständlich.

Die Wehrpflicht galt ursprünglich vom 14., später vom 16. Jahr an.

Bei Morgarten werden wir annehmen dürfen, daß so ziemlich alle waffenfähigen Männer von Schwyz, wenn auch nicht alle auf dem Schlachtfeld, doch an der Grenze gewesen sind und sich für die zwei oder drei, höchstens vier Tage, die sie von Hause entfernt waren, ihre Verpflegung selbst mitgebracht haben. Je weiter man vom Kriegsschauplatz entfernt war und je länger ein Kriegszug dauerte, desto weniger war das möglich. Es wurde dann von der Kantonsobrigkeit beschlossen, wie groß der „Auszug“ sein solle,

---

1) Blumer I, 373.

und die Zahl auf die einzelnen Gemeinden repartiert[1]), die ihrerseits nach Ermessen bestimmte, wer auszuziehen habe. Wer sich nicht stellte, dem sollte nach der ältesten Handveste der Zähringischen Städte das Haus zerstört werden. Zuweilen scheint gelost worden zu sein, wer auszuziehen habe, im allgemeinen aber waren, wegen der Hoffnung auf Beute, mehr bereit, mitzuziehen, als aufgeboten waren, und liefen dann als „Freiheiten" nebenher. Vom Neapler Zug 1494 brachten manche Knechte 100—300 Goldstücke mit nach Hause, nach heutigem Verkehrswert vielleicht bis 50000 Franken.[2])

Die Verpflegung hatten ebenfalls die Gemeinden den Ausziehenden zu liefern und stellten auch die nötigen Saumtiere. Die „Reiskost", die zu diesem Zweck als Steuer eingefordert wurde, gab häufig Anlaß zu Reibungen.[3])

Auch in den Städten waren Aushebung und Fürsorge für die Verpflegung dezentralisiert. In Bern gab es 17 Stuben oder Gesellschaften, die ihren Mitgliedern die Verpflegung und etwa nötige Vervollständigung der Ausrüstung gaben, und namentlich auch einen baren Sold, das Reisgeld, das seit 1337 nachweisbar ist. Diese Stuben waren der Stadt für ihre Mannschaft verantwortlich.[4])

Neben der mitgegebenen und gelieferten Verpflegung wurde nach Umständen auch dafür gesorgt, daß der freie Verkehr dem Feldlager Lebensmittel zum Verkauf zuführte.[5])

---

[1]) Z. B. 1444 verlangt Bern von Thun, es solle 50 redlicher, wohlmögender Knechte schicken, denen Eids und Ehre wohl zu getrauen sei, ohne, die so ihnen Spieß und Harnisch nachführen. So Elgger S. 118 nach dem Schweizer Geschichtsforscher VI, 354 Statt „Spieße" möchte ich „Speise" lesen.

1389 gelobten die Entlebucher, im Falle Luzern ziehen müsse, wollten sie mit 600 Mann gewaffnet zu Hilfe kommen. Elgger, Kriegswesen S. 38. In merkwürdigem Widerspruch damit steht, daß im Jahre 1513 Luzern einmal 1300 Mann zu stellen hatte und davon Entlebuch 150, Luzern selbst nur 100, Willisau 300. Elgger S. 68.

Ueber die Repartition gab es manchmal Streitigkeiten, z. B. beschwerte sich 1448 die kleine Gemeinde Krattigen, daß sie von den 7 Mann, die der Landschaft auferlegt, zwei stellen solle, da sie doch nicht mehr als 20 oder 21 Hofstellen enthalte. Es wurde deshalb 1499 und 1512 ein Zensus aller Feuerstätten angeordnet — erst damals, wie man bemerken muß, wenn man bedenkt, wie früh das alte Rom eine derartige Statistik gehabt hat. Rodt, S. 27.

[2]) So Häne S. 23.

[3]) Häne S. 24.

[4]) Rodt I, S. 6.

[5]) Ratsprotokoll von Bern, 22. Juni 1476:

In einer Beschreibung der Schweiz, die zur Zeit der Burgunderkriege der Dekan von Einsiedeln, Albrecht von Bonstetten, Ludwig XI. von Frankreich überreichte, ist berechnet, daß Bern allein 20000, die Eidgenossenschaft der acht Orte 54000 und der ganze Bund mit seinen Zugewandten und Untertanen 70000 Mann stellen könne. Man nimmt an, daß in der Tat ungefähr soviel wehrhafte Männer vorhanden waren. Bei Murten hat Bern mit seinem Landgebiet tatsächlich etwa 8000 Mann im Felde gehabt, gleich etwa 10% der Seelenzahl, die auf 80000 zu veranschlagen sein wird.

Die Form der Aufstellung, auf die wir noch zurückkommen werden, ist die denkbar einfachste, der festgeschlossene Gevierthaufe, der ebenso viel Mann in der Front wie in der Flanke, nach allen Seiten gleich stark ist. Es ist keine neue Erfindung, sondern der alte germanische Keil oder Eberkopf, wie wir ihn bereits im vorigen Bande (S. 45 ff.) eingehend behandelt haben, die von der Natur gegebene Form, in der Fußvolk sich bewegen und sich zugleich verteidigen kann, wenn es von Reitern bedroht wird. In der Verteidigung werden sich dabei die Ecken mehr oder weniger abrunden. Mit einem naheliegenden Bilde nannten die Schweizer einen solchen die Spieße nach allen Seiten vorstreckenden Haufen einen Igel. Solche Haufen haben wir auch sonst im Mittelalter gefunden, und wenn sie nicht häufiger vorkommen, so rührt das daher, daß das Fußvolk ja sehr selten selbständig auftritt, sondern immer als Hilfswaffe für die Reiter aufgefaßt wird, wozu die Fußmänner sich auflösen, es sei denn, daß sie eben in einem solchen Haufen den Rittern als Zuflucht dienen. Daß die Berner, Luzerner und Züricher die Gewohnheit annahmen, in solchen Haufen zu fechten, ist zweifellos die Folge ihrer Vereinigung mit den Bauern-

---

„An friburg, Solotorn und Biel, das sie in ansechen der treffenlichen Kriegslöuffen In das Heer lauffen veilen kouff zu gen An Win, Korn und Haber und anderer notdurfft.

Desglichen an nidow und aarberg.

An min Hrn in das väld, das si daran sien, das nit denen, so Jnen veilen kouff zufüren, eynicherley gewallten beschäch und um das ire erber Zalung gelang."

Es wird schleunig die Entscheidung gefordert, „denn min Hrn vermogen solich Heer keln Harr verliffern" [nicht auf die Dauer mit Lieferung zu versorgen].

Ochsenbein, Urkunden z. Schlacht von Murten, S. 301.

schaften. Namentlich bei den Bernern finden wir Spuren, daß ihr ursprüngliches Kriegswesen ganz dasselbe war, wie anderer deutscher Städte, Ritter mit Unterstützung von Fußmännern mit Spieß und Armbrust. Erst das Bündnis mit den Waldstättern und der Hinblick auf ihre Erfolge wird die Berner Herren gelehrt haben, was zu erreichen sei durch die Taktik, daß man nicht bloß die Ritter durch die Fußmänner als einzelne unterstützen ließ, sondern durch zusammengeballte Massen geschlossene Stöße führte, Massen, für die man dann nicht bloß die Stadtbürger, sondern auch die untertänigen Bauern heranzog. Die Bauern der Urkantone, man darf wohl sagen, noch in einem gewissen Zusammenhang mit der Fechtweise der Urgermanen, sind die Väter dieser Kampfesweise.[1])

Von irgendwelchen gemeinschaftlichen Uebungen hören wir nichts, und sie haben auch sicherlich nicht stattgefunden.[2]) Jeder übte sich die einfachen Handgriffe mit Spieß und Hellebarde selbst ein, ebenso das Steinwerfen und schließlich auch das schwierigere Schießen mit der Armbrust, das viel Uebung erfordert, das aber der Besitzer einer solchen Waffe nicht so leicht verabsäumt, besonders wenn er sie auch zur Jagd gebraucht. Schon die Jugend übte sich darin, und die Knaben von Uri und Luzern luden sich in den Jahren 1507 und 1509 gegenseitig zu Schützenfesten ein.

Wenn in manchen Aufgebotsschreiben vorgeschrieben ist, daß die Beamten, die die Harnischschau halten, nachsehen sollen, daß die Mannschaft „der mitgebrachten Wehren sich zu behelfen wisse"[3]), so kann sich das wohl nur darauf bezogen haben, daß nicht ein-

---

[1]) Escher, S. 26, gibt an, im Züricher Staatsarchiv sei eine Anweisung zur Aufstellung des Schlachthaufens, wonach er 56 Mann in Front und 20 Mann in der Tiefe hatte. Das wäre also mehr eine Phalanx, als ein Keil. In späterer Zeit, wo man statt des Mann-Vierecks das Raum-Viereck konstruierte, findet sich ungefähr dieses Verhältnis öfter. Zur Zeit des alten Züricher Krieges aber, wohin Escher die Anweisung setzt, kann ich mir kaum vorstellen, daß sie praktisch angewandt worden ist.

[2]) Häne, S. 8, will aus den Waffenspielen der Knaben und anderen Anzeichen schließen, daß tatsächlich Exerzierübungen stattgefunden hätten. Ich habe mich davon nicht überzeugen können; im besonderen, daß ein Ritter einmal gedroht hat, er wolle die Landsknechte so unterrichten, daß einer derselben mehr wert sei, als zwei Eidgenossen, ist kein Beweis, daß es schweizerische Exerzierkünste waren, die er dabei im Auge hatte.

[3]) Elgger, S. 253.

mal jemand als Schütze mit einer Armbrust antrat, die er sich irgendwie verschafft, mit der er aber garnicht umzugehen wußte. Woran der Mann mit der blanken Waffe gewöhnt wurde, das war allein: bei seinem Banner zu bleiben und von der Stelle, die ihm der Hauptmann gewiesen, zwischen seinen Nebenmännern, hinter seinem Vordermann vorwärts zu marschieren und sich, wenn man durch irgend ein Hindernis getrennt wurde, immer wieder eng zusammenzuschließen.

Da man nach der Trommel marschierte, war auch im Marsch ein gewisser Takt und Tritt, „justis passibus ad tympanorum pulsum“[1]) was man freilich noch nicht mit dem Tritthalten moderner, exerzierter Soldaten gleichzusetzen braucht. Auch die Germanen der Urzeiten hatten das ja schon gekannt (Bd. II, S. 51).

Jeder Ort hatte sein Banner. In der Schlacht wurden die Banner alle in der Mitte der großen Gevierthaufen vereinigt; bei Murten waren in dem größten, dem Gewalthaufen, 27 Zeichen beieinander. Eine praktische Bedeutung können sie da nicht mehr haben. Aber auf dem Marsch und beim Lagern ist der Mann angewiesen, sich zu seinem Banner zu halten, und wer sich von ihm ohne Auftrag entfernt, ist schuldig.

Die Anknüpfung an die bürgerliche Obrigkeit gab den Schweizer Volksaufgeboten die Grundlagen des militärischen Gehorsams. Trotz der Autorität des Lehnsherrn oder Söldnerführers war es um den militärischen Gehorsam in den ritterlichen Heeren doch sehr schwach bestellt, weil ja dieses Kriegertum ganz auf der persönlichen Tüchtigkeit, Tapferkeit, Ruhmliebe beruhte und von Führung im Gefecht kaum die Rede war. Die Schweizer, mochten sie auch auf dem Marsch oder im Lager oder bei einer Plünderung ebenso wüst sein, wie die Söldnerbanden der Zeit, folgten doch in der Schlacht in ihrem geschlossenen Haufen dem Kommando, und in gefahrvollen Augenblicken wurde, wie wir von Erlach bei Laupen gesehen haben, die Gehorsamspflicht noch mit besonderer Feierlichkeit eingeschärft. In der Berner Chronik von Justinger (um 1420) wird immer von neuem darauf hingewiesen[2]), wie das Unglück im

[1]) Paulus Jovius i. Jahre 1494.

[2]) Die Stellen sind gesammelt von Studer, Archiv d. Histor. Vereins Bern. IV, 4. Heft, S. 36.

Kriege von Ungehorsam und Unordnung herkomme, und die Vorgesetzten ermahnt, nicht Milde walten zu lassen gegen die „Meineidigen" und Ehrlosen, die von dem Banner gewichen sind, und die von Bern werden gerühmt (S. 73), daß sie „notveste lüte zu hauptleuten erkusen, die man horte, forchte, der Gebot, Heißen und Ordnung man volgete."

Wer flieht oder Flucht ruft, dessen Leib und Gut ist dem Richter verfallen oder den darf sein Nebenmann ohne weiteres niederstechen.[1]) Vor jedem Gefecht sollen, nach einem Beschluß auf der Tagsatzung zu Luzern, Anfang 1475, die Hauptleute die Mannschaft schwören lassen, daß sie nicht plündern, bevor das Gefecht zu Ende ist, und bei der Nachhut sollen eine Anzahl Männer angestellt werden, die darauf achten und jeden auf der Stelle niederstechen, der dawider handelt.[2])

Eine anschauliche Beschreibung eines schweizerischen Heeresauszuges ist uns erhalten in dem Bericht eines mailändischen Gesandten, Bernhardinus Imperialis, der im Jahre 1490 einen Auszug der Züricher mitansah. „Somit zogen denn heute", schreibt er[3]), „alle in Ordnung, etwa 18 Mann mit Bannern, auf einen großen, rings ummauerten Platz; und da leisteten alle dem Brauche gemäß den Fahneneid der Treue und versprachen dem Hauptmann Gehorsam. Bei einer solchen Feier verzeihen sie sich gegenseitig Unbill und Haß.

„Hernach setzten sie sich in Marschordnung in Bewegung; und zuerst kamen daher 12 Armbrustschützen zu Pferde, Edelleute einheitlich gekleidet; dann 2 Reiter und hierauf einige Schanzgräber mit den Aexten, dann Trommler und die Kompagnie der langen Spieße, mehr als 500. Die Hauptleute waren Söhne von Rittern; und sie gingen zu Fuß und alle geordnet, je drei und drei wohlbewaffnet. Hinternach folgten 200 Büchsenschützen, darauf 200 Hellebardenträger nach Art unserer „Spedi". Hernach ein großer Trommler und die Pfeifer; dahinter das Banner, getragen von einem schönen Mann, alle zu Fuß; man kann jenes nicht zu Pferde

---

[1]) Sempacher Brief von 1394. Blumer, S. 374. Kriegsordnung von 1468 und 1490. Rodt, Berner Kriegswesen I, 250, 253. Elgger, S. 215.

[2]) Rodt, Feldzüge Karls des Kühnen, I, 331.

[3]) Nach der Wiedergabe bei Häne, S. 29.

führen. Bei dem erwähnten Bannerträger waren 2 Gerichtsdiener des Landes mit dem Stab in der Hand, welcher anzeigt, daß sie die Verwalter der Gerechtigkeit sind. Jeder von ihnen kann, wenn er will, die Hand auf die Brust legen und ihn ins Gefängnis führen; niemand wird ihm widersprechen. Dann folgte — mit Respekt zu melden — der Scharfrichter samt 3 Gehilfen, und hierauf 6 Dirnen, ins Feld zu ziehen ausgewählt und bezahlt von der Stadt. Nach diesen zogen in der Ordnung vorbei mehr als 400 andere Hellebardenträger, den stärksten Leuten entnommen und unter ihnen am besten bewaffnet, weil sie, wie sie sagen, als Wache der Standarte dienen; ihre Waffen stellen gleichsam einen dichten Wald dar. Dann folgten 400 Armbrustschützen, und darunter waren viele Söhne von Edelleuten und aus allen Ständen des Landes; sie gingen alle kühnen Schrittes einher. Ihnen folgten noch viele Spießknechte. Alles in allem waren es um 4000 Mann, die Mannschaften aus einigen umliegenden Gebieten inbegriffen, die hierher untertan sind. Beim ganzen Auszug befanden sich über 20 Trommeln; zuletzt kamen 3 Trompeter zu Pferde, sie und ihre Trompeten in den Farben der Stadt. Gleich nachher der Hauptmann, Herr Konrad Schwend, Ritter, wohlgerüstet und zu Pferd mit vielen Sachen, die das goldne Wappen tragen; mit einem Kommandostabe und mit einem Strauß von Blumen auf dem Kopf; hinter ihm der Page mit der Lanze; das Fähnchen oben an der Spitze trägt sein vergoldetes Wappen, ebenso der Schild. Hernach 6 Trabanten mit der Lanze am Schenkel und 12 Armbrustschützen, alle gut zu Pferde und Kleider und Lanzen einheitlich, samt Bedienten. Das ganze Heer hat weiße Kreuze angelegt, entweder an der Rüstung, an Hüten oder an Strümpfen.

„Nach dem Hauptmann kam ein anderer Ritter, dem die Ordnung im Feld übertragen ist, mit mehr Lanzen und Armbrustschützen zu Pferde, alle mit demselben Gewand. Ferner vielleicht 30 Fuhrwerke mit Munition und Artillerie; darunter waren vier Stück schwere Geschütze, 50- bis 60- bis 70-Pfünder.

„Hinter diesen da (den Zürichern) wird der Rest des (eidgenössischen) Bundes durchmarschieren; es soll eine große und schlagfertige Heeresrüstung werden."

Das mittelalterliche Kriegertum ist ein ständisches; die Spitzen bilden einen Adel; das schweizerische Kriegertum aber ist seinem Ursprung wie seinem Charakter nach demokratisch. Von der Schlacht bei Morgarten bis zu den Siegen über Karl den Kühnen empfinden die Schweizer ihre Schlachten als Kämpfe gegen die „Herren", und diese sind über nichts unglücklicher, als daß sie von „groben Bauern" besiegt sind. Trotzdem ist wohl zu beachten, daß auch in der Schweizer Eidgenossenschaft ein sehr bedeutsames aristokratisches Element steckt, ebenso wie in dem ultra-demokratischen Athen von Kleisthenes bis Perikles der überlieferte Aristokratismus, wenn auch der konkreten politischen Rechte entkleidet, doch noch immer ein sehr wesentliches, ja führendes Element ist. In der Schweiz ist dieses aristokratische Element sogar noch stärker, insofern in den schweizerischen Kantonen und ganz besonders in dem schließlich mächtigsten, in Bern, die Verfassung dauernd eine aristokratische mit einem mäßig starken demokratischen Untersatz blieb. Aeltere und neuere ritterliche Geschlechter sind es, die hier die Regierung und Führung in der Hand behalten, und die Stadt wiederum behandelt ihre Bauernschaften als untertänige, welche auf die städtische Politik keinerlei Einfluß haben und ihn auch nicht beanspruchen. Die Geschlechter in Bern regieren draußen ihre Bauernschaften als Feudalherren. Daß solche Bauern trotzdem mit patriotischer Hingabe die Schlachten ihrer Herren schlagen, erklärt sich durch die historische Entwicklung und durch die Form des schweizerischen Kriegswesens. In die großen Gewalthaufen dieses Fußvolks konnte man auch Bauernaufgebote hineinstellen, die von vornherein nur einen mäßigen Willen zur Tat mitbrachten; die wiederholten Siege aber, der Erfolg und die Beute verschmolzen die Bauernschaft mit der Stadt zu einer unauflöslichen politisch-kriegerischen Einheit. Die Grafen von Kiburg, von Nidau, von Greyerz, der Freiherr von Weißenberg, die Bubenberg, Ringenberg, Scharnachthal, Erlach selber hätten mit einem Aufgebot ihrer Bauern für eine Feudalfehde im Felde gewiß nichts ausgerichtet, aber innerhalb des gesamten bernischen Aufgebots, von der Masse mit fortgerissen und von ihrem Geiste erfüllt, vollführten eben diese Bauern die unübertrefflichsten Kriegstaten, ohne sich doch von der Führung der Herren emanzipieren zu wollen. Ja selbst die rein bäuerlichen Urkantone, die

„Länder", wie sie im Gegensatz zu den Städten genannt werden, hatten bei allem Haß gegen den Adel ein ganz klares Bewußtsein davon, wieviel sie dem Adel in ihren eigenen Reihen verdankten. Diese Bauern hatten wohl den Ursieg aller dieser Siege, die Schlacht bei Morgarten, allein gewinnen können, und wir haben gesehen, was für eine geniale Tat dieser Sieg war. Aber es war nur ein Sieg in der Verteidigung. Ueber die Grenzen ihrer Kantone hinaus reichte die Kraft dieser Bauernschaften, es sei denn zu bloßen Raubzügen, nicht. Der schließliche politische Erfolg, die völlige Vertreibung des Hauses Habsburg aus dem Alpengebiet und damit die Gründung des schweizerischen Staatswesens ist nur möglich geworden durch den Zutritt der Städte mit ihrem weiteren politischen Blick und ihren mehrseitigen wirtschaftlichen und militärischen Mitteln. Wir haben darüber ein sehr instruktives Zeugnis in der Geschichte des sogenannten Berner Twingherrnstreits. Die feudalen Ansprüche der Berner Rittergeschlechter in der Regierung ihrer Bauernschaften hatten hier kurz vor den Burgunderkriegen, 1470, Anlaß zu einem Konflikt gegeben. Ein demokratisch gesinnter Schultheiß namens Kistler, ein Fleischhacker seines Berufs, wollte diese Rechte beschneiden und überhaupt die Stellung der Geschlechter, auch das anspruchsvolle Auftreten ihrer Damen, einschränken; man machte den Vorschlag, die Eidgenossen um eine Vermittlung anzugehen, der Schultheiß aber lehnte diese Vermittlung ab und zwar, weil die Eidgenossen den Geschlechtern zu günstig gestimmt seien. Er sagte[1] „sy schetzend keinen Berner denn die edlen. Ich bin etwan drü oder vier mal zu tagen gsin by inen, deßgelichen so sy hie sind gsin, hab ich inen flyßiger dann kein Berner gsellschaft gleistet. Aber da ist nach niemants frag, niemants ist inen angenem, keinem wünschend sy dank, niemant hat inen guts tan und das ir erhalten dann der adel von Bern. Ja sy bekennend heiter, das sy im Zürichkrieg und wieder den keiser und die Oesterrycher nit hettend mögen bestan, wenn die reisigen und der adel von Bern nit were gsin, und sprechend heiter, sy hettend üwers (euer) fußvolks nüt bedörfen, dann sy lüten darzu gnug gehept, aber reisigen volks und houptlüten

[1]) Nach Thüring Frickharts Twingherrenstreit, herausg. v. Studer. Quellen z. Schweizer Geschichte, Bd. I (1877), S. 187.

werend sy notwendig gsin, in dem habind ir sy erhalten; rümendt, wie sy inen die spyß (Speise) erhalten, den fyenden verhalten, alle ding erkundiget, — grosse ding, die sy inen zugebendt, und uns ander all vertutzend."

Kistlers Gegner, der Säckelmeister Fränkli, konnte diese Schilderung nur bestätigen: die Eidgenossen erzählten immer von den alten Kriegen und wußten die Berner Reisigen und die Führung der Hauptleute, ohne die man oft zu schanden geworden wäre,[1]) nicht genug zu rühmen.

Das Reislaufen.

Der Söldnerdienst, dem schon in den ältesten Zeiten die Bergbewohner nachgegangen waren, nahm, je mehr das Kriegertum bei ihnen gepflegt wurde, umsomehr zu, und schließlich nahm die Obrigkeit selber die Vermittelung in die Hand.[2]) 1373 wurde die erste Abmachung dieser Art mit Visconti, dem Herrn von Mailand, getroffen — ein Seitenstück zu jenen Soldverträgen, durch die deutsche Fürsten und Ritter ihre Kriegskraft in den Dienst eines auswärtigen Königs oder einer Reichsstadt stellten.

Ob die Nachricht Tschudis (II, 197) richtig ist, daß Zürich Ulm im Jahre 1430 einen Zuzug von 1100 „wohlgerüster Gesellen" gegen die Hussiten gestellt habe, erscheint mir fragwürdig.

1388 aber halfen 100 Spieße, d. h. wohl Ritter und 1000 Gewappnete von Bern dem Herzog von Savoyen gegen den Bischof von Sitten, 1443 zogen ihm 338 zu Roß und 981 zu Fuß zu gegen die räuberischen französischen Soldbanden, die Ecorcheurs. In den Jahren 1448/49 wurde von neuem viel verhandelt, daß die Berner dem Herzog Söldner gegen Sforza stellen sollten. Es wurde aber nichts daraus, da der Herzog das Geld nicht hatte. Sein Vater, Papst Felix V., warnte ihn: wenn er die Schweizer nachher nicht bezahlen könne, würde er sie, die bisher die besten Freunde seien, zu Feinden haben.

Um dieselbe Zeit, 1449, bat in dem Kriege mit Albrecht Achilles der deutsche Städtebund Luzern um ein Korps von „800 guter

---

[1]) l. c. S. 145.

[2]) W. F. v. Mülinen, Geschichte der Schweizer Söldner bis zur Errichtung der ersten stehenden Garde 1497. Bern 1887.

verwissender wohlgerüster Gesellen, die vormals in euwren Kriegen sich och gearbeit haben“, und wir werden gleich von diesem Schweizer Zuzug noch zu sprechen haben.

1453 wollte Karl VII. für seinen Krieg mit England Schweizer werben, die Tagsatzung aber lehnte seinen Antrag ab, da man nicht gewohnt sei, die eigenen Knechte für Fremde fechten zu lassen. Es nahmen aber so viel Schweizer auf eigene Hand französischen Sold, daß die Tagsatzung, Januar 1455, beschloß, daß jeder Ort bei Strafe an Leib und Gut das Reisen verbieten solle. Nichtsdestoweniger zogen schon das Jahr darauf, 1454, 3000 Berner dem Herzog von Savoyen gegen den Delphin zu Hilfe. Es kam aber zu keiner kriegerischen Aktion.

In den Kämpfen zwischen Ludwig XI. und Karl dem Kühnen (Ligue du bien public 1465) wurde von der Eidgenossenschaft abermals ein Verbot des Reislaufens erlassen; und es ist nicht richtig, daß Schweizer an der Schlacht von Montl'héry teilgenommen. Erst nach dieser Schlacht zog ein Trupp dem Burgunderherzog zu. Als die Leute aber wieder nach Hause kamen, beschlossen die Räte von Bern, die ungehorsamen Reisläufer sollten jeder von ihrem Sold 3 Gulden zum Bau der St. Vincenz-Kirche zahlen und 8 Tage im Turm liegen. Wer aber keine drei Gulden heimgebracht, solle bei Wasser und Brot in Haft bleiben, bis die Räte für gut befinden würden, ihn wieder freizulassen.

Die Söldnerfahrten trugen natürlich nicht wenig dazu bei, den kriegerischen Sinn und die Kriegserfahrung unter den Schweizern auch in den Zeiten zu nähren, wo daheim Friede war, und umgekehrt sind auch einige Anzeichen vorhanden, daß die Schweizer die Besonderheiten ihres Kriegertums schon damals in andere Länder zu tragen angefangen haben. Freilich was Olivier de la Marche von den letzterwähnten Reisläufern im Dienst Karls des Kühnen erzählt,[1]) ist mehr ein Zeugnis für ihre Gewandtheit und ihren Mut, als gerade etwas spezifisch Schweizerisches. Beim Plänkeln, sagt er, seien immer ein Pikenier, ein Armbruster und ein Couloevrinier zusammengegangen und hätten sich gegenseitig unterstützt und so die Reiter nicht gefürchtet. Daß Olivier das so

[1]) Collect. Petitot X, 245.

sehr rühmt, ist wohl in erster Linie als Zeugnis zu verwerten, wie wenig eigentlich den einzelnen Armbrust- oder Feuerschützen gegen einen Reiter zugetraut werden konnte. Wirkliche schweizerische Eigentümlichkeit erscheint an folgenden Stellen.

Im Nürnberger Dienst.

In Verfolg jenes schon erwähnten Schreibens der Ulmer an Luzern warben die Nürnberger gegen Albrecht Achilles (1450), indem sie gleichzeitig deutsche und böhmische Edelleute in Sold nahmen, auch Schweizer Knechte. Statt der 600 Mann, für die der Werber Hans Müllner eigentlich Auftrag hatte, waren ihm bald tausend zugelaufen. Der Vertrag, den er mit ihnen abschloß, ist erhalten. Der Sold beträgt monatlich fünf, das Handgeld zwei rheinische Gulden, außerdem erhalten sie Verpflegung und Anteil an der Beute; auch Verwundete bekommen ihren Sold und werden verpflegt. Vor dem Auszug müssen die Knechte gewisse Kriegsartikel beschwören, worin sie unter anderm versprechen, das Land und die Einwohner einigermaßen zu schonen und sich untereinander zu vertragen. Die Hauptleute haben das Recht, Streitigkeiten mit Bußen zu bestrafen, sonst ist aber von ihrer Disziplinargewalt nichts gesagt.

Der Feldzug, dessen Einleitung das Treffen von Pillenreuth bildet (oben S. 289), verdiente wohl noch eine nähere Untersuchung. Wir sind über ihn wesentlich unterrichtet durch das Gedicht von Hans Rosenplüt in seiner „Nürnberger Rais" (Liliencron, Historische Volkslieder Bd. I, S. 428). Rosenplüt spricht mehrfach von den „Schweizern mit den langen Spießen", aber wie nun dieser Trupp, der mit seinen 800 bis 1000 Mann einen sehr bedeutenden Teil der Armee ausmachte, mit den andern Truppen kombiniert war, ist nicht recht zu ersehen. Der Markgraf soll nach Rosenplüt, als er die Nürnberger angriff, gesagt haben: Die Schweizer mit den langen Spießen, die wollen wir am ersten trennen. Das klingt so, als ob sie einen festgeschlossenen Haufen gebildet hätten.

Der Hauptmann der Schweizer, Heinrich von Malters, war zum Hauptmann aller Nürnbergischen Fußtruppen ernannt worden

und hatte diese vor dem Auszug gemustert, neben den Trabanten (Söldnern) auch Bürger und Bauern. Nach dem Bericht über diese Musterung verlangte er, daß ein jeder eine gute Armbrust, Büchse oder Hellebarde haben solle, und verbot „klein bös Spies", was doch wohl so zu verstehen ist, daß er entweder Hellebarden oder Langspieße haben wollte. Er trachtete also, die Schweizer Bewaffnung auch bei dem eingeborenen Nürnberger Fußvolk durchzusetzen. Neben der Hauptwaffe sollte jeder noch eine blanke Kurzwaffe, Messer, Schwert oder Beil, an der Seite hängen haben.

Mit diesem Fußvolk ging aber Malters nicht frei in die Ebene vor, sondern hatte gleichzeitig eine Wagenburg.

Die Nürnberger zogen mit 2800 Mann zu Fuß und 600 Reitern aus, machten Beute und wurden auf dem Rückzug, als sie bei Hembach die Rednitz überschreiten wollten, von Albrecht angegriffen. Es wurde von beiden Seiten viel geschossen, aber zu einer rechten Entscheidung kam es nicht.

Schlacht bei Seckenheim.
30. Juni 1462.

Kurfürst Friedrich von der Pfalz hatte 1100 Reisige und 2000 Fußknechte und griff mit diesen den Markgrafen von Baden, den Grafen Ulrich von Württemberg, die Bischöfe von Metz und Speier, die sein Land verwüsteten, in dem Winkel zwischen Neckar und Rhein überraschend an. Er hatte auch die Bauern der Landschaft aufgeboten und erhebliche Ueberlegenheit. Bei dem ersten Zusammenprall der Reisigen kam der Kurfürst selbst zu Fall und die Seinigen wichen etwas zurück. Das Fußvolk aber, von dem ausdrücklich berichtet wird, daß es in gevierten Haufen aufgestellt sei und lange Spieße hatte und unter denen eine Anzahl Schweizer Söldner waren, unter Hans Waldmann von Zürich, hielt dem Angriff der feindlichen Ritter stand,[1]) und das Eingreifen

---

[1]) „Et jam Palatini cessurus equitatus fuerat, nisi prodeuntes a latebris pedites longis hastis Badensium equos confodere cepissent. Gobellinus cit. Rober, Die Schlacht bei Seckenheim (Villingen 1877). Hauptquelle ist eine Dichtung von Michael Beheim.

weiterer pfälzischer Ritter, die bisher noch nicht ins Gefecht gekommen waren, entschied die Schlacht.

Auf pfälzischer Seite fielen nur 8 Mann, auf der Gegenseite 45. Der Markgraf, der Graf von Württemberg und der Bischof von Metz fielen in Gefangenschaft, der Markgraf und der Bischof, sein Bruder, beide schwer verwundet. Dadurch, daß die Verbündeten mit dem Rücken in dem Winkel des Rhein und Neckar standen, war die Flucht fast abgeschnitten.

Siebentes Kapitel.

Die Burgunderkriege.

Ursprung.

Trotz der Siege von Sempach und Näfels gingen die Eidgenossen nicht etwa zu einer großen Eroberungs- und Herrschafts-Politik über, wie die Griechen nach ihren Siegen über den Perserkönig. Schon 1389 schlossen sie mit den Habsburgern einen Frieden erst auf sieben, dann (1394) auf zwanzig und endlich (1412) auf fünfzig Jahre, in denen das alte Herrschergeschlecht wohl auf gewisse Gebiete und Rechte vorläufigen Verzicht leistete, doch aber noch sehr große Teile der heutigen Schweiz festhielt. Vergleicht man diesen Frieden mit den Schlachterfolgen der Eidgenossen, so könnte man einen Augenblick stutzig werden, ob ihr militärisches Uebergewicht wirklich so groß gewesen sei, da man sich schließlich mit recht bescheidenen Ergebnissen begnügte. Aber es wird dabei bleiben dürfen, daß in der Tat die neue kriegerische Macht einem Ritteraufgebot alter Art weit überlegen war[1]), denn der Grund, weshalb sich die neue Macht politisch nicht stärker geltend machte, ist in der Politik, nicht im Kriegswesen zu suchen. Die lockere Form eines Bundes von acht gleichberechtigten Genossen (Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, Zug, Zürich, Bern, Glarus) war nicht geeignet zu großen Eroberungen. Nur unter und vermöge der Führung durch den herrschenden Vorort Athen waren

---

[1]) Einige Male erlitten Schweizer allerdings auch, wenn sie aus ihren Bergen herausstraten, Niederlagen, so die Appenzeller 1405 bei Altstetten, 1408 bei Bregenz, die Urner 1422 bei Arbedo. Aber das waren nicht sehr bedeutende Gefechte.

die Griechen imstande, die Siege von Salamis und Platää zur völligen Vertreibung der Perser aus dem Griechengebiet, auch aus den kleinasiatischen Städten zu steigern: die schweizer Eidgenossen wären bei einer Eroberungspolitik im großen Stil sehr bald unter sich in Hader geraten, denn sie machten nicht nur gemeinsame, sondern auch jeder Kanton machte wieder für sich Erwerbs-Politik. Angesichts der Gefahr des inneren Zwistes, der daraus entspringen konnte, und mehrfach entsprang, mußte man sich mit den Eroberungen in engen Grenzen halten und sehr vorsichtig vorgehen. Statt durch die Gewalt des Schwertes suchten namentlich die städtischen Kantone durch friedliche Mittel ihr Gebiet auszudehnen: man hat ausgerechnet, daß Zürich in der Zeit von 1358 bis 1408 nach heutigem Geldwert ein Kapital von zwei Millionen Franken aufwandte für den Ankauf und Pfandbesitz benachbarter ritterlicher und fürstlicher Herrschaften[1]). Erst als der jüngste Sohn Leopolds III., Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, so unvorsichtig war, sich in einen Konflikt mit dem Konstanzer Konzil zu stürzen und, in Acht und Bann getan, von allen Seiten angefallen wurde, griffen auch die Schweizer wieder zu und bemächtigten sich des Aargaues (1415); erst mehr als ein Menschenalter später (1460) des Thurgaues, und im Anschluß daran gingen sie auch bald über den Rhein und griffen die österreichischen Besitzungen im südlichen Schwarzwald und im Elsaß an.

Der Herzog von Oesterreich, Sigismund, wußte sich vor dem immer weiter um sich greifenden Erobervolk nicht zu retten und suchte endlich Hilfe bei den Herzogen von Burgund, die als Nebenlinie des französischen Königshauses eine große Zahl von französischen und deutschen Lehen in ihrer Hand vereinigt hatten und damals die mächtigste Dynastie in Mitteleuropa bildeten. Sigismund verpfändete seine an die Schweiz grenzenden Rest-Besitzungen im Elsaß und Schwarzwald Karl dem Kühnen, in der Hoffnung, daß dieser stark genug sein werde, sie zu verteidigen, und noch weiter, daß sich hieraus Konflikte entspinnen würden, in denen der mächtige Burgunder die Schweizer niederwerfen und dem Hause Habsburg zur Wiedererlangung seiner alten Besitzungen

[1]) Dändlikers Gesch. d. Schweiz, S. 609.

verhelfen werde (1469). Aber der Erfolg dieser Diplomatie war ein ganz anderer. Karl der Kühne war ein alter Freund der Eidgenossen und ganz und gar nicht geneigt, sich mit ihnen in einen Streit verwickeln zu lassen. Seine Erwerbsabsichten gingen in ganz entgegengesetzte Richtung, auf den Niederrhein und das zwischen seinen Besitzungen, den Niederlanden im Norden und den beiden Burgund im Süden, gelegene Lothringen. Herzog Sigismund also erkannte bald, daß der Erfolg seiner Diplomatie kein anderer sein werde, als daß er die alten Besitzungen seines Hauses gegen die Pfandsumme von 50 000 Gulden definitiv an das Haus Burgund abgetreten habe. Um sie wieder zu erlangen, beschloß er, ins entgegengesetzte Lager zu gehen: wenn der Burgunder ihm nicht helfen wollte, die Schweizer zu bekriegen, so sollten ihm die Schweizer helfen, den Burgunder zu bekriegen. Der Todfeind Karls des Kühnen, König Ludwig XI. von Frankreich, vermittelte das Abkommen zwischen dem Oesterreicher und den Eidgenossen. Während man bisher seit anderthalbhundert Jahren immer nur Frieden auf bestimmte Zeit, also eigentlich bloße Waffenstillstände geschlossen hatte, fand sich Herzog Sigismund jetzt bereit, in der „ewigen Richtung“ (1474) endgiltig auf die schweizerischen Landschaften zu verzichten, und die Schweizer verpflichteten sich gegen dieses Zugeständnis, ihm unter gewissen Umständen Söldner zu stellen und ihm zu helfen, falls er angegriffen würde.

Aus diesem Defensiv-Abkommen ließen die Eidgenossen sich allmählich in ein allgemeines Angriffsbündnis gegen den Herzog von Burgund fortziehen. Man hat viel darüber gestritten, wo eigentlich der letzte Grund für diesen Krieg zu suchen sei. Ganz wie in den alten Kämpfen mit den Habsburgern stellen es die Schweizer noch heute gern so dar, als ob sie selbst, wenn nicht die Angegriffenen, doch die von Burgund irgendwie, wenn auch nur mittelbar durch dessen Festsetzung im Elsaß Bedrohten gewesen seien. Davon kann keine Rede sein. War schon bei der ersten Erhebung der Urkantone gegen die Habsburger es keineswegs eine friedliche Bevölkerung von Hirten und Bauern, sondern ein kriegserfahrenes und kriegstüchtiges Gemeinwesen, welches in den Streit zog, so war jetzt umsomehr die Kriegsgewalt der Eidgenossen allenthalben so angesehen und gefürchtet bei den Nachbarn, und sie

selber hatten ein solches Bewußtsein ihrer Stärke, daß jeder Gedanke des Bedrohens durch Burgund oder auch nur des Sichbedrohtfühlens seitens der Schweizer ausgeschlossen ist; nirgends ist in den mannigfachen Aufzeichnungen oder Verhandlungen dergleichen auch nur angedeutet. Die Frage kann vielmehr nur die sein, wie weit die Schweizer aus eigenen politischen Motiven, nämlich Motiven der eigenen Ausdehnung, Beute und Eroberung, oder aber als bloße Söldner einer fremden Macht, nämlich des Königs von Frankreich, den Krieg gegen Karl den Kühnen begonnen, geführt und den Herzog schließlich niedergeschlagen haben. Die Meinung, daß die Schweizer den Krieg nur als Söldner geführt hätten, ist schon früh in der Schweiz selbst entstanden und ist, wie ich mich durch erneute Nachprüfung überzeugt habe, zwar nicht vollständig, aber doch in der Hauptsache richtig. Die Eidgenossen hatten zwar ein gewisses Interesse daran, daß der Herzog von Burgund sich nicht im Elsaß und im Schwarzwalde festsetzte, und fühlten sich getrieben, den Städten der „Niederen Vereinigung“: Straßburg, Colmar, Schlettstadt, Basel, die die burgundische Herrschaft vor ihren Toren abwehren wollten, zu helfen, aber dies Interesse war durch ein Defensiv-Abkommen, das getroffen wurde, erschöpft, und die sieben östlichen Kantone lehnten es auch ab, weiterzugehen, weil Eroberungen in einem Kriege mit Burgund allein Bern, das vorwärts drängte, zu gute gekommen wären. Es ist also in der eidgenössischen Politik dieselbe Hemmung, die wir bereits kennen gelernt haben: die Kriegsmacht sowohl wie die Kriegslust und der Eroberungsgedanke an sich sind da, kommen aber nicht recht in Tätigkeit, weil die Eifersucht der Kantone untereinander sie zurückhält. Die Urkantone fanden, daß der Weg des Ruhmes und der Beute über den Gotthard gehe, nach Italien. In Bern aber ergriff man den Gedanken, die Offensive nach Westen zu richten, um den Jura und die Waadt zu erobern, die dem mit Burgund verbündeten Savoyen gehörte. Bern wäre aber mit diesen seinen Eroberungsplänen bei den anderen Kantonen niemals durchgedrungen, wenn ihm nicht das Gold Ludwig XI. zu Hilfe gekommen wäre. Auch die leitenden Staatsmänner von Bern selber standen in französischem Solde, aber das französische Geld und der politische Gedanke Berns fielen zusammen, sodaß man

nicht einfach sagen kann, Bern habe sich an den König von Frankreich verkauft. Von den sieben anderen Kantonen aber unterliegt es keinem Zweifel, daß sie schlechterdings nur der Führung Berns und dem französischen Gelde gefolgt sind, als sie ihre Waffen gegen Burgund wandten.

Es handelt sich also nicht in irgend einem Sinne um einen Freiheits- oder auch nur um einen Verteidigungs-, sondern um einen Angriffskrieg, den die Schweizer unternahmen, sei es nun, daß man das Hauptgewicht auf die Eroberungsgedanken Berns, oder auf die prinzipielle Bekämpfung der werdenden burgundischen Großmacht in der Nachbarschaft, oder auf das Geld Ludwigs XI. legen will, der sowohl die leitenden Staatsmänner persönlich, wie die ganzen Kantone in Sold nahm. Dieser politische Charakter des Krieges ist auch für die Strategie in ihm von großer Bedeutung und mußte deshalb etwas breiter dargelegt werden.

Der Krieg lief nun aber ganz anders, als die Schweizer ihn sich vorgestellt hatten. Während sie, wie sie ausdrücklich noch bei der Kriegserklärung betonten, nicht als „Hauptsächer", sondern bloß als Bundesgenossen des Deutschen Reichs, des Hauses Habsburg, der „Niederen Vereinigung" und des Königs von Frankreich einen gefahrlosen und gewinnbringenden Nebenkrieg zu führen gedachten, mußten sie bald erfahren, daß sowohl der Kaiser Friedrich III., wie der König von Frankreich mit dem Burgunder Frieden schlossen und daß dieser sich nun rachedürstend gegen sie wandte.

Der Krieg, der auf diese Weise entstand, ist nicht nur politisch und kriegsgeschichtlich von der höchsten Bedeutung geworden, sondern hat auch historisch-methodologisch, volkspsychologisch eine sehr interessante Seite. Es existiert über ihn neben den zeitgenössischen Quellen eine Aufzeichnung zwei bis drei Generationen später aus der Feder des Reformators Bullinger, die die volkstümliche Tradition wiedergibt. Ich habe dieses Stück des Bullingerschen Geschichtswerks zum erstenmal in meinen „Perser- und Burgunderkriegen" publiziert, nicht weil daraus noch irgend etwas über den Verlauf der Dinge zu entnehmen wäre, was wir nicht auch sonst wüßten, sondern weil die Erzählung ein so überaus lehrreiches Seitenstück zu der Erzählung Herodots von den Perserkriegen bildet: nirgends

soviel Gleichheit, um an Nachahmung zu denken, aber Zug für Zug die gleiche Arbeit der Phantasie; selbst die Gespräche des vertriebenen Königs Demarat von Sparta mit dem Perserkönig vor Thermopylä fehlen nicht; Karl der Kühne hatte einen schweizer Oberst, Brandolf von Stein, gefangen genommen, der dem Herzog zu seinem Staunen und Schrecken die Art der Schweizer auseinandersetzen muß. An dieser Bullingerschen Erzählung kann und muß man lernen, wie Volksüberlieferung nach der Art Herodots quellenkritisch zu verwerten ist.

Literatur.

Kurz ehe ich in meinen „Perser- und Burgunderkriegen" (1887) die politischen Beziehungen der Schweiz zu Karl dem Kühnen das erste Mal behandelte, ist eine Untersuchung von Heinrich Witte, „Zur Geschichte der Entstehung der Burgunderkriege" (Programm von Hagenau 1885), erschienen, die mir nicht mehr rechtzeitig zugegangen war, um sie zu berücksichtigen. Derselbe Gelehrte hat dann in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Band 45, 47, 49 (1891, 1893, 1895) eine Folge von weiteren Untersuchungen zu diesem Gegenstand erscheinen lassen, die durch sorgfältige Heranziehung und Vergleichung von Quellen, gedruckter wie archivalischer, höchst wertvoll sind. Bei aller Akribie der Untersuchung sind sie aber doch nicht ohne eine gewisse Parteinahme für die Schweizer als die „Deutschen", gegen den Herzog als den „Wälschen", und ich habe Gründe, meine Auffassung, wie ich sie in den „Perser- und Burgunderkriegen" vorgetragen habe, zu modifizieren, daraus nicht entnehmen können. Wenn es z. B. in dem Programm Seite 8 heißt, Sigismund hätte den Frieden mit den Eidgenossen auch ohne das burgundische Bündnis haben können, wenn er ihn aufrichtig wünschte; „so kriegslustig die Eidgenossen auch im allgemeinen waren, so sehr das Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit im Felde, der Haß gegen die Ritterschaft sie vorwärts trieb, so wären sie doch jederzeit zu einem Frieden bereit gewesen, wenn Sigmund Ernst machte, seine Ritterschaft zu zügeln, wenn er auf das verzichtete, was nun doch einmal verloren war" — so halte ich diese Auffassung für nicht richtig: in den Eidgenossen lebte ein Eroberungstrieb, der wohl durch innere Hemmungen zurückgehalten wurde, aber doch, auch wenn die Habsburger auch noch so gern den Frieden bewahrt hätten, schließlich wieder hervorgebrochen wäre. Nur durch das Ablenken des Kriegstriebes auf das Söldnertum hat von der nächsten Generation an das Erobern der Schweizer sein Ende gefunden. Witte selbst fügt noch die Anmerkung hinzu: „Sigmund mochte vielleicht die ehrgeizigen Pläne Berns fürchten, aber der Waldshuter Krieg hatte gerade gezeigt, daß die Eidgenossen durchaus nicht so geneigt waren,

solche Pläne mit ihren Mitteln zu unterstützen. Und außerdem war auch Bern nicht so kriegslustig, wie man gewöhnlich glaubt." Dagegen ist zu sagen, daß, wenn Bern wirklich nicht im höchsten Grade kriegs- und eroberungssüchtig gewesen wäre, ein politischer Grund für die Absage an den Herzog von Burgund am 25. Oktober 1474 überhaupt nicht übrig bliebe, sondern man dann die alte Auffassung, daß dieser Krieg schlechterdings nichts als ein Söldnerdienst im Lohne des Königs von Frankreich gewesen wäre, einfach annehmen müßte.

In der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins", Bd. 45, S. 16, meint Witte, der Friede zwischen den Eidgenossen und Oesterreich würde auch ohne das Eingreifen König Ludwigs zustande gekommen sein. „Die gemeinsame Gefahr, die nicht weggeleugnet werden kann, die auch ohne das Eingreifen Hagenbachs immer größer wurde, je bestimmter Karl die Errichtung eines Königreichs Burgund ins Auge faßte, mußte notwendig Herzog Sigmund und die Eidgenossen zusammenführen." Richtig ist in diesem Satz, daß die Eidgenossen die Gründung der Großmacht Burgund an ihren Grenzen nicht wünschten, und daß hierin ein politisches Motiv für sie lag, sich mit den Habsburgern zu vertragen und diesen ihren alten Feinden für die Wiedererlangung ihrer verpfändeten oberrheinischen Besitzungen einen gewissen Rückhalt zu gewähren; zu viel aber ist es behauptet, daß das Königreich Burgund für die Eidgenossen eine „Gefahr" bedeutet habe, die nicht abgeleugnet werden könne — ganz umgekehrt muß diese Gefahr vielmehr schlechtweg geleugnet werden. Nicht einmal der Urenkel und Erbe Karls des Kühnen, Kaiser Karl V., der noch über eine ganz andere Macht verfügte als sein Ahn, ist für die Schweizer eine Gefahr geworden. Sehr richtig sagt Witte selber S. 74 auf Grund einer Depesche des mailändischen Gesandten Cerrati an seinen Herrn: „Bern hatte den höchsten Begriff von seiner und der Eidgenossen Widerstandskraft; innerhalb seiner Berge glaubte es stark genug zu sein, es mit Burgund, Savoyen und Mailand zusammen aufnehmen zu können, und König Ludwig wußte, was er tat, als er den Eidgenossen den Kampf mit seinem burgundischen Gegner aufhalste."

Es steht hiermit wohl in innerem Widerspruch, wenn Seite 72 Witte von einem „Zustand der Notwehr" spricht, in dem sich die Eidgenossen gegenüber den Eroberungsgelüsten Burgunds befunden hätten und S. 367 meint, daß Bern vermutlich die Besitzungen des Grafen von Romont in Ruhe gelassen hätte, wenn dieser nicht gegen die Interessen Berns gehandelt hätte. Ich meine umgekehrt, daß der Graf von Romont sich hätte anstellen können, wie er wollte, die Berner immer einen Vorwand gefunden hätten, bei Gelegenheit dieses Krieges zum wenigsten einen Teil seiner Besitzungen, zum allerwenigsten Murten, in ihre Gewalt zu bringen.

Eine wirkliche Korrektur des Tatbestandes ist herbeigeführt worden durch Vischer, in einem Exkurs zu seiner Herausgabe von Knebels Tage-

buch, Baseler Chroniken, Band III, S. 369, wo nachgewiesen ist, daß die Gesandtschaft des Herzogs von Burgund an die Eidgenossen, die ein sehr freundschaftliches Verhältnis feststellte und auf die ich mich noch, „Gesch. d. Perser- und Burgunderkriege", S. 175, bezog, nicht im Frühjahr 1474 die Kantone bereist hat, sondern schon 1469 stattfand. Konsequenzen für den ganzen politischen Zusammenhang ergeben sich jedoch daraus nicht, wie z. B. Dändliker in seiner Geschichte der Schweiz, Bd. II, S. 841 (dritte Auflage) meint; denn sogar Bern ließ noch am 15. März 1474 dem Herzog sagen: „Es sei der Stadt Bern unvergessen, wie zwischen des Herzogs Vordern, und namentlich des Herzogs Vater und ihr, viel Gunst bestanden habe, woraus die gegenseitigen Verständnuß erwachsen seien, welche Bern erberlich gehalten." Die Stadt gedenke auch jetzt gegen jedermann so zu leben, als es ihrer Ehre und ihrem Leumund gebühre. (Witte, „Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins". Neue Folge, Bd. VI, S. 23, Anmerk.) Man sieht aus diesen auf Schrauben gestellten Worten ganz deutlich, wie Bern sich rüstet, aus einem bis zu diesem Augenblick noch guten Verhältnis zur Feindseligkeit überzugehen.

Hervorragend unbefangen beurteilt die Verhältnisse Dierauer in seiner „Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft" (zweiter Band 1892), einem überhaupt sehr verdienstlichen Buch.

Dändliker, Gesch. d. Schweiz (Bd. II), sucht, ähnlich wie Witte, die Schweizer als bedroht und den Krieg als eine Verteidigung hinzustellen. Er spricht S. 200 von der „ängstlichen Scheu" der Eidgenossen und meint (S. 201), daß das Volk von „Furcht vor dem grimmigen unberechenbaren Herzog" erfüllt gewesen sei. Alle diese Empfindungen waren den Eidgenossen sicherlich ganz fremd und geben ein sehr falsches Bild von ihnen. S. 841 führt er aus meinem „Pers.- u. Burg.-Krieg" an, daß auch ich das französische Geld nur eine sekundäre Rolle spielen lasse, unterläßt aber, die für mich entscheidenden Gesichtspunkte hervorzuheben, erstens des Gegensatzes zwischen Bern und den anderen sieben Kantonen, und zweitens, daß die politischen Motive bei Bern Eroberungs-, nicht Verteidigungsmotive waren. Bei den sieben östlichen Kantonen habe ich dem französischen Gelde keineswegs bloß eine sekundäre Rolle zugewiesen.

Das grundlegende, quellenmäßige Werk für die Burgunderkriege bleibt nach wie vor Em. v. Rodt, Die Feldzüge Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund, und seiner Erben. Mit besonderem Bezug auf die Teilnahme der Schweizer an denselben. 2 Bde. Schaffhausen 1843, und wertvoll ist auch die umfassende Biographie des Amerikaners J. Foster Kirk, History of Charles the Bold, duke of Burgundy. 3 Bde. London 1863—68.

C. Toutey, Charles le Téméraire et la Ligue de Constance, Paris 1902, ist eine sehr ausführliche Untersuchung, ergibt aber für unsere Zwecke nichts.

Treffen bei Héricourt.
13. November 1474.

Die Schweizer, Elsässer und Oesterreicher waren gleich nach der Kriegserklärung, während Herzog Karl mit seiner Hauptmacht am Niederrhein stand, mit einem Heer von 18 000 Mann ausgezogen, Héricourt zu belagern. Ein burgundisches Entsatzheer nahte sich von Norden; da es jedenfalls sehr viel schwächer als das Belagerungsheer (10 000 Mann, die angegeben werden, dürften es schwerlich gewesen sein)[1], so sieht man nicht recht, was es eigentlich wollte, vielleicht nur den Versuch einer Demonstration machen. Die Verbündeten zogen ihm entgegen und die Burgunder ergriffen ohne wesentlichen Kampf die Flucht. Daß die burgundischen Reisigen erstaunt gewesen sein sollen über die ungewohnte Kühnheit, womit bloße Fußknechte so ungescheut auf sie losgingen[2], ist sicherlich bloß schweizerische Vorstellung.

Quellenkritisch interessant sind die Verlust-Angaben.

Die Solothurner Hauptleute berichteten nach Hause, es seien 600 Feinde erschlagen.

Die Bieler Hauptleute berichteten nach Hause, es seien vom Feinde „ob 1000 Mann erschlagen".

Die Berner berichteten an den König von Frankreich, man habe auf dem Schlachtfelde 1617 feindliche Leichname gezählt[3], ungerechnet die Menge, die in einem Dorf durch Feuer untergegangen, sodaß der Feind selbst seinen Verlust auf 3000 Mann anschlage.

Ein anderer offizieller Bericht gibt 2000 Tote.

Der Berner Chronist Schilling 2000 auf dem Schlachtfeld und 1000 Verbrannte.

Man ist wohl zunächst geneigt, die 1617 feindlichen Leichname, die die Berner gezählt haben wollen, außer den Verbrannten, als authentisch anzusehen und moderne Forscher haben die Angabe

---

[1]) Nicolaus Rüsch, der Stadtschreiber von Basel, gibt gar an, die Burgunder seien 10 000 zu Roß und 8000 zu Fuß stark gewesen. Basler Chroniken (1887), Bd. III, S. 304.

[2]) Rodt I, 320.

[3]) Nach der Anmerkung in Toblers Schilling I, 163 berichteten die Solothurner nach Hause 1635.

der Solothurner, die noch in der Nacht nach der Schlacht nach Hause geschrieben wurde, mit dieser Zählung so ausgleichen wollen, daß der Sieg sich am nächsten Tage noch viel größer herausgestellt, als es anfänglich geschienen habe. Das ist ja oft genug vorgekommen, aber es stimmt nicht mit dem Gang des Gefechts und dem eigenen Verlust der Verbündeten.

Der Baseler Stadtschreiber Nicolaus Rüsch[1]) und der Berner Chronist Diebold Schilling behaupten beide, daß die Eidgenossen keinen einzigen Toten verloren hätten, nur einige Verwundete, die wieder gesund geworden. Andere Berichte[2]) geben bis zu drei Toten; die Bieler Hauptleute berichteten nach Hause von zweien. Rodt[3]) will in einer Quelle, die er nicht nennt, 70 gelesen haben.

Selbst bei 70 Mann Verlust auf der Schweizer Seite werden wir 2000 und mehr auf der anderen, da die Burgunder weder von der Flanke noch vom Rücken angegriffen und in der Flucht unbehindert waren, schwerlich glauben, um so weniger, da ja die falschen Angaben über den eigenen Verlust unmittelbar daneben stehen. Hält man aber gar die Angabe, daß die Eidgenossen keinen einzigen Toten oder höchstens 2—3 verloren hätten, für richtig, so werden die Tausende von gefallenen Burgundern erst recht unglaublich. Die anscheinend so sorgsam gezählten 1617 feindlichen Toten sind also durchaus nicht als urkundlich zu betrachten.

Von den Gefangenen wurden 18 lombardische Söldner unter der Anschuldigung, bei einem Einfall ins Elsaß Kirchen- und sonstige Frevel begangen zu haben, gefoltert und lebendig verbrannt. Für die Zukunft aber wurde durch einen Beschluß der Tagsatzung festgesetzt, daß, wie schon früher bei den Eidgenossen, überhaupt keine Gefangenen gemacht, sondern alles getötet werden solle.

Schlacht bei Granson.
2. März 1476.

Volle anderthalb Jahre währte es, bis der Herzog, am Niederrhein und in Lothringen beschäftigt, an den Grenzen der

---

1) Basler Chroniken III, 305.
2) Witte, Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrh. Bd. 45, S. 394.
3) Bd. I, S. 326. Auch Dierauer I, 197, akzeptiert die Zahl 70.

Schweiz erscheinen konnte, um sein Gebiet zu schützen. Die Schweizer hatten mittlerweile Kriegszug auf Kriegszug gemacht, und die Nachbarlande, Burgund und Waadt, ausgeplündert. Das Städtchen Stäffis, ein friedlicher Ort am Neuenburger See, der Widerstand gewagt hatte, war dabei völlig ausgemordet worden. Die Besatzung des Schlosses, das zuletzt erstürmt wurde, hatte man lebend vom Turm in die Tiefe gestürzt; selbst die Männer, die nachträglich in irgend einem Versteck aufgespürt wurden, waren an einen Strick zusammengebunden in den See geworfen worden, um sie zu ersäufen. Dann kamen die Freiburger mit 100 Wagen, um die Tuche, die in dem Städtchen gearbeitet wurden und seinen Reichtum bildeten, fortzuschaffen. Nicht das kleinste Besitztum ließ man den Weibern und Kindern, die übrig geblieben waren. Selbst die Plünderer soll über den entsetzlichen Jammer ein gewisses Mitleid ergriffen haben und der Rat von Bern ließ an die Hauptleute eine sanfte Ermahnung wegen der „unmenschlich Hertigkeiten“ ergehn.[1])

Die Berner hatten die gemeinsamen Raubzüge benutzt, um ihrerseits die festen Plätze, namentlich an den Jura-Pässen, in Besitz zu nehmen. Aber als nun der Herzog mit einem mächtigen Heer erschien, gab man die Schlösser wieder auf, denn es zeigte sich, daß die östlichen Kantone nach wie vor nicht geneigt waren, für Berns Eroberungen Schlachten zu schlagen. Der weitest vorgeschobene Posten, den die Berner zu behaupten wagten, war Granson. Sie legten eine Besatzung von 500 Mann hinein, in der Berechnung, daß diese sich behaupten und wenn die Not größer wurde, die Eidgenossen sich schließlich nicht weigern würden, zu ihrem Entsatz auszuziehen.

Wir sind über den Feldzug sehr gut unterrichtet, nicht bloß durch ausführliche Erzählungen in schweizer und burgundischen Chroniken, sondern namentlich durch die Berichte, die der Gesandte des Herzogs von Mailand, Panigarola, der in der Umgebung Karls war, seinem Herrn sehr eingehend alle paar Tage erstattete und die gedruckt vorliegen.[2])

---

[1]) Witte, Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. Bd. 49 (1895), S. 217.

[2]) F. de Gingins-La-Sarra, Dépêches des ambassadeurs Milanais sur les campagnes de Charles le Hardi, de 1474 à 1477. Paris 1858.

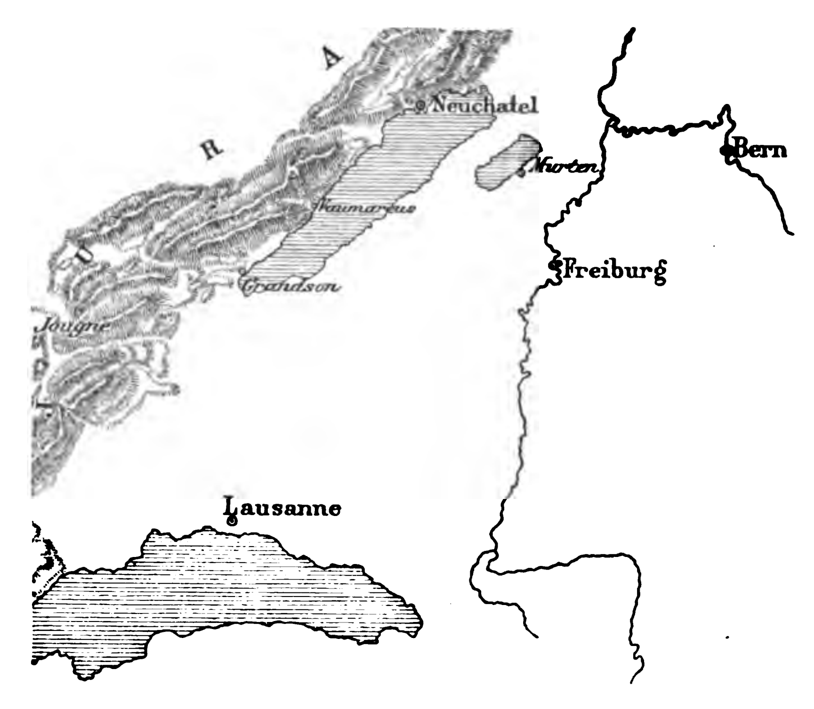
Der nächste Weg, auf dem der Herzog von Burgund in das Land der Schweizer eindringen konnte, hätte über den Jura etwa auf Neufchatel oder Biel geführt. Karl nahm jedoch diesen Weg nicht. Das Ziel, welches er sich setzte, war zunächst noch nicht die Invasion des schweizerischen Gebiets, sondern die Befreiung der Waadt, des von den Schweizern eroberten savoyischen Landes. Hierher also wandte sich Karl, und machte die Waadt zu seiner Operationsbasis, sodaß er während des eigentlichen Feldzuges die Front nach Nord-Osten gerichtet hatte.

Das erste strategische Objekt, welches der Herzog ins Auge faßte, war die Wiedereroberung von Granson. Der Ort liegt nicht auf dem Wege, der ihn direkt auf seinen Hauptfeind, die Stadt Bern, geführt haben würde. Aber gerade deshalb wird Karl dieses Manöver gewählt haben: seine Erwägungen werden denen des Berner Rats ganz parallel gegangen sein, aber in entgegengesetzter Richtung. Er wußte, daß keineswegs alle Kantone mit der Politik Berns einverstanden waren. Wäre er nun direkt auf Bern losgegangen, so war anzunehmen, daß trotz aller Differenzen die Eidgenossen Bern nicht im Stich lassen würden. Indem Karl aber Granson angriff, so standen die Kantone zunächst nur vor der Frage, ob sie Veranlassung hätten, Bern in der Verteidigung dieser seiner Eroberung zu unterstützen. Es war möglich, daß sie in dieser Empfindung nur mit halber Kraft oder lässig oder garnicht zur Hilfe erscheinen würden. Mochte nun Bern mit seinen und seiner nächsten Genossen Kräften allein eine Entsatzschlacht wagen oder die Stadt und Besatzung sich selbst überlassen — immer erschienen die Chancen gerade für dieses Unternehmen ganz besonders günstig.

Es kam ganz, wie der Herzog es berechnet hatte. Alle Nachrichten von dem burgundischen Anmarsch, alle täglichen flehenden Botschaften Berns um Hilfe brachten die Ost-Kantone nicht zu sofortigem Handeln. Erst mehr als drei Wochen, nachdem die Burgunder angefangen, das Gebirge zu überschreiten, war das eidgenössische Heer, wenn auch immer noch nicht vollständig, doch aktionsbereit. Mittlerweile hatte sich die Besatzung von Granson auf Gnade und Ungnade ergeben müssen und war von dem er-

grimmten Herzog zur wohlverdienten Strafe für die verübten Untaten hingerichtet worden.

Am sichersten wäre es für den Herzog unzweifelhaft gewesen, wenn er in dem wohlgerüsteten, mit Artillerie verteidigten Lager auf der Ebene bei Granson den Angriff der Schweizer abgewartet hätte. Sein Heer war etwa 14 000 Mann stark, 2000—3000 schwere Reiter, 7000 bis 8000 Schützen, der Rest Fuß-Spießer.



Etwa 19 000 Mann stark, waren die Schweizer ihm zwar um einige Tausende überlegen, aber ob sie den Angriff auf das Lager wagen würden, war doch zweifelhaft, und Karl beschloß deshalb, ihnen entgegenzugehen. Mit seinen berufsmäßigen Kriegern und seiner Artillerie fühlte er sich gegen das Volksaufgebot des Erfolges sicher. Der Weg führt entlang am Neuenburger See; eine Strecke lang machen ihn die an den See herantretenden Berge zu einem Engpaß. Um sich den Durchmarsch zu sichern, bemächtigte sich Karl zunächst des an dem entgegengesetzten (nördlichen) Ausgang liegenden

Schlosses Vaumarcus und versah es mit einer Besatzung[1]) (1. März).

Diese Bewegung bestimmte auch das Vorgehen der Schweizer. Sie hatten in der Tat Bedenken getragen, das befestigte Lager der Burgunder anzugreifen. Jetzt beschlossen sie auf der Stelle sich gegen Vaumarcus zu wenden. Es war mit Sicherheit anzunehmen, daß Karl zum Entsatz herbeieilen und so die Gelegenheit zu einer Schlacht in einer nicht vorbereiteten, d. h. namentlich nicht mit Artillerie besetzten Stellung bieten werde.

Am 2. März morgens bewegen sich nun die beiden Heere gegeneinander; die Schweizer gegen den nördlichen Ausgang des Engpasses auf Vaumarcus, die Burgunder gegen den südlichen Ausgang. Nur bis zu dieser Stelle, etwa eine Meile von Granson, wollte Karl sein Heer vorwärts bewegen. Der etwa eine halbe Meile breite Bergrücken würde also noch zwischen den beiden Gegnern gelegen haben. Da entwickelt sich, beiden Teilen unerwartet, die Schlacht.

Ein Teil der Schweizer, hauptsächlich Schwyzer, Berner und Freiburger, ist mit einem burgundischen Posten, der auf dem über den Bergrücken hinwegführenden Wege aufgestellt ist, in Kampf geraten. Der Kampf zieht einen Haufen nach dem andern auf diesen Weg, und indem sie, den Feind verfolgend, auf der andern Seite des Berges anlagen, erblicken sie vor sich in der Ebene dessen gesamtes Heer. Die Vortruppen sind bereits angekommen und haben begonnen das Lager aufzuschlagen; das Gros ist noch im Marsch.

Der Herzog selbst ist mit den Vortruppen zur Stelle und nimmt den Kampf mit den aus dem Paß hervorquellenden Schweizern auf, zunächst vornehmlich durch seine Schützen.

Die Situation ist, abstrakt betrachtet, für das burgundische Heer so günstig wie möglich. Beide Heere sind noch im Anmarsch,

---

[1]) Olivier de la Marche, der als Vertrauter des Herzogs dessen Intentionen kennen konnte, gibt in seinen Memoiren (die leider über diesen Krieg sehr kurz sind) an, Vaumarcus sei besetzt worden als Köder, um die Eidgenossen zum Vorrücken zu verlocken. Recht verständlich ist dieses Motiv nicht, da der Herzog jenseits des Engpasses nimmermehr ein so günstiges Schlachtfeld finden konnte, wie ihm seine befestigte Stellung bei Granson bot und er jedenfalls leichter sein Heer einige Wochen zusammenhalten und warten konnte als die Schweizer. Ungeduld und Geringschätzung des Feindes, die dem Herzog von vielen Seiten als Haupteigenschaften nachgesagt werden, werden hierdurch in der Tat bestätigt.

aber die Burgunder über eine Ebene, die Schweizer durch ein schwieriges Défilé. Man muß daher annehmen, daß das burgundische Heer schneller versammelt und aufmarschiert sein konnte, als das schweizerische; es konnte dann die noch in der Entwickelung begriffenen Schweizer angreifen, und wenn es gelang, sie zu werfen, so mußten sie, an dem Eingang des Défilés sich drängend und stopfend, schwere Verluste erleiden.

Die eigentümliche Zusammensetzung und Taktik beider Heere machte dies an sich natürliche Manöver für die Burgunder untunlich. Der Weg, auf dem die Schweizer anrückten, tritt nicht direkt aus dem waldigen Berg in die Ebene, sondern senkt sich allmählich über mit Reben bepflanzten Hügeln hinab. Auf diesem Terrain konnte Karl die beiden Waffen, in die er das meiste Vertrauen setzte, seine Ritter und seine Artillerie, so gut wie gar nicht zur Aktion bringen. Hätte er allein die gewaltige Masse seiner Schützen zum Angriff vorgehen lassen, so hätten diese die Schweizer vielleicht genötigt, in den Paß zurückzugehen, aber eine wirkliche Niederlage konnten sie allein, die sich nicht getrauen durften, sehr nahe an den Feind heranzugehen, oder gar es zum Handgemenge kommen zu lassen, ihnen nicht beibringen.

Karl beschloß deshalb, sein Heer in der Ebene aufmarschieren und es hier von den Schweizern angreifen zu lassen. Man sollte meinen, daß er hiermit auf den Hauptvorteil, den die Situation ihm bot, verzichtet habe, nämlich die Schlacht zu engagieren, ehe die Gesamtmacht des Feindes zur Stelle war. Aber selbst das gelang ihm noch einzurichten. Er ließ das Gefecht durch einige Abteilungen Schützen fortführen, welche den Schweizer Schützen überlegen, vermutlich den Gevierthaufen der Schweizer, der sich nun auf den Hügeln formierte, sehr belästigt haben. Dieser setzte sich daher, noch nicht die Hälfte des schweizerischen Heeres, etwa 8000 Mann umfassend, zum Angriff in Bewegung, ohne die Ankunft der übrigen abzuwarten.

Die wenigen Reiter[1]) und einige Geschütze, welche die Berner mit sich führten, begleiteten ihn. Man kann sich eine günstigere

[1]) Hauptsächlich die Baseler, deren Zahl auf 60 angegeben wird. Da aber auch der Anführer der österreichischen Ritter, Hermann von Eptingen, zur Stelle war (Brief Meltingers bei Knebel), so müssen doch auch diese Oesterreicher wenigstens teilweise dabei gewesen sein.

Situation für das burgundische Heer kaum vorstellen, wenn es nun seinerseits bereits vollständig aufmarschiert gewesen wäre. Das war es aber noch nicht. Man darf annehmen, daß die burgundische Armee wohl vollständig zur Stelle, aber teilweise noch etwas rückwärts im Herausarbeiten aus dem Train und Aufstellen begriffen war, als die Schweizer anrückten. Vielleicht haben sich diese gerade im Hinblick, daß auch die Burgunder noch nicht völlig bereit waren, zu dem isolierten Angriff hinreißen lassen.

Wie dem auch sei: immer glaubte der Herzog noch alle Vorteile auf seiner Seite zu haben. Kam der schweizerische Gevierthaufen in die Ebene, so konnte er ihn in den Flanken mit seinen Gendarmen packen, in der Front von der Artillerie und den Schützen beschießen lassen. Die wenigen Reiter und Schützen der Schweizer, welche den Gevierthaufen begleiteten, hätten ihn vor den Flanken-, vielleicht auch bald Rückenangriffen nicht zu decken vermocht; er hätte, um sich ihrer zu erwehren, Halt machen müssen und wäre endlich den allseitigen Angriffen erlegen.

Karl befahl also einigen Abteilungen seiner Gendarmen den Flankenangriff von der Bergseite her, anderen, sich aus der Front zurückzuziehen, um die Artillerie zu demaskieren. Die Geschützkugeln schlugen in den schweizerischen Haufen ein. Der Angriff der Gendarmen wurde mit großer Bravour ausgeführt; die Plänkler der Eidgenossen flüchteten sich in den Haufen; die Gendarmen kamen bis an die Spieße; aber in den massiven Haufen, aus dem ihnen die langen Spieße entgegengestreckt wurden, einzudringen, waren sie außer stande; der Herr von Chateauguyon, der sein Pferd mit Gewalt hineindrängte, wurde erstochen, die anderen kehrten um. Der Angriff war abgeschagen, an dem festen Zusammenhalten des Schweizer Gevierthaufens und den langen vorgestreckten Spießen abgeprallt.

Indem war das Schicksal des Tages bereits entschieden. Bei den noch weiter zurück befindlichen Scharen der Burgunder, also wahrscheinlich denen, die noch dabei waren, sich zu ordnen, sowie beim Train war eine Panik ausgebrochen, die sich immer weiter fortpflanzte. Unter dem Ruf „sauve qui peut“ ergriff eine Abteilung nach der andern die Flucht. Als Grund dieser Panik gibt Panigarola an, daß die hinteren Abteilungen jene Rückwärts-

bewegung, die gemacht wurde, um der Artillerie freies Feld zu geben, als Flucht aufgefaßt hätten. Die Schweizer nahmen an, daß die Ankunft der übrigen Eidgenossen, welche in unaufhörlichem Strom aus beiden Pässen (über den Berg und am See-Ufer) hervorquollen, die Burgunder so in Schrecken gesetzt hatten. Es mag wohl dieses beides und dazu die Abweisung des Angriffs der Gendarmen unter Chateauguyon[1]) zusammengewirkt habe. Jedenfalls war es zu einem allgemeinen Kampfe gar nicht gekommen. Das Gros des burgundischen Heeres bestand ja aus Schützen, die es auf einen Nahkampf mit Spießern und Hellebardierern nicht ankommen lassen können, und der feste Zusammenhalt eines taktischen Körpers, der den einzelnen davor hütet, sich von der Panik anstecken zu lassen, fehlte. Das burgundische Heer stürzte davon; vergeblich suchte Karl seine Leute aufzuhalten und noch hier und da das Gefecht wieder zum Stehen zu bringen. Die Schweizer folgten den Fliehenden nach, da aber nur noch wenige ihrer Reiter zur Stelle waren, und diese sich nicht isoliert vorwagten, so konnten sie ihnen keinen Schaden mehr tun. Der Verlust von 1000 Mann, der von einigen angegeben wird, ist jedenfalls noch zu hoch; Panigarola sagt, offenbar dem Charakter des Gefechtes entsprechend, daß nur ganz wenige gefallen seien, und der Hauptmann der St. Galler, Freiherr Peter von Hewen, meldete seinem Abt am Tage nach der Schlacht, es seien nur 200 Burgunder geblieben.[2])

Auf Seiten der Schweizer waren durch das Geschütz und die Pfeile der Burgunder eine nicht ganz unerhebliche Zahl getötet und verletzt; auch bei den Kontingenten, welche nicht bei der Vorhut, sondern bei dem Gewalthaufen waren; die Luzerner z. B. hatten 52 Verwundete. Diese sind vermutlich meist auf der Verfolgung durch rückwärts gesandte Pfeile getroffen worden. Vereinzelt soll sich auch eine Anzahl von Leuten aller Kontingente der Vorhut angeschlossen haben und mag hiervon einer oder der andere in der Schlacht selbst verwundet worden sein.[3])

---

[1]) Hierauf legt der burgundische Hof-Historiograph Molinet Gewicht.

[2]) Mitgeteilt in „St. Gallens Anteil an den Burgunderkriegen“. Herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen 1876.

[3]) In dem Protokoll der Tagsatzung vom 15. Mai (Eidg. Abschr. II, 593) werden nur „by fünfzig Mann Tote“ angegeben. Dasselbe Protokoll behauptet aber, daß 1500 oder 1600 erschlagene Burgunder aufgefunden seien und der Herzog

Dierauer II, 207 hat meine Berechnung der Stärke des burgundischen Heeres auf 13 000 bis 14 000 Mann angezweifelt, da zu den 11 000, die Karl (neben 400 vorausgeschickten Lanzen) heranführte, noch savoyische und mailändische Zuzüge gekommen seien. Ob aber noch mailändische Zuzüge gekommen und ob Savoyarden bei Granson waren, ist sehr zweifelhaft, während umgekehrt sehr wohl einzelne Teile von Karls Macht detachiert gewesen sein mögen. (Vgl. Perf.- u. Burgund.-Kr. S. 150.)

Feldmann, die Schlacht bei Granson (Freienfeld 1902) will zu einer höheren Zahl kommen, weil ich die Artillerie-Mannschaft, die „Gensdarmen" und die Savoyarden nicht mitgerechnet hätte. Die Artillerie-Mannschaft bestand aber zumeist aus Nicht-Kombattanten; eine „Gensdarmerie", die ich nicht mitgerechnet hätte, ist nicht nachgewiesen, von den Savoyarden haben wir schon gesprochen.

Feldmann legt noch Gewicht auf den Ausruf Karls, „20 000 Mann seien ausgerissen", und meint, der Herzog habe doch nicht den Sieg der Schweizer noch größer darstellen wollen, als er war. Ich erwidere: es ist ganz klar, daß der Herzog in der Wut über die Feigheit der Seinen zu ihren Ungunsten noch übertrieben hat.

In der Depesche vom 31. Dezember 1475 gibt Panigarola an, der Herzog behaupte, bereits 2300 Lanzen nnd 10 000 Bogenschützen zu haben. Ich habe angenommen (P.- u. B.-Kriege S. 149), die 10 000 Bogenschützen seien zugleich Teile der Lanzen. Feldmann verwirft diese Auslegung und dürfte damit Recht haben: der Herzog hat tatsächlich sagen wollen: 2300 Lanzen (= 13 800 Mann) und 10 000 Schützen. Für die Stärke-Berechnung bei Granson ist aber dadurch nichts gewonnen. Hierfür ist allein Panigarolas Bericht vom 16. Januar maßgebend, aus dem sich ergibt, daß jene frühere Angabe des Herzogs eine starke Uebertreibung gewesen ist.

Die Schlacht bei Murten.
22. Juni 1476.

Die Schweizer machten, so sehr auch die Berner darum baten, ihren Sieg nicht etwa zum Fundament einer großen strategischen Offensive; sie verfolgten ihn nicht einmal weit über das Lager von

---

allein 60 000 rechter Reisiger und des übrigen Volks noch mehr gehabt habe. Sehr glaubwürdig ist es also nicht. Die Schwyzer hatten 70 Verwundete und 7 Tote (Knebel gibt an, daß sie im ganzen 80 Mann verloren hätten). Die Gesamtzahl der Verwundeten läßt sich auf Grundlage der Kurkosten-Rechnung auf etwa 700 veranschlagen, die Toten mögen also 50—70 betragen haben.

Bernoulli, Baseler Neujahrsblatt, 1899 S. 23 und Feldmann, Schlacht bei Granson, S. 56, nehmen den Verlust nur auf 50 Tote und 300 bis 400 Verwundete an.

Granson hinaus, sondern kehrten mit der Beute sofort in ihre heimatlichen Kantone zurück.[1]) So konnte Karl in der Waadt selbst, 11 Meilen von Bern sein Heer reorganisieren. Sein Hauptquartier war Lausanne. In zwei Monaten hatte er hier seine Rüstungen vollendet, ein beträchtlich stärkeres Heer als bei Granson, wohl 18000 bis 20000 Mann, zusammengebracht und begann den Feldzug von neuem.[2])

Die Berner hatten es diesmal nicht gewagt, so weit vorgeschobene Posten, wie es Granson gewesen war, zu behalten. Der einzige Ort auf savoyischem Gebiet, den sie festhielten, war Murten, welches, drei Meilen von Bern gelegen, die nördlichere der beiden Straßen, auf denen man von Lausanne nach Bern gelangen kann, sperrt, sowie Freiburg die südlichere. Einen von diesen beiden Orten mußte Karl daher zunächst angreifen. Etwa an ihnen vorbei direkt auf Bern zu ziehen, würde keinen Vorteil gebracht haben. Die Berner allein hätten sich schwerlich zur Schlacht im offenen Lande gestellt; der Herzog hätte die Stadt belagern müssen und wäre dabei in derselben Art, aber unter unendlich viel ungünstigeren

---

[1]) Dändliker in seiner „Geschichte der Schweiz", Bd. II, S. 224, erklärt die Nicht-Ausnutzung des Sieges von Granson allein durch den militärischen Unverstand der Eidgenossen; er schreibt: „In der Freude über den erhebenden Erfolg von Granson kümmerten sich die Eidgenossen um den Burgunder zunächst nicht mehr. Sie hielten ihre Aufgabe für gelöst. Als Bern, welches sich nicht solcher Sorglosigkeit und Selbsttäuschung hingab und die Lage ernst ansah, Fortsetzung des Krieges wünschte, beschloß die Mehrzahl der Eidgenossen die Heimkehr." So kriegskundige Leute wie die Züricher mit ihrem Bürgermeister Waldmann und die anderen Eidgenossen sollen nicht imstande gewesen sein, es zu begreifen, wenn Bern ihnen auseinandersetzte, daß man sich durch eine Verfolgung des geschlagenen Heeres am sichersten gegen einen neuen Angriff schütze? Man sieht, wohin eine falsche Grundauffassung schließlich führt. Dändliker will nicht zugeben, daß in dem Kriege die Schweizer die Angreifer waren, sondern möchte ihn als eine Art Notwehr erklären, weil sie sich durch den Herzog von Burgund bedroht fühlten. Wenn es nicht ohnehin aus den urkundlichen Quellen mit Deutlichkeit hervorginge, so würde es das Verhalten der Schweizer nach dem Siege von Granson zeigen, wie unendlich fern den Schweizern der Gedanke lag, sich durch die burgundische Macht bedroht zu fühlen.

[2]) Meine Berechnung der Stärke der Burgunder bei Murten (höchstens 20000 Mann) ist wohl von schweizerischer Seite vielfach bemängelt, irgend etwas Greifbares aber ist dagegen nicht erbracht worden. Dierauer, S. 211, möchte auf 23000 bis 25000 Mann gehen, aber nur auf Grund von angeblichen Zuzügen noch in den letzten Tagen vor der Schlacht, die nicht nachgewiesen sind. Zu korrigieren ist in meiner Berechnung nur die Anmerkung Perſ.- u. Burg.-Kr., S. 158, wo nach der neuesten kritischen Ausgabe Comines' von Mandrot (Bd. I, S. 363) die Zahl „18000" doch „18000 Tote" bedeutet, nämlich alles in allem, während „prenant gages", also Krieger, nach ihm 8000 gefallen seien.

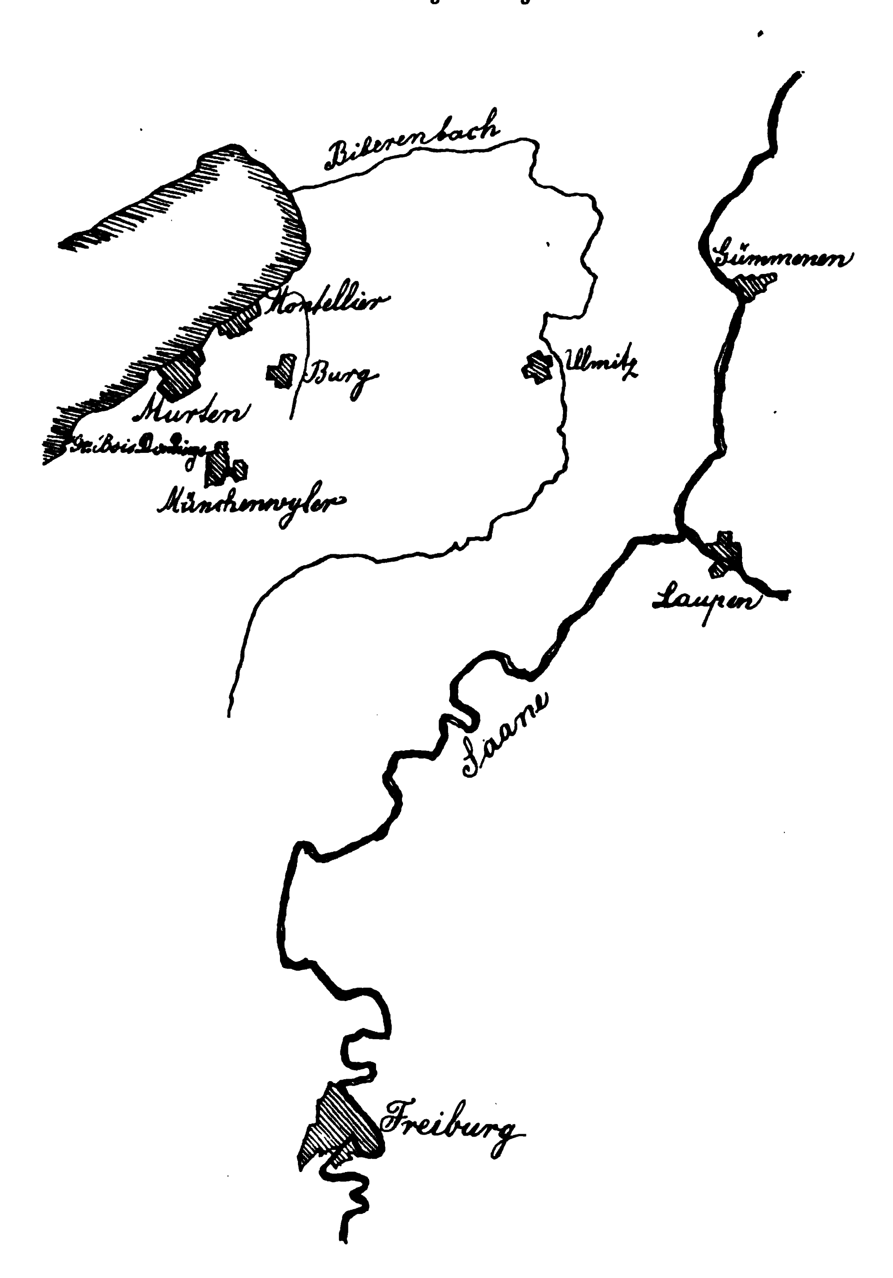
Umständen von dem Entsatzheer angegriffen worden, wie er es vor Murten oder Freiburg erwarten durfte. Der Herzog mußte sich also notwendig zunächst gegen eine dieser beiden Städte wenden und der Berner Rat hatte in Voraussicht dessen die Freiburger Bürgerschaft durch einen „Zusatz“ von 1000 Mann verstärkt, die auf feindlichem Gebiet gelegene Stadt Murten, deren Gesinnung zweifelhaft war, mit einer Besatzung von 1580 Mann unter Führung eines besonders bewährten Kriegers, Adrian von Bubenberg, versehen.

Der Herzog von Burgund beschloß, sich gegen diesen letzteren Platz zu wenden. Was für spezifisch militärische Gründe auch für diesen Entschluß in die Wagschale gefallen sein mögen — etwa die bessere Rückzugslinie oder Terrain —, das Entscheidende war dieselbe Betrachtung, welche ihn den ersten Feldzug hatte gegen Granson richten lassen. Der Widerwille der östlichen Kantone gegen diesen Krieg war nach Granson ganz ebenso groß wie vorher.[1]) Deshalb waren sie trotz aller Vorstellungen Berns und trotz der augenscheinlichsten militärischen Vorteile, die zu gewinnen waren, nach dem Siege sofort nach Hause zurückgekehrt und hatten den Burgundern erlaubt, unmittelbar vor ihrer Tür ihren Sammelplatz aufzuschlagen. Selbst Murten wollten sie nicht verteidigen helfen, sondern sich beschränken auf den Schutz des wirklich eidgenössischen Gebietes. Ein Angriff auf Freiburg würde sie sofort mit ganzer Macht unter die Waffen gebracht haben; mit Murten konnte sich leicht dasselbe Spiel wiederholen, wie im Frühling mit Granson.

Was der Herzog weiter beabsichtigte, wenn es ihm gelang, Murten vor Ankunft des Entsatzheeres zu nehmen, ist schwer zu sagen. Er hat zwar zu Panigarola davon gesprochen, daß er dann direkt auf Bern ziehen werde, aber man kann sich auch ebenso gut vorstellen, daß er in einer festen Stellung den Angriff der Schweizer abgewartet hätte. Die 1500 Mann Besatzung von Murten in seiner Hand hätten vielleicht sogar genügt, den Zweck des Krieges zu erreichen, wenn er sie als Pfand gefangen behielt; und wenn er sie wie die Besatzung von Granson hinrichten ließ, so hätte er nicht bis Bern zu gehen brauchen, um die Schweizer zu der gewünschten Schlacht im offenen Felde heranstürmen zu sehen.

---

[1]) Panigarola, den 10. Juni. Gingins II, 242.


Biberenbach
Montellier
Burg
Murten
Münchenwyler
Ulmitz
Gümmenen
Laupen
Saane
Freiburg

In wohlüberlegter Weise also ging Karl auf Murten vor, begann die Belagerung (9. Juni) und errichtete gleichzeitig nach außen eine Befestigung gegen ein etwa anrückendes Entsatzheer. Er schloß mit dieser Befestigung nicht sein Lager nahe der Stadt unmittelbar ein, da sie hier von dem ansteigenden Gelände überhöht worden wäre, sondern schob sie vor bis auf die nächste Höhe, anderthalb bis zwei Kilometer von der Stadt entfernt, vor der sich wieder eine ziemliche Ebene, das Wyler Feld, östlich von Burg und Münchenwyler, ausbreitete. Das gab ein vortreffliches Gefechtsfeld, den anrückenden Feind schon von fern her mit Geschütz, dann mit den Kugeln, Bolzen und Pfeilen der Schützen zu empfangen und schließlich, mit Rittern und Fußvolk ausfallend, zum Angriff überzugehen.[1])

An einer anderen Stelle, wohl bei Montellier, staute er einen Bach, um den Zugang zu sperren. Die Befestigung bestand aus einem „Grünhag", wie die Schweizer Chronisten sagen, teils Flechtzaun, teils Palissade, die auf den Bodenerhebungen mit Geschützen besetzt wurde. Für den Ausfall wurden Lücken in diesem Grünhag gelassen. Wie weit er östlich um das Lager herumgeführt wurde, ist nicht überliefert, doch wohl so weit, daß höchstens die Südseite offen war, vielleicht auch ganz herum. Vielleicht diente hier der Wald südlich von Münchenwyler als Anlehnung, den man durch Verhack unzugänglich gemacht hatte. Noch weiter konnten die Schweizer, deren natürlicher Sammelpunkt im Nordosten lag, sich nicht wohl herumziehen.

Im Hinblick auf die Festigkeit seiner Stellung war der Herzog überzeugt, daß die Schweizer sich überhaupt nicht heranwagen

---

[1]) Panigarola 13 Juni. Gingins II, 258.

Panigarolas Angaben, daß Karl sein Lager befestigen ließ, werden bestätigt und anschaulich gemacht durch die Bilder in der Schillingschen Chronik (das eine reproduziert in Ochsenbeins Urkundenbuch und in der Abhandlung des Obersten Meister) und das Schlachtlied von Zoller (gedr. bei Ochsenbein, S. 494). Hier heißt es:

„Darumb verletzet [verbarrikadiert] er das her,
von dem se uf nach siner beger,
ein bach den liess er schwellen,
er haget fast zu aller stund
da lag der graf in von Remund,
groff böum die liess er fellen.
Wer gesach größer werk iemer
geschechen in vierzechen tagen?"

würden; allein von ihm selbst würde es abhängen, ob es zur Schlacht kommen werde oder nicht, indem er nämlich aus seinem festen Lager heraustrete oder darin bleibe.[1])

Die Zufuhr in seinem festen Lager sicherte er durch Etappentruppen, die an geeigneten festen Punkten stationiert wurden.

Gegen einen überraschenden Angriff durch ein Entsatzheer würde sich der Herzog am besten gedeckt haben, wenn er die Uebergänge der Saane, die ungefähr halbwegs zwischen Murten und Bern von Süden nach Norden fließt, besetzt hätte, namentlich Laupen und Gümmenen. Er machte auch gleich im Anfang (12. Juni) einen Versuch, sich dieser Plätze zu bemächtigen, wiederholte ihn aber, als sie zurückgeschlagen waren, nicht. Er wollte wohl nicht exponierte Posten der Gefahr aussetzen, aufgehoben zu werden oder um ihretwillen zu einer Entsatzschlacht vorrücken zu müssen.

Die Schweizer waren nunmehr imstande, ihr Heer unmittelbar hinter der Saane zu sammeln, und als das Gros beisammen war, über den Fluß bis Ulmitz vorzugehen (12.), nicht mehr als 5—6 Kilometer von der burgundischen Palissade entfernt. Neben den eigentlichen Schweizern erschienen der Herzog René von Lothringen mit einigen hundert Reitern, österreichische Reiter, Straßburger und andere Kontingente aus dem Elsaß. Aber erst am 22. Juni, dem 13. Tage nach Beginn der Belagerung, war das Heer einigermaßen vollständig. Nicht auf die Nachricht von dem Vormarsch des burgundischen Heeres, nicht einmal auf die Nachricht der Belagerung Murtens, sondern erst als wirklich altbernerisches Gebiet verletzt war — was bei Gelegenheit des Vorpostengefechtes an der Saane am 12. Juni geschah —, hatten die Kantone ihre Mannschaften aufgeboten.

Trotz großer Anstrengung war es den Burgundern nicht gelungen, in dieser Zeit Murten zu überwältigen. Sie hatten Bresche geschossen und gestürmt, waren aber zurückgeschlagen worden. Mit der höchsten Tatkraft und Umsicht leitete der Kommandant Bubenberg die Verteidigung. Er hielt die feindlichen Regungen in der Bürgerschaft im Zaume und befeuerte den schon sinkenden

---

[1]) Panigarola, 12. Juni, 13. Juni.

Mut seiner Mannschaft durch Zuspruch und Strenge. Verstärkungen, die ihm über den See zugesandt wurden, kamen ihm zu Hilfe. Die burgundischen Kapitäne rieten daher dem Herzog, auf eine Wiederholung des Sturmes zu verzichten, sich auf die fortgesetzte Beschießung zu beschränken und alle Kraft auf die bevorstehende Schlacht zu verwenden, welche auch das Schicksal der Stadt mit bestimme.

Als dem Herzog gemeldet wurde, wie nahe die Schweizer seien, machte er selber mit einigen Hauptleuten, am 21. Juni, dem Tage vor der Schlacht, eine Rekognoszierung. Man kam so nahe, daß die Schweizer zu schießen anfingen, und es wurde erwogen, ob man nicht die Belagerung suspendieren und lieber zunächst diesem Feinde im offenen Felde auf den Hals gehen solle.[1] Aber der Herzog entschied sich dagegen. Das Gelände bei Ulmitz, das die Schweizer als Sammelplatz gewählt hatten, war für einen Angriff der Ritter unbrauchbar, von Schluchten durchzogen und mit Wald umgeben, sodaß man auch die Zahl des Gegners nicht übersehen und abschätzen konnte. Der Herzog glaubte, es seien noch nicht viele zusammengekommen. Umsoweniger wollte er die Belagerung, die doch endlich zum Ziele führen mußte, unterbrechen. Etwa sein Heer zu teilen, die Belagerung fortzusetzen und gleichzeitig das Entsatzheer bei Ulmitz anzugreifen (wie es etwa Friedrich getan hat, als er von Prag nach Kollin gegen Daun zog) scheint nicht in Betracht gezogen worden zu sein und konnte sich auch nicht empfehlen, da man doch nicht so sicher wußte, wie stark der Feind bei Ulmitz sei und er durch das Gelände so sehr gut gedeckt war. So blieb der Herzog dabei, die Belagerung fortzusetzen und den

---

[1]) Am 16. Juni ließ der Herzog an den Magistrat von Dijon schreiben: „avons été la nuyt passée veillant et debout en intencion de marcher à toute notre armée au devant de nos ennemis, prouchains de nous à deux petites lieues et lesquelz, comme l'on nous avait rapporté, s'estoient uniz et assemblez pour plus avant nous aprouchier et combattre et les actendons de heure à autre.“ (Ochsenbein, S. 280.) Wattelet, S. 29 ff. u. Anmk. 88 u. 89 bezieht das auf eine Idee, den Schweizern entgegenzugehen. Offenbar ist aber nur Annahme des Kampfes am Grünhag gemeint. W. hat hier versehentlich dieselbe Nachricht zweimal, am 16 u. 19., verwertet. Auch seine Auslegung, Anmk. 85, des Panigarola'schen Berichts vom 18., daß Karl am 19. die Schweizer bei Gümminnen habe angreifen wollen, halte ich für unrichtig. Die Worte „dar la bataglia“ beziehen sich auf einen beabsichtigten Sturm auf Murten, wie das schon Gingins in seiner Uebersetzung aufgefaßt hat.

Angriff des Entsatzheeres abzuwarten. Panigarola warnte ihn, in dem Verhalten der Schweizer liege eine Tücke, von Stunde zu Stunde könnten sie plötzlich da sein. Aber nachdem das burgundische Heer schon mehrfach in den vorhergehenden Tagen in den Palissaden aufmarschiert war, um sie zu empfangen, und Tag für Tag verging, ohne daß sie kamen, traute der Herzog ihnen einen Angriff überhaupt nicht mehr zu und glaubte sich gegen eine Ueberraschnng im schlimmsten Fall genügend zu schützen, indem er seine Befestigung auf der Front gegen Ulmitz auch für die Nacht mit 2000 Mann zu Fuß und 300 Lanzen besetzte. Das Gros des Heeres, das auch bereits den ganzen Nachmittag in Schlachtordnung gestanden hatte, ließ er ins Lager zurückkehren.

In der Nacht fing es an stark zu regnen und regnete den ganzen nächsten Vormittag. Die Schweizer machten am Morgen eine Rekognoszierung, zogen sich aber sofort wieder zurück und ließen nichts weiter von sich sehen und hören. Der Herzog glaubte jetzt völlig sicher zu sein, daß sie einen Angriff nicht wagen würden.

Die Schweizer aber hatten eigentlich schon an den vorhergehenden Tagen angreifen wollen und nur noch auf die Ankunft der Züricher gewartet, die endlich in Gewaltmärschen und schließlich noch mit einem Nachtmarsch von Bern her am Sonnabend Morgen bei Ulmitz eintrafen. Der Züricher Rat, der den Bernern recht nachdrücklich seine Meinung über die Eroberung der Waadt kundtun wollte, hatte die Mannschaft erst am 18. Juni, mehr als drei Wochen seit der Burgunder von Lausanne zum Vormarsch aufgebrochen, am zehnten Tage seit er die Belagerung Murtens begonnen, abmarschieren lassen; überdies war das Aufgebot unverhältnismäßig klein, nur 1450, höchstens 2000 Mann stark.

Das eidgenössische Gesamtheer aber war dem burgundischen an Zahl doch in noch höherem Maße überlegen als bei Granson. Man wird es auf etwa 26 000 Mann zu veranschlagen haben, und wenn man die Besatzung Murtens hinzurechnet, die doch auch sehr in Betracht kommt, da sie einen Teil der Burgunder fesselte und schließlich einen Ausfall machte, auf annähernd 28 000. Das burgundische Heer war, um es zu wiederholen, 18 000 bis 20 000

Mann stark, wovon noch einiges für Etappen-Besetzung abzuziehen ist.

Die schweizerische Ueberlieferung, die das burgundische Heer bei Granson schon auf 100 000 Mann veranschlagt hat, hat dem Herzog bei Murten bis zu dem Dreifachen dieser Zahl zugeschrieben.

Der Herzog, numerisch erheblich in der Minderheit, war weiter strategisch im Nachteil wegen der belagerten Stadt mit ihrer starken Besatzung in seinem Rücken, am meisten aber dadurch gefährdet, daß seine Befestigungen, um sich dem Gelände anzupassen, über einen halben Kilometer vor das Lager hinausgeschoben waren und dadurch einen sehr großen Umfang hatten annehmen müssen. Bei einem Angriff kam alles darauf an, daß die Burgunder rechtzeitig an den Palissaden bereit standen, und zwar an der Stelle, die die Schweizer angriffen und die man vorher nicht wissen konnte.

Ein Feldherr muß mit der Kühnheit des Wagens und dem Mut des Entschlusses die stets wache Vorsicht verbinden, die auf die kleinsten Anzeichen achtet und Listen und Tücken des Feindes vorausahnt. Als die Oesterreicher die Preußen bei Chotusitz überfallen wollten (17. Mai 1742), entgingen diese der Niederlage nur dadurch, daß der kommandierende General, Erbprinz Leopold von Anhalt, bereits bei Sonnenaufgang selber zu Pferde saß und auf die Meldung vom Nahen des Feindes die Anordnungen für die Alarmierung und den Aufmarsch seiner Truppen treffen konnte. Als die Oesterreicher Friedrich bei Soor zu überraschen gedachten (30. September 1745), wurde der preußische Gegenstoß nur dadurch ermöglicht, daß der König jeden Morgen um 4 Uhr aufstand und den General du jour schon bei sich hatte, als ihm der Feind gemeldet wurde. Aber auch Friedrich ist bei Hochkirch überfallen worden, und Gneisenau hätte den Sieg von Belle-Alliance vermutlich schon bei Ligny erfochten, wenn er den Anmarsch Napoleons wenige Stunden früher bemerkt hätte. Der Anmarsch einer ganzen Armee scheint etwas so massives zu sein, daß er nicht unbemerkt bleiben kann. In Wirklichkeit aber ist die Erscheinung, daß ganze Armeen in unmittelbarer Nähe vom Feinde nicht bemerkt werden, sehr häufig in der Kriegsgeschichte. Ich will, weil

eigentlich nur die immer wiederholte Erfahrung die Sache glaublich erscheinen läßt, noch an einige erinnern. Am 16. Oktober 1813 erwarteten die Franzosen die Schlesische Armee in einer wohlvorbereiteten Stellung bei Wahren und verließen diese in der Meinung, daß von dieser Seite kein Angriff bevorstehe. Unmittelbar darauf wurde der Feind gemeldet und war bereits so nahe, daß man in jene Stellung nicht zurückkehren konnte, sondern die eine Viertelmeile rückwärts liegende Stellung von Möckern, wo man eben angelangt war, einnahm. Noch krasser ist das Beispiel der Schlacht bei Königgrätz, wo die Oesterreicher auf dem rechten Flügel den Anmarsch der Truppen des Kronprinzen nicht eher bemerkten, als bis sie mitten unter ihnen waren. Am 4. August 1870 war die ganze III. Armee auf Weißenburg im Anmarsch, ohne daß die französischen Patrouillen sie bemerkten; der General Douay ließ auf ihre Meldungen hin die Truppen abkochen, als plötzlich bei den Vorposten das Feuern begann. Die Gefechte von Trautenau 1866, wo die Preußen die Ankunft des Gros der Oesterreicher nicht bemerkten, und von Beaumont 1870, wo die Franzosen von den Preußen überfallen wurden, gehören insofern hierher, als der Fehler darin lag, daß man den Feind nicht bemerkte, weil man ihn nicht erwartete. Ferner läßt sich noch heranziehen, daß die Deutschen den 17. und den ganzen Vormittag des 18. August 1870 gebrauchten, ehe sie den rechten Flügel der französischen Stellung bei St. Privat herausfanden, der nur eine Meile von ihnen entfernt war.

Ist also die rechtzeitige Beobachtung eines feindlichen Anmarsches, der in diesem Falle noch durch Wald gedeckt war, schon an sich etwas garnicht so ganz Leichtes und Selbstverständliches, so entbehrte der Herzog von Burgund durchaus der Feldherrneigenschaften, die nötig gewesen wären, um einer solchen Situation gewachsen zu sein. Statt die Schweizer, deren Lager er ja kannte, aufs sorgsamste zu beobachten, selber die ganze Aufmerksamkeit dorthin zu richten oder sie dem zuverlässigsten Hauptmann auf die Seele zu binden, verstockte er sich in seiner Vorstellung, sie würden den Angriff nicht wagen, und selbst als mittags Meldungen einliefen, daß sie anrückten, verhielt er sich längere Zeit ungläubig und traf keine Anordnungen.

Die schweizerischen Führer hatten sorgfältig erwogen, wohin sie ihren Angriff richten sollten, und der Kriegsrat war zu dem Beschluß gekommen, den Angriff nicht auf das Belagerungskorps im Norden der Stadt, am See, sondern auf das Zentrum der burgundischen Stellung auf dem Wyler Felde zu richten; drang man hier durch, so mußte ein großer Teil des feindlichen Heeres von der Rückzugsstraße abgedrängt und abgeschnitten werden. Es ist wert, die eigenen Worte des Berner Chronisten über diesen entscheidenden Entschluß zu wiederholen: „da warent alle Hauptlüht, Venner und Rähte, von Stetten und Lendern, dazu ander Bundgnossen und Verwanten, Tag und Nacht by einandern zu bedencken und rahtschlagen, wie sie die Sachen nach Ehren angriffen und handeln möchten, dann sy allweg in Fürsorgen warent, der Hertzog und die Rechtschuldigen wurden inen entrinnen, als vorhin vor Granson auch beschechen was, und wurden des mit einandern enhellichen zu Raht, daß sy in dem Namen Gottes, und mit seiner Göttlichen Hilf, den rechten Herrn am ersten angriffen, und den inmaßen hinderziehen wolten, das er inen nit wol möcht entrinen, dann sy meinten, ob sy joch dem Grafen von Reymond, der sin Lager hier diesenthalb Murten auch mechtiglich geschlagen hat, am ersten angriffen und erschlugen, so würden der Herzog und die andern Rechtschuldigen zu Flucht bewegt.“

Der Angriff ging also von Ulmitz geradeaus über die kleine Hochebene zwischen den Dörfern Burg und Salvenach, (eine kleine Viertelmeile südlich von Burg), hindurch auf die burgundische Verschanzung, die sich etwa von dem Dorf Münchenwyler nordwärts in der Richtung auf Burg oder auf den Aderahügel erstreckt haben wird. Zwischen den drei[1]) Hausen der Spieße

[1]) Man hat bestritten, namentlich Wattelet (vgl. unten), daß die Schweizer bei Murten die üblichen drei Haufen Fußvolk gebildet hätten, aber die positive Aussage Schillings hierüber kann unmöglich dadurch entkräftet werden, daß einige Quellen nur von zwei Haufen sprechen, am wenigsten dadurch, daß Panigarola nur zwei Haufen gesehen hat, oder dadurch, daß in Schillings Erzählung des Kampfes nachher nur zwei Haufen erscheinen. Der dritte ist eben garnicht mehr in das eigentliche Gefecht gekommen, sondern einfach hinter den beiden anderen her in das Lager gestürmt, wo alles sich auflöste. Es wäre, selbst wenn wir das Zeugnis Schillings nicht hätten, ganz unverständlich, weshalb gerade hier bei einem so großen Heer die Schweizer die übliche Dreiteilung verlassen haben sollten. Sie konnten nicht vorher wissen, ob nicht das ganze burgundische Heer an der Palissade bereit stehe und von irgend einer Seite her ein Flanken-Gegenangriff erfolgen würde, den abzuwehren dann Aufgabe der Nachhut gewesen sein würde.

und Hellebarden waren die Ritter, nicht weniger als 1800, und die Schützen.

Den Oberbefehl führte, charakteristisch genug für die innere Spannung in der Eidgenossenschaft, kein Schweizer, sondern ein Vasall des Hauses, mit dem man bis vor drei Jahren in Erbfeindschaft gelegen, der österreichische Ritter Wilhelm Herter. Der Berner Chronist hat es nicht über sich gewinnen können, diese Tatsache zu verzeichnen, schweigt von dem Oberbefehlshaber ganz, nennt auch den Hauptmann des Gewalthaufens nicht, der ein Züricher war, Hans Waldmann, sondern hebt nur rühmend die Person des Führers der Vorhut, des Berners Hans von Halwil, hervor und nennt neben ihm allein den Führer der Nachhut, Kaspar Hertenstein.[1])

Merkwürdig genug machte dieses Bauern- und Bürgerheer während des Vormarsches im Walde einen längeren Halt, währenddessen der Graf von Thierstein einer größeren Anzahl von Persönlichkeiten, darunter auch dem Bürgermeister von Zürich, Waldmann, den Ritterschlag erteilte. Die Zeremonie dauerte so lange, daß die Menge schließlich ungeduldig wurde.

Aber trotz dieses Aufenthaltes waren, als die Massen, Reiter, Schützen und schließlich die gewaltigen Gevierthaufen mit den fliegenden Bannern aus dem Walde auf das Wyler Feld heraustraten, die Burgunder immer noch nicht alarmiert und der Grünhag nicht stärker besetzt, als während der Nacht, mit 2000 Mann zu Fuß und 300 Lanzen.

So schwach die Besatzung war, so wurde der erste Angriff doch zurückgeschlagen; die Berichte beider Seiten stimmen darin

---

[1]) Der Oberbefehl Herters ist sicher bezeugt durch die beiden von einander unabhängigen Aussagen von Knebel und Etterlin. Das Schweigen Schillings darf nicht, wie es geschehen ist, als Gegenbeweis betrachtet werden. An sich kommt nicht viel darauf an, da der Oberbefehlshaber in einem solchen Heer nicht der Feldherr zu sein braucht, der die Aufgabe und das Verdienst der strategischen Führung hat. Hier war der gesamte Kriegsrat die entscheidende Instanz; Herter hatte nur die technische Ausführung anzuordnen. Angemerkt muß der Vorgang nur werden wegen der Analogie zu den Beziehungen der griechischen Kantone untereinander in den Perserkriegen: hier wie dort gelingt das große Werk nur unter fortwährender Ueberwindung der stärkften inneren Spannungen, die auch in den Quellen allenthalben ihren Reflex verspüren lassen.

Daß Waldmann Anführer des Gewalthaufens gewesen, möchte auch ich mit Dändliker, 3. Aufl., S. 842, als sicher annehmen.

überein. Nach der Erzählung des Berners Schilling müßte man annehmen, daß die Haufen bis an die burgundischen Palissaden selbst gekommen, hier nicht durchgedrungen und wieder umgekehrt wären. Wahrscheinlicher ist wohl, daß schon die Wirkung des burgundischen Geschützes und der Anblick der mit Schützen besetzten Befestigung die Angriffskolonnen zum Stutzen brachte. Die Erzählung eines anderen Augenzeugen, des Luzerners Etterlin, lautet: „Do hattent sich die vygent treffenlich gesterckt, und treffenliches großes geschützes, Schuffent treffenlich und vygentlich gegen den Eydtgenossen in yr ordnung, des gelichne in die Rütter die dann nebent der Ordnung hieltent in einem veldlin und tatten an dem ende großen schaden, dann ich peterman etterlin, setzer diser coronick und menig fromm mann, so do warent, gesüchent ettliche Reysigen und Ritter, an mitten entzwey schiessen das das oberteyl gantz anweg kam und der unterteyl im sattel beleyb, des gelichen wurdent ettlichen der kopf ab auch sust erschossen und gelegt, aber dennoch von den gnaden gottes nit viel.“ Wären die Schweizer bis an die Palissaden gekommen und hätten im Bereich der feindlichen Geschosse zurückgemußt, so wäre der Verlust wohl ziemlich groß geworden. So war es mehr der moralische Eindruck der fürchterlichen Verletzungen durch die Vollkugeln, als die Zahl der Getöteten, welche die Kolonnen zum Stehen brachten.

Panigarola berichtet, der Kapitän Jacob Galioto und alle anderen Kapitäne hätten ihm gesagt, daß, wenn das burgundische Heer zur Stelle gewesen wäre, als die Schweizer umkehrten und sich nach dem Wald hinzogen, man sie unzweifelhaft besiegt haben würde[1]). Ob die Schweizer Gevierthaufen wirklich so sehr erschüttert gewesen sind, mag bezweifelt werden, aber richtig ist, daß dies für die Burgunder der gegebene Augenblick für den Uebergang zur Offensive gewesen wäre.

Einige Ritter waren mutig genug, auf die Schweizer loszusprengen,[2]) aber die wenigen konnten nichts ausrichten und das burgundische Heer war nicht zur Stelle. Eben erst hatte Herzog Karl unten im Lager zum Rüsten, Satteln und Aufsitzen blasen lassen. Panigarola war selbst auf die Höhe gegangen, hatte die

[1]) Bericht v. 8. Juli. Gingins II, 345.
[2]) Edlibach S. 157.

Schweizer mit eigenen Augen gesehen, die Reiter, den Wald starrender Spieße, die fliegenden Banner; er war hinuntergestürzt zum Herzog und half ihm die Rüstung anlegen. Selbst in diesem Augenblick aber wollte er noch zweifeln. Als er endlich das Pferd bestieg, war die Entscheidung bereits gefallen.

Es konnte den Schweizern nicht schwer werden, in dem welligen Gelände einen Anstieg zu finden, wo sie gegen die Geschützkugeln gedeckt waren; ohnehin waren die Geschütze nicht schnell wieder zu laden und in eine andere Richtung zu bringen. Eine Baseler Erzählung berichtet,[1]) der Ammann von Schwyz habe den Rat zu dieser Bewegung gegeben und sich selbst mit der Hellebarde in der Hand an die Spitze gestellt.

Als die Krieger Burgunds, Ritter, Bogner und Spießer, aufgeschreckt in einzelnen Abteilungen aus dem Lager heraneilten, war der Grünhag erstürmt und niedergebrochen, die Flüchtigen kamen ihnen bereits entgegen und ihnen nach in dichten Massen, wenn auch schon aufgelöster Ordnung[2]), die Schweizer. Der Herzog hatte alle Mühe, sich selbst zu retten, und machte keinen Versuch mehr, die Seinigen in einer neuen Stellung zum Halten zu bringen. Die gewaltige Ueberzahl und das stürmische Vordringen der Schweizer, die Verwirrung und Vereinzelung bei den Burgundern machte alle Anstrengungen scheitern. Nur ein Teil der Berittenen entkam; das Fußvolk, darunter die berühmten englischen Bogenschützen, wurde von der feindlichen Reiterei, die ja sehr zahlreich war, ereilt und zum großen Teil niedergehauen; die ganzen Heeresabteilungen aber, welche die Stadt Murten umschlossen hielten, waren abgeschnitten, ehe sie erfuhren, was geschehen war. Sie wurden sämtlich hingeschlachtet oder im See ertränkt; nur die Abteilung des Grafen Romont, die im Norden der Stadt lagerte, entkam, indem sie in großem Bogen um das feindliche Heer herum an der Saane entlang flüchtete.

---

[1]) Baseler Chroniken III, 26.

[2]) Schilling sagte, nachdem der Grünhag genommen, „und wurden alle ordnungen von Stund zerbrochen“. Die Herausgeber meinen, diese Aussage sei unwahrscheinlich „oder sollte es das gleiche Manöver sein, das im Lurlebatliede (einem der auf diese Schlacht gedichteten, auch von Schilling überlieferten Liede) bezeichnet wird mit „die spitz, die tat sich vornen auf?“ Ohne Zweifel ist es so. nur daß es sich nicht um ein „Manöver“ handelt, sondern um die natürliche Auflösung der geschlossenen Ordnung bei und nach solchem Sturm.

Als Beispiele für die Unzuverlässigkeit von Quellenberichten, die ihrer Herkunft nach als sehr annehmbare Zeugen gelten mußten, sei erwähnt, daß die Lothringische Chronik berichtet, Herzog René habe die Schweizer angeführt; Molinet, der burgundische Hof-Historiograph, die Schweizer hätten sich mit einem Grünhag verschanzt, den die Burgunder vergeblich zu erstürmen versuchten, Heuterus, Karl habe sein Fußvolk in einem großen Gevierthaufen aufgestellt gehabt, die Reiter auf den Flügeln, die Schützen im Rücken.

Den Gesamtverlust schätzt Panigarola einmal (8. Juli) auf 8—10000 Mann, den Troß eingerechnet; später gibt er an (13. Juli), daß von seinen 1600 Lanzen der Herzog 1000 Lanzen und 200 Edle gerettet habe, was wohl so zu verstehen ist, daß die 1000 Lanzen als volle Lanzen angesehen werden, von den 200 anderen sich nur die am besten berittenen Edlen gerettet haben, die Gemeinen und namentlich die Schützen untergegangen, und endlich die 400 noch übrigen Lanzen völlig vernichtet sind. Nach diesem Bericht wären also etwa ein Drittel des Heeres, 6000 bis 7000 Mann, gefallen, was mit der vorhergehenden Angabe (von der ja noch der Troß abzuziehen ist) etwa stimmen würde. In einer dritten Depesche (vom 27. Juli) berichtet Panigarola von einer Heerschau, die Karl über die Geretteten abhielt. Hier kamen 11 Kompagnien zusammen, welche hätten 1100 Lanzen geben müssen, aber nicht viel über die Hälfte so stark waren. Das würde den Verlust sehr viel größer erscheinen lassen, als die vorhergehenden Berichte, aber Panigarola fügt hinzu, daß nicht alle die Fehlenden gefallen, sondern viele Italiener und Burgunder nach Hause gegangen seien. Man wird also annehmen dürfen, daß von den insgesamt gegen 20000 Kriegern in dem Heere Karls sich außer den 2—3000 Savoyern etwa 8—10000 gerettet, 6—8000 und eine große Anzahl Troßknechte und Lagergefolge erschlagen worden sind.

Ueber den Verlust der Schweizer haben wir keine authentische Nachricht.[1]) Panigarola, der selber auf der Flucht noch gesehen hatte, wie burgundische Krieger sich in der Verzweiflung hinwarfen, die Hände kreuzten und sich wehrlos abschlachten ließen, berichtet

[1]) Die Mitteilungen a. d. Jahrzeitbuch von Schwyz in Anz. f. Schweiz. Gesch. 1895 S. 160 haben wohl keinen Wert.

später mehrfach, daß er von ausgelösten Gefangenen und geretteten Frauen gehört habe, wie die abgeschnittenen Burgunder ihr Leben teuer verkauft hätten.

Das wird bestätigt durch die Briefe Molbingers[1]), der erfahren haben will, daß die deutschen Knechte, unter denen sogar viele schweizerische Ueberläufer gewesen seien, „vast fest gestanden“ und sich „ritterlich gewehrt“, ehe sie erschlagen wurden. Trotzdem ist der Verlust von 3000 Mann, den nach Panigarola das eidgenössische Heer erlitten haben soll, sicherlich zu hoch.

Literatur und Kritik.

Seit ich zum erstenmal die Schlacht bei Murten in den „Perser- und Burgunderkriegen“ behandelt habe, ist das Quellenmaterial wesentlich vermehrt und modifiziert worden, sodaß ich die Darstellung vollständig habe umarbeiten müssen. Die Idee, die prinzipielle Erscheinung in der Geschichte der Kriegskunst ist zwar ebenso geblieben, wie ich sie schon damals aufgefaßt habe, die Einzelheiten aber haben umgestaltet werden müssen. Es sind neue kritische Ausgaben von Knebels Tagebuch (Baseler Chroniken, Bd. 3, 1887) und von Diebold Schillings Berner Chronik, zwei Bände, 1897 und 1901, erschienen. Vor allem aber ist der verloren geglaubte Bericht Panigarolas über die Schlacht, datiert St. Claude, 25. Juni 1476, aufgefunden und im Archivo storico lombardo, anno XIX, Mailand 1892, veröffentlicht; übersetzt und erläutert von Dierauer in der „Schweizerischen Monatsschrift für Offiziere aller Waffen“. Vierter Jahrgang, 1892, Nr. 10, Frauenfeld, Verlag von J. Huber. So wichtig dieser Bericht ist, so ist für die Rekonstruktion der Schlacht doch noch wichtiger eine Untersuchung von Dr. Hans Wattelet: „Die Schlacht bei Murten. Historisch-kritische Studie.“ (Freiburger Geschichtsblätter, herausgegeben vom deutschen geschichtforschenden Verein des Kantons Freiburg. 1. Jahrgang. Freiburg i. Ue. 1894, Verlag der Universitätsbuchhandlung), in der der Verfasser quellenkritisch und archivalisch überzeugend nachweist, daß die Kapelle Saint-Urbaine bei Coussiberle, die bisher unbestritten als Schlachtkapelle galt, das nicht ist. Erst viele Generationen später ist durch allerhand Zufälligkeiten diese Vorstellung entstanden. Schon als ich im Jahre 1888 zusammen mit Herrn Ochsenbein, dem Herausgeber des Urkundenbuches zur Säkularfeier, das Schlachtfeld besuchte, stiegen mir Bedenken auf, ob der schweizerische Angriff wirklich so weit herumgegriffen und der Grünhag hier gestanden haben könne. Aber gegen die, wie es schien, unantastbare Tatsache, daß hier die Schlachtkapelle stand, war nichts zu machen. Indem nun durch die ebenso scharfsinnige wie sorgsame

[1]) Bei Ochsenbein, Urkunden p. 339 und 341.

Forschung Wattelets das Falsifikat aus dem Quellenmaterial ausgemerzt und zugleich die wahre Anmarschlinie und Angriffsstelle der Schweizer festgestellt ist, ist auch sonst im einzelnen alles verändert, der ganze Vorgang aber viel verständlicher geworden. Karl hat nicht eine unübersehbar lange und doch gegen Freiburg offene Befestigungslinie gezogen, sondern sein Lager befestigt in einem Ring, der mit Rücksicht auf das ansteigende Gelände allerdings weit hinausgeschoben, aber doch den Lagerplätzen so nah war, daß er bei rechtzeitiger Alarmierung schnell besetzt werden konnte. Ich stelle mir vor, daß die Hauptbefestigung etwa auf der Höhenlinie 540 jenseits (südlich) des Foret du Craux am Pierre Bessy und der Ermelsburg vorbei hinüberlief in der Richtung auf Burg. Hier war die Annäherung durch den Burggraben so gut wie ausgeschlossen. Zwischen Burg und Combettes wird sie umgebogen und zum See bei Montellier heruntergeführt worden sein. Auf der anderen Seite ist es möglich, daß Karl sich mit der Anlehnung an den verhackten Wald begnügt hat, es kann aber auch sein, daß er sich auch gegen einen Angriff von Freiburg her geschützt hat. Dann wird die Befestigung vom Foret du Craux nördlich des (abgebrannten) Dorfes Münchenwyler zum Petit Bois Dominge und von da hinunter den Hohlweg nordwestlich in der Richtung auf den See noch ein Stück weitergegangen sein. Karls Feldherrnzelt (ein hölzernes Häuschen) stand auf der Grand Bois Dominge, 531 Meter hoch, von wo man einen sehr guten Ueberblick hat. Der Umfang dieser Befestigung war ja sehr groß, aber sobald man wußte, daß der Feind sich bei Gümmenen sammle, und nachher, daß er bei Ulmitz stehe, kam ja nur noch die Front nach dieser Seite in Betracht.

Von Kleinigkeiten, in denen die sonst vortreffliche Untersuchung Wattelets korrigiert werden muß, merke ich folgende an.

S. 25 heißt es, die Verteidiger von Murten hätten Herzog Karl gezwungen, „die kostbarste Zeit zum Angriff auf die nicht versammelten Schweizer zu verlieren". Einem solchen Angriff würden sich „die nicht versammelten Schweizer" schwerlich gestellt haben. Hätte Karl Murten gleich in den ersten Tagen genommen und wäre dann weiter gezogen, so hätten die Schweizer sich vorläufig zurückgezogen und dem Herzog überlassen, ob er nun Bern oder Freiburg belagern wolle.

S. 68 heißt es, die Stellung am Wyler Feld sei auf dem linken Flügel durch den Burggraben und das Lager Romonts im Norden der Stadt gedeckt gewesen; „im Rücken stand das befestigte Lager als Replistellung". Das Lager Romonts kann als „Deckung" nicht wohl bezeichnet werden, da es selbst ein Teil der Stellung war und angegriffen werden konnte. Für sachlich unrichtig aber halte ich die Vorstellung, daß hinter der Linie auf dem Wyler Feld noch eine zweite direkte Lagerbefestigung bestanden habe. Davon wird nirgends etwas, auch nicht in den Schlachterzählungen, gesagt, wo doch ein Versuch, diese Befestigung zu halten, irgendwie, wenn auch nur negativ, erwähnt sein müßte. Die Befestigung

des Lagers ist eben die Linie auf dem Wyler Felde. Panigarola (Ber. v. 12. Juni; Gingins II, 248) sagt auch ausdrücklich: Der Herzog „e stato a vedere tuti questi monti circonstanti per fortificare questo campo intorno“.

S. 74 ist gesagt, am 22. habe von einem Angriff auf Romont nicht mehr die Rede sein können, da der Herzog die Stellung auf dem Wyler Felde genommen hatte. Weshalb die Truppen an dem Grünhag auf dem Wyler Felde die Eidgenossen verhindern sollten, das Korps Romont bei Montellier (über Büchslen-Löwenberg) anzugreifen, ist aber nicht einzusehen.

Schlacht bei Nancy.[1]
5. Januar 1477.

In Verfolgung des Sieges von Murten hatte Herzog René von Lothringen mit Hilfe der Niederen Vereinigung sein Herzogtum wieder in Besitz genommen und auch die Hauptstadt nach kurzer Belagerung wieder erobert. Herzog Karl war zunächst in Burgund geblieben, noch mit Plänen zur Fortführung des Kampfes gegen die Schweizer beschäftigt, als die Nachrichten aus Lothringen ihn bewogen, sich zunächst hierhin zu wenden. Diese Landschaft, die ihn von den Niederlanden, dem größeren Teil seiner Besitzungen, trennte, war für ihn wichtiger als alles Andere. Er nahm die Trümmer seines Murtener Heeres zusammen, zog Verstärkungen heran und belagerte Nancy. Herzog René hatte sofort wieder vor ihm weichen müssen, da seine unbezahlten Söldner und Bundesgenossen der Niederen Vereinigung meuterten und den Kampf versagten. Die Besorgnis aber, daß Karl sich wieder zum Herrn von Lothringen machen und von dort aus ins Elsaß fallen würde, bewog die Städte, jetzt dem Herzog René mit Geld beizuspringen, und als er den Schweizern 4 und dann 4½ Gulden monatlich Sold für den Mann bot, gaben ihm diese die Erlaubnis, bei ihnen unter obrigkeitlicher Leitung zu werben. So brachte René aus Lothringern, Elsässern, Oesterreichern, Franzosen und Schweizern ein Heer von gegen 20000 Mann zusammen, denen Karl nicht mehr als wohl höchstens 10000 Mann gegenüberzustellen hatte.

[1]) Der Schlacht bei Nancy sind zwei Spezialuntersuchungen gewidmet von Rob. Schoeber (Erlanger Dissertation 1891) und Max Laux (Rostocker Dissert. 1895. Verl. v. Süssenguth, Berlin). Laux hat einen brauchbaren Plan der Schlacht, eine gute Quellenübersicht und verbessert manchen Fehler der Vorgänger, ist aber auch selbst nicht ohne Fehler und Flüchtigkeiten.

Karl konnte sich nicht entschließen, Nancy, das bereits nahe daran war, durch Hunger bezwungen zu werden, fahren zu lassen, sondern setzte die Belagerung fort und stellte sich mit dem Gros seiner Truppen dicht südwärts der Stadt dem Entsatzheer, so daß er noch einen Teil seiner Truppen zurücklassen mußte, um sein Lager gegen einen Ausfall zu decken und hinter sich die feindliche Stadt hatte, die die natürliche Rückzugsstraße versperrte.[1])

Ob er von der ungeheuren Uebermacht, die herannahte, keine Vorstellung hatte?[2]) Oder ob er in unbändigem Trotz das Wort wahrmachen wollte, das er nach der Schlacht bei Murten zu dem mailändischen Botschafter voll Zorn über die schlechte Haltung seiner Truppen gesprochen,[3]) das nächste Mal werde er sie so aufstellen, daß sie fechten oder sterben müßten?

Zu eben diesem Botschafter hatte er auch gesagt, daß er das nächste Mal im Kampf gegen die Schweizer die Hälfte seiner Lanzen absitzen und in einem großen Haufen zu Fuß fechten lassen werde.

---

[1]) Laux, S. 20, berechnet die Stärke Karls Ende Juli auf 4000—5000 Mann, wozu nicht wesentliche Verstärkungen gekommen seien. Für die Schlacht glaubt er daher, daß die Kundschafternachricht, die den Eidgenossen meldete, der Herzog habe nur einen kleinen Zug, etwa 6000 Mann, der Wahrheit am nächsten sei. Es werden aber doch wohl mehr gewesen sein; denn wenn Laux sich darauf beruft, daß Panigarola nichts von Verstärkungen berichte; so ist dem entgegenzuhalten, daß dieser den Herzog schon beim Einrücken in Lothringen verließ, und daß sein letzter Bericht vom 19. Oktober ist. Von da bis zum Januar kann dem Herzog aus den Niederlanden viel zugezogen sein. Schoeber, S. 57, schätzt ohne eigentliche Berechnung 7000 bis 8000.

Die burgundisch gesinnten Quellen gehen bis zu 2000 und sogar 1200 herab (Rodt II, 392). Rodt hat 14000 angenommen, von denen 4000 das Lager gegen einen Ausfall aus Nancy deckten, 10000 an der Schlacht teilnahmen. Seine Berechnung aber stützt sich auf Angaben des Herzogs selber, die als absichtlich übertrieben nachzuweisen sind. Vgl. Laux, S. 20. Mémoires de Comines ed. Mandrot I, p. 386.

Als Beispiel, wie wenig auf Angaben von Erzählern zu geben ist, selbst solchen, denen anscheinend die besten Informationen zur Verfügung standen, sei Ollivier de la Marche erwähnt. Er war Haushofmeister des Herzogs von Burgund und geriet bei Nancy in die Gefangenschaft des Lothringers, aus der er sich durch ein hohes Lösegeld befreite. Er konnte sich also von beiden Seiten unterrichten; seine Memoiren sind gedruckt in der Coll. Petitot, Bd. IX und X. Er gibt (X, 420) die Stärke des Herzogs von Lothringen mit den Schweizern auf 12000 an, „bien douze mille combatans (statt gegen 20000), „et le duc de Bourgogne leur ala audevant: et pren sur ma conscience, quil n'avait pas deux mille combatans" (statt 8000 bis 10000).

[2]) Nach der Erzählung Comines' (Ausz. v. Mandrot S. 386) soll er freilich auf die große numerische Uebermacht Renés direkt hingewiesen worden sein; aber solche nachträglichen Erzählungen sind wenig beweiskräftig.

[3]) Dépêches des Ambass. Milanais ed. Gingins II, 349.

Er berechnete dabei sein Heer auf 2000 Lanzen und den Infanteriehaufen auf 10 000 Mann. Man hat hierin eine verspätete und zu späte Nachahmung der Schweizer sehen wollen,[1]) und Rüstow hat in seiner Geschichte der Infanterie (I, 186) dazu wieder bemerkt, man sehe daraus, daß Karl von der wahren Natur der schweizerischen Infanterietaktik durchaus nichts begriffen hatte. Denn der schweizerische Gewalthaufe ist eine Kolonne von blanken Waffen, die im Ansturm den Feind niederrennt und nur von einigen tiraillierenden Schützen begleitet wird; Karls Lanze soll aus drei Armbrustern, drei Büchsenschützen, drei Pikenieren und dem Ritter bestehen,[2]) der Mehrzahl nach also aus Schützen, die dem Anlauf eines mächtigen geschlossenen Haufens von Hellebardierern und Spießern unmöglich stand halten können. Der Vorwurf aber, daß Karl die Schweizer Taktik immer noch nicht begriffen hatte, ist ungerechtfertigt; er hat garnicht gesagt, daß er die Schweizer vollständig nachahmen wolle, sondern nur, daß er seine Infanterie zu einem einzigen mächtigen Haufen zusammenziehen werde, weil dies auch die Schweizer täten.[3]) Die Modifikation gegen seine früheren Vorschriften besteht also nur darin, daß statt des Kämpfens in lauter einzelnen Lanzen, wobei die verschiedenen Waffengattungen sich wechselseitig unterstützen konnten, jetzt die eine Hälfte des Heeres enger zusammengezogen wird und die Ritter von den Pferden steigen, also dadurch mit den Schützen und Pikenieren mehr verschmelzen. Das ist ein uns längst bekanntes Bild; Karl hat damit weder etwas prinzipiell Neues geschaffen, noch schaffen wollen. Wären die Schlachten von Granson und Murten zu voller Entwicklung gelangt, statt durch die Panik und den Ueberfall von vornherein außer Schick zu kommen, so hätte sich auch

[1]) v. Rodt, Kriege Karls des Kühnen II, 315.

[2]) Auf die kleinen Verschiedenheiten in der Auslegung der Stelle kommt nichts an. Vgl. Schoeber, S. 33 Anm., Jähns Handbuch d. Gesch. d. Kriegswesens, S. 1009. Oben S. 529. S. 538.

[3]) Die Stelle lautet wörtlich: intendendo di questi 2 m (2000) lanze meterne mille a piedi quando si trovara con Svicerj, li quali habiano 14 (10?) combatenti per uno, cive tri archieri, tri fanti con lanze longhe e tri schiopeteri e balestrieri, che venirano ad essere 10 m (10 000 combatenti in uno squadrone, poiche Svicerì li fanno cosi grossi. Li altri mille lanze a cavallo, con loro cinque millia archieri a cavallo, e lo resto, dil campo, in modo dice havera circa 30 m (30 000) combattenti." (Gingins La Sarra Bd. II, S. 361.)

dort etwas ganz Aehnliches ergeben. Der Unterschied ist nur, daß von vornherein durch das Absitzen der Ritter und die Betonung des Zusammenziehens der Lanzen zu einer Masse das Gefüge fester gemacht wurde.

Karl stellte nun diese seine so gestaltete, an Zahl schwache Infanterie an einer Stelle auf, wo zwischen der Meurthe links und einem Walde rechts, Front nach Süden, nur ein mäßig breiter Zugang war; rechts und links der Infanterie standen die Reiter. Er rechnete also ganz wie früher, daß der Feind durch das Feuer der Schützen, besonders auch der Artillerie, im Anrücken schwer mitgenommen und vielleicht zum Stutzen gebracht, dann durch die Attacke der Ritter geworfen werden würde. Die Front der Infanterie war noch durch einen Bach und teilweise durch dichte Hecken gedeckt.

Die Verbündeten hüteten sich aber, diese starke Stellung in der Front anzugreifen. Karl muß sich über seine Flankendeckung getäuscht haben. Die Verbündeten bildeten drei Haufen, von denen einer, die Nachhut, auf der Straße im Zentrum nur demonstrierte,[1]) während der Gewalthaufe links und die Vorhut rechts gleichzeitig beide Flanken des burgundischen Heeres umgingen. Der Marsch vollzog sich in dichtem Schneegestöber, was ihn erschwerte, aber auch wohl gleichzeitig verbarg; das Durchschreiten des Waldes und eines halbgefrorenen Baches rechts von den Burgundern war dem Gewalthaufen sehr beschwerlich und angreifend, führte ihn aber mit den begleitenden Reitern und Schützen in die Flanke des Gegners. Ein tapferer Anfall der burgundischen Ritter gegen die lothringischen hatte anfänglich einigen Erfolg, brach sich aber endlich an dem Feuer der Schützen und dem Haufen der Spießer. Die burgundischen Geschütze, die man schnell nach dieser Seite zu wenden

[1]) In der vraye déclaration", Commines Lenglet III, 492 ist gesagt, daß die Arriere-Garde nur aus 800 Büchsenschützen bestanden habe, die un jecte de boulle" hinter dem Gewalthaufen her marschiert sei, um nach rückwärts zu decken. Dabei kann ich mir nicht recht etwas denken. Was sollten die Schützen bei dem Marsch durch den Wald in so großer Zahl hinter den blanken Waffen? Einen wirklichen Angriff von dieser Seite, falls er überhaupt irgendwie zu vermuten, hätten sie nicht abwehren können. Die Lothringer Chronik S. 298 spricht von einer Schar, aber anscheinend nur 100 Mann, die entlang den Wiesen scharmutzieren und den Feind beschäftigen soll. Hier wären jene 800 Schützen so sehr am Platz gewesen, daß man vielleicht berechtigt ist, ein Versehen oder eine Unvollständigkeit in der „vraye déclaration“ anzunehmen.

suchte, hatten wenig Wirkung. So rollte der Gewalthaufen, rasch vorwärts rückend, die Burgunder auf.

Ganz ebenso kam von der andern Seite der etwa ebenso starke Haufe der Vorhut. Indem er eng geschlossen ganz nah am Flusse vorging, war er außerhalb der Wirkung der burgundischen Geschütze geblieben. Das Schneegestöber wird für ihn als Schleier noch wichtiger gewesen sein, als für den Gewalthaufen.

Sobald die beiden Haufen mit ihrer mächtigen Ueberlegenheit erst heran waren an die burgundische Stellung, hatten sie natürlich gewonnen und konnten einen großen Teil des feindlichen Heeres vernichten. Herzog Karl selbst fiel.

Die Umgehung und der Angriff des schweizerischen Gewalthaufens ist in der chronique scandaleuse des Jean de Troyes, Collection Petitot Bd. XIV, S. 50, folgendermaßen beschrieben: Et si tost que lesdits Suisses se trouverent au dessus et au costé dudit duc de Bourgongne, tout à ung coup se tournerent le visaige vers luy et son armee, et sans arrester, marcherent le plus impetueusement et orgueilleusement que jamais gens firent. Et à l'approucher pour joindre deschargerent leurs coulevrines à main, et à ladicte descharge qui n'estoit pas des generaulx des finances, tous les gens de pié dudit de Bourgongne se mirent en fuite." Man sieht, der Verfasser hat im ganzen eine richtige Vorstellung von dem Vorgang, wenn wir aber nichts weiter hätten als diesen seinen Bericht, so würden wir unzweifelhaft der Wirkung der Couleovrinen einen viel zu großen Anteil an der Entscheidung zuschreiben, und vielleicht hat Jean de Troyes die hyperbolische Wendung nur gewählt, um seinen Witz anbringen zu können, daß die Decharge der Schützen keine Decharge (Quittung) von Steuereinnehmern gewesen sei.

Auch Commines überschätzt übrigens die schweizerischen Schützen.

Achtes Kapitel.

Abschluß.

An die Stelle der disziplinierten Legionen des Altertums war im Mittelalter ein Kriegertum getreten, das ganz auf der persönlichen Tapferkeit und Tüchtigkeit des Einzelnen beruhte. Gleichzeitig mit der Auflösung der taktischen Körper des Altertums verschwanden auch die Waffengattungen in ihrer Besonderheit und Gegensätzlichkeit und gingen in einander über. Der Qualitäts- und Einzelkrieger ficht zu Pferd oder zu Fuß, gebraucht Spieß, Schwert und Bogen abwechselnd und nach Umständen. Die Waffengattungen, die sich dann im Mittelalter allmählich neu bilden, entstehen durch Differenzierung. Als Krone des Einzel-Kriegertums entsteht auf der einen Seite der ganz schwer gepanzerte Ritter auf gepanzertem Pferde und auf der anderen, wegen der Einseitigkeit und Unbehilflichkeit dieser Waffe, allerlei Nebenwaffen zu Pferd und zu Fuß, die über die Rolle bloßer Helfer nicht hinauskommen und Selbständigkeit nicht entwickeln.

Insbesondere die Spießknechte zu Fuß nehmen es im freien Felde mit den Rittern nicht auf; sie würden von ihnen im Anlauf, nötigenfalls unter Mitwirkung von Schützen, auseinandergesprengt werden und entbehren der Offensivkraft, und auch die Schützen sind allein einem Ritterangriff im freien Felde nicht gewachsen.

Diese Ritter und dieses Fußvolk sind nicht das, was wir Kavallerie und Infanterie nennen. Troß sehr ähnlicher Bewaffnung sind sie doch dem Geiste, dem Handeln, dem Begriffe nach etwas Grundverschiedenes.

Bleiben wir zunächst bei dem Fußvolk mit blanker Waffe. Der Unterschied eines Haufens mittelalterlicher Spießknechte von einer Phalanx, Legion oder Cohorte ist, daß er keinen taktischen Körper bildet, d. h. eine Form, in der eine Vielheit von Kriegern zu einem einheitlichen Willen zusammengefaßt ist. Erst ein in dieser Art organisiertes Fußvolk ist mit Infanterie zu bezeichnen. Die Probe ist der Kampf gegen Reiter im freien Felde.

Mit Hilfe der Wagenburg gelingt es den Hussiten, sich mit dem Fußvolk gegen Ritterheere zu behaupten. Aber es ist nur eine Episode. Die Wagenburg ist ein viel zu schwerfälliges Instrument, um den Bedürfnissen der Kriegführung im großen zu folgen. Irgend eine dauernde Nachwirkung hat das hussitische Kriegswesen nicht gehabt.

Eine wirkliche Infanterie wird erst wieder ausgebildet bei den Schweizern. Mit den Schlachten von Laupen und Sempach, Granson, Murten und Nancy haben wir wieder ein Fußvolk vergleichbar der Phalanx und den Legionen.

Eine Reihe von Momenten kommen zusammen, um in diesem Teil der deutschen Alpenlandschaften die neue Kunst und Kraft erstehen zu lassen. Gebirgsland ist an sich der Erhaltung kriegerischer Urkraft günstig. Die Auflösung des Herzogtums Schwaben mit dem Untergang ihres Herzogsgeschlechts, der Staufer, und das Aussterben des großen Zähringischen Hauses ließen hier die zahllosen kleinen reichsunmittelbaren Gebiete entstehen, die, wie einst die kleinen griechischen Kantone, in fortwährenden Kämpfen mit einander, ihre kriegerische Kraft anspannten und übten. Die Natur des Gebirgslandes gab auch Bauer- und Bürgergemeinden die Möglichkeit, sich vermöge geschickter Benutzung des Terrains von je mit ritterlichen Heeren zu messen und sie zu besiegen.

In diesen Kämpfen bildeten sie die passenden Waffen und die passenden Kampfesformen aus, erst das Steinwerfen und die Hellebarde, dann den langen Spieß, den mehrere Glieder hintereinander vorstrecken und so den Einbruch der Ritter abwehren konnten. Man hat darüber gestritten, wann der lange Spieß aufgekommen sei, und die Erfindung auch den Schweizern absprechen wollen; es sei keine Bauern- sondern eine Städter-Waffe. Die Frage ist nicht so direkt zu entscheiden und auch nicht so sehr

wichtig. Lange Spieße werden schon unter den Waffen der Urgermanen genannt (Tacitus, Annalen II, 14; vgl. Bd. II, S. 54), dann wieder bei den Quaden und Sarmaten (Ammian XVII, 12) bei den Sachsen (Widukind I, 9; Cosmas IV, 27) und in Italien (Annal. Januenses z. J. 1240[1]). Einzelne mögen zu allen Zeiten ihre Spieße länger gewählt haben, um sich damit den Feind vom Leibe zu halten, andere kürzer, um damit besser hantieren zu können. Der sehr lange, über 20 Fuß lange Spieß ist sehr unbequem zu tragen (vgl. Bd. I, S. 374) und zu nichts Anderem als zum Kampf im geschlossenen Haufen zu verwenden, namentlich auch nicht zur Jagd. Die Angriffe schwerer Ritter abzuwehren vermag man auch mit zehn und zwölf Fuß langen Spießen, wenn der Haufen nur fest geschlossen bleibt, und es ist daher nicht nötig, anzunehmen, daß die Schweizer Bauernschaften schon bei oder vor Morgarten die Langspieße angewandt haben. Erst als diese Kämpfe sich wiederholten und man sich klar machte, von welcher entscheidenden Wichtigkeit es sei, die Reiter abwehren zu können, wird man dazu übergegangen sein, in die äußeren Glieder des Gevierthaufens Männer mit möglichst langen Spießen zu stellen. Die Erfahrung von Laupen war sehr geeignet, den Gedanken zu erzeugen, daß man in Zukunft sich mit verlängerten Spießen noch besser behaupten werde. Ob sie aber bei Sempach schon gebraucht wurden, ist weder aus dem Gange des Gefechts noch aus den Quellen zu ersehen. Im 15. Jahrhundert waren sie sicher vorhanden.

Weder zur Hellebarde noch zum Langspieß paßt der Schild, da die eine wie die andere Waffe mit beiden Händen geführt wird. Die Hellebardierer tragen auch keine Panzer. Sie sind dadurch geschützt, daß sie die inneren Glieder und Rotten des Gevierthaufens bilden. Erst wenn der geschlossene Haufe den „Druck gewonnen", den Feind geworfen hat, sich nun auflöst und das Nachhauen beginnt, setzt die Arbeit der Hellebardierer ein, die keiner wesentlichen

---

[1]) M. G. SS. XVIII, 192. H. Escher, Das schweizerische Fußvolk, S. 19, gibt ferner (ohne Quelle) an, im Jahre 1202 sei in Italien unterschieden worden zwischen „lanceae longae" und „lanceae de milite" und 1327 sei den Bürgern von Turin befohlen worden, „Spieße von 18 Fuß" zu führen. Köhler III, 1, 50, gibt an, die Ritterlanze, ursprünglich nicht über 10 Fuß, sei im 14. Jahrhundert auf 14 Fuß verlängert und so schwer geworden, daß sie zu Fuß nicht mehr zu handhaben war. (III, 1, 85.)

Schutzwaffen bedürfen, da die eigentliche Kampfkraft des Feindes bereits gebrochen ist. Die Spießer aber, die die äußeren Reihen des Gevierthaufens bilden, um die Ritterschaft abzuwehren und sie im Vorrücken zurückzudrängen, sind auch mit Panzer und Helm versehen, um nicht nur gegen die Lanze und das Schwert des Ritters, sondern auch gegen die Pfeile, Bolzen und Kugeln der feindlichen Schützen einen Schutz zu haben. Spieß und Panzer gehören so sehr zusammen, daß der Spieß neben dem Harnisch garnicht besonders genannt, sondern als selbstverständlich vorausgesetzt wird.[1])

Die Schützen gehen neben dem Haufen her und schwärmen aus und drücken sich in den Haufen hinein, wenn sie gedrängt werden.

Je größer ein geschlossener Haufe ist, desto weniger leicht kann er durch Reiter gesprengt werden und desto stärker drückt er selber vorwärts. Alle Mannschaften in einen Haufen zu stellen, ist aber doch nicht geraten, weil ein solcher Haufen durch einen Angriff von zwei Seiten, wie es den Waldstättern bei Laupen geschah, gar leicht gestellt werden kann und hilflos wird. So bildeten die Schweizer die Methode aus, sich jedesmal, ob nun das Heer schwächer oder stärker war, in drei große Haufen zu formieren, die sich gegenseitig sekundieren konnten. Diese drei Haufen standen weder direkt neben- noch hintereinander, sondern staffelförmig, sodaß sie sich gegenseitig nicht behinderten und der rückwärtige, etwas später ins Gefecht eingreifend als der andere, bis zuletzt eine gewisse Freiheit der Bewegung behielt. Auch ein sehr großer Gevierthaufe, etwa 10000 Mann, hat bei der Schmalheit der Front, nur 100 Mann, eine große Leichtigkeit der Bewegung. Sicher nachweisbar ist diese Formation in drei Haufen erst im 15. Jahrhundert; bei Morgarten und Sempach treten beim Gefecht in deutliche Erscheinung nur zwei Haufen, der eine, der sich defensiv verhält, der andere, der den Flanken-Angriff macht. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß auch ein dritter Haufe vorhanden war, und da er bei Laupen tatsächlich erscheint, so werden wir diese Einteilung wohl überhaupt schon im 14. Jahrhundert anzunehmen haben.

---

[1]) Bürkli meint, daß dies die Bedeutung des Ausdrucks „Stangharnisch“ sei. S. Escher S. 44, Anmkg. zu S. 19, bestreitet es, gibt aber zu, daß eine andere Erklärung des Wortes „Stangharnisch“ noch nicht gefunden sei. Mit Unrecht hat freilich Bürkli behauptet, daß unter dieser „Stange“ notwendig der spätere, lange Spieß verstanden werden müsse.

Im Besitz der geeigneten Waffen, der passendsten Kampfesformen, erfahrener Führer, die den Vorteil des Berglandes auszunutzen verstanden, erfüllte sich die Bauer- und Bürgerschaft mit einem Geist der Zuversicht, der das ganze Volk in eine Kriegerschaft verwandelte.

Der schweizerische Patriotismus reißt sich auch heute noch schwer los, nicht nur von der Tell- und Winkelried-Sage, sondern auch von der Vorstellung, daß die Urväter ein unschuldiges Volk frommer Hirten gewesen seien, das nur kriegerisch wurde, indem es seine Freiheit gegen fremde Tyrannen, erst die Habsburger, dann den Burgunder-Herzog, verteidigte, die unermeßliche Scharen gegen das kleine Völkchen heranführten. Aller historische Zusammenhang wird durch diese Vorstellungen aufgehoben und jede Möglichkeit des Verständnisses erdrückt. Die volkstümliche Auffassung kann allerdings nicht wohl anders als mit solchen Bildern arbeiten: das haben wir schon an den Griechen gesehen, die den Ruhm ihrer Perserkriege auch nicht anders als durch den Sieg einer kleinen Minderzahl über eine unermeßliche Ueberlegenheit auszudrücken wußten. Hier wie dort muß die Wissenschaft derartige Vorstellungen korrigieren, nimmt aber dadurch den Großtaten der Völker nichts von ihrem Ruhmeswert, sondern verlegt ihn nur in eine andere Sphäre.

Das Kriegertum der Schweizer hat denselben räuberischen und gewalttätig-grausamen Zug, wie bei den Germanen der Urzeit, und die Schweizer Gemeinden, sobald einmal der Erfolg den Massen das Selbstvertrauen eingeflößt hatte, und in ihrer unmittelbarsten Nähe, wo die Verpflegung keine Schwierigkeit machte, konnten auch gegen das stärkste mittelalterliche Heer noch überlegene Zahlen ins Feld führen; denn ritterliche Heere, auch mit ihren Knechten und Söldnern, sind ihrer Natur nach immer klein. Von Morgarten bis Nancy sind die eidgenössischen Heere ihren Gegnern stets erheblich, wohl bis zum Doppelten überlegen gewesen. Erst hierdurch entwickeln sie ihre ganze ungeheure Gewalt: die einzelnen Elemente ihrer Kraft steigern sich gegenseitig bis zum Aeußersten: während allenthalben anders in Europa nur ein sehr kleiner Teil der Volksmenge ins Kriegertum geht, verleiht in den schwäbischen Alpenlandschaften die Verbindung mit der Natur, der Erfolg und die Uebung der gesamten Mannschaft den Charakter und die Bereit-

willigkeit des Berufskriegertums, und die Massen, die nunmehr unter die Waffen gerufen werden können, verdoppeln wieder die Zuversicht und Siegesgewißheit. Mit Bewußtsein sorgte die Staatsleitung dafür, daß der Schrecken vor ihnen herging. Während in dem europäischen Berufskriegertum, Rittern wie Söldnern, eine gewisse gegenseitige Schonung Platz gegriffen hatte und man sich mit Gefangennahme begnügte, wo die Tötung nicht durchaus notwendig schien, so erschlugen die Schweizer von Anfang an jeden, den sie erreichen konnten, die Gefangennahme wurde ausdrücklich verboten und Gefangene auch noch nachträglich umgebracht. Auch als in einem Bürgerkriege zwischen den Eidgenossen selber, dem alten Zürichkriege, die Waldstätter mit den Bernern und anderen Kantonen das Schloß Greifensee einnahmen, ließen sie die Besatzung der Züricher, die sich „auf Ungnade" hatten ergeben müssen, hinrichten (1444). Die wilde Mordgier, mit der in dem friedlichen Städtchen Stäffis alle Bürger umgebracht waren, erregte wohl in der Eidgenossenschaft selbst einigen Tadel, war aber doch nur die gewohnheitsmäße Anwendung des Grundsatzes, daß im Gefecht kein Mann verschont werden dürfe. Als Milde wird es berichtet, wenn „junge Knaben" verschont blieben, und in der ersten gemeinschaftlichen Kriegsordnung der Eidgenossen, dem Sempacher Brief von 1393, muß ausdrücklich verordnet werden, daß, da „durch ein Frauenbild aller Menschen Heil erneuert und gemehret worden ist", Frauen und Töchter nicht geschlagen, gestochen oder mißhandelt werden sollen. Der nächste Grund für die Härte der Kriegführung ist die Gefahr, die das Plündern und Gefangennehmen für die Kriegshandlung selber mit sich bringt. Der Sempacher Brief wurde erlassen in der Erwägung, daß in der Schlacht weit mehr Feinde hätten getötet werden können, wenn die Sieger nicht zu sehr gleich sich auf die Beute gestürzt hätten. Indem man aber so weit ging, das Gefangennehmen unbedingt zu verbieten, erhöhte man die Furcht im gegnerischen Lager, und die Panik, die bei Sempach in der österreichischen Nachhut, bei Granson und Murten im burgundischen Heer ausbrach, sobald eine ungünstige Wendung eintrat oder auch nur einzutreten schien, mag auch mit eine Rückwirkung der bekannten Gewohnheit der Schweizer gewesen sein, keinen Pardon zu geben.

Schwäche, nicht in einem Zustande des Verfalles, sondern im Gegenteil auf der denkbar höchsten Stufe der Vervollkommnung, noch besonders unterstützt durch die neue Erfindung der Feuerwaffen. Es ist anzunehmen, daß ein besserer Feldherr als Herzog Karl den Schweizern den Sieg sehr viel schwerer gemacht haben würde, aber man darf es als sicher hinstellen, daß sie schließlich dennoch gesiegt haben würden. Denn keine Schützen mit Bogen, Armbrust und Couloevrinen reichten aus, den Ansturm dieser ungeheuren gedrängten Haufen mit Spießen und Hellebarden aufzuhalten, die ihre Hauptleute mit Geschick durch die günstigen Stellen des Geländes führten, und keine Ritterschaft war fähig, sie zu sprengen oder alle drei zugleich durch Flankenangriff zum Stehen zu bringen. Bloße Schützen haben keine Festigkeit gegen blanke Waffen und bloße Ritter haben keine taktische Führung, sie durch kombinierte Manöver zu lähmen. Das Schweizer Fußvolk bildet taktische Körper, die Ritter, Schützen und Spießknechte des Mittelalters haben sie nicht. Die Schweizer haben nicht bloß Defensiv- und Offensiv-Kraft, sondern auch Führung. Auch bei den Vlamen waren hundert Jahre früher die Ansätze dazu gewesen, aber die Kraft hatte, wie Rosebeke zeigte, doch noch nicht ausgereicht. Die Eidgenossenschaft der Gebirgskantone hatte in allmählichem Fortschreiten anderthalb Jahrhunderte lang die Kräfte entwickelt und gefestigt, die nunmehr definitiv gesiegt haben und heraustretend aus den Bergen das Kriegswesen von ganz Europa umgestalten sollten. Wir sind an einem ähnlichen Ausgangspunkt neuer Entwickelungen, wie einst bei der Schlacht von Marathon. Wie in den Perserkriegen hat in den Burgunderkriegen das Fußvolk mit der blanken Waffe gesiegt über das Heer von Rittern und Schützen. Dieser Sieg muß alles wandeln. Denn das Kriegswesen einer Epoche ist eine Einheit und eine wesentliche Veränderung an einer Stelle wirkt auf alle anderen Teile zurück. Als das natürliche Komplement des Rittertums haben wir es erkannt, daß die Zeit keine Infanterie, sondern nur Fußknechte hatte. Jetzt sind diese Fußknechte Infanterie geworden und werden es bald allenthalben sein. Dann wird auch das Rittertum Kavallerie werden müssen.

Anhang.

Meinem Plane nach sollte dem fünften Buch, das mit dem Hinaustreten des Schweizerischen Fußvolks in das umgebende Flachland die mittelalterliche Epoche der Kriegsgeschichte zu Ende führt, noch ein sechstes Buch folgen, in dem ich mancherlei genereller Natur, was sich nicht in die fortlaufende historische Erzählung einfügen ließ oder sich aus ihr ergab, vereinigen wollte. Aber der Band ist bereits so stark geworden, daß ich meine Disposition geändert habe. Was ich noch über Waffengeschichte und Burgenbau sagen wollte, kann in dem Zusammenhang dieses Werkes überhaupt entbehrt werden. Ueber die oben (S. 245, Anmerk.) berührte Frage, ob um 1400 die Ritterrüstung zeitweilig wieder leichter geworden sei, (auch Boutaric, S. 286, behauptet es), bin ich auch noch nicht einmal zu einem ganz gesicherten Ergebnis gekommen. Das wichtigste Stück, den Ursprung der Feuerwaffen, verschiebe ich für den nächsten Band. Chronologisch gehört diese Untersuchung ja ins Mittelalter. Aber eine wesentliche Bedeutung hat diese Waffe, obgleich schon anderthalb Jahrhundert im Gebrauch, bis zum Jahre 1477, wie wir gesehen haben, noch nicht gewonnen: das Rittertum ist nicht nur nicht, wie man immer noch sagen hört, durch diese Erfindung überwältigt worden, sondern im Gegenteil, es ist überwältigt worden durch die Fußmänner mit der blanken Waffe, obgleich es sich noch zuletzt durch die Heranziehung der Feuerwaffe zu verstärken suchte.[1] Es wird daher berechtigt sein, den Ursprung

[1] Vgl. über das Prinzipielle in dieser Frage den Aufsatz: „Ueber die Bedeutung der Erfindungen in der Geschichte“ in meinen „Historischen und politischen Aufsätzen“ (1887).

und das Wesen der Feuerwaffe an der Stelle der Darstellung zu behandeln, wo das neue Instrument eine entscheidende Bedeutung für die Kriegführung zu gewinnen beginnt und nicht bloß, wie bisher, neben Bogen und Armbrust und neben Blide und Tribock als eine etwas anders konstruierte, aber ähnlich wirkende Waffe angewandt wird. Auch andere kleine Untersuchungen, eine Zusammenstellung der angeblichen und wirklichen Heereszahlen, der immer wiederkehrenden Legenden und ähnliches lasse ich fallen und beschränke mich darauf, diesem Bande anhangsweise eine Skizze der militärischen Theorien im Mittelalter anzufügen.

Theorie.

Selbst im klassischen Altertum ist, wie wir gesehen haben, mit Ausnahme einiger Reflexionen Xenophons, die militärische Theorie sehr dürftig geblieben. Umso weniger können wir etwas vom Mittelalter verlangen, wo der Stand der Krieger von dem der Bildungsträger, dem geistlichen, grundsätzlich getrennt blieb.

Rabanus Maurus, Abt von Fulda und Erzbischof von Mainz († 856), widmete König Lothar II., einem Enkel Ludwigs des Frommen, eine Schrift über die Seele mit einem Anhang über das nachahmenswerte römische Kriegswesen. Die Leiden, die die karolingischen Teilreiche von den Normannen auszustehen hatten, werden den Anstoß dazu gegeben haben, daß man nach Heilmitteln auch in der Literatur forschte, und da der gelehrte Erzbischof aus einer vornehmen fränkischen, also Kriegerfamilie stammte, so vereinigten sich in ihm die notwendigen Eigenschaften und Vorkenntnisse für ein solches Unternehmen. Was er tun konnte, ist freilich nichts Anderes, als einen Auszug aus dem Vegez anzufertigen, dessen Werk ja ganz demselben Motiv einst seine Abfassung verdankte. Sofern uns Rabanus nur den Vegez wiedergibt, sagt er uns nichts Neues, sein Schriftchen[1]) wird aber interessant, wenn man vergleicht, was Rabanus ausgezogen, was er weggelassen und was er für Zusätze gemacht hat. Von dem, was Vegetius über das römische Exerzieren sagt, was ja freilich nicht sehr viel ist, ist nur der eine Satz

[1]) Herausgegeben von Dümmler in der Zeitschrift für Deutsches Altertum, Bd. 15, S. 443 (1872).

wiederholt, daß die Römer ihre Ordnungen bewahrten und im Kriegsgewühl ihre Fahnen in Obacht nahmen (ordines seruare scirent et uexilla sua in permixtione bellica custodirent. Kap. 13). In der Hauptsache sind die Bemerkungen des Vegez über die körperliche Tüchtigkeit der Rekruten und die verschiedenen Waffenübungen reproduziert. Bei den Uebungen der Reiter fügt der Erzbischof ausdrücklich hinzu, daß diese Kunst bei den Franken blühe. (Kap. 12.) Am interessantesten aber ist die Bemerkung (Kap. 3), daß die jungen für den Kriegsdienst bestimmten Leute früh für ihren Beruf erzogen und abgehärtet werden müßten, und daß das auch noch zur Zeit des Verfassers geschehe, nämlich an den Höfen der Fürsten. (Legebantur autem et assignabantur apud antiquos milites incipiente pubertate: quod et hodie seruatur, ut uidelicet pueri et adholescentes in domibus principum nutriantur, quatinus dura et aduersa tollerare discant, famesque et frigora caloresque solis sufferre.)

Der nächste mittelalterliche Theoretiker, dem wir begegnen, erst 450 Jahre später, ist abermals ein Geistlicher, Aegidius Romanus oder Columnus oder a Columnis (geb. 1247, gest. 1316), ein Italiener von Abkunft, Augustiner-General, Professor in Paris, Erzbischof von Bourges und Kardinal. Er schrieb für König Philipp den Schönen als Kronprinzen ein Buch, „de regimine principum“, in dem auch das Kriegswesen behandelt wird.[1]) Auch Aegidius reproduziert im wesentlichen Vegez und ist nicht fähig, das, was den Verhältnissen seiner Zeit nicht entspricht, auszuscheiden oder gar sachgemäß zu ersetzen. Nach seinem römischen Vorbild (I, Kap. 26) beschreibt er uns (Kap. XII) Exerzierübungen für Fußvolk und Reiter: sie sollen gewöhnt werden, sich in Linien gereiht aufzustellen, zu dublieren, Viereck, Dreieck, Kreis zu bilden u. s. w. Dinge, die z. T. weder zu Vegez', noch zu irgend einer Zeit existiert haben, am allerwenigsten aber im Mittelalter.[2]) Aegidius aber vermehrt und verbessert die graue Theorie

---

[1]) Dieser Teil ist auch abgedruckt in Hahn, Collectio monumentorum, Bd. I, Braunschweig 1724.

[2]) Alw. Schultz, Höfisches Leben z. Zeit der Minnesänger, II, 160, glaubt auf Grund dieser Aussage, daß Exerzierübungen im Mittelalter stattgefunden haben. Wie das möglich gewesen sein soll, scheint ihm allerdings selber auch unklar (S. 162), da ja den Bauern das Waffentragen verboten war.

noch durch den schönen Satz, das Dreieck sei nicht schwer zu bilden; man brauche bloß das Viereck nach der Diagonale durchzuschneiden und die Vierecksseiten zusammenzulegen. Selbst für den berühmtesten Exerziermeister der altpreußischen Armee von 1806, den General v. Saldern, dürfte die Ausführung dieser Vorschrift Schwierigkeiten geboten haben.

Natürlich reproduziert Aegidius auch die berühmten sieben Schlachtordnungen des Vegez (III, 20), den Kreis, den Keil, das Hufeisen. Nur die schräge Schlachtordnung läßt er aus und die „quadrangularis forma“ hält er für „magis inutilis“, offenbar weil das nicht so hübsche Bilder gab, wie die Zange oder das Hufeisen.

Einigermaßen in Verlegenheit kommt unser Autor (cap. 5), da seine Autorität, Vegetius, sagt, daß die rustica plebs zum Kriege am tauglichsten sei. Aegidius stellt dem die urbani und die nobiles gegenüber, und findet zuletzt ganz gut, daß zum Fechten nicht bloß eine schwielige Hand, sondern auch „velle honorari ex pugna et erubescere turpem fugam“, ferner die industria et prudencia, sagacitas et versutia gehöre. Diese haben die nobiles und sind deshalb, namentlich zu Pferd, wo dies ihnen die körperlichen Anstrengungen ertragen hilft, den rusticis, trotz Vegetius, vorzuziehen. Daß zwischen dem Fechten nach Ritter- und nach Römer-Weise ein Unterschied sei, darauf kommt der mittelalterliche Gelehrte nicht: uns mag sein Stutzen und seine Reflexion gerade deshalb als ein willkommenes Zeugnis dienen.

Schließlich seien noch die zwölf Dinge angeführt, die nach Aegidius bei einer Schlacht zu beachten sind, wobei hier und da etwas von mittelalterlicher Anschauungsweise durchblickt. Er verlangt also (Kap. IX) vor allem, daß der Feldherr sobrius, prudens, vigilans, industrius sei und beachte

1) die Zahl der Kämpfenden,
2) die Uebung (exercitatio) „nam habentes bracchia inassueta ad percuciendum et membra inexercitata ad bellandum“ könnten nichts leisten, wobei also bloße persönliche Uebung in Betracht gezogen wird, nicht gemeinschaftliche, was wir Exerzieren nennen,
3) Abhärtung in Ertragung der Mühsal,

4) Tapferkeit und „duricies corporis“,
5) versutia et industria,
6) virilitas et audacia mentis.

Ferner:

1) Wer die meisten und besten Pferde hat.
2) Die besten sagitarii.
3) Am meisten Lebensmittel.
4) Den Kampfplatz „qui sunt in altiori situ, vel meliori ad pugnandum.“
5) Sonne und Wind.
6) Wer mehr auxiliares erwartet.

Weder hier noch in einem späteren Kapitel (XIV), wo der Autor noch einmal auf die Schlachtenlieferung zurückkommt, bringt er außer der Bemerkung, daß man in Ordnung besser kämpfe als in Unordnung, irgend etwas Taktisches. Worüber wir am liebsten etwas hören würden, über die Wechselwirkung der Waffen, der schweren und leichten Reiter, der Reiter, der Fußspießer und der Schützen, obgleich Vegetius darüber doch manches sagt, finden wir nichts bei Aegidius, es sei denn die Bemerkung, daß Pfeile und Schleuder gut sein, dem Feinde zu schaden, noch ehe die Schlachtreihen aneinander seien.

Um dieselbe Zeit ließ König Alfons der Weise von Kastilien ein Gesetzbuch verfassen (1260), das auch taktische Vorschriften enthält,[1]) wiederum Anleihen aus dem Vegez. Wie wenig sie mit dem tatsächlichen Kriegswesen der Zeit zu tun haben, zeigt noch mehr als die Entnahme aus dem antiken Schriftsteller der Zusatz, der bei der Form des hohlen Vierecks gemacht wird. Es wird gebildet, sagt der weise Herrscher, damit der König sich vor den Feinden dahin zurückziehen und darin Schutz finden könne — so weit erinnert es wirklich an das, was man den mittelalterlichen Fußknechten zuwies — aber, hören wir nun weiter, damit die Leute nicht selber fliehen können, bindet man ihnen die Füße zusammen. Man kann auf diese Weise freilich, wenn man siegt, nicht verfolgen, fährt König Alfons fort, aber man zeigt dann durch seine Unbe-

[1]) Diese Vorschriften sind im spanischen Urtext abgedruckt und übersetzt bei Köhler, III, 2, 230. Einige Fehler der Uebersetzung sind verbessert von H. Escher, Neujahrsbl. der Züricher Feuerwerker-Gesellschaft auf das Jahr 1905. S. 44.

weglichkeit, daß man den Feind verachte. Sollte das scherzhaft gemeint sein? Keineswegs. Es wird uns im Tone des vollen Ernstes vorgetragen und das allerernsthafteste daran ist, daß zwei praktische Militärs unserer Zeit, General Köhler (III, 2, 264) und Oberstleutnant Jähns[1]), diese mit den Füßen zusammengebundenen Krieger ohne Widerspruch in ihre Darstellungen aufgenommen haben. Jähns schließt sich ausdrücklich Delpech darin an, daß es sich „keineswegs bloß um gelehrte Nachahmungen", sondern um die Schilderung der wirklich im 13. Jahrhundert üblichen Gefechtsformen handele. Nicht nur, daß die lateinischen Bezeichnungen überall durch kastilianische ersetzt seien: „auch die Strafandrohungen, welche das Gesetz abschließen, verpflichten die Führer gerade wie auf die disziplinaren, so auf die taktischen Vorschriften, was nur unter der Voraussetzung geschehen konnte, daß die Truppen imstande waren, sie zu befolgen". Da nicht nur im 13. Jahrhundert, sondern zu allen Zeiten ein wesentliches Moment für den Sieg darin liegt, daß die Soldaten nicht ausreißen, so könnte man es vielleicht auch heute noch einmal mit dem Zusammenbinden der Füße versuchen, und damit die Kerle den Strick nicht etwa durchschneiden, nähme man ihnen am besten wohl gleich die Waffen weg: da sähe der Feind gleich von vornherein, wie sehr man ihn verachtet.

Moral: Denken wir milde über die gelehrten Professoren, die die Hunderttausende des Xerxes durch die griechischen Engpässe ziehen lassen und bei der Berechnung des Abstandes zwischen macedonischen Phalangiten oder römischen Legionaren zu etwas unwahrscheinlichen Ergebnissen kommen.

Ich habe keinen Zweifel, daß der genaue Kenner des Vegez, der die militärischen Vorschriften des Königs Alfons abfaßte, kein Kriegsmann, sondern ebenso wie Rabanus und Aegidius ein Geistlicher war, der sich eben durch seine Bekanntschaft mit dem klassischen Autor verleiten ließ, jene Reflexionen in das Gesetzbuch einzuflechten.

Der nächste militärische Autor des Mittelalters, der sich an die Geistlichen anschließt, ist wieder kein Kriegsmann, sondern eine

[1]) Gesch. der Kriegswissenschaften I, 212.

Dame, Christine de Pisan.[1]) Sie war (geb. 1364) die Tochter eines italienischen Arztes und Astrologen, der an den französischen Hof berufen wurde. Christine lebte daher in vornehmen Beziehungen, auch zum englischen und burgundischen Hofe, und war hoch angesehen als Gelehrte, Schriftstellerin und Dichterin. Sie hat noch kurz vor ihrem Tode das Auftreten der Jungfrau von Orléans in einem Gedicht gefeiert und begrüßt. Unter ihren sehr zahlreichen Werken befindet sich auch eine kriegsgeschichtliche Abhandlung unter dem Titel „Faits d'armes et de chevalerie", geschrieben zwischen 1404 und 1407.[2]) Auch dieses Werk beruht in erster Linie auf der Bearbeitung antiker Schriftsteller, neben dem Vegez besonders des Frontin. In die Unterschiede der Zeiten hat Christine etwas mehr Einsicht als Aegidius und Alfonso, immerhin ist sie imstande zu schreiben (Buch I, cap. 24), die Alten hätten darauf geachtet, daß die hommes d'armes beim Aufmarsch zur Schlacht nicht erschreckt worden wären durch das Geschrei, das zuweilen die gens de commune machen oder die, welche Furcht haben, und hätten sie deshalb durch Trompeten-Signale dirigiert.

Sie will kriegerische Erziehung der Jugend, macht aber einen Unterschied zwischen Adel und Volk. Jener solle von Kindheit an in allen ritterlichen Künsten geübt werden, dieses eigentlich nur im Schleudern und Bogenschießen.

Wo sie über die Schlachtordnung sprechen will (cap. 23), beginnt sie mit der einsichtigen Bemerkung, daß ihre Zeit sich darin von der des Vegetius unterscheide, daß man jetzt mehr zu Pferde kämpfe, als zu Fuß. Statt uns nun aber über ihre Zeit zu unterrichten, fährt sie leider fort, daß sie darüber nur kurz sein wolle, da es den Waffengeübten bekannt sei.

Eine Generation jünger als Christine ist Jean de Bueil († 1477), der unter Karl VII. ein angesehener Kapitän war und als älterer Mann (zwischen 1461 und 1466) in Form eines Romans, vergleichbar der Cyropädie, ein Buch teils verfaßte, teils inspirierte, das die militärische Erziehung des jungen Edelmanns lehren sollte. Das Buch heißt „Le Jouvencel" und kann ebenso-

[1]) Leben und Werke der Christine de Pizan. Von Friedrich Koch. Leipz. Dissert. 1885. Verl. v. Ludw. Koch, Goslar.

[2]) Gedruckt unter dem Titel „L'art de chevalerie selon Vegece" 1488.

wohl zur historischen wie zur theoretischen Literatur[1]) gerechnet werden, da es unter fingiertem Namen (Amidas ist König Karl VII.) die Kriegs-Memoiren Bueils darstellt. Die eigentlichen Verfasser scheinen drei Gefolgsmänner des Kapitäns gewesen zu sein, die wohl auch die gelehrten Schmuckstücke aus antiken Autoren eingefügt haben. Le Jouvencel soll den jungen Edelmann lehren „zu gehorchen, zu kämpfen und schließlich zu befehlen", was in uns hohe Erwartungen erweckt. Ich habe auch manches Interessante darin gefunden. Z. B. ein Fürst solle ein Drittel seiner Ausgaben auf das Nachrichtenwesen (en espie) verwenden, und eine sehr eindringliche, mit vielen Beispielen belegte Verwarnung, zu Fuß nicht anzugreifen, sondern sich angreifen zu lassen.[2])

Es wäre ein Gegenstand für eine Spezialuntersuchung, aus dem Jouvencel ebenso wie aus Christine und einigen kleineren Schriften die theoretischen Gedanken des 15. Jahrhunderts über Taktik und Strategie systematisch zu bearbeiten und mit der Wirklichkeit zu vergleichen. Für dieses Werk habe ich aus den S. 437 angeführten Gründen geglaubt, darauf verzichten zu können. Sehr reich würde die Ausbeute auch nicht werden.

Um dieselbe Zeit wie Christine de Pisan schrieb in Böhmen ein fränkischer Edelmann aus Eichstädt, Konrad Kyeser, ein Kriegsbuch, das er Bellifortis nannte und das einen ganz anderen Charakter trägt. Es ist ausschließlich technischer Natur und besteht in einer großen Anzahl von Bildern mit hinzugefügter lateinischer Erklärung, meist in Hexametern. Der Grundstock zu diesen Bildern ist viel älter und geht vielleicht zum Teil auf byzantinische Muster zurück, und das ganze fünfzehnte Jahrhundert durch wurden in Deutschland wie in Italien diese Kriegs-Bilderbücher gepflegt, fortgesetzt, neu fabriziert. Den Anstoß zu dieser Literatur gab die neue Kunst der Feuerwerkerei, aber sie entspricht auch tiefer ganz dem Geiste der Zeit und wird von Jähns[3]) vortrefflich folgender-

[1]) Jähns in der Gesch. d. Kriegswissenschaften hat es übergangen. Es ist herausgegeben von C. Favre und L. Lecestre. 2 Bde. Paris 1887, 1889.

[2]) Le Jouvencel Buch I, cap. 17, Bd. II, 63 „une bataille à pié ne doit point marcher, mais doit toujours attendre ses ennemis pié coy. Car quant ils marchent, ils ne sont pas tous d'une force, ils ne peuvent pas tenir ordonnance. Il ne fault que un buysson pour les départir."

[3]) Gesch. d. Kriegswissenschaften I, 248.

maßen charakterisiert: „Die technischen Zeichnungen antiker Codices, wie sie namentlich in den byzantinischen militärischen Encyklopädien häufig begegnen, kamen den Neigungen des ausgehenden Mittelalters in eigentümlicher Weise entgegen. War das doch die Zeit, in welcher man allen möglichen Geheimnissen „mit Hebeln und mit Schrauben“ auf die Spur zu kommen hoffte. In welcher man wähnte, die Riegel, die den Eingang zu übernatürlicher Macht verschlössen, heben zu können, wenn des gebrauchten Schlüssels Bart nur recht „kraus“ sei. Nicht verworfen wurde das Unverstandene, sondern um so sorgfältiger überliefert. je weniger man imstande war, es zu begreifen. Antike Traditionen und eigene Erfindungen wurden in seltsamer Art mit astrologischen, mystischen und alchymistischen Elementen verquickt, und namentlich die Feuerwerkerei bildete die Brücke zwischen diesem geheimnisvollen Wissen und der Lebenspraxis, zumal der größte Teil jener Zeit, jener zum Teil nekromantischen Technik im Kriegswesen zugewendet war. Feuerwerkerei und Büchsenmeisterei umgab zu Ausgang des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts noch ein eigenartiger Nimbus, der nicht frei von unheimlichen Nebenlichtern war, und der die Feuerkundigen als eine der vornehmsten Klassen der Wissenden überhaupt, namentlich aber als berufene Träger kriegerischer Geheimkunst erscheinen ließ.“ Entscheidend ist in dieser Charakteristik das Wort, daß man auch das Unverstandene nicht verwarf, sondern um so sorgfältiger überlieferte. Was man aus eigenem hinzufügte, war dementsprechend: wie Jähns wieder sehr treffend an anderer Stelle sagt (S. 291), eine Mischung von Erfahrung und Einbildung oft in unbefangener Kindlichkeit. Für die Geschichte der Kriegskunst ist aus diesen zahlreichen Büchern deshalb so gut wie nichts zu entnehmen, nicht bloß weil sie die Technik behandeln, die wir als solche aus diesem Werke ausschließen, sondern weil auch die zufälligen sonstigen Angaben keinen Glauben verdienen. Schon bei der Behandlung des Altertums haben wir festgestellt, wie wenig aus den theoretischen Schriften zu schöpfen ist, weil sie bis zur Unbegreiflichkeit mit dem Wirklichen in Widerspruch stehen, statt es abzuspiegeln. Ist schon das Altertum, das doch zu rationellem Denken soviel besser erzogen war, so einzuschätzen, um soviel mehr trifft das Urteil das Mittelalter, dem ohnehin die

Handhabung der Kritik nicht anerzogen war. Diese technischen Schriften des fünfzehnten Jahrhunderts sind voller Abenteuerlichkeiten, und man darf ihnen deshalb auch das, was auf den ersten Blick nicht so unmöglich erscheint, erst glauben, wenn man irgendwelche Gründe für ein solches Vertrauen beizubringen vermag. Da findet man bei Kyeser Sichelwagen, Schwimmstiefel, Pferde, die mit brennenden Holzstücken bepackt den Feind in Schrecken setzen, ein Geschütz, das eine Steinkugel von 1½ Fuß Durchmesser schießen soll, aber so schwach konstruiert ist, daß es offenbar keinen Schuß aushalten kann. Zu dieser Schule gehört auch der oben schon erwähnte „moler und büchsenschießer" Dachßberg, der den Feind mit einer keilförmig geordneten Wagenburg angreifen will und empfiehlt, im Seekrieg solle man auf den Feind Fässer mit gepulvertem Kalk schleudern, um ihm die Augen zu blenden oder mit dünner Seife, um das Schiffsverdeck schlüpferig zu machen. Auch ein Geschütz, das um die Ecke schießt, findet sich und wird mit Recht „machina mirabilis" genannt.

Taktische Vorschriften finden sich hauptsächlich in einer anonymen Schrift etwa vom Jahre 1450[1]) und ungedruckten Ausarbeitungen eines Philipp von Seldeneck,[2]) gegen 1480, aber der Geist ist ganz derselbe wie in den Bilder-Handschriften: sachwidriges Theoretisieren, aus dem schwer etwas zu lernen ist. Man muß es Seldeneck schon als Verdienst anrechnen, daß er wenigstens nicht, wie der Anonymus, mit der dreieckigen Aufstellung des Fußvolks arbeitet, die den Feind durch ihre Spitze zerteilen soll.

Das bedeutendste dieser Werke stammt von dem Italiener Roberto Valturio, geschrieben etwa 1460, und 1472, vielleicht als das erste aller Bücher in Italien gedruckt. In Jähns' Geschichte der Kriegswissenschaft findet man über alle diese Schriften sorgfältige Referate, die uns des weiteren Eingehens an dieser Stelle überheben.

General Köhler.

Das Buch, mit dem ich mich in diesem Bande am meisten habe auseinandersetzen müssen, ist das große Werk des Generals Köhler[3]), und

[1]) Veröffentl. von Köhler im Anzeiger f. d. Kunde d. deutschen Vorzeit 1870.
[2]) Referiert bei Jähns I, 323.
[3]) Die Entwickelung des Kriegswesens und der Kriegführung in der Ritterzeit von Mitte des 11. Jahrhunderts bis zu den Hussitenkriegen. Drei Teile in fünf Bänden. Von G. Köhler, Generalmajor a. D. 1886 bis 89.

es ist daher wohl angezeigt, daß ich mich schließlich noch im Zusammenhang darüber ausspreche.

Der Verfasser hat, nachdem er 41 Jahre als Artillerist im praktischen Dienst gestanden, das Studium der Kriegsgeschichte des Mittelalters ergriffen und mit eisernem Fleiß das ungeheure Material der Urquellen in den verschiedensten Sprachen wie der modernen Literatur darüber bewältigt. Er weiß, was die historische Methode verlangt und entwickelt in seiner Vorrede (ebenso zum dritten Bande S. XIV) durchaus richtige Grundsätze und Anschauungen über die Bedeutung und Behandlung der Kriegsgeschichte; namentlich betont er, daß nicht bloß der Historiker einer besonderen Vorbildung für die Behandlung der kriegsgeschichtlichen Vorgänge bedürfe, sondern daß auch der Militär noch keineswegs vermöge seiner Kenntnis des modernen Kriegswesens qualifiziert sei, vergangene Epochen des Kriegswesens richtig zu behandeln und zu beurteilen; er führt dazu eine Reihe von recht respektabeln Namen an, von Militärs, die ohne die rechte historische Anschauung an solche Aufgaben herangetreten und dabei nach Köhlers unzweifelhaft richtigem Urteil gescheitert sind. Er verfällt auch nicht, was ihm besonders anzurechnen ist, in den naheliegenden Fehler, den Wert der Kriegsgeschichte für den Soldaten zu überschätzen, sagt sogar rundweg (Bd. I, S. XXXI), sie trage zur praktischen Durchbildung des jungen Offiziers nichts bei.

Aber so glücklich die Kombination von militärischer Erfahrung, profunder Gelehrsamkeit und energischem Streben zu geistiger Erfassung zu sein scheint, zu der Einheitlichkeit der Eigenschaften, die die Voraussetzung der wissenschaftlichen Fruchtbarkeit ist, ist er nicht gelangt. Bei der Schlacht von Cortenuova (I, 212) passiert es ihm, daß er „cum ad rem ventum est, neutrum eligerunt“ übersetzt, „daß die Schlacht unter gleichen Verhältnissen, selbst in Bezug auf den Wind stattfinden sollte“, sodaß man zweifeln möchte, ob er überhaupt Latein verstehe. Aber es handelt sich hier doch nur um eine momentane Unaufmerksamkeit, nur sehr selten findet man noch einen kleinen Uebersetzungsfehler, der reichlich dadurch aufgewogen wird, daß derselbe Autor die Lesart einer lateinischen Urkunde, des Weißenburger Dienstrechtes, in evidenter Weise zu verbessern vermochte (oben S. 316). An dem äußeren Rüstzeug hat es also tatsächlich nicht gefehlt, aber die Kraft weder der Kritik noch der Anschauung reichte aus. Auch Waitz hatte keine Anschauung, aber er hat durch die Energie der Kritik doch Großes geleistet; Jähns hatte im Grunde von beidem, sowohl von Kritik wie Anschauung, nur wenig, ich möchte sagen, nur stellenweise, aber er hat durch unermüdlichen Fleiß, übersichtliche Anordnung und vortreffliche Darstellungsgabe sowohl in seinem „Handbuch einer Geschichte des Kriegswesens von der Urzeit bis zur Renaissance“, wie in seiner „Geschichte der Kriegswissenschaften“ so erfreuliche wie nützliche Werke geschaffen. Köhler steckte sich ein höheres Ziel, ist aber dabei, da seine Kräfte dazu nicht ausreichten, in der Hauptsache gescheitert. Wohl hat er, wie das garnicht anders sein

konnte, in manchen Einzelheiten richtig gesehen. Seine Bemerkungen über das Bogenschießen (II, 367. III, Vorbem.) sind vortrefflich; seine Schilderung des Tannenberger Terrains ist mustergültig; seine Ansichten über das bewaffnete Gefolge der Ritter haben den Wert einer Entdeckung, seine scharfe Ablehnung des Werkes von Delpech[1]) war gerechtfertigt, und so könnte man noch manches anführen. Aber über solche Einzelheiten geht das Lobenswerte und Verdienstliche in dem Buche leider nicht hinaus. Schon die Grundanlage des Werkes ist verkehrt.

Köhler sagt (Bd. I, S. XXXIII), der Anfang seines Werkes sei gegeben „durch die völlige Umgestaltung des Kriegswesens, welche durch die Einführung des Lehnswesens erfolgte, die sich um die Mitte des 11. Jahrhunderts, wo dasselbe zu einem gewissen Abschluß gekommen war, von der früheren Zeit abhob.“ Um die Mitte des 11. Jahrhunders ist aber garnichts zum Abschluß gekommen. Die Schaffung einer Kriegsverfassung durch die Feudalität kam zum Abschluß im 9. Jahrhundert und die Abschließung des so gebildeten Kriegertums zu einem Geburtsstande vollendete sich im 12. Jahrhundert, nachdem sie im 11. schon sehr weit gediehen war.

Der falsche Ausgangspunkt wurde Veranlassung zu den ungeheuerlichsten Verknüpfungen. Waffen und Kriegswesen der germanisch-romanischen Völker sollen aus Byzanz stammen. „Das ripuarische Gesetz kennt als Waffen nur noch das Schwert, den Spieß und den Schild. Das sind die damals üblichen byzantinischen Waffen.“ (III, 1, S. IV; III, 1, S. 8.) „Das Abendland verdankt den Standpunkt, auf dem sich im 13. Jahrhundert seine Kriegskunst befand, doch nur dem achthundertjährigen Kontakt mit Byzanz.“ (III, S. I.) „Nicht nur, daß das Mittelalter die Grundsätze der Gefechtsführung der römischen Legionen, wie sie in Byzanz auf das Gefecht der Reiterei übertragen worden waren, angenommen hat, es hat sie selbst fortgebildet und im wesentlichen die Gefechtsmethoden geschaffen, die noch heute die herrschenden sind.“ (III, 3, S. I.)

Der Mangel an historischem Instinkt, der sich in diesen Bemerkungen zeigt, erscheint nun auch fortwährend im einzelnen, in wunderlichem Widerspruch mit der kritischen Methode zu der der Autor sich theoretisch mit guter Einsicht bekennt.

Im Jahre 1302 läßt er, weil eine Quelle es so erzählt, die Vlamen aufgestellt sein in Form eines Schildes, die Spitze nach vorn und die Einzelnen aneinandergebunden, sodaß man nicht einbrechen konnte (III, 2, 261). Auch bei Falkirk läßt er die Schotten aneinandergebunden sein (III, 2, 264). Bei Nikopolis sind die tapferen französischen Ritter über das türkische Gros so erschrocken, daß sie unfähig sind, auch nur die

---

[1]) Henri Delpech, La Tactique au XIIIme siècle. Paris 1886. Auch A. Molinier in einer eingehenden Besprechung, Revue historique Bd. 36 (1888) p. 185, legt dar, daß Delpech die elementarsten Grundsätze der historischen Kritik unbekannt seien.

Schwerter zu ziehen (II, 650). Auch bei Azincourt läßt sich die französische Ritterschaft fast ohne Gegenwehr abschlachten (II, 771).

III, 2, 266 läßt Köhler Richard Löwenherz mit 80 Rittern und 400 Armbrustern einem Heere von 20 000 Reitern unter Saladins eigner Führung widerstehen. Das Gefecht dauerte von morgens bis nachmittags 3 Uhr, wo Richard selbst zum Angriff überging.

Köhler sieht die Wagenburg als eine Deckung während des Marschierens an (III, 3, 384).

„Die „Freiheit", hören wir III, 3, S. 382, sind die Vorgänger der Landsknechte, konnten aber damals zu keiner Organisation gelangen, weil sie nach dem Kriege vertilgt wurden." Man fragt, weshalb die starken Männer, die die Freiheit nach dem Kriege vertilgten, nicht lieber schon den Krieg ohne sie geführt haben, und auch die Anmerkung wird uns nicht über diese Frage hinweghelfen: „Herzog Ruprecht der Jüngere ließ 60 dieser „mutwilligen Knechte des Blutharstes" 1386 in einen Ziegelofen werfen und verbrennen". Königshoven 845. „Nach den Bischofskriegen der Straßburger 1393 wurde förmlich Jagd auf sie gemacht. Königshoven 691."

Die Genesis aller dieser Widersprüche ist klar und lehrreich. Köhler macht denselben Fehler, den auch unsere Philologen bei der Behandlung der alten Geschichte so häufig machen: er ist zu abhängig von der einzelnen zufällig erhaltenen, zufällig so oder so gefärbten Quellen-Aussage. Bliebe es dabei, so könnte sein Buch immer noch eine gut geordnete und sehr brauchbare Registratur abgeben. Da er aber nun gleichzeitig die Quellen in, wie er meint, sachkritischer, tatsächlich aber höchst willkürlicher und phantastischer Weise auslegt und ausbaut, so ist das Ergebnis, wie wir es immer wieder gesehen haben.

Seine Schlachtdarstellungen und Analysen, auf die sich jede Geschichte der Kriegskunst aufbauen muß, haben wir bei quellenmäßiger Nachprüfung allenthalben verwerfen müssen. Sie haben sich oft als reine Phantasiebilder erwiesen; es ist nicht nötig, das hier zu wiederholen. Am meisten Schaden hat er angerichtet dadurch, daß, gestützt auf seine Autorität, neben der von Jähns, gegen Rüstow und Bürkli, die neueren Schweizer Forscher wieder die unsinnige Vorstellung von der Schlachtordnung im Dreieck aufgenommen haben. Namentlich W. Oechsli hat in einem eigenen Aufsatz in der „Schweizerischen Monatsschrift für Offiziere aller Waffen" (1902) den „Spitz" als Dreieck quellenmäßig zu verteidigen gesucht. Ich wiederhole deshalb noch einmal kurz, was darüber zu sagen ist. Zu unterscheiden ist zunächst zwischen Fußvolk und Reitern. Reiter können überhaupt keine tiefe Kampfesform haben; die „Spitze", die von ihnen berichtet werden, sind nicht Kampfes-, sondern Annäherungsformen und sind als solche eine ausgetiftelte Ueberfeinheit ohne praktischen Wert, die zuweilen Mode war (vgl. oben S. 294). Anders das Fußvolk. Hier hat die tiefe Aufstellung den Wert, daß die hinteren Glieder die vorderen vorwärts drücken was bei Reitern nicht geschieht. Ist

nun ein Haufen sehr tief (und auch das Mannsquadrat ist viel tiefer als breit, wegen des größeren Abstandes vom Vorder- als vom Nebenmann), so macht es sich sehr leicht, daß entweder die beiden vorderen Ecken etwas zurückbleiben oder die hintersten im Eifer überquellen, oder auch beides zugleich, sodaß der Gevierthaufen beim Zusammenstoß in der Tat eine dem Dreieck ähnliche Form annimmt. Das kann sogar mit der Linie vorkommen, wovon Friedrich der Große aus der Schlacht bei Fontenay, 1745, ein Beispiel erzählt (Hist. de mon temps II, 355). Auch von englischen Karrees in der Schlacht bei Belle-Alliance wird es berichtet. Diese Deformation erscheint zuweilen, wenn auch sehr selten, in mittelalterlichen Schlachtberichten als beabsichtigt[1]), und jene Theoretiker, deren Wirklichkeitssinn wir kennen gelernt haben, von Vegez an, kommen immer wieder mit dem Bilde, daß man mit einer solchen Spitze den Feind „zerteilen" könne. Das ist aber unmöglich. Denn um den feindlichen Haufen zu zerteilen, müßte der Mann an der Spitze des Dreiecks zuerst den Mann, auf den er stößt, überwinden. Das kann er aber nicht, auch wenn er ihm persönlich sehr überlegen sein sollte, weil er während des Kampfes auch von den beiden Nebenmännern seines Widerparts, die ja niemand direkt gegen sich haben, angegriffen werden wird, und auch der stärkste Mann nicht gegen drei bestehen kann. Auch wenn im ersten Gliede des Dreiecks nicht einer, sondern mehrere stehen, würde es nicht anders sein: immer würden die Aeußersten umfaßt werden. Erst wenn die Spitze des Keils eine gewisse Breite hat, also wenn er nicht ein Dreieck, sondern ein Viereck darstellt, wird dieser Nachteil so geringfügig, daß er schwindet. (Vgl. Bd. II, S. 45, S. 391.)

Die Worte „Spitz" und „cuneus" beweisen für eine dreieckige Anordnung garnichts. „Spitz" wird, wo wir Berichte in zwei Sprachen haben, einfach mit acies übersetzt, und cuneus ist schon bei Livius ein Ausdruck für die Phalanx, wird in althochdeutschen Glossen mit „folch" oder „heriganoscaf" (wie multitudo), im deutschen Vegez von Ludwig Hohenwang (gedruckt etwa 1475) „ain besamelte mengin der ritter" übersetzt, und Schlachtlieder gebrauchen den Ausdruck[2]) „ordenten ihr Heer in spitz und ordnung wie ein mur".

[1]) Das Gefecht bei Visp, auf das sich Oechsli beruft, kennen wir nur aus einer 80 Jahre späteren Quelle, und es ist methodisch falsch, die offenbar ganz legendarische Erzählung als Zeugnis zu verwerten, auch nur insofern ein Eidgenosse des 15. Jahrhunderts sich dergleichen unter einem „Spitz" vorgestellt habe. Ein Chronist, der von so lange vergangenen Dingen erzählt, hat es oft genug durchaus keinen Arg, die wunderlichsten Märchen einzuflechten. Ebensowenig ist auf eine dreieckige Ordnung zu schließen, weil der Ritter Freiherr vom Stein aus Schwabenland im Gefecht bei Ragaz 1446 „zuvorderst" am Spitz ritt, einzudringen suchte in den Haufen der Eidgenossen und dabei erschlagen ward. Der Ritter mag seinen Genossen voraus gewesen sein und versucht haben, den Seinen eine Gasse zu machen, „denn Roß und Reiter war mit Harnisch überdeckt", ganz gewiß aber wäre es ihm lieb gewesen, wenn die anderen neben ihm dasselbe getan, statt um der Dreiecksordnung willen eine Pferdelänge zurückzubleiben. Man zerteilt und zerbricht eine feindliche Schlachtordnung nicht dann am besten, wenn zunächst nur Einer oder Einige eindringen, sondern umgekehrt, wenn möglichst Viele zugleich eindringen.

[2]) Lilienkron, II, 310.

Auf derselben Höhe mit der Dreiecksordnung steht Köhlers Vorstellung von den drei Treffen der Ritterschaft. Man bedenke: jedes dieser Treffen besteht wieder aus „Keilen", d. h. 20—30 Pferde tiefen Kolonnen, und das sollen nicht Marsch-, sondern Kampfesformationen sein! Die einzigen Kämpfer, die bei solcher Kampfesordnung in der Lage sind, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, sind die des ersten Gliedes des ersten Treffens; das wäre also ein Sechzigstel oder Neunzigstel der Armee, und das bei Reitern, wo die hinteren Glieder nicht einmal im stande sind die vorderen vorwärts zu drücken, und die natürliche Schwäche der Flanken noch viel größer ist als beim Fußvolk! Kein Wunder, daß ein Autor mit dergleichen Vorstellungen an die Aufstellung der Spanier glaubt, bei der den Soldaten die Füße zusammengebunden werden.

Den Beschluß dieser Offenbarungen mögen die „runden" Phalangen der Germanen machen, von denen uns Cäsar berichten und in der die Allemannen bei Straßburg gefochten haben sollen (III, 2, 233, 235; III, 3, 136.)

Auch die Sachsen in der Schlacht an der Unstrut, 1075, sollen sich zu einem Kreise zusammengeschlossen haben, „der aber nach tapferer Gegenwehr den wiederholten Anfällen des kaiserlichen Heeres erlag" (Bd. III, 2, 257). Die Stelle, die dafür zitiert wird, lautet, bei Lambert, S. 184 (M. G. SS. V, 227): „vix tandem ex illa trepidatione resumpto spiritu cum in globum densissimum tumultuaria se statione stipassent, non expectato signo, ut consuetudo est pugnaturis", — so weit geht das Köhlersche Zitat; Lambert aber fährt fort: „equis subdant calcaria ut summo nisu praecipites feruntur in adversarios".

Nach allem hat Köhler nicht den Anspruch, als eine Autorität auf dem Gebiete der Geschichte des Kriegswesens anerkannt zu werden und hatte nicht das Recht, Forscher wie Rüstow, Oman, Bürkli, Baltzer, in grobem Ton von oben herab zu behandeln.

Nachtrag zur Schlacht auf dem Lechfelde.

Während des Druckes dieses Bandes ist durch die Aufmerksamkeit Breßlaus das Quellenmaterial für die Schlacht auf dem Lechfelde noch um ein wichtiges Zeugnis vermehrt worden. (Histor. Zeitschr. Bd. 93, S. 137.)

In Gerhards Leben des Bischofs Udalrich findet sich eine Vision erzählt, deren Beziehung auf unsere Schlacht von neueren Forschern so bestimmt abgelehnt wurde, daß auch ich sie nicht weiter in Betracht gezogen habe. Breßlau aber hat schlagend nachgewiesen, daß sie sich doch darauf bezieht.

Gerhard erzählt uns (Kap. 3, nach Breßlaus Wiedergabe): Eines Nachts erscheint dem Bischof die hl. Afra und führt ihn auf die Ebene, die man zu deutsch Lechfeld nennt (in campum quem Lechfeld vulgo dicunt). Hier sieht Udalrich zuerst den hl. Petrus, der mit Bischöfen und anderen Heiligen ein Konzil abhält, auf dem Arnulf von Bayern wegen Verwüstung vieler Klöster verurteilt wird; Petrus richtet darauf an Udalrich das Wort und gibt unter dem Bilde der beiden Schwerter, deren einem der Griff fehlt, sein oft besprochenes Urteil über die Ablehnung der Salbung und Krönung durch Heinrich I. ab. Nach beendetem Konzil zeigt die hl. Afra ihrem Schützling den Platz des Lagers, wo später (im Jahre 952, fügt Breßlau hinzu) Otto I. eine königliche Sprache hielt und die Huldigung der Könige Berengar und Adalbert von Italien entgegennahm. Und nun heißt es weiter: „indicavitque ei venturam supergressionem Ungrorum et loca belli et, quamvis laboriose, tamen victoriam christianis concessam esse nunciavit".

So sicher es nach Breßlaus Darlegung ist, daß dieser Satz sich auf keine andere als unsere Schlacht bezieht, so ist es doch nicht so ganz unverständlich und unnatürlich, daß Schäfer und die anderen Forscher, gegen die Breslau sich wendet, diese Beziehung abgelehnt haben, denn es schien, daß dadurch ein Widerspruch in die Ueberlieferung komme, ein so absoluter Widerspruch, daß auch Breßlau nicht einmal einen Versuch der Lösung gewagt hat: das Lechfeld ist südlich der Stadt Augsburg, das Entsatzheer aber kommt vom

Norden, von der Donau: wie kann da die Schlacht auf dem Lechfelde stattgefunden haben? Selbst wenn man annehmen wollte, daß der Name des Lechfeldes sich noch etwas über Augsburg hinaus nach Norden erstreckt hat, so nützt das nichts, da ja nach der Aussage unseres Augenzeugen, Gerhard, die Schlacht in solcher Entfernung von der Stadt stattgefunden hat, daß man sie von dort aus nicht hat wahrnehmen können. Das sind Merkmale, die, man mag den Begriff des Lechfeldes noch so weit fassen, sich schlechterdings nicht miteinander vereinigen lassen.

Aber unsere beiden Hauptquellen stehen nach Breßlau noch in einem weiteren unlösbaren Widerspruch zu einander. Widukinds Erzählung führt notwendig zur Ansetzung der Schlacht auf dem rechten Ufer des Lech; die Erzählung Gerhards aber, daß die Ungarn nach ihrer Niederlage an der Stadt vorbeigeflohen seien, scheint Breßlau nicht anders auslegbar, als daß die Schlacht auf dem linken Ufer gewesen sei.

Aber bei der bloßen Konstatierung des unlösbaren Widerspruchs können wir uns doch nicht beruhigen: wie soll denn Widukind zu seiner Behauptung gekommen sein, die Ungarn seien, um den Deutschen zu begegnen, über den Lech gegangen? Und auf irgend eine Weise muß sich doch schließlich die Tatsache, daß die Deutschen von der Donau her gekommen sind, mit den Angaben des Augsburgers und Augenzeugen Gerhard, daß der Kampf auf dem Lechfelde stattgefunden, daß man ihn von der Stadt aus nicht habe sehen können und daß die Ungarn fliehend den Lech überschritten hätten, vereinigen.

Die Lösung ist in unserer Darstellung der Schlacht bereits gegeben. Das nachträglich herangezogene Zeugnis der Vision bestätigt sie. Ein Heer, das von der Donau kommt, kann allerdings mit einem Heer, das Augsburg belagert, nicht südlich der Stadt eine Schlacht schlagen. Das ist klar. Aber Schlachten bilden zuweilen nicht eine einzige Aktion, sondern zerfallen in mehrere, getrennte Akte, und alle Rätsel schwinden in unserm Falle und alle Nachrichten schließen sich harmonisch zusammen, sobald man die Schlacht etwa $1^1/_2$ Meilen ostnordöstlich von Augsburg ansetzt mit der Maßgabe, daß die Ungarn zuerst in ihr Lager südlich von Augsburg geflohen und von neuem angegriffen worden sind, als sie von da, den Lech wiederum überschreitend, den Weg in die Heimat antreten wollten.

Daß die Ungarn die Ankunft des Entsatzheeres nicht abwarteten und die Schlacht unmittelbar vor ihrem Lager annahmen, sondern dem Feinde entgegengingen, war bei ihrer Taktik als berittene Bogner, die beliebig ausweichen können müssen, geboten. Da die Deutschen von Nordosten kamen, vielleicht sogar den Anmarsch fast ganz mit der Front nach Westen genommen hatten, so konnten die Ungarn, als sie geworfen waren, auf keinen Fall direkt die Richtung in ihre Heimat einschlagen, sondern mußten im großen Bogen um den linken Flügel der Deutschen herumzukommen suchen. Dieser Bogen führte sie ziemlich wieder bis an den Lech. Da scheuten sie sich nicht, vertrauend auf die Geschwindigkeit ihrer Rosse, auch noch

einmal hinüberzugehen, um aus dem Lager noch einiges, namentlich die Frauen zu retten.

Nach dem ausdrücklichen Zeugnis Gerhardts haben die Ungarn in den ersten Zusammentreffen nicht sehr große Verluste erlitten. Als die deutschen Ritter mit Lanze und Schwert auf sie einstürmten, werden sie schnell genug erkannt haben, daß sie nicht siegen konnten, und waren auf ihren leichten Rossen den Gegnern bald und ohne starke Verluste entkommen. Aufs äußerste aber und deshalb auch mit großem Verlust werden sie gekämpft haben, als sie sahen, daß die Deutschen ihnen den Rückzug verlegten.

Die Augsburger standen so sehr unter dem Eindruck dieses oder dieser sich noch innerhalb ihres Gesichtskreises abspielenden Gefechte am Lech, daß sie die Schlacht danach benannten und es nicht unnatürlich erscheint, wenn dem Bischof bei seiner Vision auf dem Lechfelde nun diese „loca belli" als diejenigen gezeigt werden, wo den Christen „quamvis laboriose, tamen victoria" beschieden, und nachdem nunmehr diese Verknüpfung des Sieges mit dem Namen des Lechfeldes als ursprünglich genügend verbürgt ist, scheint es mir auch richtig, ihn beizuhalten, mag auch der erste, taktisch entscheidende Zusammenstoß nicht im Lechfeld selbst, sondern auf dem Hügellande nordöstlich davon stattgefunden haben.

Auch die beiden in der späteren Tradition genannten Namen Kolital und Gunzenlee kommen nunmehr zu Ehren und erweisen sich als echt. Nicht gerade, daß man den ersten Kampf in die unmittelbare Nähe des heutigen Gollenhof zu setzen hätte, denn die Ortsnamen können im Laufe der Jahrhunderte durch Zerstörung und Wiederaufbau ziemlich weit verschoben werden, aber da der überlieferte Name sich indirekt tatsächlich in dem Gelände einen halben Tagemarsch nordöstlich von Augsburg findet, so darf er auch darauf bezogen werden; und ganz ebenso der Gunzenlee, da die Ungarn notwendig in dieser Gegend, $1^1/_2$ Meilen oberhalb Augsburgs, den Versuch gemacht haben müssen, wieder über den Fluß zu kommen. Zurückgeschlagen, werden sie den Fluß immer weiter hinaufgeritten sein, um irgendwo durchzubrechen oder um die Deutschen herumzukommen. Aber auch an den Isar- und Inn-Uebergängen werden noch viele von ihnen gefaßt worden sein.

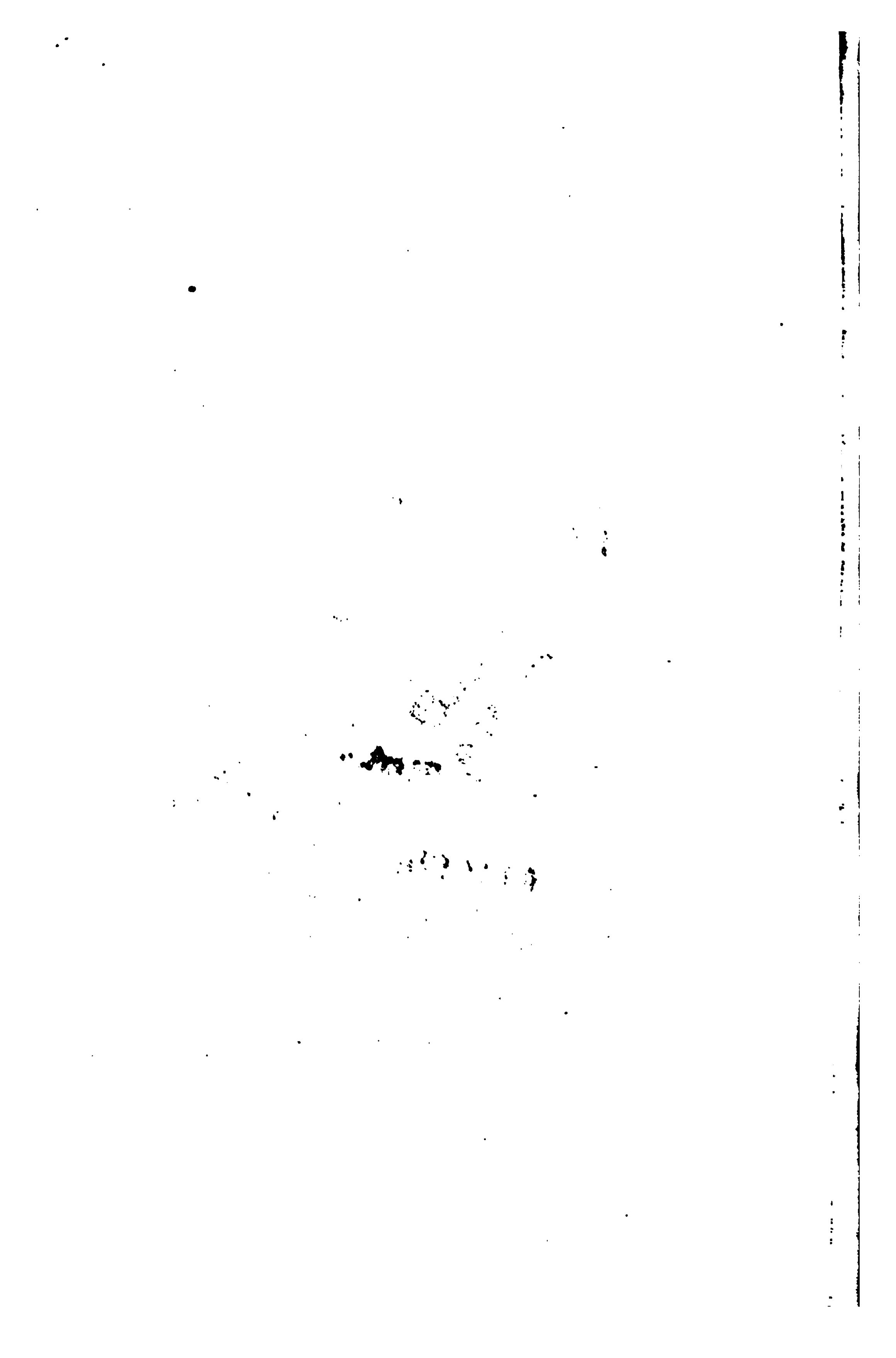
Chronologisches Verzeichnis der in diesem Bande erwähnten Gefechte.

Sachregister.

*

Druck von J. S. Preuß, Berlin SW., Kommandantenstr. 14.






3 2044 009 711 060